Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1903

Zweiter Band.

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Franz Binder und Georg Jochner.

(Eigentum der Familie Görres.)

Hundertzweiunddreißigster Band.

München 1903.
In Kommission der Literarisch-artistischen Anstalt (Theod. Riedel).

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Seite

Seite

I.

Dante.

Von Dr. Hermann Grauert-München.

IV.[1])

Houston Stewart **Chamberlain** hat uns in seinen ‚Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts'[2]) noch eine letzte Offenbarung zuteil werden lassen, welche alle Danteforscher und Dantefreunde nicht wenig überraschen wird. Die wahre Quelle aller Religion sei heute, so sagt er, nicht eine unbestimmte Ahnung, nicht Naturdeutung, sondern die tatsächliche Erfahrung bestimmter menschlicher Gestalten. Mit Buddha und mit Christus sei Religion realistisch geworden, eine Tatsache, welche von den Religionsphilosophen regelmäßig übersehen werde und noch nicht ins öffentliche Bewußtsein gedrungen sei. Was eine Gestalt wie Jesus Christus bedeute, was sie offenbare, lasse sich nicht in Worten aussprechen; es sei ja das Innere, das Zeit- und Raumlose, durch keine rein logische Gedankenkette erschöpfend oder auch nur adäquat Auszudrückende; es handle sich bei Jesus Christus lediglich um jene „Natur, die einem Willen unterworfen ist" (wie Kant sich ausdrückte), nicht um jene, welche den Willen sich unterwirft, d. h. also, es handle sich um

1) S. Bd. CXXXI S. 881–907.

2) S. 951 f.

jene Natur, in welcher der Künstler zu Hause sei und von wo aus er allein es verstehe, eine Brücke in die Welt der Erscheinung hinüber zu schlagen. An Jesus Christus sei die leibliche Erscheinung (zu welcher auch das ganze irdische Leben gehöre) das Sichtbare und insofern eine gewissermaßen nur allegorische Darstellung des unsichtbaren Wesens; doch sei diese Allegorie unentbehrlich. Denn die erfahrene Persönlichkeit sei es ja gewesen — nicht ein Dogma, nicht ein System, beileibe nicht der Gedanke, hier ginge ein hypostasierter Logos in Fleisch und Blut herum — welche den unvergleichlichen Eindruck hervorgebracht und viele und viele Menschen innerlich völlig umgewandelt habe. Mit dem Tode sei die Persönlichkeit — also das einzig Wirksame — (sic!) dahingeschwunden. Was geblieben, sei Fragment und Schema (sic!). Damit aber das wunderwirkende Beispiel weiterbestehe, damit die christliche Religion nicht ihren Charakter als tatsächliche, wirkliche Erfahrung verliere, müsse die Gestalt Christi immer wieder von neuem geboren werden; sonst bleibe eitles Dogmengewebe, und die Persönlichkeit — deren außerordentliche Wirkung die einzige Quelle dieser Religion gewesen — erstarre zu einem abstrakten Gedankendinge. Sobald das Auge sie nicht erblicke, das Ohr sie nicht vernehme, schwinde sie immer ferner, und an Stelle lebendiger realistischer Religion bleibe entweder stupide Idolatrie, oder im Gegenteil ein aristotelisches, aus lauter abstraktem Spinngewebe errichtetes Vernunftgerüst, wie wir (Chamberlain) das bei Dante sahen, bei welchem die einzige sichere Grundlage aller uns Germanen in Wahrheit möglichen Religion — die Erfahrung — vollständig fehle und der Name Christi konsequenter Weise gar nicht einmal genannt werde.[1])

Von Staunen ergriffen fuhr ich bei der Lektüre dieser Sätze zusammen, faßte meinen Kopf, faßte aber auch die

---

1) Von mir gesperrt.

kleine Scartazzinische Ausgabe der Divina Commedia. Bei Dante werde der Name Christi konsequenterweise gar nicht einmal genannt! so widerholte ich, schwarz auf weiß gedruckt stand es deutlich vor meinen Augen. Mechanisch schlug ich das Personenregister bei Scartazzini auf. Unter Cristo las ich den Hinweis auf Gesù Cristo. Hier aber fand ich nicht weniger als 43 Stellen verzeichnet, an welchen in der Divina Commedia Jesus bezw. Jesus Christus erwähnt oder angedeutet ist. Das Inferno ist dabei allerdings nur mit einer Stelle vertreten, das Purgatorio mit 8, das Paradiso mit 34.

Etwas beruhigt nahm ich nun auch Scartazzinis Enciclopedia Dantesca zur Hand, in deren erstem Bande (Milano 1896) S. 502 ich in dem Artikel ‚Cristo' etwa das Folgende fand:

Im Inferno werde der heilige Name Christus bezw. Jesus Christus verschwiegen, um ihn nicht zu profanieren. Deshalb werde Christus dort wohl angedeutet, aber nicht genannt, und zwar im 4. 12. 19. und 34. Gesange des Inferno je an einer Stelle. Im Purgatorio aber finde sich der Name fünf Mal im 20. 21. 23. 26. und 32. Gesange, im Paradiso endlich 34 Mal im 6. 9. 11. 12. 14. 17. 19. 20. 23.-25. 26. 27. 29. 31. und 32. Gesange Aus Ehrfurcht verwende Dante den Namen ‚Cristo' im Reime nur so, daß er das Wort mit sich selbst reime und zwar finde es sich so in Paradiso XII, 71, 73, 75, XIV, 104, 106, 108, XIX 104, 106, 108, XXXII 83, 85, 87. Außer den vier Stellen im Inferno werde der Name Christi durch Umschreibungen noch angedeutet Purg. XV, 89, XXXII, 73; Paradiso XIII, 40, XVII, 33, XXII, 41, XXIII, 105, 136, XXV, 113, XXVII, 36 und XXXIII, 131. Der vollständige Name Jesus Christus finde sich vier Mal und zwar Paradiso XXXI, 107 Vita Nova XLI, 3, Monarchia III, 10, 35 und III, 16, 48.

Genannt werde der Name Christi in der ‚Monarchia‘ an 53 namentlich aufgeführten Stellen und zwar Mon. I. 16, 11;[1]) II, 1, 3; II, 8, 23, 30; II, 9, 75; II, 12, 3, 28, 46; II, 13, 2, 9, 12, 17, 26, 29, 35, 41; III, 3, 24, 25, 43, 55, 65, 68, 88; III, 7, 2, 4; III, 8, 1, 39; III, 9, 1, 11, 13, 18, 28, 37, 38, 46, 49, 50, 53, 56, 60, 62, 67, 69, 85, 86, 94, 96; III, 13, 26, 36, 38; III, 14, 24; III, 15, 10, 18, 22. Dieser immerhin imposanten Ziffernreihe fügt Scartazzini noch ein ecc. = et caetera hinzu. Scartazzini aber fährt fort unter Nr. 5 seines, wenn auch nur statistischen, so doch immerhin gehaltvollen und wertvollen Artikels:

Cristus werde von Dante Kaiser des Universums genannt im Convivio II, 6, 8, Sohn Gottes Mon. I, 16, 2; III, 1, 20; III, 3, 43; Sohn des höchsten Gottes und der Jungfrau Maria im Convivio II, 6, 8 und den folgenden; Erlöser und Unser Erlöser im Convivio II, 6, 19; III, 11, 19; IV, 17, 79; IV, 22, 114, 116; IV, 23, 73; Weg, Wahrheit und Licht im Convivio II, 9, 86; das wahre Licht in der Vita Nuova XXIV, 26; derjenige, welcher gekreuzigt wurde im Convivio III, 7, 123; Herr und Unser Herr in der Vita Nuova XXVI, 12; im Convivio IV, 11, 80; Unsere höchste Seligkeit im Convivio IV, 22, 110, 124; der ruhmreiche Herr, welcher sich selber den Tod nicht vorenthielt in der Vita Nuova XXII, 2 ecc.

Figürlich werde Christus gesetzt für Die Religion, Die Lehre Jesu Cristi im Paradiso XI, 102, XIX, 106, 108 und XX, 47.

Hat Chamberlain vielleicht die Scartazzinischen Dante-Ausgaben und Scartazzinis Erläuterungsschriften nicht zur

---

1) Die Zitate aus der Monarchia sind nach Carl Wittes zweiter Ausgabe der Schrift gegeben.

Hand, so kann er sich jedenfalls die italienische Text-Ausgabe der Divina Commedia leicht verschaffen, welche sein englischer Landsmann Paget Toynbee nach dem von Dr. Edw. Moore hergestellten Texte i. J. 1900 neu hat erscheinen lassen. In dem dieser Ausgabe beigegebenen Register werden unter dem Namen Cristo, wenn ich richtig gezählt habe, 112 Stellen aus der Divina Commedia angemerkt. Derselbe Engländer Paget Toynbee aber hat den Danteforschern noch ein anderes nützliches Werk geschenkt, zu welchem auch Chamberlain wird gelangen können. Es ist das i. J. 1898 in der Clarendon Press in Oxford erschienene Dictionary of proper names and notable matters in the works of Dante. Hier werden S. 181 f. in dem Artikel Cristo nach meiner Zählung 290 Stellen aus Dantes Schriften angeführt, mehrere davon allerdings wohl mehrfach.

Immerhin genügen schon diese Nachschlagewerke, um die falsche Behauptung Chamberlains, bei Dante werde der Name Christi konsequenterweise gar nicht einmal genannt, als eine völlig unbegreifliche erscheinen zu lassen.

Von der Loyalität Chamberlains darf man erwarten, daß er seinen Irrtum in einer neuen Auflage seines Werkes berichtigen und dabei überhaupt alles, was er über Dante gesagt hat, einer gründlichen Nachprüfung unterziehen wird. Ich empfehle ihm dafür auch das Studium des ersten Bandes von Giacomo Polettos Dizionario Dantesco (Siena 1885) und speziell des inhaltreichen Christus-Artikels, welchen er hier S. 413—417 finden wird.

Aber Chamberlain könnte mir vielleicht entgegenhalten, seinen Irrtum gestehe er offen ein und bitte er zu entschuldigen mit der Fülle der großen Fragen und Probleme, denen er seine Aufmerksamkeit habe zuwenden müssen. Aber bei alledem bleibe bestehen, daß in dem Glaubensbekenntnis Dantes am Schluß des 24. Gesanges des Paradiso der Name Christi fehle, und daß auch von der inneren Erfahrung

der menschlichen Gestalt Jesu Christi, wie er (Chamberlain) sie im Auge habe, bei Dante so gut wie nichts zu spüren sei.

Auch einer solchen Einrede gegenüber müßte ich mir einen Widerspruch gestatten.

Wenn auch in dem Glaubensbekenntnis im XXIV. Gesange des Paradiso das Wort ‚Christus‘ tatsächlich nicht ausgesprochen wird, so schwebt doch über dem ganzen Examen, welches Petrus in diesem 24. Gesange in Bezug auf den Glauben mit Danten vornimmt, der Geist Jesu Christi. Der Dichter war soeben im 23. Gesange der himmlischen Sonne, des Triumphes Jesu Christi, ansichtig geworden und von dem Himmelsglanze überwältigt und geblendet. Den 24. Gesang aber eröffnet Beatrice mit dem herrlichen Gebete an die auserlesene Tischgenossenschaft des göttlichen Lammes, an die Seligen des achten Himmels:

„Genossenschaft des Lamms, das, erdgeboren,
Im Hochzeitsmahl so festlich hier Euch speist,
Die Ihr zur höchsten Seligkeit erkoren!
Wenn Gott die Gnade diesem hier erweist,
Noch eh' sein irdisch Denken er verloren,
Hier Brosamen zu kosten schon im Geist:
Laßt etwas Tau auf seine Seele rinnen,
Euch fließt der Quell, dem ganz gehört sein Sinnen!“

(Pochhammer's Bearbeitung in Stanzen, Parad. XXIV, 1.)

Dann tritt Petrus aus dem Kreise hervor und an ihn richtet Beatrice jetzt die Bitte, Danten im Glauben zu prüfen:

„Laß ewig Licht des großen Manns, Dich ehren,
Dem Christus seine Schlüssel ließ in Hut!
Im Leichten prüfe diesen und im Schweren
Des Glaubens, der Dich trug auf Meeresflut!“

Parad. XXIV, Stanze 5.

Beatrice bittet also ausdrücklich, die Prüfung zu richten auf den Glauben, in welchem Petrus über das Meer

wandelte. Damit ist doch der Glaube an Jesus Christus gemeint, in welchem Petrus nach der Erzählung des Evangelisten Matthaeus XIV, 28 ff. dem Heilande entgegen über das Meer wandelte, und als er zu ertrinken fürchtete, die Worte rief: Domine salvum me fac! Herr rette mich!

Der vom Evangelisten in rührenden Worten geschilderte Vorgang, der so oft von Malern im Bilde dargestellt worden,[1]) der auch Goethes Herz tief ergriffen hat,[2]) versetzt jeden Leser der Divina Commedia in die richtige Stimmung, um das nachfolgende Glaubensbekenntnis Dantes als ein spezifisch christliches zu erkennen. Der Dichter aber bekennt auch noch ausdrücklich seinen Glauben an die dreieinige Gottheit:

> Dann glaub' ich an drei ewige Personen
> In einer Wesenheit so eng vereint,
> Daß Drei in Einem hier im Himmel thronen!

Damit hat Dante sich doch auch zum Glauben an die Gottheit Jesu Christi bekannt; das Erdenleben des göttlichen Heilandes hat er selbstverständlich niemals in Zweifel gezogen.

Glaubt aber auch Chamberlain an die Gottheit Jesu Christi?

In dem, wie alles, was aus seiner Feder hervorgegangen ist, überaus anregend geschriebenen Kapitel seiner „Grundlagen", welches der „Erscheinung Christi" gewidmet ist, will er sich ausdrücklich auf die menschliche, die historische Seite der Erscheinung Christi beschränken. Durch die geschichtliche Entwicklung der Kirchen sei diese heute eher verdunkelt und ferngerückt, als unserem klar-

---

1) Unter anderem von Bernhard Plockhorst und auch von Hans Thoma.

2) Gespräch mit Eckermann, den 12. Febr. 1831. Vgl. Th. Vogel, Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion. 2. Aufl. Leipzig 1900. S. 181. Hr. Dr. P. Expeditus Schmidt O. Fr. M. war so gütig, mir die Stelle bei Vogel nachzuweisen.

schauenden Auge enthüllt. Von allem historischen Christentum will er sie daher trennen. Chamberlain meint, wir seien noch fern, sehr fern von dem Moment, wo die umbildende Macht der Erscheinung Christi sich in ihrem vollen Umfang auf die gesittete Menschheit geltend machen werde. Sollten unsere Kirchen in ihrer bisherigen Gestalt auch zu Grunde gehen, die christliche Idee werde nur um so machtvoller hervortreten. Manches, was die „Verstandesgrundlage" verschiedener Religionen bilde, will Chamberlain in diesem Abschnitt über die Erscheinung Christi kritisch prüfend betrachten. Was er aber selber als Heiligtum im Herzen berge, werde er unangetastet lassen, und so hoffe er auch keinem anderen vernünftigen Menschen verletzend nahe zu treten. Die historische Erscheinung Jesu Christi könne man ebenso gut von jeder ihr innewohnenden, übernatürlichen Bedeutung trennen, wie man Physik auf rein materialistischer Grundlage treiben könne und müsse, ohne darum zu wähnen, man habe die Metaphysik von ihrem Thron gestürzt. Von Christus freilich könne man schwerlich reden, ohne hin und wieder das jenseitige Gebiet zu streifen.[1])

Soll in diesen verklausulierten Sätzen ein, wenn auch stark verschleiertes Bekenntnis zum Glauben an die Gottheit Jesu Christi liegen? Oder soll in diesen Wendungen Christus als rein menschlicher Heros und Erlöser über die anderen von Chamberlain hochgefeierten Geisteshelden, vornehmlich über Kant und Goethe, lediglich um einige Stufen emporgehoben werden? Man könnte geneigt sein, das Erstere anzunehmen im Hinblick auf die tiefe Verehrung, mit welcher Chamberlain von der Person Christi, ja von dem „großen Wunder der Erscheinung Christi" spricht (Grdl. 194 f, Anm. 1), im Hinblick auch auf die Art, wie er Leonardo da Vinci, den Verächter der Geisteswissenschaften und der Nachweise über die Wesenheit Gottes und der Seele, als

1) Grdl. 189—191.

Christusmaler preist: Leonardo male einen Christus, der einer Offenbarung gleichkomme, ›ganz Gott und zugleich ganz Mensch‹, wie es im Athanasischen Glaubensbekenntnis heiße (Grdl. 108). Aus den Worten und dem Anblick des gekreuzigten Menschensohnes möchte Chamberlain eine vollkommene, vollkommen lebendige, der Wahrheit unseres Wesens und unserer Anlagen, dem gegenwärtigen Zustand unserer Kultur entsprechende Religion hervorgehen sehen, eine Religion unmittelbar überzeugend, hinreißend schön, plastisch beweglich, ewig wahr und doch neu, eine Religion, genau unserem besonderen germanischen Wesen angepaßt, mit einem Wort: „unser germanisches Christentum"; das letztere werde und könne nicht die Religion des „Völkerchaos" sein; der „Wahngedanke" einer „Weltreligion" sei chronistischer und sakramentaler Materialismus. Für den als Völkerchaos gebrandmarkten Menschen-„Mischmasch" hält Chamberlain offenbar die römisch-katholische Religion für gut genug (Grdl. 645 f.).

Hat aber der geistvolle deutsch-englische Polyhistor, welcher der römischen Kirche gegenüber sich so kritisch und ablehnend verhält, welcher Rom zu bekämpfen für seine Pflicht erachtet, eine genauere Kenntnis von der erhabenen Liturgie dieser Kirche? Weiß er, daß sie in dieser Liturgie im Festkreise des Kirchenjahres das Leben, Leiden und Wirken des geschichtlichen Gottmenschen Jesus Christus in treuer Pietät begleitet? Ist ihm etwa nicht bekannt, daß in der liturgischen Feier des Kirchenjahres vom Advents- und Weihnachtsfestcyklus angefangen, durch die Fasten- und die Osterzeit hindurch bis zum Himmelfahrtstage und auch in der Pfingstfeier und während der darauffolgenden langen Wochen bis zum Schluß des Kirchenjahres die Erinnerung an das unvergleichliche Leben des Gottmenschen Jesus Christus in den Herzen der Priester wie der Gläubigen, welche an dem mystischen Gnadenleben der Kirche Anteil nehmen, allwöchentlich, ja alltäglich erneuert, und in Wahrheit zu

einer Herzenssache des Nacherlebens erhoben wird? Hat Chamberlain niemals die weihevollen Worte und die ihr entsprechenden Akkorde der Präfation vor der Wandlung innerhalb eines Hochamtes vernommen, welche von Weihnachten bis Epiphanie, sodann an den Festen der Reinigung Mariä und der Verklärung Christi, am Fronleichnamstage und am Feste des Namens Jesu in den Kirchen des katholischen Erdkreises erklingen? Da betet und singt die Kirche und mit ihr die Gläubigen, daß durch das Geheimniß der Fleischwerdung des Wortes unseren Geistesaugen ein neues Licht göttlicher Klarheit aufgegangen ist, damit wir Gott sichtbar auf Erden in Jesus Christus erkennen und dadurch zur Liebe unsichtbarer Dinge fortgerissen werden!

Chamberlain hält nach seiner neuesten Erklärung daran fest, die Begriffe „römisch" und „katholisch" von einander zu unterscheiden, Rom sogar in feindlichen Gegensatz zum Katholizismus zu bringen.[1]) Für das Katholische will er Achtung und Liebe in den Herzen der Protestanten großziehen. Zwischen Katholiken und Protestanten möchte er ein vollkommenes Einverständniß begründen. Es macht ihm nicht den Eindruck, als ob der Protestantismus im Stande sein werde, aus sich allein eine religiöse Erneuerung zu vollbringen. Dafür sei er zu einseitig männlich. Aber gebären könne nur das Weibliche und weiblich sei der Katholizismus. Der letztere vertrete zwar ein minder hohes ethisches Ideal als der Protestantismus, aber er sei bedeutend weniger judaisiert, er stehe der Natur und dadurch der lebendigen Wahrheit näher. Er sei auch trotz des oberflächlichen Scheines viel weniger eng begrenzt, viel elastischer, passe den veränderten Zeiten leichter sich an als z. B. das Lutherische Bekenntnis. Es sei auch nachweisbar unwahr, daß der Katholik weniger frei denke und forsche als der

1) Vorwort zur 4. Aufl. der Grdl. S. 69 ff.

Protestant. Das würde nur zutreffen, wenn er rechtgläubig wäre und ein blind gehorsamer Sohn Roms, was aber nur bei einer verschwindenden Minderzahl gebildeter Katholiken der Fall sei.[1])

In den „Grundlagen“ selber (S. 647) trägt Chamberlain auch gar kein Bedenken, Prof. Schells Broschüre: Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts, als eine vortreffliche, echt germanische Schrift zu rühmen, welche in ihm das Empfinden wachruft, daß ein einziger göttlicher Sturmwind genügen würde, um das verhängnisvolle Gaukelspiel angeerbter Wahnvorstellungen aus der Steinzeit hinwegzufegen und uns Germanen alle — gerade in der Religion und durch die Religion — in Blutbrüderschaft zu einen. Der Mittelpunkt alles Christentums aber sei die Gestalt des Gekreuzigten. Sie sei das Einigende, das, was uns alle aneinander binde, wie tief auch Denkweise und Rassenanlage uns voneinander scheide.

Aus der Zahl der guten und treuen Freunde, die er unter der katholischen Geistlichkeit besitzt, gedenkt Chamberlain speziell eines sehr begabten Dominikaners, der gern mit ihm diskutierte, dem er mancherlei Belehrung in theologischen Dingen verdankt, und der einmal voller Verzweiflung ausgerufen: „Aber Sie sind ja ein schrecklicher Mensch! nicht einmal der heil. Thomas von Aquin könnte mit ihnen fertig werden!“ Dennoch habe ihre Freundschaft fortbestanden. „Was uns einte, war eben doch größer und mächtiger als das Viele, was uns trennte; es war die Gestalt Jesu Christi ..... In der Stille des Klosters, wo ich den Pater zu besuchen pflegte, fühlten wir uns immer wieder zu jenem Zustande hingezogen, den Augustinus so herrlich schildert, wo alles — selbst die Stimme der Engel — schweigt und nur der Eine redet; da wußten wir uns vereint und mit

1) Chamberlain im Vorwort zur 4. Auflage der Grundlagen des XIX. Jahrhunderts S. 69—76.

gleicher Ueberzeugung bekannten wir beide: ›Himmel und Erde werden vergehen, doch Seine Worte werden nicht vergehen.‹ (Grdl. 647 f.)

„Worte Christi" hat denn auch Chamberlain mit einem ungenannten, anscheinend katholischen Freunde zusammengestellt und herausgegeben (München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.). Es sind bei weitem nicht alle „Worte Christi" welche die Evangelien uns überliefern. Fast alle im Johannes-Evangelium aufbewahrten fehlen, aber auch andere „Worte", und insbesondere solche, welche von der göttlichen Seite im Leben des Heilandes und von dem bevorzugten Berufe des Petrus handeln, sind in der Sammlung nicht zu finden. Dagegen will sie uns „die menschliche Stimme des perfectus homo menschlich rein" vernehmen lassen (Apologie S. 39).

Bei alledem klingt aus der „Apologie", welche dieser kleinen Sammlung vorausgeschickt ist, das Bekenntnis zur Authentizität des Johannes-Evangeliums, zum Glauben an Christus als den perfectus deus an mein Ohr. Wie freilich bei Chamberlains scharf kritischer Stellungnahme zu den Schriften des alten wie des neuen Testamentes und bei seiner Ablehnung einer in dogmatischen Fragen entscheidenden Autorität irgend einer Kirche dieser Standpunkt wissenschaftlich sich behaupten läßt, ist schwer zu fassen.

Von dem Standpunkte Adolf Harnacks ist er bei vielen Uebereinstimmungen in kritischen Einzelfragen durch eine breite Kluft getrennt.[1] Harnack will das vierte

---

1) Harnack nimmt beispielsweise keinen Anstand die jüdische Religionsgeschichte als die tiefste und reifste, die ein Volk erlebt hat, ja, wie die Zukunft zeigen sollte, als die eigentliche Religionsgeschichte der Menschheit zu bezeichnen. Wesen des des Christentums S. 89. Man vergleiche damit den langen „Exkurs über semitische Religion" in Chamberlains Grundlagen 391 ff.

Evangelium als eine geschichtliche Quelle im gemeinen Sinne des Wortes nicht gelten lassen; es rührt nach ihm nicht von dem Apostel Johannes her.[1]) Auch Harnack fordert das „Erleben" der Religion. Aber er will dieses Erleben nicht auf Christus, sondern auf Gott den Vater bezogen wissen. Nach Harnack gehört nicht der Sohn (Christus), sondern allein der Vater ins Evangelium, wie es Jesus verkündet hat, hinein. Christus, der sich auch nach Harnack, selbst als den Sohn Gottes und den Messias bezeichnet hat, verkündigt die Botschaft von Gott dem Vater. Er ist der Weg zum Vater und er ist, als der vom Vater Eingesetzte, auch der Richter. Er ist die persönliche Verwirklichung und Kraft des Evangeliums gewesen und wird, nach Harnack, noch immer als solche empfunden. Aber „nicht wie ein Bestandteil gehört er in das Evangelium hinein".[2])

Unter mancherlei Verschleierungen und verklausulierten Wendungen schimmert hier doch die Ablehnung des Glaubens an die Gottheit Christi deutlich hervor; ob Chamberlain ihn, wenn auch unter Verhüllungen, noch festhält?

Wie sich der geistvolle deutsch-englische Polyhistor moderner Art, der Herold des rettenden Weltberufes der germanischen Rasse, die er durch Kelten und Slaven sich verstärkt denkt, in dieser christologischen Frage mit dem gelehrten Berliner Theologen im Einzelnen etwa auseinanderzusetzen hätte, kann uns hier nicht näher beschäftigen.

Die tiefe Wesensverwandtschaft, welche Chamberlain zwischen Homer und Leonardo da Vinci begründet findet (Grdl. 108): „bei beiden sei alles Wissen aus Sinneserfahrung geschöpft, und hieraus dann das Göttliche nicht durch Vernunftserwägungen nachgewiesen, sondern unter Zugrundelegung des Volksglaubens freischöpferisch gestaltet: ein ewig Wahres", läuft darauf hinaus, dem subjektiven,

---

1) Wesen des Christentums. Leipzig 1900. S. 13.

2) Harnack, Wesen des Christentums, 82, 91—93.

aus dem Herzen und der Phantasie des Einzelnen ohne zulängliche Beweise frei gestaltenden volkstümlichen Empfinden, der mystischen Intuition, eine entscheidende Bedeutung in religiösen Dingen beizumessen. Offenbar kann Chamberlain lediglich auf diesem schwankenden Boden subjektiven Empfindens, persönlichen inneren Erlebens, seinen Glauben in Bezug auf die Person Christi festhalten.

Der Kraft dieses Glaubens erfreue ich mich aus teilnehmendem, warmempfindenden Herzen. Aber Dante steht nach meiner Meinung im Glauben und in der Betätigung desselben, insbesondere auch, soweit die Person Christi in Betracht kommt, keinesfalls auf einer tieferen Stufe als Chamberlain. Im freimütigen Bekenntnis des Glaubens an die Gottheit Jesu Christi ist er dem modernen Kritiker zweifellos überlegen. Und auch für die Bedeutung der innerlichen Erfahrung Christi in den Herzen der Gläubigen bieten Dantes Schriften eine ganze Reihe überaus bezeichnender Belegstellen.

Die poetische Auffassung eines liebewarm und tief christlich empfindenden Herzens offenbart sich beispielsweise im Schlußkapitel des ersten Buches der Schrift De Monarchia, wo Dante den Evangelisten Lucas bezeichnet als den scriba mansuetudinis Christi, als den Schreiber von der Milde Christi. Ein einfach prosaisch, scholastisch denkender christlicher Aristoteliker, dem die Gestaltungskraft des Dichters gefehlt, hätte sich diese poetische Umschreibung eines Namens gewiß gespart. Im 4. Kapitel desselben Buches aber wird der wunderbare Friedensgesang der Engel, welcher in der Weihenacht auf Betlehems Fluren den Hirten in die Herzen drang, erläutert in Wendungen, welche aus dem Herzen eines nachempfindenden Dichters hervorgehen. ‚Pax vobis‘, so hat fernerhin der Gruß gelautet, mit welchem (Christus) gegrüßt hat, dessen Namen an dieser Stelle in bezeichnenden Worten mit Salus hominum umschrieben wird. Denn

es habe sich geziemt, sagt Dante, daß der Summus Salvator die Summa salutatio ausgedrückt habe.[1])

Im dritten Buche der Schrift De Monarchia aber spricht sich Dante im 15. Kapitel gelegentlich auch über die Natur der Kirche aus, die hier in scholastischer Ausdrucksweise mit der Form gleichgesetzt wird. Diese Natur oder Form der Kirche sei nichts anderes als das Leben Christi, wie es sich in seinen Worten und in seinen Handlungen darstelle.[2]) Denn das Leben Christi sei die „Idee" und das Vorbild für die streitende Kirche, vornehmlich aber für ihre Hirten und ganz besonders für den Papst. Deshalb habe Christus bei Johannes XIII, 15 die ‚Form' seines Lebens hinterlassen mit den Worten: „Ein Beispiel habe ich Euch gegeben, daß, wie Ich Euch getan, habe, so auch Ihr tuet". Zu Petrus aber habe der Herr, nachdem er ihm das Amt des Oberhirten übertragen, die Worte gesprochen: „Petrus, folge mir nach!" [3])

Dante war also durchdrungen von dem Gedanken an die Nachfolge Christi, von dem Fortleben Christi in der Kirche und in den Einzelmenschen. Sich selbst wird er davon schwerlich ausgenommen haben; alle seine Dichtungen und Prosaschriften beweisen vielmehr das Gegenteil.

In ganz besonderer Weise lebte Christus nach Dante auf in den Gründern der beiden neuen Mendikantenorden, welche im 13. Jahrhundert entstanden, in Franz von Assisi und im hl. Dominikus. Zwei Kämpen sind sie geworden für die christliche Miliz, zwei ‚Fürsten', welche der Kirche von der göttlichen Providenz als Führer bestimmt

---

1) Monarchia ed. Witte I, 4, 12—18.

2) Man vergleiche auch Edw. Moore, Dante as a religious teacher in Moore, Studies in Dante II. Oxford 1899, p. 14, 72.

3) De Mon. III, 15, 16—17.

waren.[1]) Dominikus wird als der Ackersmann gepriesen, welchen Christus sich als Gehilfen erwählte für seinen Garten (die Kirche); er ist der Bote, ja der Vertraute Christi:

Ben parve messo e famigliar di Cristo.[2])

Und Franz von Assisi! Nicht ohne Grund kann man sagen, daß der wunderbare Poverello di Dio, wie Dante ihn nennt (Paradiso XIII, 33), von allen Erdensöhnen in dieser Zeitlichkeit dem erhabenen Vorbilde des göttlichen Heilandes am nächsten gekommen sei.[3]) Das ‚Erleben' Jesu Christi, die in liebewarmem Herzen wirksame, in gewissem Sinne, möchte ich sagen, naiv und gerade deshalb echt künstlerisch und christlich zugleich nachempfindende „Erfahrung" des unvergleichlichen Lebensinhaltes des Erlösers ist in Franz zur höchsten, dem Menschen möglichen Potenz

---

1) Parad. XI, 28—36.

2) Parad. XII, 31—73.

3) Die Art, wie Chamberlain bei aller Verehrung für Franz v. Assisi des letzteren Stellung zu den Waldensern wie zu der kirchlichen Hierarchie beurteilt, ist durchaus unzutreffend. Auch von diesen wie von so vielen anderen Partien der überall geistvoll gehaltenen „Grundlagen" Chamberlains gilt Karl Krumbachers Wort, das er in Bezug auf das erste „der Hellenischen Kunst und Philosophie" gewidmete Kapitel geschrieben hat: „Immerhin ist hier das eigentümliche gedämpfte Kolorit, das alles aus abgeleiteten Quellen stammende Wissen und Auffassen an sich trägt, nicht zu verkennen". Vgl. Krumbachers Besprechung des Chamberlain'schen Werkes in der Deutschen Literaturzeitung vom 6. Januar 1901 und in der von der Verlagsanstalt F. Bruckmann A. G. München 1901 und 1902 veröffentlichten Zusammenstellung „Kritische Urteile". Zusammenfassende Werke, wie Chamberlains ‚Grundlagen' erweisen auch der strengen Wissenschaft schätzbare Dienste, aber bedürfen überall der schärfsten Kontrole, da sie in weitem Umfange nicht auf dem Studium der ursprünglichen Quellen beruhen, sondern sich mit älteren oder neueren darstellenden Werken behelfen müssen.

gesteigert worden. Aus diesem ‚Erleben' und ‚Nachempfinden', aus dieser reinsten ‚Nachfolge' Jesu Christi geht die rührende Vermählung mit der Armut, gehen die Stigmata des Heiligen hervor, die er am Kreuzerhöhungsfeste des Jahres 1224 in der Einsamkeit des Monte Alverno ‚erlebte'.[1]) Und Dante hat in seiner Dichterseele all' das mit der Wärme des Herzens erfaßt und nachempfunden, und aus ihr heraus die unsterblichen Verse im XI. Gesange des Paradiso gedichtet,

L'un fu tutto serafico in ardore.
(Parad. XI, 37.)

Von seraphischer Liebesglut ist Franz erfüllt. Die Armut hatte Christus bis an das Kreuz begleitet und mit ihm am Kreuze geweint:

Ella con Cristo pianse in su la croce.
(Parad. XI, 72.)

Deshalb vermählt sich Franz mit ihr, und deshalb kann auch Dante singen:

Franz und die Armut sind das Liebespaar!
Bald heiligte der Gatten Eintracht jeden,
Der Zeuge ihres tiefen Glückes war.
(Dante nach Pochhammer Parad. XI, Stanze 9.)

Und auch der Stigmata gedenkt der Dichter der Divina Commedia:

Und nah dem Arno- wie dem Tibertale
Empfing er jetzt, auf hohem Felsgestein,
Von Christo eingeprägt die Wundenmale. —
Als nach der beiden letzten Jahre Pein,
Der ihn erwählt, ihn rief zum Himmelssaale
Zu lohnen ihm sein wunderbares Frein,
Gebot er allen Brüdern, seinen Erben,
Die Witwe treu zu ehren — noch im Sterben!
(Pochhammer Parad. XI, Stanze 12.

---

1) Vergl. Paul Sabatier, Vie de S. François d'Assisi, 23e éd. Paris 1899, p. 330—348, 401 ff.

Fürwahr, es ist der Geist Jesu Christi, welcher in der Divina Commedia lebendig ist, welcher insbesondere die Gesänge des Purgatorio und des Paradiso mit mildem Hauche und zugleich in wunderbarer, göttlicher Kraft durchweht. Christi Worte sind es, die erhabenen Seligpreisungen der Bergpredigt, welche die büßenden Seelen bei ihrem Aufstiege zu den Höhen des Läuterungsberges begleiten, welche sie trösten, stärken und erquicken, und Christi Gebet, das erhabene Gebet des Herrn, das Vaterunser, den täglichen Aufschwung jeder Christenseele zu Gott, hat Dante umgesetzt in die ergreifenden Verse:

> O Vater unser, der im Himmel droben
> Du wohnst in Deiner Liebe Herrscherpracht!
> Geheiligt sei Dein Name! Dich soll loben
> Die Kreatur, die Du zuerst gedacht!
> Dein Reich laß kommen uns herab von oben,
> Da uns zu Dir zu kommen fehlt die Macht!
> Dein Wille soll geschehn! Zum Opfer bringen
> Laß uns den unsern! Lehr uns Dir lobsingen!
>
> Des Tages Mannah, gieb es uns auch heute,
> Das in der Wüste unsre Zuflucht blieb,
> Und unsre Schuld, so oft sie sich erneute
> Wie wir vergeben, so auch uns vergieb!
> Nicht laß uns werden des Versuchers Beute!
> Erlöse uns! Behalt die Schwachen lieb!
>
> (Purgatorio XI, nach Pochhammer Stanze 1 u. 2.)

Im Paradiso aber ist tatsächlich Christus Mittelpunkt und Ziel der ganzen Dichtung. Im 7. Gesange des Paradiso wird die welterlösende Bedeutung des Sühnopfers Christi auf Golgatha dargelegt:

> Und zwischen letzter Nacht und erstem Tagen
> Ward hehrer nichts noch herrlicher gedacht,
> Noch wird's, als das, wovon die Schriften sagen,
> Daß Gott in ihm zum Opfer sich gebracht!

Mehr als Verzeihen war's: das Kreuz zu tragen,
Das Euch zu eignem Aufstehn fähig macht!
Auf daß zugleich dem Recht Genüge werde,
Kam demutvoll der Gottessohn zur Erde. — —

(Paradies VII, nach Pochhammer Stanze 14.)

Im fünften Himmel, dem des Mars, bilden die seligen Kreuzfahrer und Martyrer ein Kreuz mit dem Crucifixus:

Doch nicht ein Kreuz nur sah ich vor mir brennen,
Nein, Christum selbst, den Heiland, unsern Herrn,
Konnt ich an ihm — mehr sag ich nicht — erkennen!
Wer Christi ist, verzeiht mein Schweigen gern!
Einst wird er Christum selbst im Lichte sehen,
Wagt er es mit dem Kreuz ihm nachzugehen!

(Paradies XIV, nach Pochhammer Stanze 11.)

Nachdem er die sieben Planeten durchmessen, schaut Dante im Fixsternhimmel endlich den Triumph Jesu Christi. Der früher erwähnten Prüfung, welche der Dichter vor Petrus im Glauben zu bestehen hat (Paradiso XXIV), geht unmittelbar diese wunderbare Vision voraus im 23. Gesange. Die von Christus hier ausgehenden Strahlen ergießen ihr Licht auch über das Glaubensbekenntnis Dantes, das wir früher kennen gelernt haben. Pochhammers Uebersetzung des 23. Gesanges scheint mir besonders gelungen zu sein. Beatrice wird uns zunächst unter dem Bilde des Vögleins vorgeführt, das für die Jungen besorgt, dem kommenden Tage entgegenharrt:

Wie's Vöglein auf dem Nest vor Tagesgrauen
Im Laub versteckt und flugbereit schon wacht,
Begierig bald die kleine Welt zu schauen,
Die ihm zum Fest das Futterholen macht,
Sich fragend, ob dem Dämmerschein zu trauen,
Und ängstlich spähend, ob nicht weicht die Nacht —
So meine Herrin, die zum Süd sich wandte
Und stehend scharfen Blick zur Sonne sandte.

Mir war, als harrend so ich sie erblickte,
Das Herz von Sorge und von Sehnsucht schwer,
Wenn auch zugleich das Hoffen mich erquickte.
Doch bald empfand ich keine Sorge mehr,
Da Strahl auf Strahl das hehre Licht uns schickte.
Die Herrin rief: Dort naht das Himmelsheer!
Jetzt kann ich Christi Siegeszug Dir weisen,
Die Gnadenfrucht von aller Sphären Kreisen!

In Gluten sah ich sie ihr Antlitz heben,
Ihr Auge zittern in der Wonne Glanz,
Wer wäre reich genug ihr Bild zu geben?
Und jetzt, wie Vollmond, den im Sternentanz
Die Leuchten wie ihm Dienende umschweben
Stand Christus dort, als Sonne, in dem Kranz,
Wo tausend Leuchten Licht von ihm empfingen,
Wie uns das Sonnenlicht die Sterne bringen.

Er, dessen Strahlen alles Licht durchdrangen,
Erschien mir hier verklärt in solcher Pracht,
Daß ich: „O süße Herrin!" rief mit Bangen.
Doch sie: „Was diesen Himmelsglanz entfacht,
Ist Kraft, noch nie vom Schilde aufgefangen,
Du siehst die Weisheit, siehst die Gottesmacht,
Nach der wir uns gesehnt zu allen Zeiten,
Um aus der Welt zum Himmel uns zu leiten!"

Und Beatrice, die holde Frau, wendet sich zu Dante mit den Worten:

„Warum verweilt bei mir noch Dein Entzücken?
Den Garten sieh, der unter Christi Strahl
Dort schon beginnt mit Blumen sich zu schmücken!
Die Rose sieh, in der nach Gottes Wahl
Das Wort ins Fleisch kam, Welten zu beglücken!
Die Lilien sieh, die uns geführt zum Mahl!

(Paradiso XXIII. nach Pochhammer Stanze 1–4 u. 8.)

Wird Chamberlain den Mut haben, nach diesen Proben noch immer zu behaupten, daß wir bei Danten in Bezug auf die Religion nur ein aristotelisches, aus lauter

abstraktem Spinngewebe errichtetes Vernunftgerüst finden und der Name Christi konsequenterweise nicht einmal genannt werde?[1])

Ich wiederhole: Zu seiner Ehre setze ich bei Chamberlain die volle Bereitwilligkeit voraus, seinen unbegreiflichen Irrtum einzugestehen und wieder gutzumachen.

Paul Pochhammer, der feinsinnige deutsche Dante-Uebersetzer und gute Dantekenner, urteilte schon im Hinblicke auf die Darstellung Christi in den letzten Gesängen des Purgatorio: Keiner anderen Form selbst der poetischen Darstellung wäre es möglich, in so wenigen Versen (wie Purgat. XXXIII, 46—51) so wirksam die Gestalt Christi handelnd und redend uns vor Augen zu stellen.[2])

Und derselbe Pochhammer faßt in einem der Religion bei Dante gewidmeten Abschnitt, in welchem er des Dichters katholische Gesinnung anerkennt, zugleich aber auch die Berechtigung des evangelischen Pfarrhauses hervorhebt, sich tatkräftig an der Dantearbeit zu beteiligen, sein Urteil zusammen in die Worte: Dante „bleibt mit seiner klaren Beleuchtung der Trennung wie der Zusammengehörigkeit von Sittlichkeit und Religion, mit der völlig einzigen Weise, in der er das Vaterunser zu verwerten gewußt hat, und mit dem warmen Hauche tiefer Empfindung, der seinen Gott suchenden Gedanken die Lebensfarbe und die Schönheit gibt, für alle Zeiten der Sänger des christlichen Ideals“.[3])

Papst Leo XIII. aber schrieb am 20. März 1892 dem Kardinal Sebastian Galeati, Erzbischof von Ravenna, er sei besonders bewegt von dem Gedanken, eine wie leuchtende Zierde des **Christentums** Dante sei:

---

1) S. oben S. 42.

2) Dantes Göttliche Komödie in deutschen Stanzen, Leipzig 1901 S. 394 f.

3) Ebenda, Einführung S. XLIII.

Siamo specialmente mossi dal riflettere quanto splendido ornamento egli sia del Cristianesimo.[1])

Von dieser Auffassung Leos XIII. werden auch seine Nachfolger auf Petri Stuhl nicht lassen, und in der Stanza della Segnatura des Vatikans wird Dantes hoheitsvolles Bildnis, wie Raffaels Meisterhand in der Disputa und im Parnaß es geschaffen, auch in kommenden Jahrhunderten auf die Besucher herabschauen. In dieser Ruhmeshalle menschlicher Geistesarbeit wird er immerdar seinen Platz behaupten — mitten in der Residenz der Päpste.

* * *

Nachdem ich all' das überdacht hatte, verfiel ich in einen tiefen Schlummer, und während desselben wurde mir ein wundersames Gesicht zu teil.

Ueber die tiefblauen Fluten des tyrrhenischen Meeres glitt im hellen Lichte der Nachmittagssonne ein stolzes, weißglänzendes Kaiserschiff rasch dahin. Vom Hauptmaste wehte die Kaiserstandarte, und auf dem Deck gewahrte ich eine auserlesene Gesellschaft. An einer runden Tafel saß ein Kaiser, der die Uniform eines Admirals trug; zu seiner Linken sah ich einen anderen Admiral und zu des Kaisers Rechten einen Generalfeldmarschall. Die Fahrt ging von Genua nach dem heiligen Lande. Gegenüber einem berühmten Berliner Theologen gewahrte ich einen katholischen Bischof. Aber auch andere Gelehrte waren zugegen: ein Berner Professor, der die Wege zum Glück erkundet, und der gefeierte Schriftsteller Houston Stewart Chamberlain. Doch siehe, auch Schattengestalten saßen an der Tafel und nahmen an der angeregten Unterhaltung teil: Cato von Utica als Greis mit wallendem Bart, wie er als Hüter der Insel und des Berges der Läuterung dargestellt wird, Michelangelo Buonarotti und endlich Dante Alighieri.

---

1) Giac. Poletto, Alcuni Studi su Dante, Siena 1892, S. 344.

Der Kaiser setzte gerade dem vor ihm niederknieenden Sänger der Divina Commedia, dem Herold eines schimmernden Kaiserideals, vor allen Anwesenden den Lorbeer auf das Haupt, den eine neidische Mitwelt ihm einst im Kampfgewühl des Trecento versagt hatte. Wenn auch das Ideal nicht Wirklichkeit geworden, so meinte der Kaiser, und die Gegenwart ein Weltkaisertum mit Grund ablehne, dafür aber die Unabhängigkeit der einzelnen selbständigen Staaten und Völker anerkenne, so ziehe doch sein eigenes Kaisertum aus dem alten Ideal noch immer neue Kraft. Der Dichter, der inzwischen sich erhoben hatte, verneigte sich vor dem Herrscher, und erkannte den großen Umschwung der Zeiten an, pries aber seinerseits den deutschen Adler-Erben und die besondere politische und geistige Verbindung, welche seit dem Jahre 1882 Deutschland, Oesterreich-Ungarn und sein geliebtes Italien fester aneinander gekettet.

Der Kaiser: In Euren Schriften, verehrter Meister, gefallen mir nicht zuletzt auch die mannigfachen schönen Bilder aus dem Seemannsleben. Der Eingang zu Eurem Purgatorio hebt in Wahrheit die Seele mächtig empor:

Die Segel hoch! Du auf die Geistesschwingen,
Da bessre Flut, mein Schiff, der Stern Dir weist!
Nicht sollst Du fürder mit der Brandung ringen!

(Nach P. Pochhammer.)

Euer geliebtes Italien verglicht Ihr einst mit einem Schiff ohne Steuermann in großem Sturme (Purg. VI.). Jetzt ist es anders, zu meiner Freude!

Der Professor aus Berlin: Wie poetisch empfunden ist auch der Eingang zum zweiten Gesang des Paradiso, der das Bild von der Schiffahrt festhält:

O ihr, die ihr in einem kleinen Nachen
Voll Sehnsucht zuzuhören nachgefolget
Seid meinem Schiff, das mit Gesang einherzieht,
Kehrt um, daß wieder euern Strand ihr sehet!

Begebt euch nicht auf's hohe Meer, ihr möchtet
Verirrt dort bleiben, wenn ihr mich verlöret!
Nie ward die Flut beschifft, die ich berühre;
Minerva weht, es führet mich Apollo,
Neun Musen zeigen mir der Bären Sterne
Ihr andern Wenigen, die ihr bei Zeiten
Den Hals gewendet habt zum Engelsbrode,
Davon man lebet hier, doch nimmer satt wird,
Wohl könnt ihr euch auf's weite Salzmeer wagen
Mit euerm Fahrzeug, dicht an meine Furche
Euch haltend, eh' die Flut sich wieder glättet.

(Uebers. von Philalethes.)

Der Professor aus Bern: Auch im Convivio des verehrten Meisters bewundere ich die schönen Schiffahrtsbilder, so wenn er (I, c. 3) sich selbst vergleicht mit einem Fahrzeug ohne Segel und ohne Steuer, welches verschiedenen Häfen und Ufern zugetrieben wurde von dem trockenen Winde, den die schmerzenreiche Armut ausatmet, und auch die Schilderung im 28. Kapitel des 4. Buches des Convivio finde ich ergreifend, wo der Ausgang des Menschenlebens verglichen wird mit der Rückkehr nach langer Schiffahrt zum Hafen des Friedens.

Cato von Utica: Hier haben dem Florentiner meine römischen Landsleute Cicero und Virgil mancherlei Anregung geboten, aber gewiß, auch Dante hat die Bilder als Künstler selbständig gestaltet.

Der Professor aus Bern: Besonders fesselte mich stets das Geisterschiff, das von der Tibermündung mit den Seelen zur Insel der Läuterung hinüberfährt, ohne Segel, geführt von einem Engel, dessen ausgebreitete mächtige Flügel das Segel ersetzen.

Michelangelo: Schaut hin, da fährt es! Wir befinden uns in diesem Augenblicke in Höhe der Tibermündung, und jenes Schiff fährt mit seinen Insassen von dort zur Insel der Läuterung hinüber. Mich dünkt, es sitze

auch ernst und sorgenvoll ein Mann mit scharf geschnittenen Zügen im Nachen, der die Divina Commedia vor sich hält.

H. St. Chamberlain: Gewiß! Ich erkenne in ihm den berühmten Kunsthistoriker und Danteforscher aus Freiburg i/Br., den Spektator der Allgemeinen Zeitung.

Der Professor aus Bern: Er ist es. Vielleicht interessirt es Herrn Chamberlain, zu erfahren, was dieser Danteforscher unter dem 30. Dezember 1899 einem Münchener Geschichtsprofessor und Danteforscher geschrieben hat. Die beiden Männer waren bezüglich der Seelenentwickelung Dante's nicht durchweg gleicher Meinung. Der Freiburger Danteforscher aber schrieb damals dem Münchener, nachdem dieser insbesondere hinsichtlich der Entstehungsgeschichte der Monarchia abweichende Ansichten vorgetragen hatte: „Das große Faktum steht uns beiden fest, daß der Dichter (Dante), zur Reife gekommen, das Reich Christi in seiner und seiner Brüder Seele aufrichten und befestigen will. ... Ich werde alle Ihre Argumente sorgsam prüfen und mich s. Z. darüber aussprechen, vielleicht in einer II. Auflage (des Dante-Werkes), vielleicht in einer eigenen Studie, wo ich denn auch die grotesken Ideen beleuchten will, die Mr. Chamberlain neulich gegen mich entwickelt hat, indem er Dante nicht als Christ gelten lassen will.“

H. St. Chamberlain: Ich behalte mir meinerseits vor, auf diese Fragen später gleichfalls zurückzukommen.

Michelangelo: Laßt ab von literarischen Kontroversen. Wünschen wir vielmehr dem dantekundigen Bruder im Nachen raschen Aufstieg zum irdischen Paradiese und baldigen Eintritt in die Sternenwelt der Seligen. Mit Virgil aber und Dante rufe ich nun einem jeden von uns zu:

Beug', beug' das Knie! . . . .
Falt' Deine Hände, Gottes Engel naht!
Vor solchem wirst Du oft noch hier Dich neigen,
Vollziehn sie, diesem gleich, des Herren Rat!
Kein Segel wird, kein Ruder Dir sich zeigen,
Da nur sein mächtig Flügelpaar es tat!
Gewaltig siehst Du's auf zum Himmel ragen,
Nicht gleicht ihm eins, das ird'sche Wesen tragen!
(Purgatorio II, nach P. Pochhammer Stanze 4.)

Der Professor aus Bern: Die unmittelbar darauf folgenden Verse verdienen gleichfalls in diesem Kreise im Angesichte jenes Geisterschiffes in die Erinnerung gerufen zu werden:

Und näher flog das Schiff, wie sturmgetragen,
Und kaum ins Wasser drückte es sich ein —
Die Augen mußt ich nun schon niederschlagen,
Des Engels Antlitz gab den roten Schein —
Den Strand gewann es — wie? kann ich nicht sagen,
Der Engel trieb und lenkte es allein!
Am Steuer stand er, wie um zu befehlen —
Es barg sein Boot wohl mehr als hundert Seelen.

Der Admiral: Ist uns von solcher Geisterschiffahrt auch nichts bekannt, so scheint der Dichter doch wirklich mit dem Seemannsleben Fühlung gehabt zu haben.

Dante: Im tyrrhenischen Meere, in der Adria bei Venedig und bei Ravenna, und auch am Nordsee-Strand erprobte ich die Schiffahrt. In Venedigs Arsenal lernte ich auch den Schiffbau kennen (Inferno XXI, 1—18).

Der Professor aus Bern: So sehr mir die Schilderung der Ueberfahrt des Geisterschiffes im zweiten Gesange des Purgatorio, rein ästhetisch betrachtet, gefällt, so halte ich doch den zu Grunde liegenden Gedanken philosophisch und theologisch für falsch. Die zur Umkehr entschlossene Menschenseele soll aus eigener Kraft, und nicht, wie hier, durch Engels Führung den Weg finden.[1])

1) Vgl. Hilty, Glück I, 133 f.

Michelangelo: Der Professor scheint wirklich zu übersehen, daß sich in dem Geisterschiff nicht lebendige Menschen, sondern die der Buße und Läuterung vorbehaltenen Seelen von Verstorbenen befinden!

Chamberlain (gegen 6 Uhr Abends): Wir nähern uns der Küste; dort taucht Neapels Chiaja und sein mächtiges Castel dell' Uovo aus dem Wasser empor.

Der Professor aus Berlin: In Dante's Paradiso macht ein Wort des Apostels Johannes die Genossen verstummen:

„ . . . . wie je ein Pfiff im Boot
Den lauten Ruderschlag zu Ruhe brachte,
Weil Land erreicht ist oder Unglück droht."

(Paradiso XXV Stanze 13, nach Pochhammer.)

Freuen wir uns hier im Anblicke des herrlichen Golfes und seiner unvergleichlich schönen Gestade. Auch fernerhin möge uns des Dichters Wort gelten:

Ist Umkehr Eurer Flotte schon erreicht,
Durch Siegesklang in dieser Sterne Sphären!
Dann macht der gute Wind die Fahrt Euch leicht!

(Paradiso XXVII Stanze 16, nach Pochhammer.)

Der im Inferno XXVI geschilderten todbringenden Meerfahrt des Odysseus aber wollen wir an diesem Ufer von feenhafter Pracht nicht gedenken.

Der Kaiser: Nur für eine halbe Stunde sei uns Rast gewährt!

Der Generalfeldmarschall (bei der Abfahrt von Neapel): Horch, der Glocken Klang! Ueber die Lande und über das Meer verhallt klagend melodischer Ton!

Der Professor aus Bern: Wiederum gemahnt es uns an des Meisters unsterbliche Dichtung. In ergreifenden Weisen verkündet sie uns am Eingange des 8. Gesanges des Purgatorio:

Die Stunde war's, die den, der fern vom Lande,
Nach erstem Abschied auf dem Meere schwimmt,
Mit Macht zurückzieht nach dem heim'schen Strande
Und weich damit, ja ernst und traurig stimmt,
Den Pilger niederzwingt zum Wüstensande,
Der fern der Abendglocke Ton vernimmt,
Als ich den Sang vergaß, der mich umschwebte,
Und einen Schatten sah, der zu mir strebte.

(Purgatorio VIII Stanze 1, nach Pochhammer.)

Der Kaiser: Mond und Sterne steigen auf am Himmelszelt. Das Gefühl der Unendlichkeit, der Ewigkeit senkt sich in des Menschen Brust bei solchem Anblick! Wie des Mondes geheimnißvolles Licht in der dunklen Meeresflut zauberhaft glitzert! Wie Franz von Assisi im Sonnengesange, so bekenne auch ich:

Gelobt seist Du, mein Herr, durch Schwester Luna und auch durch die Sterne,
Am Himmel hast Du sie gebildet hell und kostbar und schön!

Der Professor der Theologie aus Berlin: Auch Christus, der Messias, verkündigt uns die Botschaft von Gott dem Vater durch seine Lehre wie durch sein Leben.

Der Professor aus Bern: Christus verkündigt nicht nur die frohe Botschaft, er gehört auch selbst in das Evangelium hinein. An seine wunderbare Geburt und an seine wunderbare Auferstehung müssen wir glauben. Mit dem bloßen Menschenverstand allein kann das Christentum nicht ganz erfaßt und beweisbar gemacht werden. Etwas „Mystisches" ist dabei, und ohne eine übernatürliche Kraft Gottes, wie ohne eine „Führung", die über menschliche Weisheit hinausgeht, kommen wir nicht aus.[1])

Chamberlain: Wir müssen Christus innerlich in uns erfahren und erleben. Unsere germanische Art verlangt das. Ihr aber, verehrungswürdiger Meister Dante, den ich

1) Vgl. Hilty, Briefe S. 114—116.

als erstes künstlerisches Weltgenie der germanischen Kulturepoche hochhalte, lasset leider Eure Bewunderer hierin völlig im Stich.

Dante: Ist das ernstlich Eure Meinung? Habt Ihr meine Prosaschriften und meine Dichtungen auch wirklich gelesen?

Michelangelo: Ich glaube es nicht, weil unseres großen Florentiner Dichters Werke allzu deutlich das Gegenteil bezeugen.

Der Theologe aus Berlin: Lassen wir uns hier, ich bitte darum, nicht in eine Erörterung ein über die Bedeutung der Person Jesu Christi! Die christologische Frage darf uns nicht mehr in Aufregung versetzen. Die moderne kritische Wissenschaft kann ein wirkliches Wunder, eine Abweichung von dem gesetzmäßigen Verlaufe der Dinge dieser Welt nicht annehmen. Also kann sie auch Christi Geburt als eine wunderbare nicht gelten lassen. Dante freilich hat an sie geglaubt.

Der Kaiser: Ich halte mit dem Dichter der Divina Commedia den Glauben an die Gottheit Jesu Christi unverbrüchlich fest.

Der Generalfeldmarschall: In germanischer Treue folgen wir unserem Kaiser in diesem offenen, tapferen Bekenntnis.

Der katholische Bischof: In der alten Kaiserstadt Aachen haben Ew. Majestät sich selbst und das ganze Reich unter den Schutz des Kreuzes gestellt und damit vor der erstaunten Welt laut den Glauben bezeugt, daß in keinem anderen Heil ist, als in Jesus Christus, dem wahren Gottessohn und Erlöser der Menschen.[1]) Auf der Fahrt

---

1) Aus Bischof Benzler's Rede bei Einweihung des von Sr. Maj. dem Deutschen Kaiser gestifteten Christus-Portales der Kathedrale zu Metz in der Berliner Germania Nr. 111, 1. Blatt S. 1.

in das heilige Land, wo dieser Erlöser in der Zeitlichkeit gewandelt hat und gestorben ist, um nach drei Tagen glorreich zu erstehen, kann es keine bessere Vorbereitung und Stärkung geben, als die Erneuerung des Bekenntnisses zu diesem alten und doch ewig neuen, jugendfrischen Christusglauben.

Dante: Mein ganzes Leben hat Zeugnis abgelegt für den gleichen Glauben. Er war die Sonne meiner mühevollen irdischen Pilgerschaft. In diesem Glauben habe ich meine Seele in die Hände ihres Schöpfers zurückgegeben am Feste der Erhöhung des heiligen Kreuzes, an jenem 14. September 1321, an welchem nahezu hundert Jahre verflossen waren, seitdem der von mir so hochverehrte Franz von Assisi seine Wundmale empfing.

Cato von Utica (zu Michelangelo): Sage jenem Manne mit englischem Namen, daß mir neulich eine holde Frau aus Himmelshöhen die Kunde brachte, er werde wahrscheinlich trotz mancher törichter Idiosynkrasien, wie sie ihn insbesondere gegen die „römische" Kirche erfüllen, trotz manchen dilettantischen und gefährlichen Blendwerkes in seinen Schriften, trotz chauvinistischer und unkluger Betonung der Primatenstellung der Völker germanischer Rasse — dennoch zum Frieden und zur Seligkeit des himmlischen Jerusalem eingehen. Sein ehrliches Ringen nach der Wahrheit, sein Bekenntnis zu Christus werden ihm die Tore öffnen, wenn er ausharrt im guten Willen. Auf dem Berge der Läuterung aber habe er in langsamem Aufstieg von allen Schlacken seines Wesens sich zu reinigen. Im Vorpurgatorium soll er zudem 50 mal solange des Ueberganges über die diamantene Schwelle vor der Pforte des eigentlichen Purgatoriums harren, als er Jahre verstreichen läßt, ohne die ungerechten Beschuldigungen zurückzunehmen, die er auf Dante gehäuft hat. Wenn aber seine Stunde gekommen sein wird, so steige Du, Meister Michelangelo, vom Himmel hernieder, um ihm die

Wege zu weisen, und gedenke alsdann der Worte im Purgatorio I:

> So geh' und netze diesem hier die Wangen!
> Nicht ziemt sich's, daß er steigt zum Paradies,
> Das Aug' vom Nebel irgendwie umfangen.
>
> (Pochhammer, Stanze 11.)

Dante: Ich bin gewiß, daß die heiligen Ordensstifter im Himmel, Augustinus, uneingedenk des afrikanischen „Mestizentums", das jener ihm vorgeworfen, sodann Benediktus, Franz von Assisi, Dominikus und — auch „der Baske" Ignatius ihre geistigen Söhne auf Erden anhalten werden, durch fürbittendes Gebet diesem hochstrebenden und edel angelegten Manne die Tage der Läuterung im Vorpurgatorio, wie im Purgatorio abkürzen zu helfen. Ich selbst will jene Heiligen im Himmel bitten um diese Intervention für Houston Stewart Chamberlain.

Der Kaiser (zum Generalfeldmarschall): Wenn mein Brief an den Admiral von neuem gedruckt wird, so sollen auch die Namen des Poverello di Dio, Franz von Assisi, und Dante's aufgenommen werden in die Zahl derer, durch welche Gott sich der Menschheit auf natürliche Weise „gewissermaßen historisch" geoffenbart hat!

* * *

Als ich diese Bilder geschaut und diesen Reden gelauscht hatte, erwachte ich aus meinem Schlafe, und beschloß, eine Skizze von Dante's Leben und Werken auch in diesen Blättern zu veröffentlichen.

II.

Katholische Stimmen im Concert confessioneller Polemik.[1]

P. Cathreins jüngstes Buch und P. Kolbs beredte Vorträge ergänzen sich wie die Fragen: Warum glauben wir und was glauben wir? Ist der Hauptinhalt beider Schriften die Darlegung der katholischen Wahrheit, so enthalten doch auch beide confessionelle Polemik. Denn in jedem Abschnitt oder Vortrag werden die angesehensten Vertreter des Protestantismus citirt und gewürdigt. Beide Schriften, wie auch die Dr. Hupperts, haben gute Aufnahme gefunden, sind in kürzester Frist neu aufgelegt worden. Bedürfen diese drei trefflichen Publikationen sonach nicht einer Empfehlung, so mag doch einigen Erwägungen Raum gewährt werden, zu denen sie Anlaß boten.

Zuvörderst erinnern wir an die Vorliebe eines kritisch gerichteten Zeitalters für selbst Sehen, für unmittelbare

---

1) V. Cathrein, S. J., „Glauben und Wissen.“ 2. 3. Herder 1903. — Dr. C. Eberle, „Die gegenwärtige Los von Rom-Bewegung“. Feldkirch, Unterberger 1902. — G. Goyau, „L'Allemagne en Autriche“. Revue des Deux Mondes vom 15. März 1903. — Dr. Ph Huppert, „Der deutsche Protestantismus am Beginn des XX. Jahrh.“ 3. Köln, Bachem 1903. — V. Kolb, S. J., „Die Glaubensspaltung und ihre Folgen in der Gegenwart.“ Vorträge f. d. gebild. Männerwelt. 2. Münster in W., Alphonsus-Buchhandlg. (A. Ostendorff) 1903.

Quellen. Haufenweise treiben sich Jesuiten im Reich herum. Immer noch sehr gern in Romanen, gelegentlich in Dramen. Böhtlingk-Reden führen sie in ungezähmtem Zustand vor. Und augenblicklich wälzen sie sich nur so durch Zeitungsspalten. Schauderhafte Gesellen; leider sämmtlich nicht recht authentisch; Viele behaupten, sammt und sonders seien sie frisch fromm frei erfunden. Will man sie selbst wenigstens lesen, und zwar als Polemiker, als Polemiker wider den Protestantismus, so ist man gebeten, sich zu bedienen.

P. Cathrein hat aus den Principien der Erkenntnißlehre, aus den religiösen Wahrheiten, welche die Philosophie zu lehren vermag, aus den Hauptsätzen der Apologetik ein fest geschlossenes Gefüge errichtet. Die nämliche Klarheit, die seinen übrigen Schriften nachgerühmt wurde, eignet auch dieser. Cathreins Bücher haben gegen widrige Winde des Zeitalters zu kämpfen, wie gegen wuchtige Wellen gehässiger Vorurtheile. Behaupteten sich aber, sogar ohne Buchschmuck, mit dritten, vierten, siebenten Auflagen. So auch die angezeigte Schrift. Der Verfasser hat es sich angelegen sein lassen, den Begriff des Wissens philosophisch zu durchleuchten. Das erschien ihm mit Recht als eine Vorbedingung für das Verständniß der Frage, wie Wissen und Glauben zu einander stehen. Nebenher tritt eine feine Ironie hervor. Denjenigen nämlich, welche das Glauben durchs Wissen tödten wollten, oder ihm eine Invalidenversorgung im „Gemüth" anwiesen, widerfuhr, daß ihnen mittlerweile auch das rechte, feste Wissen abhanden kam, indem sich dieses zum „Relativismus" verflüchtigte, zu heutigen Annahmen morgiger Falschheiten.

Was P. Cathrein bietet, sind weder Skizzen noch Versuche, weder Beiträge noch wie sonst sich Bruchstücke nennen. Das vielerörterte Thema wird vielmehr in seiner Weite umfaßt, in der Eintheilung nach den Grundfragen erschöpft, in der Durchführung sind die Richtlinien aller Zusammenhänge aufgedeckt, auch die mit aktuellen Fragen wie diese:

„Ist die Cultur der richtige Maßstab für die Werthschätzung des Glaubens?" „Warum der moderne Unglaube die katholische Kirche verfolgt, dagegen den Protestantismus meist unbehelligt läßt?" u. a. m.

An einer Stelle hat P. Cathrein auf den Grund hingewiesen, wegen dessen dem Willen, weiterhin wohl auch dem Gemüth, in den religiösen Glaubensfragen eine so große Bedeutung zukommt; dem Willen, wie er im einzelnen Menschen ist, mit allen den ererbten Bestimmungen, mit allen den Beeinflussungen durch die Umwelt. Das ist denn wohl auch der Grund, weshalb die Apologetik, welche den Verstand belehrt, einer Ergänzung bedarf durch die Mächte des Gebetes, des Beispiels, der Begeisterung für das Gute und Schöne. Wenn es wahr ist, daß die entscheidenden Schwierigkeiten, den Glauben zu bewahren oder wiederzuerlangen, aus dem Willen kommen und dem Herzen; wenn es wahr ist, daß auf diese Gewalten nur das Gute und das Schöne wirkt, so ergibt sich daraus, welche Tragweite diesen Rücksichten in allen Kämpfen um das Christentum zukommt. Von je ist es die Predigt gewesen, die diese Aufgabe als ihre eigenste ansah. Die Predigt ist der Ausklang der ganzen religiösen Ueberzeugung mit allem Inhalt des Wissens und Glaubens, allen Energien des begeisterten Wollens, allen Innigkeiten ihrer segensvollen Lebenserfahrungen. Solchen Ausklang finden wir in den sechs Vorträgen, die P. Kolb zu St. Peter in Wien als Adventscyklus 1902 gehalten hat. Sie behandeln den Welterlöser, die heilige Schrift, die christliche Lehre, Kirche, Heilsordnung und das christliche Sittengesetz. In jedem dieser Vorträge werden, daß ich so sage, Katholicismus und Protestantismus confrontirt. Gegen den Anwurf, die Zerklüftung des Protestantismus werde da überschätzt, hat der Redner sich durch umsichtig ausgewählte und genau gebuchte Nachweise sichergestellt. Ereignisse der jüngsten

Zeit haben seine Ausführungen so nachdrücklich bestätigt, daß ein Hinweis darauf gestattet sein mag.

Noch war die Sitzung des preußischen Herrenhauses vom 7. Mai 1902 unvergessen — P. Kolb erwähnt ihrer 2. Aufl. S. 86 —, da wurde ebendaselbst am 2. April 1903 eine Wiederholung veranstaltet. Diese Frühjahrsparaden der protestantischen Einigkeit scheinen zu einer ständigen Institution werden zu sollen, wie die auf dem Tempelhofer Felde. Die „Köln. Volksztg.", welche die theologischen Tagesfragen innerhalb des Protestantismus in meisterhafter Weise zu besprechen pflegt, traf wie gewöhnlich den Nagel auf den Kopf: „Unseres Erachtens hat Freiherr von Durant den Beweis erbracht, daß die Theologie der kirchlichen Linken nicht mehr christlich ist; dagegen wird es kaum zu widerlegen sein, daß sie dennoch protestantisch ist, wie die Professoren Schmoller und Löning, sowie nebenbei Oberbürgermeister Struckmann darlegten." [1])

An die Behauptung, der Protestantismus unterscheide sich vom Katholicismus dadurch, daß er Christum „höher ehre", knüpft P. Kolb die Ausführungen seines ersten Vortrages. Er zeigt, wie Christus „zum Streitobjekt geworden" ist, „über das selbst die offiziellen Vertreter der protestantischen Kirche sich nicht mehr verstehen können". [2]) Der Heiland ist da gleichsam aufs neue gestorben. Diesesmal hat er nicht sein menschliches Leben geopfert, sondern sein göttliches Leben eingebüßt. Und das geschah „in consequenter Entwicklung der protestantischen Fundamentallehre". [3]) Weil die unbegrenzt freie Forschung, das Protestantenrecht eines Jeden, nicht blos „freie Forschung in der Schrift" ist, sondern auch „freie Forschung über die Schrift", [4]) kann

1) Nr. 295 vom 6. April 1903.

2) Die Glaubensspaltung 2. 23.

3) Ebenda 26 f.

4) Verhandlungen des (preuß.) Herrenhauses 1903, VII. Sitzung, S. 130.

nicht geleugnet werden, daß im Protestantismus begründete Logik dahin führen kann, wie sie thatsächlich dazu geführt hat, daß die freie Forschung dem Herrn auch sein göttliches Leben bestreitet. „Und die große Menge des Protestantismus nimmt es ruhig zur Kenntniß; nur wenige Männer und fromme Frauen weinen wie ehemals auf Kalvaria um den geliebten Todten.“[1]) P. Kolb hat übergenug Nachweise vorgelegt. Allein man kann auf die seitdem erfolgte Debatte im preußischen Herrenhause hinweisen. Graf von Zieten-Schwerin, der von sich sagt, er sei „evangelisch bis auf die Knochen“,[2]) kennzeichnet die Lage, in welche das evangelische Kirchentum durch die linksliberale Theologie gerathen mag, wie folgt: „Der evangelischen Kirche . . . soll man den Kopf abnehmen dürfen, den Herrn Jesus Christus, und das will man gelten lassen?“[3]) Es ergibt sich ferner aus dieser Debatte, daß die einzige Rettung darin erblickt wird, der Cultusminister möchte dem Herrn Jesus Christus zu Hilfe kommen.

Im zweiten Vortrag, über die hl. Schrift, hat P Kolb vortrefflich ausgeführt, wie der Protestantismus mit einer Uebertreibung begann, um bei der „Bibel-Entfremdung“, der „Bibelruine“ anzulangen: „Einfache Leute auf dem Lande fragen, ob es denn wahr sei, daß ein Berliner Professor den Beweis geführt habe, daß die Bibel nicht Gottes Wort sei,“ bestätigt nun Graf von Hohenthal-Dölkau.[4]) Die gedachte Uebertreibung besteht bekanntlich darin, daß die christliche Predigt von der Bibel allein abhängen soll, mit Ausschluß also einer amtlichen Sendung, und der gesammte Kirchenbestand allein auf die hl. Schrift gebaut wird, mit

1) Die Glaubensspaltung [2]. 27.
2) Verhandlungen des Herrenhauses 1903, VII. Sitzung, S. 127.
3) A. a. O. 141.
4) Verhandlungen a. a. O. 142.

Ausschluß einer kirchlichen Obrigkeit, die als Interpretationsinstanz auch über der hl. Schrift steht. Daraus konnte man wiederum ableiten, im Protestantismus werde die Bibel „höher geehrt“.

Merkwürdig ist nun, daß heute, wo die sogenannte kirchliche Linke sogar die Evangelien als vielfach unzuverlässige, rein menschliche Aufzeichnungen ansieht, sogar in ihren Kreisen gelegentlich noch die alte Uebertreibung fortwirkt. So sagte Prof. Loening wider den Freiherrn von Durant, nicht die ökumenischen, noch die Bekenntnisse der Reformationszeit seien die Grundlagen der evangelischen Kirche, sondern allein die hl. Schrift.[1]) Er schloß wie folgt: „So haben auch die Pastoren nicht etwa uns die Wahrheit zu verkünden, der wir zu folgen haben, sondern sie haben, so weit das ihnen möglich ist, aus der hl. Schrift die Wahrheit zu entnehmen. Wir haben dann zu prüfen, ob ihre Worte mit der hl. Schrift übereinstimmen.“[2]) Nach dieser Theologie wären die Anfänge der Heidenmission, die erste Ausbreitung des Christentums, war insbesondere die Predigt des hl. Paulus durchaus unevangelisch. Erstens weil noch kein Evangelium da war, keines geschrieben war, und doch predigten schon die Apostel unter den Heiden. War deshalb die Controlle aus dem Evangelium unmöglich, so wissen wir insbesondere vom hl. Paulus, daß er eine Controlle seiner amtlichen Thätigkeit sich nicht hätte gefallen lassen. Hundert oder anderthalbhundert Jahre später ist die beregte Controlle aus dem entgegengesetzten Grunde unthunlich gewesen. War bei den Anfängen der christlichen Predigt noch kein Evangelium vorhanden, so waren ihrer dann zu viele: die Apokryphen. Jeder Zuhörer hätte den Prediger aus einem anderen Evangelium controllirt, und die Kirche wäre schon damals das geworden, was Pro-

---

1) A. a. O. 123 f.
2) Ebenda 124.

testanten von der heutigen evangelischen Kirche sagen: ein „Sprechsaal“ für alle beliebigen Meinungen.

Wir stehen vor zwei historischen Thatsachen. Einmal, es gab eine christliche Predigt und eine christliche Kirche, ehe das erste Evangelium Christi geschrieben war. Sodann, nicht blos durch ein Zeitalter irriger Lehren, sondern auch durch ein Zeitalter falscher „heiliger“ Schriften mußte die Kirche sich hindurchringen, ihre Lehre und das wahre Wort Gottes hindurchretten, als einziges Wort Gottes durchsetzen. Diese zwei historischen Thatsachen sind gewiß gewichtige Gründe wider den Versuch, die Evangelien für die einzige Grundlage der christlichen Predigt und Kirche zu erklären.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir eine weitere Erwägung gelehrten Vertretern der katholischen Apologetik vorlegen.[1]) Es ist ja vollkommen klar, daß im apologetischen Beweisverfahren die heiligen Schriften des N. T. nicht als inspirirte Schriften, als „Wort Gottes“ verwendet werden können, weil darin eine offensichtliche petitio principii läge. Deshalb wird oft und nachdrücklich hervorgehoben, im apologetischen Beweisverfahren benütze man das N. T., besonders die Evangelien, lediglich als historische Schriften, die von glaubwürdigen Verfassern herrühren. Gewiß — aber ob das zuweilen nicht gar zu sehr betont wird? Liegt die Gefahr nicht nahe, daß die Evangelien dann der literarisch-historischen Kritik gerade so ausgeliefert sind, wie Aelius Spartianus oder Julius Capitolinus? Auch als Biographien eignet ihnen vom Standpunkt literarisch-historischer Kritik ein Werth von ganz einziger Art. Aber ist das Alles? Gibt es kein Drittes zwischen inspirirten Schriften und literarischen Privaterzeugnissen? Uns dünkt, sie sind von vornherein mit einem amtlichen, lehramtlichen

1) Selbstverständlich beziehen sich diese Bemerkungen nur auf das N. T., insbesondere auf die Evangelien.

Charakter versehen. Sie sind qualificirte historische Quellen, nämlich „Urkunden" im rechtlichen Sinne. Läßt sich das aber ohne petitio principii erweisen? Unseres Erachtens wohl. Die 6 ersten Briefe des hl. Paulus sind jedenfalls in dem Sinne die ältesten christlichen Schriften, als der Beweis für ihre Abfassung vor dem Jahr 60 relativ noch durchschlagender ist als der nämliche Beweis für das älteste, das Matthäus-Evangelium. Aus diesen frühesten Briefen des hl. Paulus ergibt sich unseres Erachtens mit vollkommener Sicherheit, daß es kein anderes Organ der christlichen Predigt und der Gemeindegründung gab, als das Apostolat. Das apostolische Lehramt tritt da auf als einzig befugt, als allein giltig. Wenn nun christliche Schriften in Umlauf kommen, „Leseschriften" werden, d. h. beim Gottesdienst amtliche Verwendung finden, so müssen sie wegen eines Zusammenhanges mit dem Amt, als Ausfluß dieses Amtes, Geltung erlangt haben. Deshalb ist die Apologetik nun besonders auch darauf angewiesen, Belehrung über den Ursprung und die Bedeutung des apostolischen Amtes in ihnen zu suchen. Wir denken selbstverständlich nicht daran, einer Umgestaltung der apologetischen Methode das Wort zu reden — deß vermessen wir uns nicht. Allein der Begriff der „Authentie" wird ja doch von der Apologetik stets auf die Evangelien angewendet. Und in diesen Begriff lassen sich vorstehende Erwägungen ohne Presse hineinbringen. Wenn ich behaupte, Aelius Spartianus habe die Hadrianbiographie der Historia Augusta geschrieben, so behaupte ich, diese Biographie sei „echt", aber durchaus nicht, sie sei „authentisch". Das sage ich überhaupt sonst nie von einer Biographie aus. Immer nur von „Urkunden", von Schriftstücken amtlichen Charakters.

Aus dieser Stellung des Apostolates in der Entwicklung des Katholicismus ergibt sich das Schicksal des Protestantismus.

Deshalb, weil es außerhalb des Apostolates, weil es ohne apostolisches Amt keinen historischen Grund gibt für die erste Verbreitung des Christenglaubens und für die Entstehung der Kirche, keinen juridischen Grund für ihre Continuität als ein und das nämliche sociale Gebilde durch alle Jahrhunderte, keinen logischen Grund für die Bindegewalt und die Unveränderlichkeit der christlichen Lehre; weil mit dem apostolischen Amt die religiöse Obrigkeit dahinginge, welche der Christenheit die sociale Collectivexistenz einer Kirche gibt und welche allein befugt sein kann, die amtlichen Schriften autoritativ zu erklären und eine Uebereinstimmung durchzusetzen, deshalb mußte der Abfall vom kirchlichen Lehramt dahin führen, daß der Protestantismus um alle Einheit kam. Er kam um die historische Continuität einheitlicher Lehrentwicklung, um die juridische Einheit des Kirchengefüges, um die logische Einheit, die Wissen und Glauben versöhnt, die in einem alles umspannenden System alle philosophischen und theologischen Religionslehren zu einem Bau von tadelloser Stileinheit aufschichtet. Er kam um die ideelle Einheit übereinstimmenden Glaubensinhaltes und ebensolcher Schrifterklärung, um die sociale Einheit der Kirche, als welche nur durch eine religiöse Autorität gewährleistet werden kann. Ist es unter diesen Umständen nicht befremdend, daß in der beregten Herrenhaussitzung gesagt wurde, man solle sich „der Einheit der evangelischen Kirche" „freuen"? (S. 129) Um alles — welche Einheit kann denn gemeint sein, frägt man sich. Nach dem Zusammenhang, in dem die gedachte Aufforderung steht, muß man antworten: die politische Einheit ist gemeint, die Einheit der Abhängigkeit von der Regierung. Denn es heißt da (dem Sinne nach), Trennung von Staat und Kirche bedeutet für die evangelische Kirche Sprengung ihrer „Einheit"; ihre „Einheit" hat Bestand, so lange die Regierung beiden „Richtungen" soweit thunlich

entgegenkommt. Ihrer Einheit sichtbarer Ausdruck ist der Cultusminister.

Dieses traurige Bild vom fortschreitenden Zerfall des religiösen Protestantismus und seiner einzigen Einheit als politischer Protestantismus zeichnet die vortreffliche Schrift Dr. Hupperts. Sie geht aus vom Abgang jeder historischen Einheit und bescheidet sich darum, nur den heutigen Protestantismus abschildern zu wollen. „Aeltere Schriften" „zeichnen nur einen Protestantismus, der nicht mehr besteht"; „eine nur zwanzig Jahre alte Polemik würde ihn heute nur wenig mehr treffen, denn seit etwa zwei Jahrzehnten datirt der Niedergang der vor einem halben Jahrhundert wiedererwachten Orthodoxie und das Aufkommen der modernen Ritschl-Harnack'schen Schule" (Vorwort). Die immerwiederkehrenden protestantischen Klagen, die evangelische Kirche werde ein „Tummelplatz der Willkür", ein „Sprechsaal für allerlei Professorenmeinungen", in ihr herrsche „babylonische Verwirrung" und die Männer der Linken zielten auf ein „Pantheon" für alle religiösen Ideen, eine „Freistatt" für „Freigeisterei" (75, 13, 44, 67), beleuchten die ideelle und logische Zerklüftung. Die religiös-sociale Zerklüftung der Kirche als solcher ergibt sich daraus, daß von der orthodoxen Seite einerseits über „Cäsaropapismus", über die „Staatskirche", die schon beinahe ein „Kirchenstaat" ward (17), geklagt, andererseits Staatshilfe als einzige Rettung angesehen wird. Von liberaler Seite dagegen leistet man offen Verzicht auf jede religiöse Autorität, auf jedes bindende Statut, sonach auf alles, was die Collektiveinheit einer Kirche ausmacht und ausmachen kann (46–78). Wenn nun doch noch Mauern stehen, Thürme ragen, Zusammenhang da ist, was hält zusammen? Eine staatliche Behörde, der Oberkirchenrath (88 ff.).

Nur geschlossene, fest gefügte, ihrer inneren Einheit sichere Verbände vermögen eine Propaganda großen Stils

zu treiben. Wie kommt es, daß der religiös auseinanderfallende, nur politisch zusammengehaltene Protestantismus sich auf große Eroberungszüge in Oesterreich verlegt? Hiervon handeln die letzten Abschnitte der Schrift Dr. Hupperts. Es ist ein sehr glücklicher Griff gewesen, den englischen und den deutschen Protestantismus da nebeneinanderzustellen. Man könnte auch die „Uebertritte" vergleichen, in Oesterreich zum Protestantismus, in England zum Katholicismus. Von da schrieb jüngst ein Benediktiner an die „Katholischen Missionen": „Die Bekehrungen aus den verschiedenen Sekten zur katholischen Mutterkirche mehren sich von Jahr zu Jahr und während man in früheren Jahren im Durchschnitt 10 000 rechnete, so hat sich seit einigen Jahren diese Zahl auf 16 000 erhöht und im Vorjahr die noch nie dagewesene Zahl von 20 000 erreicht (1903 April S. 152). Während in England es keine andere Ursache für diese Uebertritte gibt, als die ruhige Majestät der Einen Weltkirche und deren friedliche Werbekraft, sind in österreichischen Kronländern alle diejenigen Mächte losgelassen, die eine wilde Agitation zu betreiben im Stande sind: Geld, Reisende, Flugschriften, Zeitungsreklame. Die rollende Reichsmark des Gustav-Adolf-Vereines; die Wanderprediger des evangelischen Bundes, bekenntniß*lose* Bekenner zwar und sendungs*lose* Sendlinge, aber vielleicht gerade deshalb die richtigen Anwälte der *Los* von Rom-Religion; niedrige Flugschriften, gräßliche Zeitungen und Parlamentsskandale. Im Interesse des reichsdeutschen Protestantismus ist jede Unterstützung auf das tiefste zu beklagen, die er der gedachten Bewegung lieh. Zu viel edle und große Männer der Wissenschaft wie der That bekannten und bekennen sich zu ihm, denen der Anblick widrig sein muß: Hochverrath und Heidentum als Vorspann vor dem Siegeswagen des „reinen Evangeliums".

Schon vor zwei Jahren hat F. Stauracz eine „wahrheitsgetreue Schilderung der österreichischen Verhältnisse"

unter dem Titel „Los von Rom“ herausgegeben. Auf 100 Seiten eine Fülle von Belegen, die eine kundige Hand gesichtet hat. Was immer die Zukunft der Los von Rom-Bewegung bringen mag, ein tieferes Wellenthal oder Wellenberge, diese Schrift verliert ihren Werth nicht; sie ist gut zu verwahren. Insbesondere ist ihr Schluß (2. Aufl. S. 93 ff.) voll tiefer Lehre: im Parlament einerseits namenlose Wüstheit, andererseits Unvermögen — dann aber einige Worte von hoher Stelle, in deren Wirkung die alte Zauberkraft des schwarzgelben Banners verspürt wurde.....

Wir haben oben auch zwei katholische Stimmen erwähnt, die über die kirchlichen Bewegungen in Oesterreich vom Ausland her handeln. Der verdiente Schweizer Sociologe, Prälat Dr. Eberle, hat in einer populären Schrift eine erhebliche Menge zuverlässiger Angaben übersichtlich zusammengefaßt. Die durchgeführte Gliederung des Stoffes gibt zu weiteren publicistischen oder rednerischen Ausführungen schätzenswerthe Anhaltspunkte. Desgleichen die eingehend berücksichtigten „Einreden“ (S. 55 ff.). Ueber die Sintfluth der gemeinsten Flugschriften finden sich wichtige Angaben. Die Katastrophe, welche den einen von den zwei einflußreichsten Alldeutschen, mitsammt seinen Zwischenrufen im Reichsrath, als den waschechtesten Pharisäer entlarvt hat, wie einen solchen das rasseechteste Judentum kaum je zu Tage förderte, fand kurze aber treffende Erwähnung (S. 73).

Zu vorläufiger Kenntnißnahme muß auf G. Goyaus hervorragenden Artikel in der „Revue des Deux Mondes“ hingewiesen werden. Darf man doch hoffen, darin ein Kapitel des größeren Werkes zu sehen, das in dem ausgezeichneten Buch „Le Protestantisme“ — „l'Allemagne religieuse“ durch diesen Haupttitel in Aussicht gestellt erscheint. Verwickelte Verhältnisse mit spielender Sicherheit darzustellen, ist als ein Vorzug Hrn. Goyaus den Lesern seiner früheren Schriften bekannt. Aber auch diese werden darüber staunen, wie der Verfasser die religiösen, kirchenpolitisch, national und

politisch so überaus complicirten österreichischen Angelegenheiten unseres Erachtens so durchaus zutreffend erfaßt und gründlich verstanden hat. Wir geben der Hoffnung Ausdruck, daß die Fortsetzung dieser Studien bald vorliegen möge.

Zwischen den anfangs erträumten Erfolgen der Los von Rom-Bewegung, schreibt Hr. Goyau, und den Erfolgen, wie sie dann wirklich waren, mag ja ein für die Väter der Bewegung empfindlicher Unterschied vorliegen. Eine Thatsache steht dennoch da: von der römischen Kirche ist eine gewisse Zahl ihrer Anhänger abgefallen; abgefallen wie müde Herbstblätter. Manche sagen, sie waren ja welk, abgestorben, gereichten dem alten Stamm nicht zur Zierde. Und das entbehrt nicht der Wahrscheinlichkeit. Ein evangelischer Prediger, welcher der Bewegung nicht günstig ist, bemerkt, für jeden einzelnen, der abfällt, schließen sich fünf andere, die gleichgiltig waren, mit neuem Eifer ihrer Kirche an. Und auch das ist vielleicht richtig. Trotzdem bleibe der Zwischenfall, wie immer er sei, für die katholische Kirche in Oesterreich „un symptôme et une leçon" (S. 305); sagen wir eine ernste Mahnung und ein schrilles Allarmsignal. . . . . .

R. N.

III.

Rudolph Clenck.

Ein Ingolstädter Professor des 16. Jahrhunderts.

(1528—1578.)

Daß es in den schweren Stürmen des 16. Jahrhunderts der alten Kirche nicht an Männern fehlte, die aus allen Kräften der Neuerung entgegentraten, hat die Arbeit katholischer Forscher des letzten Decenniums hinlänglich gezeigt. Das gilt nicht blos für die erste, sondern auch für die zweite Hälfte des Jahrhunderts, für das Zeitalter der sogenannten „Gegenreformation“. Gerade hier eröffnet sich der biographischen Forschung noch ein fruchtbares Gebiet, und je mehr sie fortschreitet, wird sich herausstellen, daß auch der — manchenorts leider mit Recht — vielverschrieene Säkularklerus ein recht beträchtliches Contingent gestellt hat an Männern, die sich an die Spitze der antiprotestantischen Bewegung stellten. Sie haben neben dem neugegründeten Orden der Jesuiten die katholische Restauration in den deutschen Landen eingeleitet und weitergeführt. In Bayern namentlich, das Herzog Albrecht V. zum Centrum der katholischen Aktion gemacht hatte, gab es eine große Zahl von Geistlichen, die durch Wort und Schrift der katholischen Sache Vorschub leisteten; es sei nur erinnert an Namen wie Eisengrein, Theander, Georg Lauther, Johann zum Wege, Caspar Franck u. a., die theils in München, theils an der Ingolstädter Hochschule lebten und wirkten.

Oft waren es Convertiten, und unter ihnen nimmt der Theologieprofessor Rudolph Clenck nicht die letzte Stelle ein. Keine dickleibigen Folianten zwar erzählen von seinem Wissen und Wirken, aber desungeachtet war er eine so eigenartige Persönlichkeit, daß es schade wäre, seinen Namen nicht immerwährender Vergessenheit zu entreißen. Leider fließen auch über ihn, wie über so manche Männer jener Zeit, die Quellen mehr als spärlich.

I.

Rudolph Clenck wurde im Jahre 1528 zu Bremen geboren.[1]) Seine Eltern gehörten zu den angeseheneren Patrizierfamilien der Hansestadt.[2]) Schon früher hatten verschiedene Mitglieder der Familie den höheren Studien obgelegen und geistliche Würden bekleidet. Im Jahre 1486 finden wir einen Conrad Clenck an der Universität Rostock,[3]) im darauffolgenden Jahre weilt er in Erfurt[4]) und wurde im Jahre 1518 als Domdekan von Bremen in Wursten von den Friesen erschlagen.[5]) Ein Corth Clenck bekleidete nach ihm diese Würde und starb im Jahre 1524,[6]) und für die Jahre 1514—25 ist ein Ludolph Clenck als Canonikus

1) Valentinus Rotmar, Almae Academiae Ingolstadiensis tomus primus. Ingolstadii 1581. f. 129b.

2) Rotmar l. c. Wynick Heinrich, Leichpredig. Bei der catholischen Begräbniß deß . . Herrn Rodolphen Klencken. . . Zu Hildeßheim im Hohen unser lieben Frawen Stifft durch den ordinari Domprediger daselbst gehalten; Anno MDLXXVIII. Ingolstadt o J. B 3 a: „Der Stamme der Clencken ist an diesen örtern und Ländern an ihm selbst genugsam bekannt".

3) Immatrikulirt am 26. November 1486; vergl. A. Hofmeister, Die Matrikel der Universität Rostock, II. (1889) S. 247.

4) Konrad Klencke de Bremen nobilis, vergl. H. Weißenborn Akten der Erfurter Universität. (Halle 1881.) I, 415.

5) Cyriak Spangenberg, Cronica aller Bischöfe des Stifts von Verden. Homburg o. J. S. 158.

6) Bremisches Jahrbuch. II. Serie, Bd. I. Bremen 1885. S. 226.

in Bremen beglaubigt.[1]) Aus alledem erhellt, daß das Clenck'sche Geschlecht ein angesehenes war.

Rudolphs Eltern nahmen die schon früh in Bremen heimisch gewordene Lehre Luthers an. Sie ließen ihrem Sohne frühzeitig eine treffliche Erziehung und Schulbildung angedeihen.[2]) Ueber Clencks Universitätsjahre wissen wir wenig Einzelheiten. Er führte, wie soviele seiner Zeitgenossen, das freie Leben des wandernden Scholaren. Es spricht für seine protestantische Erziehung, daß er zuerst Wittenberg aufsuchte.[3]) Dann zog er nach Königsberg und weilte dort, als gerade der Osiandrische Streit am heftigsten entbrannt war. Er lernte da Friedrich Staphylus kennen und folgte mit lebhaftem Interesse dessen Streitreden gegen Osiander, gegen die Anabaptisten und andere Sektirer,[4]) nicht ahnend, daß er später diesem Manne noch so nahe stehen sollte. Von Königsberg wendet der wanderfrohe Student seine Schritte bald nach Krakau, noch im Jahre 1550.[5]) Da er hier mit katholischen Kreisen verkehrte, ist es wahrscheinlich, daß er in Krakau sich mit den Lehren der katholischen Kirche näher vertraut machte und zum

---

1) Unterm 22. August 1514 werden ihm 2 Benefizien zugesichert. Vergl. J. Hergenröther, Leonis Regesta. Freiburg 1884 f., Bd. V. S. 690. Für 1525 vergl. Spangenberg a. a. O.

2) Wynick und Rotmar a. a. O.

3) Wenigstens berichtet es Rotmar l. c., der früheste Biograph Clencks; in der Wittenberger Matrikel konnte ich seinen Namen nicht finden; aber viele Studenten ließen ihren Namen nicht eintragen. Jena dagegen, wie Rotmar berichtet, kann Klenck nicht besucht haben, da die Universität erst 1558 gegründet wurde.

4) Er berichtet es in seiner Trauerrede auf Staphylus. Vergl. Orationes Funebres quatuor in exequiis . . . . . Friderici Staphyli etc. Ingolstadii habitae. Ingolstadii, Weissenhorn. MDLXIIII. fol. 29a; vergl. auch 59a. Das war 1550; vergl. Paulus im Kirchenlexikon 11, 731.

5) Rotmar l. c.

Katholicismus übertrat.[1]) Es muß dem Bremer Studenten gefallen haben in der alten Jagellonenstadt, und er scheint auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gezogen zu haben. Sonst würde er wohl nicht von dem litthauischen Fürsten Stanislaus Jedrowski, welchen König Sigismund August diplomatischer Geschäfte halber im Jahre 1551 nach Moskau an den Hof Iwan's Wassiljewitsch sandte, zum Reisebegleiter ausgewählt worden sein.[2]) Das war dem Wanderlustigen eine erwünschte Gelegenheit, die er sich nicht entgehen ließ. Die Reise nach Moskau war beschwerlich, denn man stand im Winter, über weite Schneefelder ging es, durch endlose Ebenen, oftmals mußte der freie Himmel den Reisenden als Nachtherberge dienen; Polen, Litthauen, die baltischen Provinzen wurden auf der Reise berührt, und die Abenteuer dieser Fahrt bildeten für Clenck noch in späteren Jahren erwünschten Erzählungsstoff.[3]) Clenck weilte längere Zeit in der seltsamen Moskowiterstadt[4]) und konnte sich so mit Brauch, Sitte und Sprache des russischen Volkes vertraut machen. Er besaß überhaupt eine überraschende Leichtigkeit, sich fremde Sprachen anzueignen, und seine Gewandtheit darin erregte nicht wenig die Bewunderung der Kreise, in denen er später heimisch war.[5])

Von Moskau zog Clenck über Petersburg, Livland, Schweden und Dänemark nach Deutschland zurück, um daselbst wieder an das Studium zu denken. Am 3. Juni

---

1) Ebenda. Nach Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut, München (1872) I. 307 wäre Clenck erst bei seinem spätern Aufenthalt in Löwen convertirt. In der allgemeinen deutschen Biographie L. 321 spricht er sich für Krakau aus.

2) Rotmar u. Wynick a. a. O. Vergl. Pierling, Papes et Tsars (1547—1597), Paris 1890, S. 119.

3) Vergl. Rotmar f. 131 a.

4) Wenn auch keine zwei Jahre, wie Wynick B 3 b berichtet.

5) Rotmar f. 130 a.

1552 ließ er sich an der Universität Rostock immatrikuliren.[1]) Bereits am 20. September desselben Jahres wurde er gleichzeitig zum Baccalaureus und zum Magister der freien Künste promovirt.[2]) Diese schnelle Promotion beweist, daß er in den früheren Jahren über dem Wandern auch das Studiren nicht vernachlässigt hat.

Abermals bot sich nun günstige Reisegelegenheit. Als Präceptor und Reisebegleiter des jungen Grafen Gebhard Truchseß von Waldburg und anderer junger Adeliger durchzog Clenck den Süden und Westen Europas. Er kam nach Frankreich und Italien, in Paris und Toul wurde der Studienbetrieb an den Hochschulen einer eingehenden Betrachtung unterzogen, ebenso in Siena, Bologna und Rom, dessen Altertümer den gebildeten Humanisten anzogen.[3]) Für all diese Reisen, die damals nicht mit der heutigen Bequemlichkeit vor sich gingen, war Rudolph Clenck befähigt durch eine starke, ausdauernde Körperkonstitution. Er war von geringer Statur, schreibt sein Zeitgenosse Rotmar, aber in hohem Maße abgehärtet gegen die Einflüsse jeder Witterung, gegen Strapazen aller Art, gegen Hunger und Durst. Mit der schlechtesten, unverdaulichsten Speise nahm er vorlieb, Krankheit war ihm stets fremd, auch in späten Jahren bediente er sich nie des Bades.[4]) Er war aber auch nicht wenig stolz auf seine Wanderungen; gern verglich er sich mit dem vielgereisten Odysseus und schrieb in Ingolstadt über seine Stubenthür den homerischen Vers:

Πόλλων τ' ἀνθρώπων ἴδεν ἄστεα καὶ νόον ἔγνω.

---

1) Hofmeister, Die Matrikel der Universität Rostock, II. 122. Daß Clenck, nach unserer Annahme bereits katholisch, Rostock aufsuchte, darf nicht zu sehr befremden. Zu dieser Zeit fanden sich auch noch katholische Lehrer in Rostock.

2) Hofmeister S. 124.

3) Rotmar l. c., auch für das Folgende.

4) Vergl. J. G. Suttner, Geschichte des bischöfl. Seminars zu Eichstätt. (Programm zum Jahresbericht des bischöfl. Lyceums 1859) S. 27.

Des ständigen Wanderns endlich müde, dachte Clenck ernstlicher an eine gesicherte Zukunft und ließ sich am 3. September 1557 an der Universität Ingolstadt immatrikuliren, wo auch sein Zögling Gebhard von Waldburg, der spätere Kölner Erzbischof, sich schon am 22. Juni desselben Jahres hatte einschreiben lassen.[1]) Der Matrikeleintrag zeigt uns auf einmal, daß der Magister der freien Künste unter die Theologen geht, und zwar als Stipendiat des Herzogs Albrecht V. von Bayern. Friedrich Staphylus, damals in bayerischen Diensten, hatte den Herzog oder vielmehr dessen Faktotum, den streng katholischen Kanzler Simon Thaddäus Eck, auf die Bedeutung Clencks und seine Fähigkeiten aufmerksam gemacht und bewirkt, daß er dauernd in herzoglich bayerische Dienste trat.[2]) Auf Herzog Albrechts Wunsch, wohl auch einer innern Neigung folgend, wandte sich Clenck dem theologischen Studium zu, vor allem zunächst des canonischen Rechts, das er auf Kosten des Herzogs an der Löwener Universität fortsetzte; hier erwarb er sich den Titel eines Licentiats beider Rechte.[3]) Im Sommersemester 1559 weilt er wieder in Ingolstadt und gibt der theologischen Fakultät den Wunsch des Herzogs zu erkennen, daß man ihm gestatte, Vorlesungen zu halten.[4]) Sein Verlangen wurde erfüllt, und er begann über biblische Bücher zu lesen: ein Fach, in dem er, neben dem canonischen Recht,

1) Nach der Originalmatrikel im Archiv der Universität München, Band II., zum 3. September: Rodolphus Clencke Saxo theologiae studiosus, et Principis nostri Illustriss. stipendiarius bonarum artium magister.

2) Vergl. Friderici Staphyli . . . . in causa Religionis sparsim editi libri in unum volumen digesti. Ingolstadii 1593, in der Vita Staphyli, Bl. ** L.

3) Rotmar l. c.

4) Vergl. Matricula collegii Theologici in inclyta acad. Ingolstad, ab anno 1472—1599, fol. 98, handschriftlich im Archiv des Georgianums zu München.

vorzüglich zu Hause war. Denn außer dem Lateinischen und Griechischen, das er vollkommen beherrschte, betrieb er nicht blos das Studium der hebräischen, sondern auch — und das wollte damals nicht wenig bedeuten — der chaldäischen und syrischen Sprache.[1]) Am 4. Juni des Jahres 1562 sodann wurde er zum Baccalaureus der Theologie befördert; als Gegenstand seiner nunmehrigen Vorlesungen bezeichnete ihm die Fakultät das 4. Buch der Sentenzen. Obwohl erst Baccalaureus, zählte er, der Schützling des Herzogs, bereits jetzt schon unter die Professoren der theologischen Fakultät, und bereits im Jahre 1562 rühmt der Ingolstädter gekrönte Poet Vitus Jakobäus sein großes Wissen.[2]) Ob er jetzt schon die Priesterweihe empfangen hatte, und wann dies geschah, ist nicht festzustellen.

Nur die Ingolstädter Jesuiten waren Clenck nicht hold. Er erregte bald ihren Unwillen durch seine Vorlesungen, in denen er gewagte Sätze vortrug und vertheidigte Die eifrig um die Reinhaltung des Glaubens besorgten Patres wiesen Clenck zurecht, aber mit wenig Erfolg. Das reizte ihn erst recht zum Widerspruch, und bei seinem zähen Sachsencharakter wundert es einen nicht, daß er auf seiner Meinung beharrte und den Jesuiten, die ohnehin bei dem Professorenkörper der Ingolstädter Universität als Eindringlinge betrachtet wurden, nicht die besten Gesinnungen entgegenbrachte, ja bei dem Eichstätter Bischof, dem Kanzler der Hochschule, gegen sie agitirte.[3]) Schon im Oktober 1562 hatte Canisius in einem Schreiben an Cardinal Hosius Clencks katholische Gesinnung angezweifelt,[4]) mit Unrecht allerdings, wie das

1) Rotmar f. 130 a.

2) Vitus Jacobaeus, Academia Ingolstadiensis carmine illustrata. Ingolstadii 15 F2. f. C 4 a.

3) Vergl. Braunsberger, B. Petri Canisii epistulae et acta (Friburgi 1896 sq.). III, 555 not. 4.

4) „Homo in catholica fide vacillans et suspectus". Ebenda 515; Braunsberger vermuthet mit Recht, daß Clenck damit gemeint sei.

ganze spätere Leben Clencks beweist. Es scheint, daß er bezüglich der bischöflichen und päpstlichen Autorität gewagte und bedenkliche Ansichten vertrat, worin er mit Staphylus übereinstimmte.[1]) In einer darauf Bezug nehmenden Disputation zwischen Clenck und den Jesuiten ging es scharf zu, von beiden Theilen wurden die Grenzen der Mäßigung überschritten.[2]) Und so großes Gewicht legten die Patres der Affaire bei, daß sie durch den Ordenssekretär Polankus ihren General baten, er möge bei Herzog Albrecht oder sogar beim Kaiser Schritte thun, daß Clenck und Staphylus, falls sie auf dem betretenen Wege weiter schritten, das Handwerk gelegt würde. Am besten wäre es, wenn man Clenck überhaupt das Dociren verböte, seine exemplarische Bestrafung würde der ganzen Universität zum Nutzen gereichen.[3]) Gegen Ende Dezember wurde zwar der unerquickliche Streit beigelegt, aber Clenck blieb den Jesuiten ein Dorn im Auge, und sie hätten ihn gerne weit von Ingolstadt weg gewünscht.[4]) Noch im Mai des folgenden Jahres äußerte der Ordensgeneral Laynez bei Herzog Albrecht seine gewichtigen Bedenken und ersuchte ihn, die von den weltgeistlichen Mitgliedern der theologischen Fakultät geplante Doktorpromotion Clencks zu verhindern.[5]) Aber der Herzog ging nicht darauf ein, sondern gab vielmehr im Oktober desselben Jahres der Fakultät die strikte Weisung, die Promotion Clencks nicht hindern zu lassen. Die Theologen, soweit sie nicht Jesuiten waren, standen mit Clenck im besten Einvernehmen und bestimmten, daß die dem Orden angehörigen Professoren weder

---

1) Braunsberger a. a. O. S. 556, Anm. 4.

2) Vergl. den Brief des P. Polankus an Canisius, bei Braunsberger III, 555 f.

3) Ebenda, Brief vom 8. Dezember 1562.

4) Polankus an Canisius, 29. Dez. 62, Braunsberger III, 581.

5) 1. Mai 1563. Münchener Allgem. Reichsarchiv, Iesuit. Ingolst. Fasc. 73, Nr. 1374.

an dem Rigorosum noch an dem öffentlichen Promotionsakte theilnehmen dürften.[1]) Daraufhin begehrte Clenck am 11. November von dem damaligen Dekan Michael Wagner, der auf herzoglichen Befehl eigens von Freising nach Ingolstadt reisen mußte, die Zulassung zur Licentiatenprüfung. Am folgenden Tage bestand er dieselbe mit Erfolg, und am 13. November hielt er die zur Erreichung des Doktorgrades erforderliche Disputation mit so glänzendem Erfolge, daß er alle Erwartungen der Examinatoren übertraf und am 14. November einstimmig zum Doktor der Theologie ernannt wurde.[2]) Bei dieser Gelegenheit hielt er in trefflichem Latein eine sehr gehaltvolle Rede über den Cölibat der Geistlichen.[3]) Es war bei der auch in gut katholischen Kreisen herrschenden anticölibatären Bewegung ein höchst zeitgemäßes Thema, und Clenck, der gewiegte Canonist und Exeget, für dessen Behandlung wie nicht leicht ein zweiter geeignet. Er sucht die Verpflichtung des Klerikers zur Enthaltsamkeit zu erweisen aus den Schriften des Alten und Neuen Testaments, aus den Bestimmungen des kanonischen und selbst des profanen Rechts, für welch letzteres Moment er die Novellen Justinians und die Bestimmung Karls V. auf dem Augsburger Reichstage ins Feld führt, wonach der

---

1) In der Sitzung vom 26. Oktober 1563: „Eodem concessu propositae sunt literae Illustr. principis, quibus jubebat ne impediretur promotio Dni Rodolphi Klenkii, si per alios doctores fieret, qui non essent de societate Jesu, et omnes consenserunt in eam, ita tamen, ut doctore societatis non cooperarentur, nec interessent examinibus vel aliis actibus ad eam promotionem destinatis". Matricula theol. facult. fol. 105 b.

2) Matricula, f. 106 b u. 107 a: disputationem ita infracto animo sustinuit, ut nostram omnium expectationem ingenii dexteritate facile superaret.

3) Diese Rede ist abgedruckt bei Rotmar, Tomus primus orationum Ingolstadiensium. Ingolstadii 1572. f. 114 b—128 a.

heiratende Geistliche aus den Reihen des Klerus ausgestoßen werde. Für die damaligen Zeitverhältnisse ist es sehr bezeichnend, wenn der Redner am Schlusse seiner Ausführungen sich gegen die etwaige Auffassung verwahrt, als ob er, bei seiner völligen Ablehnung der Priesterehe, etwa die „Laster und Excesse des Conkubinats und anderer fluchwürdiger Unzucht, die bei dem Verfall aller Kirchendisciplin sowohl an der römischen Curie wie in Deutschland ungestraft verübt werden",[1]) verziehe und billige; nein, er verabscheue diese aus ganzem Herzen und bitte Jesum, daß er baldmöglichst enthaltsame Arbeiter in seinen Weinberg schicke.

Die Cölibatsfrage beschäftigte ihn auch sonst noch öfters; zehn Jahre später stellte er als Prodekan der theologischen Fakultät für einen Doktoranden Thesen darüber auf.[2]) Er hatte ihr auch schon zu Beginn des Jahres 1563 seine Aufmerksamkeit zugewandt, als er im Auftrage des Herzogs mit seinem Collegen Martin Eisengrein ein Gutachten über die Priesterehe abfassen mußte für die vom Kaiser ausgeschriebenen Wiener Religionsverhandlungen vom Juli 1563.

Kaiser Ferdinand hatte, als das Concil von Trient in der von ihm so dringend gewünschten Erledigung der Kelchfrage und der Priesterehe keine Entscheidung treffen wollte, eine Versammlung der geistlichen Kurfürsten nach Wien einberufen, an der auch Salzburg, Bayern und einige Bischöfe theilnehmen sollten.[3]) Da sollte zu den berührten Fragen Stellung genommen und eine Lösung versucht werden.

---

1) Ebenda f. 127 a.

2) De sacro sacerdotum Coelibatu doctrina catholica quam R. et ornatus Vir Petrus Damianus Macherentinus ... praeside Rodolpho Clencken Saxone .... fac. theol. Prodecano, 22. Aprilis in catholica Ingolstadiensi celeberrima Academia ... publice defendit. Ingolstadii 1573.

3) Vergl. Knöpfler, die Kelchbewegung in Bayern unter Herzog Albrecht V. (München 1891.) S. 134.

Herzog Albrecht, der schon im Frühjahr 1563 auf dem Ingolstädter Landtage, dem allgemeinen Drängen gehorchend, den Ständen das Kelchversprechen gegeben hatte, wurde unterm 15. Juni vom Kaiser aufgefordert, „etliche ansehenliche Gelerte der hl. Schrift und gaistlichen Rechten erfarene Räthe" nach Wien abzufertigen.[1]) Albrecht sandte nun seinen Kanzler zu Burghausen, Thomas Widmann, und den Sekretär Erasmus Fend, sowie die beiden Ingolstädter Theologen Rudolph Clenck und Martin Eisengrein, beide Convertiten; am 8. Juli bekamen sie die Instruktion,[2]) nach welcher sie auf der kommenden Versammlung für die Kelchconcession unbedingt, für die Priesterehe mit Vorbehalten eintreten sollten.[3]) Am 27. Juli begannen die Verhandlungen in Wien, sie endigten am 17. August.[4]) Die beiden bayerischen Theologen nun hatten zwei schriftliche, auf Herzog Albrechts Wunsch abgefaßte Gutachten mitgebracht über Zulässigkeit und Opportunität von Laienkelch und Priesterehe.[5]) Bezüglich des Kelches wird in dem einen Gutachten dessen Nothwendigkeit unbedingt ausgesprochen. In Deutschland, so heißt es, begehrt ihn das Volk seit einigen Jahren heftig

---

1) München, Reichsarchiv, Bayr. Relig. Akten. Acta Concil. Trid. t. IV. fol. 1. Orig.

2) Ebenda fol. 14—28.

3) An anderer Stelle werde ich über den Antheil der bayerischen Gesandten an diesen Verhandlungen ausführlicher berichten.

4) Vergl. über sie Bucholtz, Geschichte der Regierung Ferdinands des Ersten. Bd. 8.) (Wien 1838.) S. 662 ff.

5) Scriptum theologorum Ill^mi Bavariae Ducis dum Viennae concilium habetur. München, Reichsarchiv, a. a. O. f. 94—102. Sie sind von Clenck geschrieben und von Eisengrein mit Randnoten versehen. Nach Akten des Staatsarchivs von Hannover angezogen auch von K. Sastien, die Verhandlungen Kaiser Ferdinands I. mit Papst Pius IV. über die fakultative Einführung des Laienkelches in einzelnen Theilen des deutschen Reiches. (Göttingen 1890.) S. 39 f.

von den Fürsten und geistlichen Obern. Wenn man im Jahre 1530 den Kelch einigen Staatsgebieten nicht abgeschlagen hätte, dann hätte der Abfall sicher nicht solche Dimensionen angenommen. Nicht nur in Bayern verlangt das Volk unaufhörlich danach, auch in Oesterreich und im ganzen übrigen katholischen Deutschland. Wenn einige Fürsten in der Kelchgewährung eine Profanation des Sakraments erblicken, — wegen der leicht zu befürchtenden effusio sanguinis — so ist diese Gefahr nicht so groß; auch in der Apostelkirche ist diese Praxis üblich gewesen; bei einiger Sorgfalt kann jede Gefahr der Profanirung ausgeschlossen werden. Eine weit bedenklichere Profanation besteht darin, daß in Bayern der Kelch ohne jede Erlaubniß geistlicher oder weltlicher Obrigkeit von manchen usurpirt worden sei, die ihn ohne vorherige Beicht empfangen; die häretischen Prediger bringen das Volk so weit. Dem göttlichen Rechte widerspricht die Einführung des Kelches absolut nicht, bis auf das Konstanzer Concil ist er in der katholischen Kirche im Gebrauch gewesen. Auch neuere Theologen sprechen sich dafür aus. Es gibt einfältige Gläubige, welche meinen, die Communion unter beiden Gestalten sei kräftiger und fruchtbringender, was ja auch Ambrosius und Alexander von Hales betont haben.

Für die Priesterehe lautet das Gutachten unserer zwei Theologen schon ganz anders. Drei Theilfragen werden beantwortet: Erstens, ob es sich mit dem göttlichen Rechte und den kirchlichen Bestimmungen vereinbaren lasse, daß die Priester Weiber nehmen. Die Frage wird entschieden verneint, es ist genau derselbe Standpunkt gewahrt, den Clenck später in seiner Promotionsrede energisch vertrat. Zweitens, ob Verheiratete zu den hl. Weihen zuzulassen seien. Auch dies wird zurückgewiesen mit der Begründung, daß gute Seminarien und eine durchgreifende Reformation des Klerus mehr Nutzen versprechen als verheiratete Geistliche. Endlich drittens, ob die bereits beweibten Priester eher zu toleriren seien, als die Concubinarier. Da müsse man, lautet die

Antwort, schon Nachsicht üben; in so gefährlichen Zeiten könne man ein Auge zudrücken, und Priester, die durch Heiraten ein kirchliches Gesetz übertreten, um durch Hurerei das göttliche nicht zu verletzen, da wo es die Noth erfordert, dispensiren oder sie wenigstens zeitweilig toleriren, sofern sie im Uebrigen katholisch gesinnt wären und die Ceremonien nach katholischem Brauch verrichteten. Es wäre besser, als daß sie entlassen würden und dann in das Lager der Gegner übergingen.

Das Endresultat der Wiener Verhandlungen wurde am 14. August verkündigt und lautete dahin, daß eine kaiserliche Gesandtschaft beim Papst um Laienkelch und Priesterehe anhalten sollte, in der Ferdinand I. ein Haupttheilmittel für die kirchlichen Schäden erblickte. Mit den übrigen Gesandten zog auch Clenck wieder nach Bayern zurück, um gegen Jahresschluß, wie schon berührt, den Doktortitel zu erwerben.

Der Anfang des nächsten Jahres brachte ein für ihn schmerzliches Ereigniß: den Tod des Superintendenten der Hochschule, Friedrich Staphylus, dem er seine Stelle und die Gunst des bayerischen Landesfürsten verdankte. Innige Freundschaft verband ihn mit dem ihm an Rang und Alter überlegenen Gelehrten. Das war begreiflich. Schon als norddeutsche Landsleute — Staphylus war Osnabrücker —, welche das Geschick in den katholischen Süden des Reichs verschlagen hatte, standen sie sich nahe; gleiche Schicksale eines wanderreichen, unsteten Lebens, gleiche Geistesrichtung und gleicher Eifer für den wiedergewonnenen alten Glauben zogen den einen zum andern hin. Da erkrankte Staphylus am Beginn des Jahres 1564. Clenck weilte viel am Bette des Kranken, und als dieser am 5. März verstarb, hielt ihm der Freund eine tiefempfundene Leichenrede. Aber noch einen andern Freundschaftsdienst leistete er dem Verblichenen. Kaum hatte Staphylus die Augen geschlossen, als auf

gegnerischer Seite sich Stimmen erhoben, die dem Todten ein schlimmes Ende andichteten: er habe auf dem Todesbette seinen katholischen Glauben widerrufen und sei darüber „eines erschröcklichen, wüthigen Todes gestorben".[1]) Clenck ließ die Verleumdung nicht lange an Staphylus haften. Er schrieb sofort einen ausführlichen „Kurtzen Bericht"[2]) über die Krankheit und die Einzelheiten des erbaulichen Todes des Staphylus und wies jene Gerüchte energisch zurück. Aus demselben Grunde veröffentlichte er kurz darauf die vier Leichenreden — darunter seine eigene —, die bei Staphylus Begräbniß und nachher gehalten worden waren.[3])

Luzian Pfleger.

(Schlußartikel folgt.)

---

1) Vergl. N. Paulus, Luthers Lebensende. Eine kritische Untersuchung. (Freiburg 1898.) S. 89.

2) Kurtzer Bericht vom Catholischen und Christlichen Abschaiden auß diesem zergengklichen leben, des Edlen, Erwürdigen und hochgelerten Herrn D. Friderici Staphyli Superintendenten der Hohen Schule zu Ingolstat. Durch Rudolphen Clencken, Saxonem Theologum. Ingolstat 1564. 16. Bl. 4°.

3) Orationes funebres quatuor in exequiis Magnifici Viri D. Friderici Staphyli etc. Ingolstadii habitae. Ingolstadii MDLXIIII. IV, 68 Bll. L°.

IV.

Die Militärrevolution in Serbien.

Auf dem alten städtischen Friedhof St. Markus in der serbischen Königsstadt ruht der letzte Sprosse der Dynastie Obrenowitsch, an seiner Seite das Weib, durch das er zu Grunde gegangen. Eine halbe Stunde von Belgrad liegt Topschider, die Sommerresidenz der serbischen Herrscher. Dort wurde am 10. Juni 1868 Fürst Michael Obrenowitsch auf einer Spazierfahrt mit seiner Schwester ermordet. An demselben Tage, 35 Jahre später, wurde im Konak zu Belgrad das Haus Obrenowitsch in der Wurzel ausgerottet.

Kaum ist die Sorge um die Wirkung der macedonischen Aufstände auf der Balkanhalbinsel wieder etwas zurückgetreten, da geht in Serbien eine Umwälzung vor sich unter so schrecklichen Umständen, daß man kaum einen Vergleich in den wildesten Vorgängen der Geschichte findet. Die grausigsten Beispiele von Fürstenmorden erzählt die Geschichte. Aber all die geschichtlich beglaubigten wahnwitzigen Thaten gegen regierende Häupter des Orients und Occidents werden übertroffen durch die asiatischen Greuel, die in der Nacht vom 10. auf den 11. Juni 1903 im Belgrader Königsschloß geschehen sind.

Ein Menschengemetzel wurde veranstaltet, um in einem Blutbad die Dynastie Obrenowitsch zu ersticken. Auf dem Schlachtfeld sind etwa 20 Personen geblieben, eine noch größere

Anzahl sind verwundet. Todt sind König Alexander und Königin Draga, die beiden Brüder der Königin, ferner der Kriegsminister Pavlowitsch, der Ministerpräsident Zinzar-Markowitsch, der Generaladjutant Lazar Petrowitsch, der Ordonnanzoffizier des Königs Milkowitsch. Sie und die anderen fielen, weil auch die letzte Möglichkeit durch die Mörder ausgeschlossen werden sollte, daß jemals wieder ein von der Dynastie Obrenowitsch ausgehendes Band Thron und Volk umschlinge.

Das serbische Königspaar ist einer Militärverschwörung zum Opfer gefallen.

Die Ursachen sind in der himmelschreienden Mißregierung der beiden letzten Obrenowitsche Milan und Alexander zu suchen. Das Land seufzt unter einem wenigstens für serbische Verhältnisse unerträglichen Steuerdruck. Und dennoch wurde es ausgesogen von den letzten Obrenowitsche. Ein Staatsstreich jagte den andern, Conflikt folgte auf Conflikt, Gesetzesverletzung auf Gesetzesverletzung. Ein Familienskandal trieb den andern. König Milan, ein durch und durch lüderlicher Mann, dem kein Mittel zu schlecht war, hinterließ einen Sohn, der den Spuren des Vaters folgte und eine Frau auf den Thron erhob, die die Maitresse seines Vaters und der Belgrader Offiziere gewesen sein soll. Und dieser Sohn war noch obendrein von vollendeter Unfähigkeit, ein unthätiger, eigensinniger Großsprecher, der die Spionage gegen seine eigenen und vertrautesten Mitarbeiter betrieb. Man kann mit dem serbischen Handelsminister Gensitsch[1]) sagen, gut zwei Drittel der Arbeit, welche die serbischen Regierungen verrichten mußten, wurden absorbirt, um die Dynastie zu erhalten.

Die Armee war durch Milan in die Politik hineingezerrt worden und Rußland ist daran nicht ohne Mitschuld.

---

1) „Neue Freie Presse" vom 14. Juni 1903.

Die „Kölnische Zeitung“ [1]) nennt mit Recht das politische Treiben der serbischen Offiziere eine slawische Grundeigenschaft, die russischer Einfluß den Serben eingeimpft. König Milan wußte das Offizierskorps noch an sich zu fesseln, allein König Alexander, der zwischen stehendem Heer und Miliz hin- und herschwankte und zum Schluß die Armee ganz vernachlässigte, verscherzte sich deren Sympathien gänzlich. Die Stärke der serbischen Armee beträgt nicht einmal 12000 Mann, darunter sind allein 1800 Offiziere, die schlecht bezahlt wurden und unregelmäßig ihre Gehälter bekamen — eine schäbige, in ihrem Aeußeren reducirte Gesellschaft.

Den Schlüssel bietet der Plan des Königs, den jüngeren Bruder der Königin Draga Nikodem Lunjevitza zum Thronfolger zu proklamiren, einen Trunkenbold, der als Leutnant in der Armee durch sein hochfahrendes Wesen sich den glühenden Haß der Offiziere zugezogen. Es wurden nach dem Mord vom König Alexander eigenhändig geschriebene Gesetzentwürfe vorgefunden, wonach für den 25. Juni alten Stils die Proklamirung Lunjevitza's zum Thronfolger unter gleichzeitiger Verhängung des Standrechts geplant war. Auf Grund des Standrechts sollten zahlreiche Personen, darunter die beiden jetzigen Minister Avakumovitsch und Zivkowitsch, zum Tode verurtheilt werden.

So tief verwerflich die Greuelthaten jener Mordnacht sind, man muß leider sagen, daß die Obrenowitsche dies schreckliche Strafgericht selber heraufbeschworen.

Angezettelt wurde die Militärverschwörung von den Offizieren des höheren Curses der Militärakademie in Belgrad. Es wird berichtet, daß die Berathungen mehrere Wochen gedauert hätten und daß zuletzt nahezu 200 Offiziere eingeweiht gewesen seien aus allen Regimentern des

1) Nr. 522 vom 16. Juni.

Landes. Das scheint bei der im Orient herrschenden Spionage doch sehr fraglich. Es klingt denn auch eine andere Meldung mehr glaublich, nach der von dem Attentat nur 40 Offiziere und einige Mitglieder der ultraradikalen Partei etwas gewußt hätten. Nach dem festgestellten Plan wurde für das Commando der Truppen Oberst Maschin, der Bruder des ersten Gatten der Königin Draga, ausersehen, mit der Leitung der Einzelausführung Oberstleutnant Peter Mischitsch. Unter den Verschwörern befand sich auch der Adjutant des Königs Oberstleutnant Michael Naumanowitsch.

Die „Technik" der That funktionirte mit unheimlicher Promptheit und Sicherheit. Der Mitverschworene Oberstleutnant Mischitsch hat nach den unmenschlichen Mordthaten freudestrahlend erklärt: „Entzückt bin ich von der Haltung der Offiziere, welche mit mir in den Konak eindrangen. Sie waren von Muth und Todesverachtung beseelt. Ist das ganze Offizierscorps von diesen Eigenschaften beseelt, so bin ich um den Ausgang eines Krieges nicht bange".[1]) Roher könnte man kaum reden, es ist, wie wenn das serbische Offizierscorps eine Verbrechercolonie wäre.

Die Durchführung der Verschwörung wurde mit einer gewissen Romantik zu umgeben gesucht. Zuerst sei als Tag der Ausführung der 29. Januar alten Stils, nämlich der Todestag des Exkönigs Milan, ausersehen gewesen, dann habe man den Plan auf griechische Ostern verschoben, den Gedenktag des Aufstandes der Serben gegen die Türken unter dem Fürsten Milan. Dann kam man auf das griechische Pfingstfest, wo im Cirkus zu Belgrad Sänger aus Serbien und dem Auslande in Gegenwart des Königspaars einen Sängerwettstreit auskämpfen sollten. Schließlich habe man auch davon, um großes Blutvergießen zu vermeiden, Abstand genommen und den Jahrestag der Ermordung des Fürsten

---

1) „Allgemeine Zeitung" vom 19. Juni Nr. 168.

Michael Obrenowitsch im Parke zu Topschider gewählt.[1]) Aus anderen Berichten geht indeß hervor, daß man einfach einen Tag abwartete, an dem der Mitverschworene, Adjutant Naumanowitsch, mit Bestimmtheit Dienst im Konak hatte und die Verschworenen die Wege führen konnte.

Die verschworenen Offiziere hielten sich am Tage der Ausführung in kleineren Gruppen in verschiedenen Restaurants Belgrads auf, später trafen sie im Offizierscasino zusammen, wo sie bei einem Zechgelage die Zeit abwarteten, bis sich im Konak Alles zur Ruhe begeben hatte. Um Loyalität zu heucheln und unauffällig zu erscheinen, ließen sie sich fortwährend den Königin Draga-Marsch aufspielen. Als die Zeit gekommen war, rückten die Verschwörer um ½1 Uhr mit den alarmirten Truppen in die Straßen der Stadt und nahmen alle Ministerien, die Wohnungen der einzelnen Minister, die Polizeistationen, die Post-, Telegraphen- und Telephonämter in ihre Gewalt. Betheiligt waren das 6.[2]) und 7. Infanterieregiment, das Garde-Cavallerieregiment und eine Abtheilung Artillerie. Die Straßen um den Konak herum besetzte Oberst Maschin. Den Truppen wurde vorgelogen, daß der König das Ministerium entlassen und sich von der Königin Draga trennen wolle, von dieser aber gefangen gehalten werde, weßhalb man ihn befreien wolle.[3]) Das konnte plausibel erscheinen, weil der König in den letzten Wochen den Konak nicht mehr verlassen hatte und wegen Attentatsbefürchtungen in scheuer Zurückgezogenheit lebte. Eine Offizierstruppe von 40 Mann überfiel sodann sofort bei Aufstellung der Regimenter den Konak.

---

1) „Kölnische Zeitung" Nr. 508 vom 15. Juni 1903.

2) Das 6. Infanterieregiment trägt den Namen des Königs Karl von Rumänien, der infolge der Mitwirkung dieses seines Regimentes an der Revolution die Inhaberstelle niederlegen will.

3) „Allgemeine Zeitung" Nr. 168 vom 19. Juni 1903.

Was sich weiter im Konak abspielte ist in Dunkel gehüllt. Alles, was darüber berichtet wird, widerspricht sich, und es fällt schwer, eine Wahrscheinlichkeits-Darstellung zu extrahiren. Die Attentäter beobachten Stillschweigen über die inneren Vorgänge, namentlich nachdem jetzt die Mächte in nachdrücklicher Weise die Bestrafung der Verschwörer dem neuen König Peter nahelegen. Ein Ausfluß dieser Situation ist es auch, daß regierungsseitig die Dinge so dargestellt werden, als ob man lediglich den König zur Abdankung nöthigen wollte und das Königspaar nur infolge einer Verkettung äußerer Umstände im allgemeinen Wirrwarr und in der großen Erregung umgekommen sei. Dagegen aber sprechen alle inneren Gründe. Der ganze Attentatsplan lief darauf hinaus, die Dynastie Obrenowitsch von Grund aus zu vernichten, zugleich mit allen denen, welchen man eine Erhebung zu Gunsten dieser Dynastie zutraute. So wurden auch alle jene ermordet, die auf die Proskriptionsliste gesetzt waren und in der verhängnißvollen Nacht nicht im Konak, sondern in ihren Privatwohnungen sich befanden. Es sollte die Gefahr des Prätendententums ausgeschlossen werden, die bestanden hätte, wenn der König am Leben geblieben wäre. Aus demselben Grunde fielen auch die beiden Lunjevitza, die Brüder der Königin Draga, von denen Nikodem Lunjevitza als Thronfolger ausersehen war. Ebenso wurden Ministerpräsident Zinzar Markowitsch und Kriegsminister Pavlowitsch, beide Creaturen des Königs Alexander, getödtet, um der Gefahr einer Contrerevolution vorzubeugen. Die Absicht der Ermordung des Königs geht auch daraus hervor, daß der König, aus dem Schlafe aufgescheucht, nur mit einem rothseidenem Hemd bekleidet, sich mit der Königin von Zimmer zu Zimmer flüchtete, die Thüren mit Möbelstücken verbarrikadirend. Sie wurden von Gemach zu Gemach wie wilde Thiere gehetzt, in ihrer Todesangst vergeblich nach Hilfe rufend, bis schließlich unter förmlichem Heulen der Königin das letzte Bollwerk fiel und die Exekution trotz

des Flehens des Königs um sein Leben vollzogen wurde.[1]) In dieser Situation hätte man von dem Könige ohne Schwierigkeiten die Abdankung erzwungen.

Die Offizierstruppe wurde von ihrem Mitverschworenen Naumowitsch durch das südliche Vorgartenthor geführt. Sie überwältigten rasch die Hofgendarmen, wobei zwei Mann fielen, darunter ein Einjährig-Freiwilliger, und entwaffneten die Leibgarde, die nur wenig Widerstand leistete.[2]) Das Konakthor wurde mit Dynamit gesprengt, worauf die Offiziere in das Innere drangen. Der sich darauf entgegenstellende Ordonanzoffizier Milkowitsch, der Schwiegersohn des Ministerpräsidenten Zinzar Markowitsch, wurde kurzweg erschossen. Nun gelangten zwei Zimmer weiter die Verschworenen zum Generaladjutanten des Königs, Lazar Petrowitsch, der in seinem Zimmer schlief. Ein Wachtmeister im Vorzimmer widersetzte sich und wurde niedergeschossen. Die Thüre Petrowitschs wurde mit Dynamit gesprengt, wobei nach der einen Version Flügeladjutant Naumowitsch getödtet wurde.[3]) Generaladjutant Petrowitsch gab Revolverschüsse auf die Eindringlinge ab, die nicht trafen; er selbst wurde am linken Arm schwer verletzt. Nun wurde er in die Mitte genommen

1) Diese Hetzjagd auf das Königspaar hebt die „Frankf. Zeitung" (Nr. 164 vom 15. Juni 1903) hervor und sie paßt auch am besten in das ganze Bild.

2) „Allgemeine Zeitung" Nr. 165 vom 16. Juni.

3) Eine zweite besagt, Naumowitsch hätte nicht das südliche Vorgartenthor geöffnet, sondern der dort wachehaltende Hauptmann Panajtowitsch, der es nach anfänglicher Weigerung that. Als die Offiziere zum großen Konakthore gekommen, sollte Naumowitsch aufschließen. Er soll aber geschlafen haben und erst gekommen sein, als das Thor gesprengt wurde, wobei er durch einen Splitter das Leben verlor. Eine dritte Version erzählt, Naumowitsch sei bei Sprengung der Schlafzimmerthür des Königs umgekommen. Eine vierte endlich, die aber von vornherein falsch ist, der König habe Naumowitsch erschossen, als ihm dieser die Abdankungsurkunde unterbreitete.

und gezwungen, die Offiziere zum König zu führen. Da die elektrische Leitung von Petrowitsch abgestellt war, führte dieser die Verschwörer eine Stunde lang im Dunkeln in der Irre herum, um für das Königspaar Zeit zu gewinnen. Als die Offiziere die Absicht merkten, wurde Petrowitsch niedergeschossen. Nun ging es in wilder Hast durch alle Zimmer. Endlich, nachdem mehrere Thüren gesprengt waren, wurde man durch die Hilferufe der Königin aufmerksam auf die Richtung, wo das Schlafzimmer zu suchen war. Als man auch hier die Thüre gesprengt und eingedrungen, war das Zimmer leer. Wüthend durchstachen und durchschossen die Offiziere die Betten, zertrümmerten das Mobiliar. Wieder begann die Suche aufs Neue, bis man wieder ins Schlafzimmer zurückkehrte und nunmehr entdeckte, daß das, was man vorher als ein nach der Straßenfront gehendes Fenster angesehen hatte, eine Glasthür war. Man öffnete dieselbe und befand sich in einem kleinen Garderoberaum, in dem hinter einer Gardine verborgen, das vor Todesangst halbtodte Königspaar war, so wie es aus dem Bette herausgesprungen war, also im tiefsten Negligé.[1]) Eine andere Darstellung, die durch die Presse geht, sagt, die Geheimthür zu dem Cabinet sei durch ein Bild des alten Milosch verdeckt gewesen. Ein sinnreicher Mechanismus mußte durch einen verdeckten Knopf in Bewegung gesetzt werden, dann drehte sich Thür und Bild. Als auf Petrowitsch gerade in dem Schlafzimmer nochmals eine Pression geübt wurde, er aber nichts verrieth, streckte ihn eine Kugel nieder. Ein Tumult entstand und in diesem habe die Königin um Hilfe gerufen, so daß das Versteck preisgegeben war. Das Königspaar wurde hervorgeholt und ohne Weiteres trotz seines Flehens um Gnade und Verzeihung erschossen.

Das Blutbad im Konak und in der Stadt hatte 3 bis 4 Stunden gedauert. . . .

---

1) „Allgemeine Zeitung“ Nr. 168 vom 19. Juni.

Nun ist Peter Karageorgiewitsch König von Serbien. Die „Nationalversammlung" hat ihn am 15. Juni einstimmig gewählt. Bereits hat er den Thron bestiegen.

Die Frage der Betheiligung des neuen Königs Peter I. an den Belgrader Greueln ist nicht abzuweisen. Die Berliner „Germania"[1]) erhält aus Wien die Mittheilung, in den engeren Kreisen der dortigen serbischen Colonie bezeichne man es als durchaus feststehend, daß der in Wien als Verbannter lebende Professor Nenadowitsch die Verschwörung vorbereitet und die gesammte Propaganda zu Gunsten des Fürsten Karageorgiewitsch geleitet habe. Die „Germania" fügt hinzu, es sei ebenso sicher, daß König Peter den Einzelheiten völlig ferngestanden. Das sei schon deshalb glaubhaft, weil der Fürst gar keine Geldmittel besessen, um die Bewegung in Fluß zu halten. Die habe Nenadowitsch sich von anderer Seite verschafft. Das dürfte aber noch kein Beweis für die gänzliche Unschuld des Königs Peter sein. König Peter selbst versichert,[2]) er mißbillige in aller Form die gewaltthätigen Mittel, und beklage insbesondere, daß das Heer zu ihnen gegriffen, denn dieses habe edlere Aufgaben zu erfüllen als zu morden. Es hätte genügt, den König Alexander zur Unterzeichnung seiner Abdankung zu zwingen, und man hätte ihn verpflichten können, wie es unter anderen Umständen geschehen ist. Es sei eine schreckliche Sache, Blut zu vergießen. Andere Quellen[3]) erzählen, daß Prinz Peter volle Kenntniß von der Verschwörung hatte; ihr tragischer Ausgang aber sei unerwartet gewesen, man habe geglaubt, daß König Alexander sich ins Unvermeidliche fügen und dem Exil oder der Abdankung zustimmen würde. Nach einem anderen Blatt hinwiederum hat König Peter einem Schweizer Journalisten gesagt, seine

1) Nr. 134 vom 16. Juni.
2) „Neue Freie Presse" vom 13. Juni.
3) „Daily Chronicle". Siehe „Neue Fr. Presse" vom 13. Juni.

Anhänger hätten in Serbien eine vollständige Organisation, mit der er häufig in Beziehung getreten. Der jetzige serbische Ministerpräsident Avakoumowitsch gab in Budapest einem Interviewer[1]) zu, die Verschwörer hätten gewiß mit Karageorgiewitsch verhandelt, derselbe könne aber nicht als Anstifter des Attentats gelten. Und ein anderes Blatt[2]) meldet aus Wien, ein ausländischer, angeblich über die Ereignisse in Serbien genau informirter Diplomat, der Wien passirte, habe bestätigt, daß die Militärverschwörung in Belgrad mit Wissen des jetzigen Königs und auf Betreiben seiner Agenten erfolgt sei. Sein Wiener Vertrauensmann habe auch die erste Meldung von der erfolgten Ermordung des Königspaares erhalten. Es wird vermuthet, daß das der englische Gesandte gesagt hat, der von Belgrad abgereist ist. Die direkte Verbindung des Königs Peter mit den Belgrader Mordthaten ist nicht zu erweisen. Daß er von den blutigen Plänen etwas wußte, ist auch nicht glaublich, denn er muß den Mächten gegenüber als unbetheiligt dastehen, sonst wäre er im Vornhinein verloren. Daß dagegen Peter I. indirekt mit der Sache zu thun hat, geht aus seiner engen und lebhaften Verbindung mit der serbischen Umsturzpartei hervor. König Peter muß nach der ganzen Lage der Dinge davon unterrichtet gewesen sein, daß ein Umsturz geplant war, wenn er es auch vorsichtiger Weise nicht zugibt.

Das vor Allem gestaltet schon die Stellung des neuen Herrschers zu einer ganz außerordentlich schwierigen. Er nennt sich zwar „König von Gottes Gnaden“, allein er ist es „von Revolvers Gnaden“, er ist für seine Person wenigstens moralisch nicht unbetheiligt an dem Belgrader Königsmord. Die socialdemokratische Umsturz-

1) „Frankf. Ztg.“ Nr. 163 vom 24. Juni.
2) „Augsb. Abendztg.“ Nr. 171 vom 23. Juni.

presse hat nicht mit Unrecht auf diese mißbräuchliche Gottesanrufung hingewiesen. [1])

Und verschärft wird diese Lage durch die zweifellos jetzt schon sehr starke Pression der Mächte, die Verschwörer zu bestrafen.

Unter den Mächten hebt sich das Deutsche Reich in einer sehr bemerkenswerthen Weise ab. Der deutsche Gesandte in Belgrad wird sich an den Empfangsfeierlichkeiten für König Peter nicht betheiligen. Der Grund soll aber nicht eine „unfreundliche Stimmung gegen die Person des neuen Königs sein, sondern er ist einfach darin zu suchen, daß von Seiten der neuen Regierung noch kein amtlicher Schritt erfolgt ist, der die Thronbesteigung des Königs anzeigt“.[2]) Das Deutsche Reich wird also keine Schwierigkeiten machen. Unsere Offiziösen versichern in allen Tonarten, daß die Berliner Leitung die Greuelthaten als einen internen serbischen Vorgang ansehe, der das Ausland nicht berühre, zum allerwenigsten das Deutsche Reich. Gegenüber dem socialdemokratischen Hauptorgan „Vorwärts“, der spöttisch darauf hinweist, mit welch feinen Unterschieden die Königsmörder behandelt würden: wenn sie Anarchisten seien, suche man sie rücksichtslos auszutilgen, seien es aber Offiziere, so drücke man wohlwollend ein Auge zu und finde Entschuldigung für ihr Verhalten, während doch eine Solidarität der Kronen bestehe und vom royalistischen Standpunkt aus die Ermordung eines „Collegen“ nicht geduldet

1) So sagt die „Münchener Post“: „Der Zweck des Gottesgnadentums scheint demnach jede Gotteslästerung zu heiligen, die Jeden empören muß, auch wenn er für seine Person nicht auf dem Boden der Religion steht. Die Gnade Gottes mit einer scheußlichen Mordthat sonder Scham in innigste Verbindung zu bringen, das ist doch eine ganz neue Errungenschaft der Monarchie im zwanzigsten Jahrhundert.“

2) „Allgemeine Zeitung“ Nr. 173 vom 24. Juni.

werden könne, bemerkt die „Kölnische Zeitung“:[1] „Die heutige Politik regelt sich nicht nach sentimentalen Erwägungen, sondern nach den praktischen Interessen der Staaten, zudem ist es mit der ‚Collegialität‘ eine eigene Sache.“ Das dünkt uns doch eine recht cynische Auffassung zu sein, die den Royalismus und die monarchischen Interessen als eine reine Opportunitätssache hinstellt, wie überhaupt das Verhalten der deutschen Politik, ihr ängstliches Retiriren, die nicht einmal theoretisch Farbe bekennt in dieser die Monarchien tief berührenden Frage, einen schwächlichen Eindruck macht.

Dagegen haben Frankreich, die Türkei, England und Holland ihre Gesandten von Belgrad abberufen, die schon abgereist sind, um an den Thronbesteigungs-Feierlichkeiten nicht theilzunehmen.

Das Gleiche haben Rußland und Oesterreich indeß nicht gethan. Aber die Pression, die von diesen beiden, an den serbischen Vorgängen am nächsten interessirten Staaten geübt wird, ist eine sehr nachdrückliche Die Machthaber in Belgrad athmeten erleichtert auf, als das Telegramm des Zaren an den neugewählten König sich jeder Bezugnahme auf die Mordthaten enthielt Aber der hinkende Bote kam nach. Im Petersburger „Regierungsboten“ erschien ein vom Zaren selbst redigirtes Communiqué, in dem ausgesprochen wurde: „Die kaiserliche Regierung kann nicht umhin, der bestimmten Hoffnung Ausdruck zu geben, es wolle König Peter I. zum Beweise seiner Gerechtigkeitsliebe und Energie vor allem die nöthigen Maßnahmen treffen, um über das abscheuliche Verbrechen eine strenge Untersuchung vornehmen und die Königsmörder aufs Schwerste strafen zu können“.

Kaiser Franz Joseph versicherte König Peter seiner vollen Sympathie und seiner Wünsche für eine lange

1) Nr. 519 vom 15. Juni.

und glückliche Regierung, fügte aber den Wunsch hinzu, daß es dem neuen König vergönnt sein möge, „seinem durch rauhe innere Stürme schwer heimgesuchten Lande den Frieden, die Ruhe und Achtung wieder zu geben, und es nach dem tiefen Fall, den es jüngst infolge eines frevelhaften und allgemein verabscheuten Verbrechens in den Augen der civilisirten Welt gethan, wieder aufzurichten“. Das sind sehr schwerwiegende Kundgebungen, um die man in Belgrad schwer herumkommen wird.

Es kommt auch noch die Haltung Englands in Betracht. Der englische Minister Lord Lansdowne hat am 19. Juni im Oberhaus erklärt, daß die englische Regierung als Voraussetzung der Anerkennung des Königs Peter nicht nur die Bestrafung der Königsmörder verlangt, sondern auch den Beweis erbracht sehen will von dem Freisein der neuen Regierung von der Mitschuld an den Ereignissen jener schreckensvollen Nacht.

Ebenso fordert die Presse der Türkei mit allem Nachdruck die Bestrafung der Verbrecher.

Was wird nun König Peter thun? Wir haben schon erwähnt, daß er die Mordthaten als der Armee unwürdig erklärte. Er soll auch die Bedingung gestellt haben, daß die Theilnehmer an dem Gemetzel aus seiner Nähe entfernt würden, wogegen aber spricht, daß Oberst Mischitsch, der Rädelsführer, zum Platzcommandanten von Belgrad ernannt wurde und daß König Peter drei Offiziere der Deputation, die ihn in Genf abholten, befördert habe, obwohl sie bei dem Gemetzel im Konak betheiligt waren. Einem Interviewer[1]) hat König Peter gesagt, die Bestrafung der Königsmörder gehöre zu den inneren Angelegenheiten Serbiens, man solle nicht vergessen, daß die Skuptschina den Akt der Armee gutgeheißen habe. In der That, nicht nur die jetzige Revolutionsregierung in Belgrad hat die „patriotische

1) „Frankf. Ztg.“ Nr. 169 vom 20 Juni.

heldenmüthige Armee" vor der Nationalversammlung gerühmt, sondern der Beschluß der Nationalversammlung selbst „billigt das Verhalten der Armee", nennt sie einen „Hort des Vaterlandes, eine Vertheidigerin von Ordnung und Gesetzlichkeit". König Peter selbst dankt in seiner Proklamation dem „treuen Heere" und nennt die Metzelei „eine erfreuliche Kundgebung der Vorsehung"!

Der Säbel herrscht in Serbien Das Land ist unter eine Militärdespotie gerathen, die Armee bestimmt. Sie hat die Dynastie Obrenowitsch ausgetilgt, sie hat auch die neue Dynastie der Karageorgiewitsch ins Land gerufen. Die Soldateska rief zuerst „Zivio Karageorgiewitsch", als sie mit der Blutschuld beladen aus dem Konak kam. Kann da König Peter I. Hand an die Verbrecher anlegen? Er schien unter dem Druck der Mächte seine ursprüngliche Meinung revidirt zu haben. „Daily Expreß" [1]) berichtete, sein Vertreter in Genf habe den König Peter wegen der Königsmörder ausgefragt; erst habe der König vorbeizudrücken gesucht, dann aber auf die Frage, ob er der Ansicht sei, sie müßten zur Strafe gezogen werden, geantwortet: „Ganz entschieden". Das hat in Belgrad großes Aufsehen erregt und es verlautbart schon, daß bereits ein Grollen durch die Reihen der Offiziere gehe, wie denn überhaupt auch eine große Ernüchterung nach dem ersten Freudenrausch eingetreten sei; Oberst Mischitsch soll erklärt haben, er sei bereit, sich sofort zu erschießen. Die anderen werden es ihm indeß schwerlich nachmachen wollen.[2])

So ist König Peter in einem Dilemma, das nur eine starke Autorität lösen könnte. Bestraft er die Mörder nicht, so geräth er gleich von Anbeginn in Conflikt mit den Mächten. Nun hat ja auch Fürst Ferdinand von Bulgarien

---

1) Siehe „Kölnische Zeitung" Nr. 520 vom 15. Juni.

2) Neuerdings hat der König in Belgrad entschieden erklärt, daß die Königsmörder nicht bestraft würden.

7 Jahre lang ohne die Anerkennung der Mächte regiert, allein König Peter ist in einer ganz anderen Lage. Er ist das Haupt einer großen Verschwörung gewesen, er trägt die moralische Mitschuld an den Verbrechen, die geschehen sind, um ihn auf den Thron zu heben. Er befindet sich in den Händen der Armee. Ein Belgrader Berichterstatter des „Bureau Reuter" sagt, die Stellung des neuen Königs verspreche nicht mehr zu sein, als die eines königlichen Gefangenen. Die wahre Regierung werde eine Militärdiktatur sein unter Führung der revolutionären Obersten. Der König werde persönlich keine Anhänger haben, die Armee könne ihn ebenso schnell wieder beseitigen, wie seine Vorgänger. Die Uebrigen in Serbien sind nicht besser. Das Volk ist stumpf und theilnahmslos und läßt sich zu Allem von der corrupten, gewaltigen Gesellschaft serbischer Politiker mißbrauchen. Fürst Meschtscherski nennt im „Grashdanin"[1]) alle intelligenten Serben „gleich schlechte Subjekte". Wie soll in einer solchen Lage König Peter, dem noch obendrein Land und Leute ganz fremd sind, zurechtkommen, wenn er nicht einmal Rückhalt bei den Mächten hat?

Wird König Peter I. von Serbien ein Eintagskönig sein? Die Zeit wird erst diese Frage beantworten und von der Antwort wird es abhängen, ob die wilden Greuel blos eine innere serbische Angelegenheit waren, wie die deutsche auswärtige Politik vorgibt.

---

1) Siehe „Münchener Neueste Nachrichten" Nr. 285 v. 22. Juni.

V.

Geschichte des Bistums Bamberg.[1]

Der vorliegende V. Band umfaßt die Geschichte des Bistums Bamberg unter den Bischöfen Georg IV. Fuchs von Rügheim, Veit II. von Würtzburg, Johann Georg I. Zobel von Giebelstadt, Martin von Eyb, Ernst von Mengersdorf, Neidhart von Thüngen, Johann Philipp von Gebsattel und Johann Gottfried von Aschhausen. Wer einigermaßen in historischen Arbeiten sich versucht hat, wird den ungemeinen Fleiß des hochw. Herrn Verfassers bewundern, der binnen dreier Jahre diesen Band dem vierten konnte folgen lassen. Wie die vorausgehenden ist auch der vorliegende eine reichhaltige Fundgrube, aus welcher Freunde der heimatlichen Geschichte, Geistliche, Adelige, Bürger und Bauern ohne Bedenken schöpfen, die Geschichte ihrer Pfarrei, ihres Geschlechtes, ihres Städtchens oder ihrer Stadt, ihres Dorfes und ihres Standes näher kennen lernen und noch um vieles erweitern können, wenn sie die Quellen benützen wollen, die Looshorn immer gewissenhaft und sorgfältig ihnen nennt. Auch den Nachbardiöcesen Bambergs und insbesondere der Würzburger wird eine Fülle Material geboten und muß Referent gestehen, daß Looshorns Geschichte ihn zu einer ziemlichen Anzahl von Publikationen über Klöster sowohl des Bamberger als auch des Würzburger Bistums veranlaßt hat. Es könnte für die Geschichte Frankens noch viel, sehr viel geschehen, würde Looshorns Arbeit fleißig benützt und ausgenützt werden.

Culturhistorische Momente erwecken in unseren Tagen besondere Aufmerksamkeit; der vorliegende Band enthält zahl-

1) Nach den Quellen bearbeitet von Johann Looshorn. V. Band: Das Bisthum Bamberg von 1556 bis 1622. Bamberg, Verlag und Druck der Handelsdruckerei, 1903. 8°. VI u. 544 S.

reiche und sind vorzüglich die Ausführungen über Landtage, Polizeiwesen, Belehnungen, Reformation des Klerus, Ordnungen für Gemeinden und Geschäfte, Reisen, Spitäler und Testamente von hohem Interesse.

Neben der Reichhaltigkeit und Genauigkeit des Gebotenen ist die Gerechtigkeitsliebe des Verfassers zu rühmen, die auch in diesem Bande sich kundgibt. Er verschweigt und bemäntelt nicht die Fehler und sittlichen Gebrechen der in seiner Geschichte vorkommenden Personen, gleichviel ob sie wie Curiale, Bischöfe, Domherren, Beamte hochgestellt waren, oder ob sie wie Pfarrer und Capläne nur als clerus secundarius oder als Bürger und Bauern nur als misera gens contribuens betrachtet wurden. Beispielshalber weist Ref. auf das Urtheil hin, welches der Verf. auf S. 107, 150, 279 und 363 fällt und das in folgenden Sätzen sich zusammenfassen läßt: Der Fürstendünkel der Bischöfe, die falsche Beurtheilung und Bezeugung der honestas vitae et morum der Erwählten seitens der Wählenden, d. i. der Ehrwürden Gnaden mit den vier Aneten, die von ihnen angestrebte cumulatio beneficiorum trotz dem Concil von Trient, ihre Scheu vor der Priesterweihe und geistige Unfähigkeit haben namenloses sittliches und zeitliches Unheil über das Bistum des hl. Heinrich gebracht, das sicher nicht für die Unsittlichkeit des clerus primarius d. i. der Domherren gestiftet und dotirt war. An Bischof Johann Gottfried von Aschhausen wird getadelt, daß er gleich seinen Vorgängern einen uncanonischen Wahleid dem Domkapitel geleistet und den Weihbischof Dr. Johann Schoner hart behandelt hat; als sein größtes Verdienst wird die Berufung der Jesuiten bezeichnet, wodurch eine gesicherte Reform des Klerus wie des Volkes, eine Erneuerung und Erhaltung des Katholicismus erzielt wurde.

Die Hemmung einer ersprießlichen kirchlichen Wirksamkeit selbst der gutgesinnten Bischöfe durch den Wahleid, das Intriguenspiel, die falschen Berichte an die Curie, die Umgehung der päpstlichen Anordnungen, die Berufung Andersgläubiger als Räthe, Amtsleute u. s. w., das schwache Verfahren in Betreibung der Gegenreformation, das Widerstreben gewisser Bischöfe und Canoniker gegen Selbstreformation — alles das läßt erkennen, daß die katholische Kirche im Bistum Bamberg

schon längst müßte verschwunden sein, wenn sie nicht göttlicher Gründung wäre. Diese Ansicht zeugt von der Gläubigkeit des Verfassers und von seiner Liebe zur katholischen Kirche; sie ist eine lebendige Illustration zu den herrlichen Worten, die vor mehr als fünf Decennien unser Dogmatiker zu uns Theologie-Candidaten sprach: „An den menschlichen Trägern und Gliedern der Kirche sowie in den zeitlichen und räumlichen Verhältnissen ist die Vollkommenheit der Kirche mehr oder minder im Kampfe mit der Unvollkommenheit, wie solche in der Natur der menschlichen und irdischen Erscheinung und Entwicklung liegt, zumal bei einem Kampfe der Erlösung gegen die Sünde. Diese Unvollkommenheit ist aber so wenig ein Beweis gegen die Kirche, daß sie vielmehr eine Bestätigung für die Kirche wird; denn wo einmal alle menschliche Unvollkommenheit aufgehört hat, da hört auch die irdische Kirche des Kampfes auf, da geht sie über in die himmlische Kirche des Triumphs; wo dagegen die irdische Kirche noch ein Bestehen hat unter Menschen und für Sünder, da wird sie im Kampf stehen gegen Unvollkommenheit und Sündhaftigkeit, da wird sie durch Krisen hindurchgehen unter der Starrheit wie unter der Wandelbarkeit der Welt: wo sie aber in solchen Kämpfen und Krisen immerfort steht und starkmüthig besteht oder siegreich immer wieder aufersteht, da beurkundet sie ihre Gotteskraft und Heilssendung; das göttlich Vollkommene der Kirche wird vom menschlich Unvollkommenen nicht überwunden, nicht einmal verdeckt, sondern das Ideal der Kirche stellt sich als Wirklichkeit dar immer nur in der kämpfenden Erscheinung der Kirche und trotz aller Krisen der Kirche u. s. w. Das ist der Charakter einer streitenden Kirche, die durch Freiheitskampf und Heilserziehung das Menschengeschlecht zu einer Gottesfamilie, zu einem Gottesreich bilden soll".

Möge Looshorn seinen Gang muthig fortwandeln und seine Geschichte bis zum Abschlusse bringen! Nachdem der II. und III. Band bereits vergriffen sind, dürfte wohl bald eine zweite Auflage nöthig werden; dann aber wäre zu wünschen, daß statt des vom Verfasser selbst als „nicht erschöpfend" bezeichneten Registers der hauptsächlichsten Orts- und Personen-Namen ein vollständiges Orts- und Personen-Register für alle Bände bearbeitet werde.

VI.

Neue sociale Zeitschriften auf katholischer Grundlage.

An socialen Zeitschriften herrscht gerade kein Mangel. Wenn wir trotzdem hier einige zur Empfehlung bringen, so geschieht dies, weil ihre Nothwendigkeit schon längst fühlbar war und weil durch ihr Erscheinen ein dringendes wirkliches Bedürfniß abgestellt ist.

1. Wir sind auf katholischer Seite gottlob mit belletristischen Zeitschriften für Familie und Haus im Vergleich zu ähnlichen Zeitschriften ohne Stellungnahme zu einer positiven Religion oder mit vollkommener Gleichgiltigkeit oder im direkten Gegensatze stehend mindestens ebenbürtig vertreten. Nun tritt eine neue Zeitschrift auf den Plan: „Die christliche Frau", mit dem Untertitel: Zeitschrift für höhere weibliche Bildung und christliche Frauenthätigkeit in Familie und Gesellschaft. Ohne der Alten und Neuen Welt, dem Deutschen Hausschatz u. a. zu nahe treten zu wollen, die ja ihre Spalten reichlich mit Stoff der Belehrung und Unterhaltung für die Frauenwelt ausfüllen, haben wir nunmehr in der „christlichen Frau" ein Organ, das berufen ist, die katholische Frauenwelt entsprechend dem allgemein herrschenden Zeitgeist den socialen Fragen unserer Tage näher treten zu lassen, das Frauenherz für die aufopferungsvolle Bereitstellung zur Linderung jeglicher socialer Nöthen empfänglicher zu machen. Social fühlende, von echt christlichem Geist durchdrungene Frauen im klaren Bewußtsein ihrer Pflichten, in klarem Erfassen ihres Standortes in der socialen Bewegung zu erziehen, wahrlich keine geringe, aber auch eine um so nothwendigere und auch dankenswerthe Aufgabe. Aus dieser Aufgabestellung erhellt schon, daß wir es hier mit einer ernsten, nicht vor-

wiegend der unterhaltenden Lektüre dienenden Zeitschrift zu thun haben. In den bisher erschienenen 8 Nummern wird die Zeitschrift ihrem gesteckten Ziele vollauf gerecht. Die Bethätigung der Frau im öffentlichen wie im privaten Leben, Erwerbsmöglichkeiten, hygienische Aufklärungen, flott geschriebene Novellen, sinnige Gedichte, die socialcharitative Thätigkeit der Frau, musikliterarische Abhandlungen, kurz alle Gesichtspunkte im Leben der Frau in ihrer Berührung mit der herrschenden socialen und kulturellen Welt kommen unter steter Berücksichtigung auf Fühlen und Denken der christlichen Frau zum klaren Ausdruck. Möchten recht viele Frauen sich finden, die gewillt sind, durch eifrige, genaue Lektüre eine socialpolitische Schulung ihres bisherigen Gedankenkreises zum Nutz und Frommen der christlichen Culturwelt durchzumachen. Für die Propaganda sollte kein Leser dieser Zeilen den Aufwand von Zeit und Mühe scheuen. Die Verbreitung gut katholischer Zeitschriften ist ohnedies die dringendste Aufgabe im modernen katholischen Leben.

2. Protestantischerseits existiren im Dienste der Charitas seit einer Reihe von Jahren eine Reihe von Zeitschriften für diese Zwecke. Die Katholiken Deutschlands besitzen seit 8 Jahren bereits ein großes, die gesammte deutsche Charitas umspannendes Sammelorgan, Charitas, Zeitschrift für die Werke der Nächstenliebe im katholischen Deutschland, mit der Beilage, Katholische Mäßigkeitsblätter. Der Charitasgedanke hat festen Fuß gefaßt. Die Idee der Centralisation der Ausübung der Nächstenliebe greift um sich und vertieft sich. Die Charitas hat nunmehr zwei Schwestern in München und Berlin. In München erscheinen seit Januar die „Bayerischen Charitasblätter“ Monatsschrift für die Charitas in Bayern (1,75 M.). Ihr Zweck besteht einmal darin, die Organisation des reich entfalteten charitativen Lebens in Bayern zu fördern, sodann ein Stapelplatz gemachter Erfahrungen, eine Sammelstelle für Rath und Anregung zu werden. Ein Organ für alle Formen und Erscheinungen des charitativen Lebens, wie die Bayerischen Charitasblätter, muß Eingang finden in alle charitativen Vereine, Vincenz- und Elisabethenvereine vor allem, nicht weniger auch in das Haus des einzelnen, vom Charitasgedanken durchdrungenen Freundes wohlthätiger Bestrebungen.

In gleicher Weise verfolgen die seit März 1903 erscheinenden „Berliner Charitasstimmen“ in erster Linie den Zweck, praktisch zur Wohlthätigkeitsübung anzuleiten.

3. Wie schon eingangs erwähnt, besitzen die deutschen Katholiken eine große Anzahl von Zeitschriften für Belehrungs- und Unterhaltungszwecke. Seit einigen Jahren trat zu schon bestehenden, mehr der Dichtkunst und der Kritik dienlichen Zeitschriften noch die „Literarische Warte“, die heute ihren Platz an der Sonne fest behauptet. Auf dem Gebiete der Naturwissenschaften existirt schon lange die vorzügliche Zeitschrift „Natur und Offenbarung“; dem populärwissenschaftlichen Verlangen kommt „Natur und Glaube“ entgegen; zudem besitzen wir in Wildermanns Jahrbuch der Naturwissenschaften ein allgemein als bedeutend anerkanntes Sammelwerk. Es regt sich nach allen Richtungen. Eine schmerzliche Lücke jedoch bestand noch bis vor kurzem auf dem Gebiet der Socialwissenschaft. Wohl dient das „Arbeiterwohl“ in ganz hervorragender Weise seinem Zwecke, allein ein allgemeines, alle Disciplinen der Socialwissenschaften umfassendes Organ ist es nicht. Wohl besitzen wir in deutscher Sprache die „Monatsschrift für christliche Socialreform“, begründet von Frhrn. v. Vogelsang, herausgegeben von Universitätsprofessor Dr. Beck in Freiburg (Schweiz). Allein diese schweizerischen Verhältnissen angepaßte Zeitschrift ist für deutsche Zwecke unzureichend. Auch hier ist nunmehr Wandel geschaffen. In der „Sozialen Revue“, Zeitschrift für die socialen Fragen der Gegenwart, herausgegeben von Dr. Burg, Essen-Ruhr, besitzen wir jetzt ein Fachorgan, das die sociale Frage mit ihrer weitverästelten Ausgliederung in ihren Bereich zieht und durch das bisher gebotene Material eine sehr werthvolle, bedeutsame Ergänzung zur socialwissenschaftlichen Literatur darstellt. Die Sociale Revue erscheint nunmehr im dritten Jahrgang. Ein flüchtiger Blick in die Inhaltsverzeichnisse mag den großen Reichtum an gebotenem Material darthun. An größeren Abhandlungen sind von hervorragender Bedeutung z. B. ein 40 Seiten umspannender Artikel über die Frauenfrage; die Sturmeswehen der Jahre 1848—49 von Hankamer; Schutz der Sittlichkeit nach der socialpolitischen Gesetzgebung in Deutschland von Dr. Will; zur Geschichte der modernen Socialdemokratie von

Dr. Meffert; der Streit um den gerechten Arbeitslohn von Dr. Walter; zur Agrarfrage; Cardinal Manning's sociales Wirken von Wien; das sociale Uebel der Prostitution von Nadja; aus fernen Landen von v. Hesse-Wartegg; die Not unserer Schauspielerinnen von Kellen; Glaube und Kultur von Cathrein und noch viele andere Aufsätze den verschiedensten Gebieten des socialen Lebens entnommen. Schon dieser willkürlich dem Verzeichnis entnommene Ueberblick zeigt zur Genüge, daß keine Seite des socialen Lebens der Gegenwart in der socialen Revue unberücksichtigt bleibt. Es gesellen sich in jedem Hefte noch hinzu eine interessante Auswahl kleinerer Aufsätze von gleichfalls großer Verschiedenartigkeit. Bei dem allseitigen, alle Volksschichten, ob gelehrt oder ungelehrt, in steter Spannung haltenden Interesse an socialen Dingen wäre es Raumverschwendung, wollten wir hier die Vorzüge dieser neuen, überaus zeitgemäßen Zeitschrift noch länger preisen. Sie müßte sich nach Ansicht des Verfassers einen dauernden Platz in der Redaktionsstube, wie im Privatstudierzimmer, in socialen, caritativen, geselligen Vereinigungen wie im Fluge erobern. Ihr großer Nutzen liegt klar zu Tage. Wie die Redaktion eben mittheilt, wird ein Neudruck des ersten Jahrgangs nothwendig werden. Ein Beweis, daß die Sociale Revue mächtig Wurzel faßt in allen Kreisen. Bei dem geringen Preise von 4 Mk. pro Jahrgang ist es eine Ehrensache aller an der socialen Entwicklung interessirten Kreise, wacker Propaganda für die Ausbreitung zu machen. Dann wird wohl der bei jedem Leser sich stets aufdrängende Wunsch, die Zeitschrift möge in monatlichen statt in vierteljährlichen Heften erscheinen, sowie die zum weiteren Ausbau noch nothwendige Zeitschriften- und Bücherschau in aller Bälde seine Verwirklichung finden können. Der vielverlästerten Inferiorität der deutschen Katholiken wird durch die Ausdehnung und Einflußgewinnung genannter Zeitschriften immer mehr und mehr Boden an Berechtigung zum Vorwurfe entzogen.

Bamberg. Dr. Hans Rost.

VII.

Dante.

Von Dr. Hermann Grauert-München.[1])

V.

Dante Alighieri wurde geboren zu Florenz im Jahre 1265 zwischen dem 18. Mai und 17. Juni und starb zu Ravenna am Feste der Kreuzerhöhung (14. Sept.) 1321, erreichte also nur ein Lebensalter von wenig mehr als 56 Jahren. Die ganze Zeit seines Lebens war erfüllt von hochgradigen Spannungen und Gegensätzen, welche im politischen, kirchlichen und religiösen Leben der europäischen Völker, vornehmlich in Italien, aber auch in Frankreich und Deutschland sich geltend machten. Das Kaisertum war seit dem Sturze des staufischen Geschlechtes von dem Höhepunkte seiner Macht herabgesunken. Stimmen wurden laut, welche die Institution selbst für unnötig, ja für schädlich erklärten. Die Kaiseridee, das Erbe vergangener Jahrhunderte, trat in ihre gefährlichste Krisis, welche auch durch die nur für kurze Zeit wirksame Erneuerung des Kaisertums unter dem luxemburgischen Heinrich VII. nicht definitiv beseitigt wurde. Französische Politiker entwickelten merkwürdige

1) Ein von anderer Hand gefertigter und überarbeiteter knapper Auszug aus den folgenden beiden Aufsätzen wurde inzwischen in Herders neuem Konversationslexikon Bd. II, Heft 32, S. 1050 bis 1054 veröffentlicht.

Pläne, wie der vorschreitende politische Einfluß Frankreichs zum herrschenden in Europa gemacht werden könne. Das Papsttum kam in Dante's Lebenszeit nicht weniger als 13mal zur Erledigung, und länger als 10¼ Jahre war während dieses einen Menschenlebens der päpstliche Stuhl völlig unbesetzt.

Bei Erledigung des Kaisertums nahmen die Päpste das Reichsvikariat in Italien für sich in Anspruch. Die italienischen Städte und Landschaften waren gespalten in die Parteien der Ghibellinen und der Guelfen. Die siegreiche Partei trieb die unterlegene aus den Mauern der Heimatstadt hinaus. In Rom fühlten Päpste und Kardinäle sich nicht mehr recht sicher. Mit der Wahl Klemens' V. (5. Juni 1305) beginnt für mehr als 70 Jahre die völlige Verwaisung und zunehmende Verödung der ewigen Stadt. An den Ufern des Rhonestromes, im sogenannten Exil von Avignon, dessen Anfänge Dante erlebte, gerieten die Päpste in allzustarke Abhängigkeit von den Kronen Frankreichs und Neapels. Schwärmerische Ideen, welche zum Teil den Schriften des im Jahre 1202 verstorbenen kalabresischen Abtes Joachim von Fiore entnommen waren, zum Teil in unechten Schriften unter seinem Namen entwickelt wurden, setzten das Zeitalter in eine gewisse Erregung, von welcher insbesondere auch der Franziskanerorden ergriffen wurde. Die Frage nach der Armut Christi und im Zusammenhang damit nach dem Güterbesitz der Kirche begann die Gemüter innerhalb wie außerhalb der Minoritenkreise zu beschäftigen und zu trennen. Die einen erwarteten Heil von dem Auftreten eines heiligmäßigen, engelgleichen Papstes, die anderen von dem Kommen bezw. der Wiederkehr eines mächtigen Kaisers, der Welt und Kirche zu reformieren berufen sein sollte.

Unter solchen Verhältnissen begann und vollendete Dante seinen Lebensweg. Seine Familie rühmte sich adeliger Abstammung von Cacciaguida, der auf dem 2. Kreuzzuge von dem staufischen Könige Konrad III. zum Ritter geschlagen

worden und bei diesem Kreuzzuge seinen Tod gefunden hatte. Cacciaguidas Gattin, Dante's Ahnfrau, stammte aus dem Potale (aus Ferrara — ob wirklich von germanischen Vorfahren?) und vererbte auf ihre Nachkommen den Beinamen der Alighieri. Dante's Vater, Alagherius II., war ihr Urenkel; er heiratete nach dem frühen Tode der ersten Gattin, Bella, welche ihm den nachmals berühmtesten Dichter Italiens geboren, zum zweiten Male. Diese Stiefmutter, Lapa, und deren Sohn Francesco haben den älteren, Dante, eine Reihe von Jahren überlebt. Den Vater haben die Kinder früh verloren. Schon mit 18 Jahren erscheint Dante urkundlich (i. J 1283) als Erbe seines Vaters. Adel und Besitz der Familie standen hinter demjenigen älterer und reicherer Florentiner Familien zurück, sicherten aber doch dem Inhaber eine gewisse Geltung auch im öffentlichen Leben der Arnostadt. Wer Dante's Lehrer gewesen, ist genau nicht festzustellen; wenn der Dichter im 15. Gesange des Inferno von Brunetto Latino, dem im Jahre 1294 verstorbenen Philosophen, Schriftsteller und zeitweiligen Staatsschreiber der Republik Florenz mit innerer Herzensbewegung sagt, er (Dante) bewahre in seiner Seele das teure und gute väterliche Bild Brunettos, wie dieser ihm einst in dieser Welt den Weg gelehrt, auf welchem der Mensch zu ewigem Nachruhm gelange, so ist dabei nicht an förmlichen Schulunterricht zu denken, den der junge Dante etwa bei Brunetto genossen. In seinen grammatischen Studien hat der Dichter frühzeitig sich mit den vornehmsten Schriftstellern des Altertums, mit Virgil, Horaz, Lucan, Statius, Ovid und anderen vertraut gemacht. In den poetischen Visionen und lyrischen Dichtungen des Jünglings offenbarte sich seine eigenartige, nach Innen gekehrte sensible Persönlichkeit, in welcher schon Brunetto die Grundlage zu künftiger geistiger Größe erkannte.

Die Liebe zu Beatrice gab ihr erstmals Anlaß zu reicherer Entfaltung. Nachdem Beatrice bereits im Juni 1290

6*

gestorben war, erfüllte den Dichter, wie er selbst im Convivio II, 13 erzählt, tiefe, trostlose Trauer. Dann aber raffte er sich auf, studierte des Boethius Buch vom Troste der Philosophie und Ciceros Schrift von der Freundschaft. Aus ihnen und in den Schulen der Ordensleute und in den Disputationen der Philosophierenden, welche er nunmehr (doch wohl in Florenz) besuchte, gewann er in etwa dreißig Monaten eine solche Liebe für die Philosophie, daß diese jeden anderen Gedanken aus seiner Seele vertrieb.

Aber das Leben behauptete seine Rechte auch gegenüber dem aufstrebenden Dichter und Philosophen in Florenz. Er schloß vor dem Jahre 1296 einen Ehebund mit Gemma, einer Tochter aus dem angesehenen guelfischen Adelsgeschlechte der Donati in Florenz. Durch Vermittelung seines Stiefbruders Francesco lieh er wiederholt in den Jahren 1297 bis 1300 Kapitalbeträge, die man insgesamt auf etwa 40,000 Lire heutiger Münze berechnet hat, eine Tatsache, welche an sich nicht für Besitzlosigkeit oder gar Armut des Dichters angeführt werden kann. An den kriegerischen Unternehmungen seiner Vaterstadt gegen die toskanischen Ghibellinen, insbesondere an den Kämpfen gegen Pisa und Arezzo, hat er persönlich teilgenommen. Nach Leonardo Bruni kämpfte er am 11. Juni 1289 in der Schlacht bei Campaldino tapfer zu Roß in den ersten Reihen der Florentiner gegen die Ghibellinen von Arezzo. Auch das eigentlich politische Leben seiner Vaterstadt, innere Verwaltung und auswärtige Politik derselben, nahmen ihn in Anspruch. Seit dem 6. Juli 1295 erscheint und stimmt Dante wiederholt als Mitglied des Rates der Hundert. Gemäß den Bestimmungen der „Ordnungen der Gerechtigkeit“ vom Jahre 1293 hat wahrscheinlich auch Dante sich einer der Zünfte von Florenz zuteilen lassen, und zwar der Zunft der Ärzte und Apotheker, obwohl er in der Heimat den entsprechenden Beruf schwerlich praktisch ausgeübt hat. Am 7. Mai 1300 (nicht 1299) [1]

1) Vgl. Robert Davidsohn in v. Sybels Histor. Zeitschr. Bd. 83 S. 537.

erschien er als Gesandter von Florenz in der kleinen Bergstadt S. Gemignano im Elsatal in Tuscien, um über die Aufstellung eines neuen Capitäns der tuscischen Guelfenliga zu verhandeln. Das Jahr war bedeutungsvoll für die ganze Christenheit, da während desselben Papst Bonifaz VIII. zum erstenmale in der Stadt Rom die geistlichen Gnadenschätze des großen Jubiläums der Welt erschlossen hatte und hunderttausende von Pilgern aus allen Ländern Europas in der ewigen Stadt zusammenströmten, um in frommer Andachtsübung der Wirkungen der großen Indulgenz teilhaftig zu werden.

Gleichzeitig betrieb der Papst im Frühjahr dieses Jubeljahres den politischen Plan, die Hoheitsrechte, welche das Reich bisher über Toskana geübt, in seinen und des päpstlichen Stuhles Besitz zu bringen. Er trat im Zusammenhang mit diesem Streben auch in nähere Beziehungen zu Florenz, wo aber die seit 1299 und dann seit dem Frühjahr 1300 hervortretenden Parteigegensätze unter den beiden ursprünglich guelfischen Parteien der Weißen und der Schwarzen durch das Eingreifen des Papstes nicht gemildert, sondern in zunehmendem Maße verschärft wurden. Inmitten dieser neuen Spannungen trat der 35jährige Dante als einer der 6 Prioren der Zünfte für die zwei Monate vom 15. Juni bis 15. August 1300 mit an die Spitze der florentinischen Staatsverwaltung. Als Mitglied dieses Kollegiums hatte Dante gleich beim Beginne seiner Amtsführung ein am 18. April 1300 ergangenes Urteil zu bestätigen, durch welches 3 Personen, Anhänger des Papstes, zu je 2000 Pfd. Geldstrafe, eventuell zur Ausschneidung der Zunge verurteilt wurden. Im Uebrigen kam es während Dante's Amtsführung als Prior in Florenz nicht zum Konflikt mit dem von Bonifaz VIII. als „Friedensstifter“ in die Arnostadt entsandten Kardinalbischof von Porto, dem Bruder Matthäus von Acquasparta aus dem Franziskanerorden. Dante selbst scheint während dieses Jahres 1300 vorübergehend persönlich

in Rom gewesen zu sein, aber jedenfalls nicht in amtlicher Eigenschaft, nicht etwa als Gesandter seiner Heimatstadt. In dieser dauerten die Gegensätze fort zwischen den Weißen, geführt von Vieri dei Cerchi, und den Schwarzen, geführt von dem tatkräftigen und zur Gewalttat neigenden Corso Donati, einem Verwandten von Dante's Frau. Dante selbst hielt sich zur Partei der Weißen, welche bisher in der Herrschaft gewesen. Noch im April 1301 war er mit der Aufsicht in Bausachen betraut. Im Rate der Hundert aber stimmte er am 18. Juni 1301 gegen einen Antrag des Kardinals Matthäus von Acquasparta, dem Papste 100 Mann Hilfstruppen zur Verfügung zu stellen. Schon in den Jahren 1296/97 hatte sich der Dichter gegen eine dem König Karl II. von Neapel zur Wiedereroberung Siziliens zu gewährende Geldunterstützung ausgesprochen. Der Papst aber entsandte im Herbste 1301 den französischen Prinzen Karl von Valois, einen Bruder des Königs Philipp des Schönen von Frankreich, als „Friedensstifter“ nach Florenz.

Mit dem Einzug dieses Prinzen, am 1. November 1301, kam in der Arnostadt die bisher niedergehaltene Partei der Schwarzen ins Übergewicht. Für Dante bereitete sich die erste große Katastrophe seines politischen und socialen Lebens vor. Am 27. Januar 1302 verfiel er der Verbannung aus der Vaterstadt, welcher er bereits durch die Flucht zuvorgekommen war. Das Verbannungsdekret traf außer Danten noch 4 Genossen und warf ihnen vor, während ihrer Amtsführung im Priorate sich schuldig gemacht zu haben des Betruges, des ungerechten Gewinnes, der Erpressung, Bestechlichkeit, ungesetzlicher Einnahmen aus den öffentlichen Kassen, der Feindseligkeit gegen den Papst und den Prinzen Karl und der Begünstigung der Zwietracht in der benachbarten Stadt Pistoja. Dante und andere wurden zu je 5000 Goldflorinen Buße verurteilt und zur Erstattung der ungerecht erpreßten Summen. Eventuell sollten alle ihre Besitzungen verwüstet und eingezogen werden. Am 10. März 1303

wurde das erste Achtedikt erneuert und verschärft. Wer von den Verbannten auf florentinischem Gebiete ergriffen werden würde, sollte dem Feuertode überliefert werden.

Dante hat seit seiner Flucht die Heimatstadt nicht mehr betreten. Mit den Genossen des Exils hat er anfangs vielleicht versucht, die Rückkehr zu erzwingen, dann aber sich von ihnen getrennt und „Partei für sich“ gebildet. In Verona fand er wahrscheinlich bei Bartolommeo della Scala eine erste Zufluchtsstätte. In der Folgezeit zwischen 1304 und 1306 hat der Dichter sich in Bologna, im Jahre 1306 vorübergehend auch in Padua aufgehalten; im Oktober desselben Jahres vermittelt er einen Frieden zwischen dem Markgrafen Franceschino Malaspina und dem Bischof Antonio von Luni in dem Gebiete der ligurischen Apenninen. Danach fällt höchstwahrscheinlich ein Studienaufenthalt in Paris. Philosophische, vor allem auch theologische Studien werden ihn an der berühmtesten Hochschule des Mittelalters beschäftigt haben. Nach der Sitte jener Zeit mag er nicht nur lernend, sondern zugleich auch lehrend und gelegentlich als Disputant an der Universität Paris aufgetreten sein. Juristische Kenntnisse hatte er schon in Florenz sich angeeignet, auch den Naturwissenschaften wandte er sein Augenmerk zu. Einige meinen, er habe die flandrische Küste und auch England besucht, ob auch Teile des eigentlichen Deutschland, ist völlig ungewiß. Mit scharfen Augen beobachtete er allerorten Land und Leute. Ebensoviel wie aus der gelehrten Litteratur jener Tage, aus den Schriften des Aristoteles und Plato, soweit sie ihm durch Uebersetzung zugänglich wurden, aus den Werken eines Bernhard von Clairvaux, eines Thomas von Aquin, eines Bonaventura und anderer lernte er aus dem Buche des Lebens.

Ein neuer Stern schien ihm aufzugehen, als der Deutsche König Heinrich VII. aus dem Hause Luxemburg im Herbste 1310 nach Italien ging, um dem zerklüfteten Lande den Frieden zu bringen und für sich die Kaiserkrone

zu gewinnen. In überschwänglichen Worten hat der Papst Klemens V. den König den Italienern als Friedensfürsten angekündigt, feurige Ghibellinen begrüßten ihn als Erretter und Erlöser und auch Dante scheint kein Bedenken getragen zu haben, auf ihn die Worte anzuwenden, welche die heilige Schrift auf Christus bezieht: „Sehet an das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt.“ Aber der hoffnungsfrohe Traum, welcher durch die Romfahrt und das Kaisertum Heinrichs VII. auch in Dante's Seele hervorgerufen wurde, währte nur allzu kurze Zeit. Schon im Jahre 1312 gelang es den Königen Philipp von Frankreich und Robert von Neapel, den Papst dem Kaiser zu entfremden, und der Tod Heinrichs VII. machte schon am 24. August 1313 allen hochfliegenden Hoffnungen des Dichters und seiner Gesinnungsgenossen ein jähes Ende.

Damit war die zweite große Katastrophe über den äußeren Lebensgang Dante's hereingebrochen. Als Verbannter mußte er fortfahren, auf „fremden Stiegen“ auf- und abzusteigen und an fremden Tischen das Brot zu essen, das oftmals salzigen Geschmack für ihn hatte. Von seiner Gattin, die er in Florenz zurückgelassen, blieb er seit dem Ende des Jahres 1301 getrennt. Noch i. J. 1315 erneuerte man in Florenz Acht und eventuell Todesstrafe nicht nur über Dante, sondern verhängte sie auch über seine beiden Söhne Pietro und Jacopo. In dem Wanderleben des Verbannten bot ihm nun abermals Verona, wo inzwischen der berühmte Cangrande della Scala zur Herrschaft gekommen war, eine zeitweilige Ruhestätte. Die letzte Zufluchtsstätte aber auf seiner kurz bemessenen irdischen Pilgerschaft fand er in Ravenna, wo der Herr der Stadt, der für Kunst und Wissenschaft begeisterte guelfisch gesinnte Guido Novello da Polenta, dem kaiserfreundlichen Dichter eine gastliche Aufnahme gewährte, inmitten der großen und doch melancholischen Erinnerungen an die letzten Zeiten altrömischer Kaiserherrschaft und an den gothischen Heldenkönig Theodorich

den Großen. Die Tage Dante's waren hier ausgefüllt vielleicht durch Unterrichterteilen, vor allem aber durch die Vollendung seiner großen unsterblichen Dichtung, der Divina Commedia.

Bald nach dem Tode des Dichters, zur Zeit Ludwigs des Bayern, erhob sich in Italien der Kampf um Dante's kirchenpolitische Anschauungen Aber zu gleicher Zeit erkannte man doch die unvergleichliche, universelle geistige Bedeutung des Mannes, den Florenz aus seinen Mauern ausgestoßen, und der jetzt, da seine Gebeine in der stillen Minoritenkirche in Ravenna zur letzten irdischen Ruhe gebettet lagen, als größter Sohn Italiens zum höchsten Gipfel des Nachruhms emporstieg. Schon der zeitgenössische Meister Giovanni de Virgilio in Bologna pries in dem von ihm zu Ehren Dante's verfaßten lateinischen Epitaphium den Dichter als Theologen, dem keine Lehre der Philosophie fremd geblieben, als Ruhm der Musen, als Lieblingsschriftsteller des Volkes. In einem anderen Epitaphium wird er als Verteidiger der Rechte der Weltmonarchie gerühmt und zugleich als Sänger der drei außerirdischen Reiche, ein drittes hebt seine Beredsamkeit in der lateinischen Sprache hervor, und bezeichnet ihn als Ruhm der Welt und Toskanas, als Zierde und Fürsten der Dichter, dem weder der Lauf der Gestirne, noch die Blitze des Himmels, noch die Geheimnisse der Gottheit und der Zukunft verborgen geblieben. Im Glück wie im Unglück habe er seinen Gleichmut, die Liebe zur Tugend und strenge Rechtlichkeit sich bewahrt.

Der objektive Forscher wird die Schlacken nicht übersehen, welche auch aus dieser nach Glück und Frieden ringenden Menschenseele erst durch das Feuer der Prüfungen und Leiden ausgeschieden werden konnten. Aber auch mit diesen Schlacken offenbart sich uns diese Seele in ihrem inneren Entwicklungsgange, der sie durch Kämpfe von erschütternder Tragik hindurchführte, als den Repräsentanten hoheitsvollen, allgemein menschlichen Geistesadels und zugleich tiefinnerlicher christlich-katholischer Gesinnung, die von tiefster Gottes- und Menschenliebe durchweht ist.

VIII.

Rudolph Clenck.

Ein Ingolstädter Professor des 16. Jahrhunderts.

(1528—1578.)

II.

Dasselbe Jahr 1564 entführte Clenck seinem Ingolstädter bisherigen Wirkungskreis. Bischof Martin von Eichstätt erbat ihn von Herzog Albrecht für die Leitung seines im Sinne der tridentinischen Bestimmungen gegründeten Seminars, des ersten in Deutschland.[1]) Es fällt uns fast schwer, Clenck als Regens in den stillen Mauern eines Seminars zu denken, den Mann mit der unsteten Jugendzeit. Aber er verwaltete sein Amt zur größten Zufriedenheit des Bischofs Martin, der ihm sehr zugethan war und ihm am 14. Juli 1564 an Stelle Jakob Kuchners die Domkanzel übertrug nebst dem damit verbundenen Canonicat im S. Willibaldschor.[2]) Nur bisweilen brach seine schalkhafte Sachsennatur doch durch den Ernst seiner Stellung hindurch, mehr als es dem Bischof lieb sein mochte, der ihm ob seiner Scherze einmal eine Rüge gab. Das Originelle seines Wesens, das den Stempel einer stark ausgeprägten

---

1) Suttner, Geschichte des bischöfl. Seminars zu Eichstätt, S. 27.

2) Andreas Strauss, Viri scriptis, eruditione ac pietate insignes, quos Eichstadium vel genuit, vel aluit. 1799. p. 67.

worden und bei diesem Kreuzzuge seinen Tod gefunden hatte. Cacciaguidas Gattin, Dante's Ahnfrau, stammte aus dem Potale (aus Ferrara — ob wirklich von germanischen Vorfahren?) und vererbte auf ihre Nachkommen den Beinamen der Alighieri. Dante's Vater, Alagherius II., war ihr Urenkel; er heiratete nach dem frühen Tode der ersten Gattin, Bella, welche ihm den nachmals berühmtesten Dichter Italiens geboren, zum zweiten Male. Diese Stiefmutter, Lapa, und deren Sohn Francesco haben den älteren, Dante, eine Reihe von Jahren überlebt. Den Vater haben die Kinder früh verloren. Schon mit 18 Jahren erscheint Dante urkundlich (i. J 1283) als Erbe seines Vaters. Adel und Besitz der Familie standen hinter demjenigen älterer und reicherer Florentiner Familien zurück, sicherten aber doch dem Inhaber eine gewisse Geltung auch im öffentlichen Leben der Arnostadt. Wer Dante's Lehrer gewesen, ist genau nicht festzustellen; wenn der Dichter im 15. Gesange des Inferno von Brunetto Latino, dem im Jahre 1294 verstorbenen Philosophen, Schriftsteller und zeitweiligen Staatsschreiber der Republik Florenz mit innerer Herzensbewegung sagt, er (Dante) bewahre in seiner Seele das teure und gute väterliche Bild Brunettos, wie dieser ihm einst in dieser Welt den Weg gelehrt, auf welchem der Mensch zu ewigem Nachruhm gelange, so ist dabei nicht an förmlichen Schulunterricht zu denken, den der junge Dante etwa bei Brunetto genossen. In seinen grammatischen Studien hat der Dichter frühzeitig sich mit den vornehmsten Schriftstellern des Altertums, mit Virgil, Horaz, Lucan, Statius, Ovid und anderen vertraut gemacht. In den poetischen Visionen und lyrischen Dichtungen des Jünglings offenbarte sich seine eigenartige, nach Innen gekehrte sensible Persönlichkeit, in welcher schon Brunetto die Grundlage zu künftiger geistiger Größe erkannte.

Die Liebe zu Beatrice gab ihr erstmals Anlaß zu reicherer Entfaltung. Nachdem Beatrice bereits im Juni 1290

gestorben war, erfüllte den Dichter, wie er selbst im Convivio II, 13 erzählt, tiefe, trostlose Trauer. Dann aber raffte er sich auf, studierte des Boethius Buch vom Troste der Philosophie und Ciceros Schrift von der Freundschaft. Aus ihnen und in den Schulen der Ordensleute und in den Disputationen der Philosophierenden, welche er nunmehr (doch wohl in Florenz) besuchte, gewann er in etwa dreißig Monaten eine solche Liebe für die Philosophie, daß diese jeden anderen Gedanken aus seiner Seele vertrieb.

Aber das Leben behauptete seine Rechte auch gegenüber dem aufstrebenden Dichter und Philosophen in Florenz. Er schloß vor dem Jahre 1296 einen Ehebund mit Gemma, einer Tochter aus dem angesehenen guelfischen Adelsgeschlechte der Donati in Florenz. Durch Vermittelung seines Stiefbruders Francesco lieh er wiederholt in den Jahren 1297 bis 1300 Kapitalbeträge, die man insgesamt auf etwa 40,000 Lire heutiger Münze berechnet hat, eine Tatsache, welche an sich nicht für Besitzlosigkeit oder gar Armut des Dichters angeführt werden kann. An den kriegerischen Unternehmungen seiner Vaterstadt gegen die toskanischen Ghibellinen, insbesondere an den Kämpfen gegen Pisa und Arezzo, hat er persönlich teilgenommen. Nach Leonardo Bruni kämpfte er am 11. Juni 1289 in der Schlacht bei Campaldino tapfer zu Roß in den ersten Reihen der Florentiner gegen die Ghibellinen von Arezzo. Auch das eigentlich politische Leben seiner Vaterstadt, innere Verwaltung und auswärtige Politik derselben, nahmen ihn in Anspruch. Seit dem 6. Juli 1295 erscheint und stimmt Dante wiederholt als Mitglied des Rates der Hundert. Gemäß den Bestimmungen der „Ordnungen der Gerechtigkeit“ vom Jahre 1293 hat wahrscheinlich auch Dante sich einer der Zünfte von Florenz zuteilen lassen, und zwar der Zunft der Ärzte und Apotheker, obwohl er in der Heimat den entsprechenden Beruf schwerlich praktisch ausgeübt hat. Am 7. Mai 1300 (nicht 1299) [1])

1) Vgl. Robert Davidsohn in v. Sybels Histor. Zeitschr. Bd. 83 S. 537.

erschien er als Gesandter von Florenz in der kleinen Bergstadt S. Gemignano im Elsatal in Tuscien, um über die Aufstellung eines neuen Capitäns der tuscischen Guelfenliga zu verhandeln. Das Jahr war bedeutungsvoll für die ganze Christenheit, da während desselben Papst Bonifaz VIII. zum erstenmale in der Stadt Rom die geistlichen Gnadenschätze des großen Jubiläums der Welt erschlossen hatte und hunderttausende von Pilgern aus allen Ländern Europas in der ewigen Stadt zusammenströmten, um in frommer Andachtsübung der Wirkungen der großen Indulgenz teilhaftig zu werden.

Gleichzeitig betrieb der Papst im Frühjahr dieses Jubeljahres den politischen Plan, die Hoheitsrechte, welche das Reich bisher über Toskana geübt, in seinen und des päpstlichen Stuhles Besitz zu bringen. Er trat im Zusammenhang mit diesem Streben auch in nähere Beziehungen zu Florenz, wo aber die seit 1299 und dann seit dem Frühjahr 1300 hervortretenden Parteigegensätze unter den beiden ursprünglich guelfischen Parteien der Weißen und der Schwarzen durch das Eingreifen des Papstes nicht gemildert, sondern in zunehmendem Maße verschärft wurden. Inmitten dieser neuen Spannungen trat der 35jährige Dante als einer der 6 Prioren der Zünfte für die zwei Monate vom 15. Juni bis 15. August 1300 mit an die Spitze der florentinischen Staatsverwaltung. Als Mitglied dieses Kollegiums hatte Dante gleich beim Beginne seiner Amtsführung ein am 18. April 1300 ergangenes Urteil zu bestätigen, durch welches 3 Personen, Anhänger des Papstes, zu je 2000 Pfd. Geldstrafe, eventuell zur Ausschneidung der Zunge verurteilt wurden. Im Uebrigen kam es während Dante's Amtsführung als Prior in Florenz nicht zum Konflikt mit dem von Bonifaz VIII. als „Friedensstifter“ in die Arnostadt entsandten Kardinalbischof von Porto, dem Bruder Matthäus von Acquasparta aus dem Franziskanerorden. Dante selbst scheint während dieses Jahres 1300 vorübergehend persönlich

in Rom gewesen zu sein, aber jedenfalls nicht in amtlicher Eigenschaft, nicht etwa als Gesandter seiner Heimatstadt. In dieser dauerten die Gegensätze fort zwischen den Weißen, geführt von Vieri dei Cerchi, und den Schwarzen, geführt von dem tatkräftigen und zur Gewalttat neigenden Corso Donati, einem Verwandten von Dante's Frau. Dante selbst hielt sich zur Partei der Weißen, welche bisher in der Herrschaft gewesen. Noch im April 1301 war er mit der Aufsicht in Bausachen betraut. Im Rate der Hundert aber stimmte er am 18. Juni 1301 gegen einen Antrag des Kardinals Matthäus von Acquasparta, dem Papste 100 Mann Hilfstruppen zur Verfügung zu stellen. Schon in den Jahren 1296/97 hatte sich der Dichter gegen eine dem König Karl II. von Neapel zur Wiedereroberung Siziliens zu gewährende Geldunterstützung ausgesprochen. Der Papst aber entsandte im Herbste 1301 den französischen Prinzen Karl von Valois, einen Bruder des Königs Philipp des Schönen von Frankreich, als „Friedensstifter" nach Florenz.

Mit dem Einzug dieses Prinzen, am 1. November 1301, kam in der Arnostadt die bisher niedergehaltene Partei der Schwarzen ins Übergewicht. Für Dante bereitete sich die erste große Katastrophe seines politischen und socialen Lebens vor. Am 27. Januar 1302 verfiel er der Verbannung aus der Vaterstadt, welcher er bereits durch die Flucht zuvorgekommen war. Das Verbannungsdekret traf außer Danten noch 4 Genossen und warf ihnen vor, während ihrer Amtsführung im Priorate sich schuldig gemacht zu haben des Betruges, des ungerechten Gewinnes, der Erpressung, Bestechlichkeit, ungesetzlicher Einnahmen aus den öffentlichen Kassen, der Feindseligkeit gegen den Papst und den Prinzen Karl und der Begünstigung der Zwietracht in der benachbarten Stadt Pistoja. Dante und andere wurden zu je 5000 Goldflorinen Buße verurteilt und zur Erstattung der ungerecht erpreßten Summen. Eventuell sollten alle ihre Besitzungen verwüstet und eingezogen werden. Am 10. März 1303

wurde das erste Achtedikt erneuert und verschärft. Wer von den Verbannten auf florentinischem Gebiete ergriffen werden würde, sollte dem Feuertode überliefert werden.

Dante hat seit seiner Flucht die Heimatstadt nicht mehr betreten. Mit den Genossen des Exils hat er anfangs vielleicht versucht, die Rückkehr zu erzwingen, dann aber sich von ihnen getrennt und „Partei für sich" gebildet. In Verona fand er wahrscheinlich bei Bartolommeo della Scala eine erste Zufluchtsstätte. In der Folgezeit zwischen 1304 und 1306 hat der Dichter sich in Bologna, im Jahre 1306 vorübergehend auch in Padua aufgehalten; im Oktober desselben Jahres vermittelt er einen Frieden zwischen dem Markgrafen Franceschino Malaspina und dem Bischof Antonio von Luni in dem Gebiete der ligurischen Apenninen. Danach fällt höchstwahrscheinlich ein Studienaufenthalt in Paris. Philosophische, vor allem auch theologische Studien werden ihn an der berühmtesten Hochschule des Mittelalters beschäftigt haben. Nach der Sitte jener Zeit mag er nicht nur lernend, sondern zugleich auch lehrend und gelegentlich als Disputant an der Universität Paris aufgetreten sein. Juristische Kenntnisse hatte er schon in Florenz sich angeeignet, auch den Naturwissenschaften wandte er sein Augenmerk zu. Einige meinen, er habe die flandrische Küste und auch England besucht, ob auch Teile des eigentlichen Deutschland, ist völlig ungewiß. Mit scharfen Augen beobachtete er allerorten Land und Leute. Ebensoviel wie aus der gelehrten Litteratur jener Tage, aus den Schriften des Aristoteles und Plato, soweit sie ihm durch Uebersetzung zugänglich wurden, aus den Werken eines Bernhard von Clairvaux, eines Thomas von Aquin, eines Bonaventura und anderer lernte er aus dem Buche des Lebens.

Ein neuer Stern schien ihm aufzugehen, als der Deutsche König Heinrich VII. aus dem Hause Luxemburg im Herbste 1310 nach Italien ging, um dem zerklüfteten Lande den Frieden zu bringen und für sich die Kaiserkrone

zu gewinnen. In überschwänglichen Worten hat der Papst Klemens V. den König den Italienern als Friedensfürsten angekündigt, feurige Ghibellinen begrüßten ihn als Erretter und Erlöser und auch Dante scheint kein Bedenken getragen zu haben, auf ihn die Worte anzuwenden, welche die heilige Schrift auf Christus bezieht: „Sehet an das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt.“ Aber der hoffnungsfrohe Traum, welcher durch die Romfahrt und das Kaisertum Heinrichs VII. auch in Dante's Seele hervorgerufen wurde, währte nur allzu kurze Zeit. Schon im Jahre 1312 gelang es den Königen Philipp von Frankreich und Robert von Neapel, den Papst dem Kaiser zu entfremden, und der Tod Heinrichs VII. machte schon am 24. August 1313 allen hochfliegenden Hoffnungen des Dichters und seiner Gesinnungsgenossen ein jähes Ende.

Damit war die zweite große Katastrophe über den äußeren Lebensgang Dante's hereingebrochen. Als Verbannter mußte er fortfahren, auf „fremden Stiegen“ auf- und abzusteigen und an fremden Tischen das Brot zu essen, das oftmals salzigen Geschmack für ihn hatte. Von seiner Gattin, die er in Florenz zurückgelassen, blieb er seit dem Ende des Jahres 1301 getrennt. Noch i. J. 1315 erneuerte man in Florenz Acht und eventuell Todesstrafe nicht nur über Dante, sondern verhängte sie auch über seine beiden Söhne Pietro und Jacopo. In dem Wanderleben des Verbannten bot ihm nun abermals Verona, wo inzwischen der berühmte Cangrande della Scala zur Herrschaft gekommen war, eine zeitweilige Ruhestätte. Die letzte Zufluchtsstätte aber auf seiner kurz bemessenen irdischen Pilgerschaft fand er in Ravenna, wo der Herr der Stadt, der für Kunst und Wissenschaft begeisterte guelfisch gesinnte Guido Novello da Polenta, dem kaiserfreundlichen Dichter eine gastliche Aufnahme gewährte, inmitten der großen und doch melancholischen Erinnerungen an die letzten Zeiten altrömischer Kaiserherrschaft und an den gothischen Heldenkönig Theodorich

den Großen. Die Tage Dante's waren hier ausgefüllt vielleicht durch Unterrichterteilen, vor allem aber durch die Vollendung seiner großen unsterblichen Dichtung, der Divina Commedia.

Bald nach dem Tode des Dichters, zur Zeit Ludwigs des Bayern, erhob sich in Italien der Kampf um Dante's kirchenpolitische Anschauungen Aber zu gleicher Zeit erkannte man doch die unvergleichliche, universelle geistige Bedeutung des Mannes, den Florenz aus seinen Mauern ausgestoßen, und der jetzt, da seine Gebeine in der stillen Minoritenkirche in Ravenna zur letzten irdischen Ruhe gebettet lagen, als größter Sohn Italiens zum höchsten Gipfel des Nachruhms emporstieg. Schon der zeitgenössische Meister Giovanni de Virgilio in Bologna pries in dem von ihm zu Ehren Dante's verfaßten lateinischen Epitaphium den Dichter als Theologen, dem keine Lehre der Philosophie fremd geblieben, als Ruhm der Musen, als Lieblingsschriftsteller des Volkes. In einem anderen Epitaphium wird er als Verteidiger der Rechte der Weltmonarchie gerühmt und zugleich als Sänger der drei außerirdischen Reiche, ein drittes hebt seine Beredsamkeit in der lateinischen Sprache hervor, und bezeichnet ihn als Ruhm der Welt und Toskanas, als Zierde und Fürsten der Dichter, dem weder der Lauf der Gestirne, noch die Blitze des Himmels, noch die Geheimnisse der Gottheit und der Zukunft verborgen geblieben. Im Glück wie im Unglück habe er seinen Gleichmut, die Liebe zur Tugend und strenge Rechtlichkeit sich bewahrt.

Der objektive Forscher wird die Schlacken nicht übersehen, welche auch aus dieser nach Glück und Frieden ringenden Menschenseele erst durch das Feuer der Prüfungen und Leiden ausgeschieden werden konnten. Aber auch mit diesen Schlacken offenbart sich uns diese Seele in ihrem inneren Entwicklungsgange, der sie durch Kämpfe von erschütternder Tragik hindurchführte, als den Repräsentanten hoheitsvollen, allgemein menschlichen Geistesadels und zugleich tiefinnerlicher christlich-katholischer Gesinnung, die von tiefster Gottes- und Menschenliebe durchweht ist.

VIII.

Rudolph Clenck.

Ein Ingolstädter Professor des 16. Jahrhunderts.

(1528—1578.)

II.

Dasselbe Jahr 1564 entführte Clenck seinem Ingolstädter bisherigen Wirkungskreis. Bischof Martin von Eichstätt erbat ihn von Herzog Albrecht für die Leitung seines im Sinne der tridentinischen Bestimmungen gegründeten Seminars, des ersten in Deutschland.[1] Es fällt uns fast schwer, Clenck als Regens in den stillen Mauern eines Seminars zu denken, den Mann mit der unsteten Jugendzeit. Aber er verwaltete sein Amt zur größten Zufriedenheit des Bischofs Martin, der ihm sehr zugethan war und ihm am 14. Juli 1564 an Stelle Jakob Kuchners die Domkanzel übertrug nebst dem damit verbundenen Canonicat im S. Willibaldschor.[2] Nur bisweilen brach seine schalkhafte Sachsennatur doch durch den Ernst seiner Stellung hindurch, mehr als es dem Bischof lieb sein mochte, der ihm ob seiner Scherze einmal eine Rüge gab. Das Originelle seines Wesens, das den Stempel einer stark ausgeprägten

---

1) Suttner, Geschichte des bischöfl. Seminars zu Eichstätt, S. 27.

2) Andreas Strauss, Viri scriptis, eruditione ac pietate insignes, quos Eichstadium vel genuit, vel aluit. 1799. p. 67.

Individualität trug, legte er auch hier nicht ab, er behielt immer eine Vorliebe für Seltsames und Ungewohntes, worüber Manche den Kopf schüttelten.[1]) Sechs Jahre wirkte er segensreich in seiner bei den damaligen Zeitverhältnissen doppelt wichtigen Stellung, bis ihn der Herzog zum großen Leidwesen des Bischofs im Jahre 1570 nach Ingolstadt zurückrief, um daselbst das Collegium Georgianum zu leiten und als Ordinarius der theologischen Fakultät die Vorlesungen der positiven Theologie zu übernehmen.[2]) Im Sommersemester 1572 wurde er zum Rektor gewählt,[3]) zu einer Zeit, wo schwere innere Wirren den Bestand der Ingolstädter Universität bedrohten. Es herrschte der latente und offene Krieg zwischen den Jesuitenprofessoren, denen im Jahre 1571 Herzog Albrecht das Pädagogium und den philosophischen Cursus übertragen hatte,[4]) und den weltlichen Gliedern der Artistenfakultät, die sich durch die Gesellschaft Jesu in ihren Rechten und Freiheiten bedroht sah. Als dann endlich die Jesuiten, um den ewigen Reibereien ein Ende zu machen, im Jahre 1573 nach München übersiedelten,[5]) war es der eifrige Clenck, der sich der zurückgebliebenen Schüler annahm, ihnen Unterricht ertheilte, Repetitionen abhielt und für die weggegangenen Lehrer der philosophischen Fakultät vorläufig die Vorlesungen übernahm. Dabei fuhr er, von unermüdlicher Arbeitskraft wie er war, auch im Georgianum fort, seine Repetitionen abzuhalten.[6])

---

1) „homo ad singularitates et inconditas novitates affectatus" sagt von ihm der Weihbischof Leonhard Haller; Suttner a. a. O. S. 28, Anm. 4.

2) Prantl I, 307.

3) Originalmatrikel t. II, ad anum 1572.

4) Vergl. darüber Prantl I, 233 ff.

5) Ebenda S. 257.

6) Vergl. eine Epistola Anonymi an Erasmus Fend, in einer Abschrift in cod. bavar. 3018, fol. 14 der Münchener Staatsbibliothek; der Verfasser ist Clenck.

Auch sonst war er für das Wohl der Hochschule eifrigst besorgt und nahm sich besonders unbemittelter Studenten an, vorzüglich Convertiten, die sich dem Priesterstande widmen wollten. So begehrte er beispielshalber von dem herzoglichen Rath Fend vier Stipendien für Theologen, die in des Herzogs Dienste treten wollen; es sei, so schrieb er diesem, seine einzige Sorge, tüchtige Priester im Weinberg des Herrn aufzustellen, und wo er konnte, empfahl er hoffnungsvolle Jünglinge der Fürsorge des Herzogs. Für den Bau des Collegium Albertinum gab er aus eigenen Mitteln 1000 Gulden her,[1]) und vor seinem Tode noch stiftete er im Georgianum mit 2000 Gulden Kapital zwei Stipendien, die dazu beitragen sollen, die katholische Religion zu fördern; die Stipendiaten sollen Lust und Liebe haben zum geistlichen Stande, Ingolstädter eheliche Bürgerssöhne sind anderen vorzuziehen.[2]) Manche seiner Landsleute, die an lutherischen Schulen studirt hatten, führte er zum alten Glauben zurück.[3]) So that auch Clenck sein Möglichstes für die damals vor sich gehenden katholischen Reformbestrebungen in den bayrischen Landen; als Regens in Eichstätt und Ingolstadt war ihm dies in weitestem Maße ermöglicht.

Was aber seinen Namen für immer mit der Ingolstädter Hochschule verknüpft, ist die hochherzige Schenkung seiner überaus werthvollen Bibliothek, die er auf Betreiben seines Freundes, des rührigen Superintendenten Martin Eisengrein, der Universität noch zu seinen Lebzeiten vermachte. Clencks Bücherei war damals weit und breit bekannt. Zeitgenossen hielten sie für die reichhaltigste Privatbibliothek

---

1) Alles ebenda.
2) Andreas Schmid, Geschichte des Georgianums zu München. 1894. S. 40.
3) Wynick D 3 b.

von ganz Deutschland.[1]) Auf seinen großen Reisen hatte Clenck Vieles erworben, und später noch wanderte sein übriges Geld zum Buchhändler; er selbst schätzte den Werth seiner Bücher auf 5000 Gulden.[2]) Sie setzten sich zusammen aus juristischen und canonistischen Schriften, einer reichhaltigen Sammlung von Kirchenväterausgaben, dann fanden sich darunter zahlreiche Bibeltexte in verschiedenen Sprachen, eine Menge alter und neuer Commentare, fast sämmtliche Schriften der mittelalterlichen Theologen, eine reiche Klassikersammlung, viele Chroniken und andere Bücher geschichtlichen Inhalts, Wörterbücher und Reisebeschreibungen, sowie eine erkleckliche Anzahl von deutschen Controvers- und Volksschriften.[3]) Clenck kaufte nicht blos die Bücher, sondern er las sie auch; es ist keine leere Schmeichelei, wenn ihm der Ingolstädter Poet Johannes Engerd in einem Gedicht auf die Universität dies Lob spendet.[4]) Das war den Zeitgenossen bekannt; sie bewunderten Clencks erstaunliche Arbeitskraft, seinen nie gesättigten Wissenstrieb, der ihn nur kurzen Schlummer suchen ließ.[5]) Dank seiner immensen Belesenheit verfügte er über eine allseitige Bildung, in der ihm damals nicht leicht einer gleichkam. Er war „ein für-

1) Rotmar f. 132 a.

2) Ebenda f. 128 b.

3) Das im Jahre 1578 durch den Professor Bartholomäus Fischer und den Notar Joh. Kager angefertigte „Inventarium und verzeichnus aller Bücher, so weiland Herr Rudolph Clenck nach Jme verlassen", ein dicker Folioband, verwahrt die Münchener Universitätsbibliothek, Ms. 522. 2°. Vergl. auch meinen Aufsatz „Der Begründer der Münchener Universitätsbibliothek" in der Beilage der Augsburger Postzeitung 1903, Nr. 23.

4) Vix tibi se quisquam libris componet emendis.
Nec tantum hos emisse juvat, tu perlegis emptos,
Nomen et his coeptis venienti interseris aevo.

Joannes Engerdus, Catechesis catholica. Ingolstadii 1582. p. 179.

5) Rotmar 132 a.

trefflicher Canonist",[1]) ein feingebildeter Philosoph, ein trefflicher Redner und vorzüglicher Prediger.[2])

Bei all seinem Wissen aber war er produktiv nicht thätig. Er hat nicht durch größere Schriften eingegriffen in den Streit der Geister. Er war eine mehr praktische Natur, ein tüchtiger Oekonom als Regens und ein trefflicher Lehrer.[3]) Das Wenige, das er gedruckt hinterließ, waren Gelegenheitsprodukte, wie die Trauerrede auf Staphylus, der „kurtze Bericht", und eine andere treffliche Rede über Ursprung, Entwickelung und Vorzüge des canonischen Rechts,[4]) in welcher neben der stilistischen Redegewandtheit vor allem die Belesenheit des Verfassers sich — manchmal zu sehr — in den Vordergrund drängt. Was sonst noch von Clenck erhalten ist, sind einige von ihm verfaßte Thesen für Doktoranden der Theologie, mit den damals üblichen Materien.[5]) Seine Verdienste sind darum aber nicht geringer. Nicht immer bemißt sich der Werth eines Mannes nach der Dicke hinterlassener Bücher.

1) Wynick B 4 a.

2) „vir admiratione omnium dignissimus, dicendi artifex et orator eloquens; Philosophus subtilis, nec ulli in omni litteratura secundus", sagt von ihm sein Zeitgenosse Wilhelm Eysengrein, in seinem Catalogus testium veritatis. (Dilingae 1565) f. 209 a.

3) Vergl. Suttner a. a. O.

4) Oratio de Origine, praestantia, autoritate, successione et historia Juris canonici praefationis vice, in inicio SS. Canonum conscientiae, recitata a ... Rodolpho Clencken S. Theologiae Doctore et Jurium licentiato, Ingolstadii XVI. Augusti 1571. Abgedr bei Rotmar, Tomus primus Orationum Ingolstadiensium f. 168 b — 183 a.

5) De Justificatione assertiones quaedam Theologicae ... in Academia Ingolstadiana ... propositae, quas sub praesidio ... Rod. Clenkii ... Sebastianus Frantz defendere conabitur 19. Maii. Ingolstadii, Weissenhorn 1572.

De Merito bonorum operum ... disputatio. Ingolstadii 1573.

trefflicher Canonist",[1]) ein feingebildeter Philosoph, ein trefflicher Redner und vorzüglicher Prediger.[2])

Bei all seinem Wissen aber war er produktiv nicht thätig. Er hat nicht durch größere Schriften eingegriffen in den Streit der Geister. Er war eine mehr praktische Natur, ein tüchtiger Oekonom als Regens und ein trefflicher Lehrer.[3]) Das Wenige, das er gedruckt hinterließ, waren Gelegenheitsprodukte, wie die Trauerrede auf Staphylus, der „kurtze Bericht", und eine andere treffliche Rede über Ursprung, Entwickelung und Vorzüge des canonischen Rechts,[4]) in welcher neben der stilistischen Redegewandtheit vor allem die Belesenheit des Verfassers sich — manchmal zu sehr — in den Vordergrund drängt. Was sonst noch von Clenck erhalten ist, sind einige von ihm verfaßte Thesen für Doktoranden der Theologie, mit den damals üblichen Materien.[5]) Seine Verdienste sind darum aber nicht geringer. Nicht immer bemißt sich der Werth eines Mannes nach der Dicke hinterlassener Bücher.

---

1) Wynick B 4 a.

2) „vir admiratione omnium dignissimus, dicendi artifex et orator eloquens; Philosophus subtilis, nec ulli in omni litteratura secundus", sagt von ihm sein Zeitgenosse Wilhelm Eysengrein, in seinem Catalogus testium veritatis (Dilingae 1565) f. 209 a.

3) Vergl. Suttner a. a. O.

4) Oratio de Origine, praestantia, autoritate, successione et historia Juris canonici praefationis vice, in inicio SS. Canonum conscientiae, recitata a ... Rodolpho Clencken S. Theologiae Doctore et Jurium licentiato, Ingolstadii XVI. Augusti 1571. Abgedr bei Rotmar, Tomus primus Orationum Ingolstadiensium f. 168 b — 183 a.

5) De Justificatione assertiones quaedam Theologicae ... in Academia Ingolstadiana ... propositae, quas sub praesidio ... Rod. Clenkii ... Sebastianus Frantz defendere conabitur 19. Maii. Ingolstadii, Weissenhorn 1572.

De Merito bonorum operum ... disputatio. Ingolstadii 1573.

Aus der Ruhe des stillen Wirkens in Ingolstadt riß ihn im Jahre 1576 auf einmal wieder die alte Wanderlust, die mit erneuter Kraft erwachte, als der auf dem Regensburger Reichstag weilende Legat, Kardinal Morone, ihn aufforderte, im Auftrag des Papstes hochwichtiger diplomatischer Geschäfte halber an den Hof des Zaren Iwan IV. des Schrecklichen, nach Moskau zu gehen. Auf dem Regensburger Reichstag waren im Juli 1576 im Auftrag des Zaren der Fürst Zacharias Sugorski und Andreas Arcybaschew erschienen, wegen eines Bündnisses mit dem Kaiser gegen den polnischen Thronprätendenten Stephan Bathory und die Türken. Diese Gesandtschaft kam dem päpstlichen Legaten [1]) gerade jetzt sehr gelegen. Seine Politik auf dem Reichstage bewegte sich in den Bahnen der damaligen internationalen Politik des Papstes, welche die Fürsten Europas außer gegen den Protestantismus vor allem gegen die osmanische Gefahr zu einigen bestrebt war. [2]) Durch die russischen Ge-

---

Catholica de absolutione, praecipuo sacramenti Poenitentiae capite, disputatio anno MDLXXV die 11. mensis Martii publice habita, praeside R. P. Rodolph Clencken . . . respondente M. Christophoro Colonario Antverpense. Ingolstadii 1575.

Catholica de sacramento matrimonii disputatio, in alma Ingolstadiensi Academia, anno MDLXXV Die — mensis — publice habita. Praeside R P. Rodolpho Clencken, . . . pro tempore Decano, respondente Bartholomaeo Hubero. Landishutano. Ingolstadii, s. a. — Eigentliche Abhandlungen sind aber diese Schriften nicht, wie ihre Aufzählung bei Prantl, Allgemeine Deutsche Biographie 4, 322 und bei Schulte, Die Quellen des Kirchenrechts 3, 127 vermuthen lassen könnten.

1) Ueber Morone's Thätigkeit auf dem Reichstag vergl. H. Moritz, Die Wahl Rudolfs II., der Reichstag zu Regensburg und die Freistellungsbewegung. (Marburg 1895.) S. 292 ff.

2) Vergl. Jos. Hansen, Nuntiaturberichte aus Deutschland 1572 bis 1585 nebst ergänzenden Aktenstücken. [Nuntiaturberichte aus Deutschland, herausgegeben durch das kgl. preuß. Institut in Rom. 3. Abtheilung.] II. (Berlin 1895.) S. XVII f.

dem Legaten bedeutete, die päpstliche Gesandtschaft nach Moskau einstweilen zu unterlassen, weil eine isolirte Mission doch nichts erreichen würde. Der letzte Grund freilich, warum Maximilian auf einmal anderer Meinung wurde, war Eifersucht und Furcht wegen des durch solche Erfolge bedingten Einflusses der Kurie auf die europäische Politik.[1]) Am 17. September reisten die russischen Gesandten ab,[2]) und Rudolph Clenck, der Iwan den Schrecklichen zum Glauben der römischen Kirche hätte bewegen sollen, kehrte enttäuscht wieder nach Ingolstadt zurück.

In ihm war die alte Wanderlust wieder rege geworden; es litt ihn nicht mehr recht in seiner ruhigen Stellung. War auch das Projekt der russischen Reise so jäh in die Brüche gegangen, so bot sich seinem unruhigen Geiste bald ein neues dar, das er mit nicht geringerem Eifer aufgriff. Diesmal sollte es nach dem Braunschweigischen gehen. Herzog Erich II. von Braunschweig war durch seine zweite Heirat mit Dorothea von Lothringen,[3]) der Schwägerin des jungen Herzogs Wilhelm von Bayern, in nähere Beziehungen zu Albrecht V. gekommen und hegte, durch seine Gemahlin angeregt, den Wunsch, seine Lande dem katholischen Glauben zurückzugewinnen. Er begehrte von Herzog Albrecht katholische Theologen. Dieser beglückwünschte ihn im Dezember 1576 zu seinem Vorhaben und gestattete, daß sich Dr. Clenck von Ingolstadt in braunschweigische Dienste begebe.[4]) Das

1) Pierling, S. 412. Das berichtet auch der 1581 von Rom nach Moskau gehende Gesandte Anton Possevin, vergl. Pierling, Bathory et Possevino, Documents inédits sur les rapports du Saint-Siège avec les Slaves. Paris 1887. S. 83.

2) Hansen a. a. O. S. 182, Anm. 1.

3) Vergl. Wilh. Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg. II. Göttingen 1855. S. 354. Erich hatte in seiner Jugendzeit convertirt.

4) W. Götz, Beiträge zur Geschichte Albrechts V. und des Landsberger Bundes 1556—98. München 1898. S. 855.

war Clenck gerade recht. Er wußte zwar, daß ihn in Braunschweig keine glänzenden Verhältnisse erwarteten, und es ist bezeichnend, daß er vor seiner Abreise den Superintendenten Eisengrein bat, er möge bewirken, daß er vorläufig während seiner Abwesenheit die Leitung des Georgianums sowie seine Besoldung als Professor beibehalte.[1]) Von der leeren Kasse des immer in der Fremde weilenden Braunschweigers war nicht viel zu erhoffen. Aber der Plan, ein ganzes Land zu bekehren, war für Clencks Eifer und seinen stets zu Außergewöhnlichem neigenden Sinn verlockend genug. Vergebens widerrieth ihm der Bischof von Eichstätt die Abreise.[2]) Freudig erregt meldete er Eisengrein am 25. Januar, daß ihm der Herzog Erich eine Kutsche geschickt habe. Als Gehilfen nahm er vorläufig für ein Jahr den Pfarrer von U. L. Frau zu Ingolstadt, Johann Pichelmayer, mit.[3]) Der damals in Köln weilende päpstliche Legat Bartholomäus Portia, dem Clenck am 28. Januar 1577 seine Abreise von Ingolstadt gemeldet hatte, ermunterte ihn zu dem bevorstehenden wichtigen Werke.[4])

In Calenberg, der Residenz des Herzogs, nahm er seine Wohnung. Ein Kölnischer Geistlicher, Dr. Peter Haupt, unterstützte ihn nebst Pichelmayer in dem Bekehrungswerke.[5]) Allein der Sommer kam und die Prediger hatten noch nichts ausgerichtet. Bitter beklagte sich Clenck darüber persönlich bei dem Legaten zu Köln, da Herzog Erich immer noch in Lothringen weile. Auch über die traurige Lage der Dinge im Bistum Lübeck machte er Portia ein=

---

1) Vergl. einen Brief Eisengreins an Fend, 25. Januar 1577, in cod. bavar. 3018, f. 44a.

2) Wynik B 4b.

3) Cod. bavar. 3018, fol. 44b u. 45a.

4) Jos. Hansen, Nuntiaturberichte Bd. I. Berlin 1892. S. 60.

5) Wynick D 2a.

gehende Mittheilungen.[1]) Im November des Jahres weilte Clenck abermals in Köln, als Commissar seines Herzogs, um dem Kölner Domkapitel die Wahl des Herzogs Ernst von Bayern zu empfehlen. Herzog Erich war noch immer fort, ohne sich um die katholischen Prediger zu bekümmern, und auch von Rom aus war man säumig, Clenck die von ihm als nöthig erachteten Vollmachten zu bewilligen.[2]) So konnte dieser mit dem besten Willen nichts ausrichten, auch im folgenden Jahre nicht; denn was half alles Predigen in jenen Zeiten, wenn der starke Arm eines Herrschers den Predigten keinen Nachdruck verlieh? Der starke Mann, der nie krank gewesen, fing an zu kränkeln, der Mißerfolg nagte an seinem Herzen, und eine schwere Krankheit rief Clenck am 6. August 1578 aus seinem vielbewegten Leben ab, auf dem Schlosse zu Calenberg.

Seine sterblichen Ueberreste wurden in dem nahegelegenen armen Nonnenkloster Eldagessen der Erde übergeben, fern vom Treiben der Welt und ohne alles Gepränge. Aber im Dome zu Hildesheim hielt ihm der Domprediger Heinrich Wynick als seinem einstigen Wohlthäter in dankbarer Gesinnung die Leichenrede und rühmte neben der großen Gelehrsamkeit vor allem den sittenstrengen Wandel und die Frömmigkeit des Verblichenen, der täglich mit Andacht die Messe celebrirt und sein Brevier gebetet habe. Er gab die Predigt in Druck, um etwaigen Verleumdungen der Gegner zuvorzukommen.[3]) Das verhinderte nicht, daß nachher Bartholomäus Wolffhart, Superintendent von Hildesheim, in einer Gegenschrift auf Wynicks Predigt

---

1) Portia an Cardinal Como, 30. Juli 1577 bei Hansen a. a. O. S. 146 f.

2) Vergl. das Schreiben Portias vom 30. Sept, ebenda S. 176.

3) Vergl. die Widmung desselben an Bischof Martin von Eichstätt. Ueber Wynick vergl. Cardinal Steinhuber, Das Collegium Germanicum Hungaricum in Rom. Freiburg 1895. I. 244.

Clenck einen verzweiflungsvollen Tod nachredete. Der Hildesheimer Richter Laurentius Theuwel nahm sich aber in einem Gegenbericht des Verleumdeten an und wies Wolffharts Vorwürfe entschieden zurück.[1]) Was Clenck einst an Staphylus gethan, wurde ihm hier vergolten.

Im fernen Eichstätt betrauerte Bischof Martin den Hingeschiedenen tief und ließ ihm eine Leichenfeier halten, bei der Professor Stevart die Trauerrede hielt. Auch in Ingolstadt gedachte man dankbar des Todten.[2]) In ihm verlor die Universität einen hervorragenden Gelehrten und trefflichen Lehrer, Herzog Albrecht einen ergebenen Diener, und die katholische Kirche einen Mann, der nach Kräften die Trienter Reform förderte.

München. Dr. Luzian Pfleger.

---

1) Kurtzes Bedenken und Gegenbericht Laurentii Theuwelii, Richters. Auff die ungeheure Schmeheschrift so Barth. Wolffhart . . . wider das Leben und Absterben H. D. Rodolphen Klencken seliger, Und dann auch hierüber, durch den Hildeßheimer Thum-prediger gehaltene Leichpredig, wie unchristlich, also auch den Widersachern selbst fast schimpfflich, durch öffentlichen Truck hat ausgehen lassen. Köln, Matern Cholinus, MDLXXXXI. 94 Bll. 4°.

2) Rotmar f. 145 a.

IX.

Apologetische Vorlesungen für nichttheologische Akademiker.

Reflexionen zu einer Resolution des Mannheimer Katholikentags.

Die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Mannheim spricht in einer Resolution den Wunsch aus, es möchten seitens geeigneter Gelehrter öffentliche Vorlesungen oder wissenschaftliche Vorträge apologetischer Natur gehalten werden, die dem gebildeten Katholiken zur Bestärkung im Glauben dienen und ihn zur Bethätigung der Religion aneifern sollen. Zugleich gibt die Versammlung der Hoffnung Ausdruck, daß insbesondere die jungen Akademiker an solchen Veranstaltungen überall, wo sie ihnen geboten werden, sich zahlreich betheiligen. Motivirt wird eine solche Resolution mit der Wahrnehmung, daß die zunehmende Gleichgiltigkeit und Lauheit in der Bethätigung der Religion und die abnehmende Entschiedenheit in der Vertretung christlicher Anschauung bei gebildeten Katholiken vielfach ihre Ursache haben in einer zu geringen Kenntniß der religiösen Wahrheiten und ihrer Begründung gegenüber den Angriffen der Gegenwart, und daß der Religionsunterricht an den höheren Schulen eine genügende Vertiefung in die einzelnen Wahrheiten der Religion nicht zu bieten vermöge.[1])

---

1) Verhandlungen der 49. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Mannheim, S. 532.

Mit dieser Resolution gibt die Generalversammlung Gedanken öffentlich Ausdruck, die sich bei den Erörterungen der letzten Jahre als wahrer Kern herausgebildet haben. Die Erkenntniß der Gleichgiltigkeit gegen die Kirche, welche bei so vielen gebildeten Katholiken herrscht, sowohl was religiöses Leben als religiöses Bekenntniß betrifft, mußte nach den Ursachen eines solchen Uebels, wie nach Hilfs- und Heilmitteln forschen lassen. Eindringlichst wollte darum Ehrhard die katholische Universitätsjugend von ihren berufenen Berathern ermahnt wissen, innerhalb bestimmter Grenzen „das Studium der Theologie zu pflegen, um dadurch dem Ausbau ihrer wissenschaftlichen Ueberzeugung von der Wahrheit und Kraft des Katholicismus die Krone aufzusetzen, zu einem fruchtbaren und wahrhaft beglückenden Geistesleben das Fundament zu legen"; eindringlich erinnert er auch die Theologieprofessoren an den Universitäten an diese Aufgabe, an deren Lösung schließlich die Vertreter aller theologischen Disciplinen Antheil hätten, deren Verkennung eine Versündigung am Berufe und eine Täuschung der berechtigten Erwartungen des katholischen Volkes bedeuten würde.[1])

Denselben Gedanken vertritt ohne die Furcht, etwa „alle jungen Leute zu Theologen zu machen", schon vor mehr als vierzig Jahren der Verfasser eines bedeutsamen Werkes, das im vergangenen Jahre Grisar wieder an das Tageslicht gezogen hat:

„Gedanken über die Restauration der Kirche in Deutschland".[2]) Wenn in den Mittelschulen, in allen Lehranstalten, ein der Bildungsstufe in den übrigen Gegenständen entsprechender Religionsunterricht gefordert werde, so könne sich auch die Hochschule, namentlich das philosophische Studium, einer solchen Forderung nicht entziehen. Es bedürfe einer

1) Der Katholicismus und das 20. Jahrhundert, 1. Aufl.; S. 385.
2) Regensburg 1859.

wissenschaftlichen Einführung in die katholische Religion. Nicht eine Kenntniß der besonderen Beweise für die großen Dogmen verlange er von den jungen Leuten, aber sie sollen zur wissenschaftlichen Ueberzeugung von der Glaubwürdigkeit der Offenbarung und der Kirche kommen, die sogen. motiva credibilitatis, die praeambula fidei in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung kennen lernen, die schlagenden Widerlegungen der allgemeinen Einwürfe und Angriffe kennen, welche bei den philosophischen Systemen und irrenden Religionsgesellschaften geläufig sind, und so gestählt werden für das Leben gegenüber dem aus allen Ecken und Enden sich anpreisenden oder die Kirche befeindenden Unglauben. Dieses Ziel sei nicht schwer zu erreichen, wenn die Principien recht gestellt und logisch durchgeführt werden. Sei so der Grund gelegt und reihe sich daran eine klare und genaue Aussprache der wichtigsten Dogmen, nebst einer bündigen Abweisung der von der Aufklärung zumeist beliebten Verzerrungen derselben und eine gedrängte, lebendige, aber wissenschaftliche Darstellung der Geschichte der Kirche, so sei von dieser Seite alles Geeignete geschehen, um den jungen Mann auf seinem Lebensgange und für das Leben gegen die verheerenden Stürme der Zeit zu sichern; thatsächlich gingen aber heutzutage so Viele zu Grunde, weil ihnen an der Hochschule der Kompaß und das Steuer vorenthalten und ihr Schifflein im weiten Meer des Lebens sich selbst überlassen werde. „Diese demonstratio christiana et catholica, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus geführt — schließt der Verf. —, halte ich für eine der allerwichtigsten Thätigkeiten der lehrenden Kirche, und dieser Lehrstuhl sollte stets mit den ausgezeichnetsten, in allen Wissenschaften zumeist bewanderten Männern besetzt werden; und wie in der Zeit des sinkenden alten Heidentums Männer wie Clemens von Alexandrien, Origenes, Eusebius rc. eine ähnliche Wirksamkeit entfalteten, so wird auch das neue Heidentum durch eine solche Bildung der Jugend am siegreichsten überwunden.“ [1])

Nicht ohne Absicht haben wir so ausführlich referirt, weil die Einmüthigkeit und Lebendigkeit der Ueberzeugung

---

[1]) A. a. O. S. 75.

vielleicht der Resolution Nachdruck zu verleihen geeignet ist. Wegen der Bedeutung der Sache dürfte es auch zeitgemäß sein, Gedanken zu dieser Resolution hier niederzulegen. Wenn dieselben auch noch mit dem Studium der Philosophie sich beschäftigen, so bedeutet das, wie sich zeigen wird, nicht ein Abschweifen vom Gegenstande, sondern eine Fortführung desselben und eine Ergänzung der Resolution.

I.

Zur Realisirung der Aufgabe, von welcher wir reden, hält es Ehrhard für nothwendig, daß „die theologischen Fakultäten selbst manche veraltete Einrichtungen abändern, die keinen inneren Werth besitzen, sie vielmehr hindern, alle ihre Aufgaben wahrzunehmen". Vielleicht denkt Ehrhard dabei auch an den Ersatz der Generaldogmatik oder Fundamentaltheologie, wie sie besonders in Oesterreich besteht, durch die reine Apologetik. Der Unterschied liegt in der Methode, nach welcher die betreffenden Materien (Religion, Offenbarung, Kirche) behandelt werden. Rein apologetisch nennen wir das Verfahren, das, von gewissen Sätzen der Theodicee und philosophischen Anthropologie ausgehend und in entsprechender Ordnung Idee an Idee reihend, die Existenz der christlichen Offenbarung mit Wissensgründen nachweist und dann in derselben Weise die göttliche Autorität der Schrift, Tradition und Kirche der Vernunft wissenschaftlich vermittelt. Dem steht das dogmatisch-apologetische Verfahren gegenüber, welches in erster Linie mit positiven Argumenten, Schrift und Tradition, operirt, und erst in zweiter Linie mit historischen und philosophischen oder Vernunftargumenten. Eine solche dogmatisch-apologetische Behandlung der genannten Materien ist deshalb möglich, weil Gott, wie von seiner Existenz, seiner Wahrhaftigkeit und Treue oder von der Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele, so auch von der Offenbarung selbst zu den Menschen ge-

sprochen hat, diese darum ebenso wie die genannten Wahrheiten auch in das Bereich der Dogmatik gehören.

So sehr wir an anderer Stelle[1]) für die Berechtigung der dogmatisch-apologetischen Methode eingetreten sind, so sind wir doch zu Gunsten der katholischen Studirenden anderer Fakultäten sofort bereit, der Anwendung des rein apologetischen Verfahrens das Wort zu reden, wenn für die Nichttheologen keine anderen Vorlesungen in Betracht kommen sollen, als die für die Theologen berechneten. Indeß sind wir der Ueberzeugung, daß sich für unseren Zweck nur etwas erreichen läßt, wenn für die Nichttheologen noch eigene, für sie eigens eingerichtete Vorlesungen gehalten werden. Da müßte schon eine Celebrität von seltenem Rufe in der Blüthe ihrer Kraft den Lehrstuhl für Apologetik inne haben, wenn Studirende der weltlichen Fächer in größerer Zahl bei einem vierstündigen Colleg durch zwei oder mehr Semester sich einfinden sollten. Wenn die jungen Leute, um bei der heutigen großen Concurrenz nicht mit dem Staatsconcurse zurückzubleiben, schon nach drei oder vier Semestern das juristische Zwischenexamen ablegen, nach vier Semestern sich dem Tentamen physicum und dem ersten philologischen Examen unterziehen, so sind sie bereits mit Collegien des eigenen Faches überladen; nicht zu gedenken, daß letztere Vorlesungen wohl auch mit den theologischen Hauptfächern collidiren. Auch wird ein ein- oder zweistündiges Publikum unter einem glücklich gewählten Specialtitel auf die betreffenden Kreise leichter eine Anziehungskraft ausüben, als ein theologisches Colleg unter den allgemeinen Titeln der Apologetik.

Ohne Zweifel verlangen solche Vorträge eine sorgfältigere Vorbereitung, als Vorlesungen für Fachstudenten. Wie das ganze Colleg streng ein bestimmtes Ziel verfolgt

1) Monatsblätter für den katholischen Religionsunterricht an den höheren Lehranstalten I (1900) S. 373 ff.

und streng nach diesem Ziele bei Auswahl und Behandlung der Materien verfährt, so wird auch jede Stunde ihr festes Thema und Ziel haben. Und das Hauptaugenmerk wird sich den großen, dominirenden Wahrheiten zuwenden, andere Wahrheiten werden im Zusammenhange mit diesen oder im Lichte dieser gezeigt und so diese selbst in ihrer Fruchtbarkeit oder Tragweite dargethan. Auf solche Weise finden Fragen, Hypothesen, Irrthümer der Gegenwart ihre Würdigung, und wird der ganze Vortrag ein bestimmtes Colorit an sich haben, das auf die Gegenwart geht. Anderseits kann der Zuhörer auch zukünftigen Fragen oder Irrtümern gegenüber, direkt oder indirekt, Orientirungspunkte gewinnen an den großen Wahrheiten, in denen er befestigt wird, und durch die Einsicht, die ihm bezüglich derselben wie bezüglich der dagegen erstandenen Irrtümer und Angriffe geworden ist. So mag, um auf ein Beispiel hinzuweisen, in den abgelaufenen Monaten die Erörterung der Frage „Babel und Bibel" zur Beunruhigung mancher Geister geführt haben. Wer aber, etwa bei Würdigung des Heidentums oder des religiösen Progressismus, von der historischen Thatsache überzeugt worden war, daß am Anfange des Geschlechtes nicht der Polytheismus, sondern der Monotheismus gestanden, und daß auch im Heidentum mitten unter den Irrtümern noch Spuren der Uroffenbarung erhalten geblieben sind, der war hiedurch genügend orientirt, um vor Verwirrung geschützt zu sein. „Auf keinen Fall verliert der Monotheismus an Werth, wenn auch die Heiden noch Spuren desselben besitzen." [1])

Was von dem Nutzen gesagt wird, den die eingehende Behandlung einer Detailfrage jedem Fachstudenten für seine fachwissenschaftliche Bildung bringt, läßt sich in einem gewissen Sinne auch auf unsere Sache anwenden. Die Einsicht

---

1) Kölnische Volkszeitung, Literarische Beilage Nr. 8: Etwas über Babel und Bibel, von Dr. Joh. Hehn.

und Ueberzeugung, Sicherheit und Freudigkeit, welche dem Zuhörer aus der gründlichen und umsichtigen und dabei ansprechenden Behandlung einer bedeutungsvollen apologetischen Materie erwachsen, werden ihn überhaupt mit einer hohen Meinung von seiner Religion erfüllen und die Ueberzeugung von ihrer Wahrheit in ihm schützen und stärken. Das mag ein Trost sein angesichts der Schwierigkeit, das ganze System der Apologetik vor demselben Zuhörerkreise zur Behandlung bringen zu können. Sozusagen ein reflexes Princip aber bildet für die Lösung religiöser Fragen die göttliche Institution der Kirche und die Existenz eines mit göttlicher Autorität ausgestatteten Lehramtes. Die wissenschaftliche Ueberzeugung von dieser Fundamentalwahrheit erstreckt sich indirekt auf alle jene Wahrheiten, die von diesem Lehramte proponirt werden, ist darum auch der Natur der Sache nach geeignet, vor zahlreichen Irrtümern und Zweifeln zu schützen: „ut non simus parvuli fluctuantes“![1])

* * *

Heutzutage können sich apologetische Vorträge und Vorlesungen nicht mehr auf den „Beweis der christlichen und

1) Der Beweis für diese Wahrheiten ist keineswegs umständlich, wenn einmal die göttliche Sendung Jesu Christi dargethan ist. Für die Existenz eines autoritativen Lehramtes ergibt er sich aus einigen, nach den allgemein geltenden hermeneutischen Regeln klaren Stellen der Evangelien, diese als historisch glaubwürdige Urkunden genommen; auch finden sich aus den ältesten Zeiten historische Zeugnisse von Anerkennung eines solchen Lehramtes. Für die Wahrheit der katholischen Kirche zeigt das Vaticanum neben dem indirekten einen direkten Beweisweg, der noch nicht allgemein beachtet worden ist: „Ja, die Kirche ist schon an und für sich, nämlich wegen ihrer wunderbaren Ausbreitung, vorzüglichen Heiligkeit und unerschöpflichen Fruchtbarkeit an allem Guten, wegen ihrer katholischen Einheit und unüberwindlichen Fortdauer ein großartiger und beständiger Beweisgrund ihrer Glaubwürdigkeit und ein unwiderlegliches Zeugniß für ihre göttliche Sendung.“ (3. Sitz. 3. Kap.)

katholischen Religion" beschränken; sie müssen bis zur natürlichen Religion herabsteigen, auch Fragen wie Natur und Wesen der Religion, Grund und Ursprung der Religion, Verpflichtung des Einzelnen und der Gesellschaft zur Religion, Indifferentismus, religiöser Progressismus behandeln. Wer nur an die Hypothesen denkt, die zur Erklärung der Thatsache der Religion schon aufgestellt worden sind und noch aufgestellt werden, wird sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß unsere Zeit nicht blos eine kirchen- und christentumsfeindliche, sondern schon eine religionsfeindliche ist, daß darum die Vertheidigung und Begründung der geoffenbarten Religion mit der Sicherung ihres Fundamentes, der natürlichen Religion, zu beginnen hat. Und weil diese wieder das Dasein eines persönlichen, übernatürlichen Gottes, sowie die Geistigkeit und Unsterblichkeit der Menschenseele zur Voraussetzung hat, so muß zur Fundamentirung der ganzen Apologetik sogar von diesen Grundvoraussetzungen aller Religion gesprochen werden, wenn nicht eine Sicherstellung dieses Fundamentes aus der Philosophie vorausgesetzt werden kann. Schell betitelt darum den ersten Theil seiner Apologie des Christentums „Religion und Offenbarung" und eröffnet denselben mit einer „Religions-Philosophie" (S. 1—200); in dem früheren apologetischen Werke „Die göttliche Wahrheit des Christentums" war er sogar bis zu „Gott und Geist" herabgestiegen. Auch obliegt die Lösung der apologetischen Aufgabe, von welcher wir handeln, keineswegs ausschließlich dem jeweiligen Professor der Apologetik. Im abgelaufenen Wintersemester las Professor Aloys Schäfer in Breslau, Exeget des Neuen Testamentes, vor nahezu 300 Studenten aller Fakultäten ein Publikum „Leben Jesu", und Hoberg in Freiburg, Professor der alttestamentlichen Exegese, ein gleichfalls sehr gut besuchtes Publikum „Bibel und Wissenschaft". Wer wird zweifeln, ob es wirklich apologetische, zeitgemäße apologetische Themate waren? Sicher nicht minder, als wenn Mausbach in Münster

gleichzeitig „über das Dasein Gottes" sprach, wie wir erfahren unter einem Andrange, daß selbst der größte Hörsaal der Universität nicht ausreichte. Alle diese Publika waren einstündig. Und so können schließlich die Vertreter aller theologischen Disciplinen an der Lösung der wichtigen Frage theilnehmen. Oder kann nicht z. B. ein dogmatisches Publikum über das „Wesen des Christentums", als positives Gegenstück gegen Harnack, oder ein Colleg moralphilosophischer Natur gegenüber den corrumpirenden Grundsätzen der modernen Ethik eine recht verdienstliche und dankbare Aufgabe sein? In letzterer Hinsicht denke man nur an „Weiß, Apologie des Christentums vom Standpunkt der Sittenlehre".

* * *

Sind wirklich zweckdienliche, verlässige Vorlesungen für alle Kreise der katholischen Akademiker angekündigt, so wird es Aufgabe der berufenen Berather der Universitätsjugend sein, auf dieselben aufmerksam zu machen, innerhalb und außerhalb der katholischen Corporationen für den Besuch derselben zu arbeiten. Die angeführten Beispiele sind ein erfreuliches Zeugniß, daß die Empfänglichkeit dafür unter unserer akademischen Jugend noch vorhanden ist.

II.

Wollt ihr verstehen und verstanden werden, sagt man uns mit Bischof Bonomelli von Cremona, so müßt ihr auch in den Formen des Schreibens und Redens Männer unserer Zeit und Gesellschaft werden. In unseren Tagen, in unserer Gesellschaft eine Sprache ferner Zeiten, veraltete und erstorbene Formeln, scholastische Termini zu gebrauchen, die vor Jahrhunderten klar und ausgezeichnet waren, jetzt aber außer Gebrauch gekommen und der Mehrzahl der Leser und Hörer unverständlich sind, heißt euch von der Welt und jenen isoliren, die ihr erleuchten und gewinnen wollt; heißt von jenen wenigen gehört und studirt werden wollen, die dessen

nicht bedürfen, die zum Klerus gehören oder irgendwie kirchliche Studien gemacht haben. [1])

Selbstverständlich müssen wir der Theologie und Philosophie das Recht wahren, ihre eigene wissenschaftliche Sprache mit einer festgelegten Terminologie zu haben, wie ja auch alle anderen Wissenschaften ein solches Recht thatsächlich ausüben. Wer mit Vertretern eines fremden Faches auf einen Gegenstand zu sprechen kommt, wird gar bald technische Termini vernehmen, von denen sich der Außenstehende Erklärung erbitten muß. Man kann also nicht verlangen, ja es nicht einmal erwarten, daß Philosophie und Theologie als solche sich ausschließlich in einer Sprache bewegen, die ein Jeder ohne weiteres versteht. Eine solche Forderung kommt auch Bonomelli nicht in den Sinn. Er will ja die veralteten Formeln, die der großen Mehrheit, die uns „hört und liest, nichts sagen", gleichwohl für uns selbst beibehalten wissen „als sicheres Mittel, die Genauigkeit und Integrität der katholischen Lehre zu bewahren, wie die Edelsteine in ihren Etuis aufbewahrt werden". [2])

Vollkommen stimmen wir aber der Forderung bei, daß bei Vorlesungen und Vorträgen oder auch Schriften, wie wir sie im Auge haben, die Fachsprache in die in weiteren Kreisen der Gebildeten verständliche Sprache übersetzt, oder, um mit Bonomelli zu reden, den Laien in einer ihnen verständlichen Sprache entwickelt werde. Nur sind wir der Ansicht, daß nicht einzig und allein s c h o l a s t i s c h e Termini der Grund sein können, warum einer nicht in der Form unserer Zeit und Gesellschaft redet oder schreibt. Oder sind die Termini alle, wie sie in unseren Tagen so freigebig und mit so wenig Skrupulosität in manchen Wissenschaften gebildet werden, unserer gebildeten Gesellschaft ohne weiteres ver-

---

1) Das neue Jahrhundert. Autorisirte Uebersetzung, 2. Aufl., S. 51.
2) A. a. O. S. 52.

ständlich? Hier braucht es nicht minder eine Uebertragung in die Rede- und Schreibweise unserer Zeit; und wer z. B. von der Beschäftigung mit der modernen Religionswissenschaft oder mit der modernen Psychologie her einfach mit den dort gebräuchlichen Termini redet, bleibt wohl der Mehrzahl der Leser und Hörer unverständlich, trotz Vermeidung der scholastischen Termini! Nicht dem Zuhörer ist es zuzumuthen, daß er sich nachträglich den Vortrag mühsam in die gewöhnliche Denk- und Sprachform übertrage; diese Uebertragung hat der Lehrer zu leisten. Gerade für unsere Zeit ist dieß eine absolute Forderung. So wenig bei den Zuhörern, theologischen wie nichttheologischen, auch nur im Großen und Ganzen Alles als bekannt vorausgesetzt werden darf, „was in neuerer oder neuester Zeit von Seite der hervorragendsten Forscher, Kritiker, Geschichtsschreiber, Culturschriftsteller der verschiedenartigsten Richtungen Hervorragendes, Aufsehenerregendes, das moderne Leben Beherrschendes oder doch Beeinflussendes gesagt wurde" — wie dieß Schell in seinem „Christus" thut [1]) — so wenig auch die Bekanntschaft mit dort gebräuchlichen Begriffen und Ausdrücken. Schell selbst kann als Beweis hiefür dienen. Oder woher die beständigen Klagen über Mißverständnisse von der einen, über Unklarheit von der andern Seite?

„Es ist nicht nöthig, mahnen die preußischen Bischöfe, immerfort nach neuen Wegen zu suchen, neue Methoden zu erfinden, neue Ausprägungen der Gedanken und ungewöhnliche Begriffsbestimmungen zu ersinnen .... Bevor die Früchte geistiger Arbeit ihre Wanderung durch die Welt antreten, soll man durch unermüdlichen Fleiß nach Klarheit der Gedanken und nach jener Genauigkeit, Bestimmtheit und Einfachheit des Ausdrucks ringen, die von dem Ernste und der Gewissenhaftigkeit des Denkers

1) So Mayenberg in seiner bemerkenswerthen Besprechung des genannten Werkes. Schweizerische Kirchenzeitg. 1903, Nr. 2 S. 19.

Zeugniß ablegen und betrübenden Mißverständnissen und zwecklosem Streite vorbeugen." [1])

* * *

Es handelt sich also bei der Aufgabe der Apologetik darum, den theistischen, christlichen, katholischen Standpunkt, den wir als gläubige Katholiken einnehmen, wissenschaftlich zu begründen, dadurch zeigen wir die Vernünftigkeit unseres Glaubens, die Berechtigung, ja einzige Berechtigung unseres Standpunktes, schützen ihn gegen Angriffe, befestigen ihn in den Zweifelnden.

Auf diesen Beweis ausdrücklich hinzuweisen, ist durchaus nothwendig. Es genügt nicht, einfach die Verschiedenheit unserer Weltanschauung von derjenigen unserer Gegner hervorzukehren, von einzig richtigen Consequenzen „des einmal angenommenen Standpunktes" zu reden, darauf die Forderung einer Berücksichtigung unserer Weltanschauung bei Besetzung gewisser Professuren zu basiren. Wir haben nicht bloß unsere Weltanschauung, wir rechtfertigen und beweisen sie auch. Nicht bloß als eine gläubig und pietätsvoll übernommene besitzen wir sie, oder als bloßes Postulat unseres Gemüthes und Gefühles, das darin Befriedigung und Sättigung findet, sondern als eine durch die Vernunft geprüfte und vor der prüfenden Vernunft bewährte. Kurz gesagt: unser obsequium ist ein „obsequium rationabile". Das verbreitete Vorurtheil, daß wir glauben, ohne zu wissen, wenn und warum wir glauben, dürfen wir durch nichts selbst zu bestätigen scheinen. Das wäre aber der Fall, wenn wir unsere total verschiedene Weltanschauung betonen, ohne zugleich für die Wahrheit derselben hinzuweisen auf die wissenschaftliche Ueberzeugung, die wir subjektiv davon haben, und auf den wissenschaftlichen Beweis, den wir objektiv

1) Hirtenbrief vom 20. August 1902 aus Anlaß des päpstlichen Jubiläums.

dafür bringen. Und wenn „über die letzten grundsätzlichen Differenzen eine Verständigung (mit unseren Gegnern) nicht möglich ist", so liegt das nicht etwa im Mangel genügender Beweise für unseren Standpunkt oder in einem Gleichgewicht der gegenseitigen Gründe — sondern in anderen Ursachen. Das immer wieder ausdrücklich zu sagen, scheint uns keineswegs überflüssig.

* * *

Es ist etwas über ein Jahrzehnt, daß zum erstenmal der Ruf von einer neuen Apologetik aus Frankreich zu uns herüberscholl. Man sprach schon von einer „Krise der katholischen Apologetik", oder erklärte die „alte" Apologetik gar für todt, todt wenigstens für unsere Zeit, weil die Kinder unserer Zeit die Kraft verloren hätten, bis zu ihren Höhen hinaufzusteigen. Es ist charakteristisch für das Sympathisiren unserer Zeit mit allem Neuen, aber vielleicht auch Zeichen eines geringen Vertrauens auf den eigenen wissenschaftlichen Besitz, daß einer „neuen" Apologetik in solchem Sinne sofort das Lied bei uns gesungen wurde. Das besonnene und nüchterne Urtheil hat unterdessen gezeigt, daß die Frage „Alte oder neue Apologetik?" gar nicht gestellt werden könne.[1]) Bei der sogen. „neuen" Apologetik kann es sich von rechtswegen nur um die besondere Betonung und Gestaltung gewisser überlieferter Momente der „alten" Apologetik handeln, nämlich der inneren Kriterien der Offenbarung, sowie um das Zeitgemäße dieser Betonung. Treffend urtheilt Mausbach: „Möge man die apologetischen Momente des Christentums, die dem modernen Empfinden besonders zusagen, eifriger wie bisher ausbilden; aber deßhalb die „alte Methode" der Apologetik aufgeben, das hieße doch den Stamm eines Baumes abhauen, um den Duft der Blüthen,

1) Gloßner, Die angebliche Krise der Apologetik. Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie, Bd. 13 (1900) S. 117 ff., Pesch, Theologische Zeitfragen I, 70 ff.

die an seinen Zweigen wachsen, besser genießen zu können." [1]) Eine „neue" Apologetik in diesem Sinne ist nicht bloß Einseitigkeit, sondern Irrtum, theologischer und philosophischer Irrtum zugleich. „In unserem Jahrhundert hat das Lehramt der Kirche und hat gleichzeitig die katholische Wissenschaft die philosophischen Grundlagen des Christentums, sowie die objektiven Kennzeichen der Offenbarung aufs nachdrücklichste betont; die Entscheidungen des Vatikanums über die Kriterien der wahren Kirche bilden den Abschluß einer Reihe ähnlicher Kundgebungen, mit denen die Erneuerung der alten Philosophie und die Methode der wissenschaftlichen Apologetik Hand in Hand geht." [2])

Vielleicht ist, wie in anderen, so auch in dieser theologischen Frage mehr als gut war unter die außenstehenden Kreise gebracht worden. Oder wurde das Vertrauen auf die apologetische Wissenschaft gehoben und die Lust zum Besuche apologetischer Vorträge gefördert, wenn man das bisherige apologetische Beweisverfahren einfach als veraltet und abgethan bezeichnen hörte? Wir meinen einen Besuch nicht aus bloßer Neuigkeits- und Räsonnirsucht. Soll die Apologetik von vornherein Vertrauen erwecken, so wird sie das Bewußtsein der Sicherheit und bleibenden Werthes aufweisen müssen.

(III. Artikel folgt.)

Regensburg. Sachs.

---

1) Katholik XXI (1900) S. 425.
2) A. a. O. S. 424.

X.

Die europäische Bündnißfrage.

Anfang Juli 1903.

Der König Eduard VII. besuchte die Könige von Portugal und Italien, ließ aber Spanien links liegen, machte jedoch auch dem Papste einen Besuch, darauf dem Präsidenten Loubet. Dieser wird in London einen Gegenbesuch machen, dann auch in Rom, wenn Viktor Emanuel in Paris gewesen sein wird. Paris hat Eduard VII. glänzend empfangen und geehrt, bereitet sich vor, nicht minder für Viktor Emanuel zu thun, während in London alle Stände, Körperschaften und Behörden wetteifern, um den französischen Präsidenten großartig zu empfangen. Viktor Emanuel wartet auch in London ein ausnehmend glänzender Empfang. Die wiederholten Besuche des Zaren in Paris und des Präsidenten der Republik in St. Petersburg sind fast in den Schatten gestellt. An die jetzigen Besuche der Staatshäupter werden, namentlich in Frankreich, Aussichten, Pläne, Hoffnungen, neue Bündnisse geknüpft. Wohl der triftigste Beweis, daß die auf das russische Bündniß gesetzten Hoffnungen mehr und mehr geschwunden sind, was übrigens auch genugsam aus dem Gang der Geschichte der letzten fünfzehn Jahre hervorgeht. Der Gedanke eines Zusammengehens, eines Bündnisses Frankreichs mit England und Italien wird in den drei Ländern vielfach ausgesprochen, es werden Erörterungen daran geknüpft, die wechselseitigen Vortheile erwogen.

Seit Franz I. bis Napoleon III. haben alle französischen Herrscher unentwegt ihre gesammte Politik, alle auswärtigen Unternehmungen, stets dem einen Zweck untergeordnet: ihr Reich nach Osten auszudehnen, den Rhein und selbst noch mehr demselben anzugliedern. Daher die stetige, unerbittliche Feindschaft gegen Oesterreich und die Unterstützung der protestantischen Fürsten gegen dasselbe. Bündnisse waren überhaupt nothwendig zu diesem Ziele. Richelieu erlangte Hilfstruppen von England zum Rheinkrieg, weil dieser dem Protestantismus Nutzen brachte. Ludwig XIV. machte Spanien durch Einsetzung eines Bourbonen zum Vasallen Frankreichs, das nun seinen Rücken frei hatte bei seinen Unternehmungen gegen das Deutsche Reich. Napoleon I. wollte Europa zwischen Frankreich und Rußland theilen, wodurch Deutschland und Oesterreich zu ohnmächtigen Pufferstaaten geworden wären.

Seitdem hat sich im französischen Volke der Gedanke einer franko russischen Weltherrschaft festgesetzt. Besonders da dieselbe ja Frankreich mindestens das Rheingebiet verschaffen müßte. Karl X. wurde gestürzt in dem Augenblick, wo das Bündniß mit Rußland beinahe schon Thatsache war. Dieß wurde erst später bekannt. Versuche der Annäherung wurden fortwährend gemacht, Rußland dieserhalb mancherlei Dienste und Freundlichkeiten erwiesen, Zugeständnisse gemacht, besonders im Morgenland. Nach dem Frankfurter Frieden sah sich Frankreich alleingestellt. Es war schon während des Krieges gewahr geworden, daß es keinen Freund in ganz Europa besaß, die Mächte es seinem Schicksal überließen und keinen Finger regten. Es war das erste Mal, daß Frankreich bei einem gewichtigen Friedensschlusse keinen Freund, keinen Verbündeten neben sich hatte, fast ganz in die Hand seines Gegners gegeben war.

Die Vermittlerrolle, welche das neue Reich bei dem Frieden zwischen der Türkei und Rußland gespielt, hatte

letzterem keine volle Befriedigung verschafft, eher einen Stachel zurückgelassen. Dieß war ein günstiger Umstand für die Annäherung Frankreichs zu Rußland, welches auch bereitwillig darauf einging. Für die herrschenden Parteien war es fast eine Lebensfrage. Wurde doch der Republik als größter Mangel, als Verbrechen angerechnet, daß sie Frankreich keine Stellung im Rath der Völker gewähre, keine Freunde verschaffe, überhaupt in Europa nicht als bündnißfähig anerkannt werde. Da Frankreich der bedürftige, suchende Theil war, konnte es keine hohen Bedingungen stellen. Es willigte ein, daß Rußland nachdrücklich jede Hilfe zur Rücknahme Elsaß-Lothringens, überhaupt bei einem Angriff auf Deutschland, ausschloß. Man hoffte in Paris, mit der Zeit und bei Umständen werde sich doch Manches finden, Weiteres ergeben. Trotz nun fünfzehnjährigen Bestehens ist jedoch das Verhältniß der beiden Verbündeten ganz auf demselben Fleck geblieben. Nur, daß sich der Zar äußerlich etwas kalt zum deutschen Kaiser stellt. Dagegen hat sich Rußland jetzt Oesterreich genähert, geht mit ihm Hand in Hand auf der Balkanhalbinsel, dabei gehört Oesterreich zum Dreibund, als dessen Gegenmacht der Zweibund gegründet wurde. Nicht einmal in Hinterasien ist Rußland für Frankreich eine Stütze gewesen, hat demselben bei seinen Verwickelungen mit Siam u. s. w. nicht gegen England beigestanden. Dem französischen Handel hat Rußland seine Grenzen so wenig eröffnet, daß es demselben auch jetzt noch keine 50 Millionen übersteigende Einfuhr ermöglicht, während Frankreich 300 bis 400 Millionen Waaren aus dem Zarenreich bezieht. Um so größeren Nutzen hat Rußland das Bündniß mit Frankreich gebracht. Von den dreißig im Ausland angelegten Milliarden französischen Geldes kommen allein neun auf Rußland. Dieses konnte damit namentlich sein Riesenwerk, die sibirische Bahn, bauen, durch welche es Persien, Indien und China umklammert. Mit ihren 8000 Kilometern läßt die sibirische

Bahn alle anderen großen Schienenwege der ganzen Welt weit hinter sich. Rußland selbst ist durch diese Bahn fester zusammengeschmiedet, seine innere Entwicklung ungemein gefördert, seine That- und Angriffsbefähigung verdoppelt, verzehnfacht. Dank seinen Eisenbahnen ist Rußland noch weniger als früher auf ausländische Erzeugnisse angewiesen. Wird es doch in absehbarer Zeit seinen ganzen Bedarf an roher Baumwolle, wie an Baumwollzeugen aus Eigenem decken. Mit Erdöl, wie mit Getreide und Vieh u. s. w. ist dieß schon längst der Fall; die entsprechende Ausfuhr ist dabei im Steigen. Das französische Geld befruchtet die russische Betriebsamkeit, welche gleich der nordamerikanischen, wenn auch erst später und in geringerem Grade, das gesammte Europa wirthschaftlich bedrohen, einengen wird.

Die Begeisterung für Rußland ist daher schon längst abgekühlt, ja gar nicht mehr vorhanden. Man hält an Rußland fest in Ermangelung eines Besseren. Die Nationalisten, Bonapartisten und Monarchisten sind die eifrigsten Anhänger Rußlands geblieben, immer in der Hoffnung des Rachekrieges gegen Deutschland und der mit Rußland getheilten Weltherrschaft; daß die Republik keine nachhaltige auswärtige Politik führen kann, verschlägt bei ihnen am wenigsten. Zählen sie ja ohnedies auf Krieg und Staatsstreich, um der Republik ein Ende zu bereiten. Um Bestand zu haben, muß die Republik unbedingt, wie bisher, Frieden halten. Nach wie vor ist der erste Schuß, welcher an der Ostgrenze gefeuert wird, das Ende der Republik. Gerade aus diesem Grunde müssen die Nationalisten u. s. w. den Rheinkrieg wünschen, arbeiten auf denselben ebenso eifrig hin, als auf den militärischen Staatsstreich, der ihnen schon einige Male mißlungen ist, z. B. beim Boulanger- wie beim Dreyfus-Rummel. Nicht blos die Nationalisten, ja auch die meisten Republikaner zählen auf Zerstückelung Oesterreichs nach dem Ableben Franz Josef I., rechnen auf Vereinigung,

Bündniß der Slaven mit Rußland, welches dann, im Verein mit Frankreich, Deutschland zerschlagen werde. Wir sehen daher, daß conservativ sein wollende, monarchische Blätter (z. B. Soleil) Alles fördern, begünstigen, was Oesterreich schädlich ist, die Ansprüche der Czechen, Polen, Slaven, Ungarn u. s. w. unterstützen, ebenso wie auch den italienischen Irredentismus. Die Art, wie namentlich die öfteren Czechenabordnungen in Paris auftreten, ist geradezu hochverrätherisch. Feierlich versichern, daß Czechen und Franzosen zwei Herzen und ein Schlag sind, womit sie gegen die Deutschen (Oesterreichs) kämpfen wollen, ist jedenfalls nicht mit treuer Gesinnung für Oesterreich und den Kaiser zu vereinen. Daß Preußen durch seine höchst unkluge Hakatistenpolitik, wodurch selbst die Polnischredenden in Oberschlesien, sowie sogar die protestantischen Lithauer, Masuren und Kassuben in den altpreußischen Provinzen, in Gegensatz zur Regierung getrieben werden, den Hoffnungen der Czechen und Slaven, den Berechnungen der Franzosen nur Vorschub leistet, ist leicht begreiflich. Es ist immer bedenklich, wenn der Feind auf Mißstände, wunde Stellen beim Gegner zählen zu dürfen glaubt. In Berlin sollte man sich immer gegenwärtig halten, daß der Feind scharfe Augen für die Fehler und Gebrechen seines Gegners hat. Die Franzosen glauben, hoffen, daß Rußland gerade durch das Allslaventum gezwungen werde, mit ihnen gegen Deutschland und Oesterreich vorzugehen. Ohne die Unzufriedenheit der Polen in Preußen und der Slaven in Oesterreich-Ungarn hätten die Franzosen ihre Hoffnungen auf den Rachekrieg schon sehr, sehr herabgestimmt. Sehen sie doch unter ihren Augen, daß Elsaß-Lothringen sich mehr Deutschland angeschlossen hat, als ihnen lieb sein kann, ihnen also der Vorwand zu dessen Rücknahme zu entschwinden beginnt. Es ist sonderbar, daß man im Neuen Reich so wenig Verständniß für auswärtige Verhältnisse zu besitzen scheint, den Eindruck nicht erwägt, den die Ereignisse im eigenen Land bei den Nachbarn machen müssen.

Neben oder trotz dieser immerhin etwas unbestimmten Rhein-, Russen- und Slaven-Hoffnungen gibt es aber eine viel greifbarere Politik, welche Frankreich thatsächlich seit 1815 verfolgt. Damals wurde Frankreich zum monarchisch-constitutionellen Staat und als solcher zum gebornen Bundesgenossen Englands. So oft er auch von demselben übervortheilt wurde, ging Frankreich doch immer mit England, trotz wiederholten Wechsels der Staatsform. Unter Napoleon III. wurde das Zusammengehen mit England völlig zum herzlichen Einverständniß. Durch den Handelsvertrag (1859) wurde das wirthschaftliche Leben Frankreichs sozusagen vollständig mit demjenigen Englands verbunden, von diesem abhängig. Seine Siedelländer inbegriffen, nimmt England weit über ein Drittel der gesammten Ausfuhr Frankreichs auf, zahlt ihm dafür jährlich 7—800 Millionen baar heraus, da Frankreich ihm weit weniger Waaren abkauft Außerdem geben die reisenden Engländer jährlich noch 3-400 Millionen in Paris, den französischen Seestädten und Bädern aus. Wirthschaftlich befindet sich daher Frankreich in der Hand Englands, ist stark von ihm abhängig. Deßhalb ist der gesammte Gewerbe- und Handelsstand Frankreichs durchaus englisch gesinnt, will von einer Entzweiung mit England um keinen Preis etwas wissen. Und da der Geschäftsstand, die Besitzerkaste, in Frankreich herrscht, unter jeder Staatsform ausschlaggebend geblieben ist, darf nicht sobald an eine Aenderung dieser Verhältnisse geglaubt werden. Auch die Eitelkeit kommt dabei nicht zu kurz. Besonders unter Napoleon III. wurden die beiden Westmächte als Hüter und Gebieter der modernen Civilisation gepriesen und gefeiert. Es schadete wenig, daß zugleich fortwährend über Schädigungen, Uebervortheilungen geklagt wurde, welche England sich gegen Frankreich schuldig mache.

Wegen der geringen Angreifbarkeit Englands ist ohnedies ein Krieg gegen dasselbe so gut wie ausgeschlossen besonders

da Frankreich dabei ohne Bundesgenossen dastehen würde. Auch gibt es überhaupt keine Macht, welche seemächtig genug wäre, um für Frankreich ein künftiger Bundesgenosse gegen England sein zu können. Angesichts des geringen Vortheils des russischen Bündnisses, hat daher die freundliche Haltung Eduard VII. sofort starke Gegenliebe gefunden. Bei seinem nur zweitägigen Besuch in Paris gerieth der Geschäftsstand in fieberhafte Aufregung, veranstaltete selbst öffentliche Volksbelustigungen, die freilich durch das Wetter vereitelt wurden. Man erschöpfte sich in Bezeigungen der Freundschaft, welche in England sofort starken freudigen Widerhall fanden. Seither überbieten sich in London städtische und andere weltliche Behörden, die vielen kaufmännischen und sonstigen Körperschaften, in Vorbereitungen zum Empfange Loubets.

Auch dem König Viktor Emanuel wird es in England nicht an einem großartigen Empfange fehlen. England hat die Einigkeit Italiens fast noch mehr gefördert, geschaffen, als Frankreich. Es betrachtet Italien als seinen natürlichen Bundesgenossen im Mittelmeer, den es zum Feldzug nach Abyssinien verleitete, welcher allerdings eher bittere Früchte getragen hat. Viel vermag freilich Italien nicht zu leisten, aber es ist immer ein Trumpf, der zu gelegener Zeit wirksam ausgespielt werden kann. Anderseits ist Italien nicht mächtig genug, um ohne die Freundschaft Frankreichs bestehen zu können. Der Zollkrieg mit diesem ist ihm theuer zu stehen gekommen, weshalb seit Jahren eine wirthschaftliche und politische Annäherung zu Frankreich platzgegriffen hat. Der Plan einer Verständigung zwischen Frankreich, Italien und England ist daher auf der Bildfläche erschienen. Wirthschaftlich stehen sich die drei Länder sehr nahe, können nur Vortheile von größerer Annäherung haben, auf welcher sich die politische Verständigung aufbauen muß.

In Frankreich sind die am weitesten nach links gehenden Parteien stets die eifrigsten Anhänger und Förderer des Ein-

verständnisses mit Italien gewesen. Gegenwärtig aber sind diese Parteien, Radikalsocialisten und Socialisten am Ruder, dabei in offenem Kampf gegen die Kirche, besonders auch den Papst. Sie drohen nicht blos mit Bruch des Concordates, die Regierung bestreitet in diesem Augenblick auch die Rechte des Papstes, namentlich betreffs der Bischofs-Ernennungen, ebenso hartnäckig wie einstmalen der Sonnenkönig. Von Einlenken beim Culturkampf ist keine Rede, gar nicht daran zu denken. Der Block, zu welchem die drei Gruppen der Linken vereinigt sind, dringt unaufhaltsam vorwärts, will das Eisen schmieden, so lange es warm ist. Er besteht auf dem Besuch Loubets beim König in Rom, um dem Papst zu trotzen, den Bruch herbeizuführen. In Italien sind es ebenfalls die äußersten Parteien, welche den Besuch Viktor Emanuels in Paris betreiben, um den Besuch Loubets gegen den Papst, und auch gegen Oesterreich, ausspielen zu können.

Unter diesen Umständen haben die letzten Monarchenbesuche im Vatikan größere Bedeutung. Die Königin Viktoria war, seit der Trennung Englands von Rom, der erste Herrscher des Landes, welcher wiederum (bei der Jubelfeier Pius' IX.) zu dem Papst in Beziehungen trat, indem sie ihm, gleich den anderen Monarchen, die Höflichkeit theilnehmender Glückwünsche erwies. Ihr Sohn, Eduard VII., stattete dem Papst einen Besuch ab, indem er sich denselben Bedingungen anbequemte, welche für Kaiser Wilhelm vereinbart worden waren. König Eduard gab freundschaftliche Zusicherungen, welche schon längst durch die Freiheit und Duldung bekräftigt sind, deren die Katholiken in England und seinen auswärtigen Besitzungen genießen. Freundschaft bedeutet unter solchen Verhältnissen eine gewisse Theilnahme, einen Schutz. England ist heute jedenfalls nicht für eine weitere Vergewaltigung des Papstes, so sehr es anderweitig Freundschaft mit Italien halten will. Wilhelm II.

hat den Papst zweimal besucht, bekundet bei jedem Anlaß offen seine Freundschaft und Verehrung für den greisen Hohenpriester im Vatikan. Er hat längst begriffen, daß gute Beziehungen zu Papst und Kirche der Weltstellung des Neuen Reiches nur vortheilhaft sein können, ja nothwendig sind. Unbedingt vortheilhaft und nothwendig für Reich und Kaiser ist die gedeihliche Mitwirkung des Centrums in der inneren wie in der auswärtigen Politik. Das Ansehen, welches der Kaiser und das Centrum in der Welt genießen, werden zu einer Bürgschaft, einem Schutz des Papstes. Das Centrum steht gewissermaßen als Vorposten der katholischen Welt da. Alle Katholiken der Welt stehen hinter ihm, sind einverstanden mit ihm bezüglich Papst und Kirche. Man muß im Auslande gelebt haben, sich dort einige Zeit aufhalten, um inne zu werden, welche Bedeutung das Centrum in der Welt besitzt. Wir können getrost sein: welches auch die Aenderungen und Verwicklungen sein mögen, die aus den jetzigen Verhältnissen hervorgehen werden, das Papsttum hat weniger dabei zu besorgen, als die meisten anderen Mächte. Durch die Besuche Wilhelms II. und seine offen bethätigte Freundschaft für den Papst ist gewissermaßen den ungünstigen Wirkungen des Loubet'schen Besuches vorgebeugt. Durch den jetzigen Besuch in Wien gibt der deutsche Kaiser deutlich zu verstehen, daß er die Bestrebungen der Irredentisten Italiens nicht billigt. Also eine Warnung für die italienische Regierung.

Nicht unbemerkt ist das Verhältniß zu Spanien geblieben. Das Geschwader Eduards VII. ist an Spanien vorbeigefahren, um nur den König von Portugal zu besuchen. Bald darauf erscheint ein deutsches Geschwader unter dem Prinzen Heinrich an der spanischen Küste, läuft einige Häfen an, wo es von Bevölkerung und Behörden mit wahrer Begeisterung aufgenommen wird. Der Bruder des Kaisers stattet Alfons XIII. in Madrid einen Besuch ab,

wo derselbe glänzende Empfang ihm bereitet wird. Regierung und Volk begriffen sofort, daß Deutschland ihnen freundlich gesinnt ist. In Deutschland erinnern wir uns nicht oft genug daran, daß im Laufe der Jahrhunderte Spanier und Deutsche nie gegeneinander, aber oftmalen nebeneinander gekämpft haben, was von keinem protestantischen Staat gesagt werden kann. Daß Deutschland für Spanien Krieg führt, erwartet wohl niemand. Aber dies ist auch nicht gerade nothwendig. Namentlich auf Frankreich und Italien wird es seinen Eindruck nicht verfehlen, wenn man sieht und fühlt, daß Deutschland zu Spanien steht, z. B. in Marokko. Frankreich wird unter solchen Umständen lieber Spanien in Nordafrika begünstigen, beistehen, als England. Dieses mißbraucht oft seine Stellung gegen Frankreich, während das schwächere Spanien Frankreich nicht gefährlich werden kann, noch will, sondern sich lieber an dasselbe lehnt. Deutschland steht dabei immer wirksam im Hintergrund. Auch Spanien ist noch ein wichtiger Trumpf in den Karten Europas, wenn einmal hoch gespielt werden wird, was vielleicht früher eintrifft als man glaubt. Die jetzigen Besuche und Versuche der Herrscher, die Berechnungen und Abwägungen der Politiker mögen freilich vorderhand das Gute haben, die Bedenken zu bestärken, welche bis jetzt die Mächte zu friedlichem Verhalten bewogen haben.

Schrecklich überrascht, wie aus einem süßen Traume geweckt wurde plötzlich ganz Europa durch das schauderhafte Blutbad in Belgrad, das durch Offiziere an ihrem Kriegsherrn, dessen Familie, Verwandten, Anhängern, Wächtern verübt ward. Die Sache ging wie am Schnürchen, es hat alles geklappt, nicht der kleinste Fehlstrich ist vorgekommen, ganz wie bei einem Schauspiel, das lange eingeübt und mehrfach mit größter Sorgfalt geprobt worden ist. Niemand hatte etwas gemerkt, eine Ahnung davon gehabt, daß fünfhundert Offiziere, meist aus der nächsten, vertrautesten Um-

gebung des Königs, seit Monaten bündelten, sich verschworen, ohne daß irgend Jemand auf eine Spur gerathen wäre. So meisterhaft durchgeführte Verschwörungen haben eigentlich nur slavische Länder aufzuweisen. Man denke nur an Rußland, welches noch im letzten Jahrhundert mehrere Zarenmorde, die berüchtigte geheime Hänge=Regierung u. s. w. erlebte. Die Mächte scheinen dergleichen als berechtigte Eigenthümlichkeiten der Slavenstaaten aufzufassen. Sie wollen die vollbrachten Thatsachen, den Massenmord, hinnehmen, als innere Angelegenheit Serbiens betrachten. Dies bedeutet aber auch, daß man Serbien nicht als vollbürtiges Glied der europäischen, christlichen Völkerfamilie zu erkennen vermag. Mit Bulgarien ist dasselbe der Fall. Volk und Heer waren ihrem Fürsten treu. Aber der rollende Rubel brachte eine Verschwörung fertig. Um Mitternacht traten Verschwörer, Offiziere und Politiker, bei dem Fürsten Alexander ein: die Abdankung unterschreiben, oder es wird geschossen. Er rettete sein Leben durch Abdankung und schnelle Flucht über die Grenze.

Europa wird daraus lernen, daß man sich bei den Slavenstaaten und =Völkern auf alles gefaßt halten muß, keine Thürme auf sie zu bauen sind. Die allslavischen Pläne, selbst in Rußland, haben daher wohl ihre Haken. Sehen wir nicht, daß in allen slavischen Ländern stets ein Stamm von dem andern unterdrückt, niedergehalten wird? Die jetzige tolle Machtstellung der Magyaren beruht hauptsächlich auf der Uneinigkeit und Verfolgungssucht der Slaven, sowie dem unerhörten fortwährenden Gewaltmißbrauch der Magyaren selbst. Daß dies nicht immer dauern kann, muß jeder einsehen. Die Vorherrschaft der Deutschen im Kaiserstaat hat trotz vieler Mängel dessen Völkern, Magyaren inbegriffen, mehr Vortheile gebracht, ihre Gesittung und Entwickelung mehr gefördert, als die jetzige Gewaltherrschaft der Magyaren, Polen und Czechen. In Wien sollte man eine Lehre aus

den Ereignissen in Belgrad ziehen, zumal im Hinblick auf das, was bisher in Bulgarien und Rußland geschehen ist. Frankreich, welches sich noch immer zur Vorherrschaft in Europa berufen glaubt, hat nie einen besonders guten Einfluß auf Polen und Rußland geübt. Auf Czechen und Südslaven namentlich hat die von Frankreich ausgehende Nationalitäten-politik geradezu verhängnißvoll gewirkt, die Völker mehr zerrüttet als aufgerichtet. Die Ereignisse in Belgrad sind jedenfalls Wasser auf die Mühlen derjenigen, welche den Slaven die Befähigung und damit auch das Recht der Selbständigkeit, der nationalen Selbstregierung, absprachen.

Die Ereignisse in Serbien, Bulgarien, Macedonien sind aber auch ein Beweis für die Nothwendigkeit ungeschmälerten, festen Fortbestandes Oesterreichs. Sie lassen die großen Verdienste Oesterreichs um alle seine Völkerschaften im rechten Lichte erscheinen. Würden sich dieselben nicht durch Hader und Eifersucht, Rassenkämpfe mit all ihren Schrecken, auf-gezehrt haben ohne die schützende Hand der Habsburger und der sie stützenden Deutschen? Besonders seit dem Aufkommen des Josephinismus und des kirchenfeindlichen Liberalismus hat die deutsche Bureaukratie, die sich indessen fast über-wiegend aus Slaven und Ungarn ergänzte, vielfach fehl-gegriffen im alten Kaiserstaat. Jedoch, seit man ihnen die Zügel schießen ließ, sind diejenigen, welche sich früher wegen Bedrückung am lautesten beklagten, sogar empörten, selbst zu den ärgsten Bedrückern geworden Die Polen haben durch ihre Vergewaltigungen und Benachtheiligungen die Ruthenen zum Aufstand getrieben. Derselbe wird mit Mühe nieder-gehalten, beschwichtigt, dürfte aber beim ersten Anlaß nur noch schlimmer auflodern. Die Magyaren führen eine solche Gewaltherrschaft, bedrücken alle anderen Völkerschaften derart, daß es im ganzen Lande gährt, jeden Augenblick Ausbrüche vorkommen, stets mit Ausnahmemaßregeln und Gesetzen regiert wird. Jetzt haben sich die aufs Aeußerste gereizten

und verfolgten tapferen Kroaten empört, um ihr Recht gegen die Bedrücker zu wahren. Daneben geht das ganze Dasein der Czechen im Kampf gegen die gesetzlich gleichberechtigten deutschen Mitbürger auf. Es ist unerhört, welche Mittel jeden Tag diesseits und jenseits der Leitha ersonnen und auch gebraucht werden, um den einem andern Stamm angehörigen Mitbürger zu bedrängen, zu benachtheiligen.

Eine Besserung der europäischen Zustände ist nur möglich, wenn einmal in Oesterreich der Rassenkampf aufhört. Dann wird Oesterreich auch ein gewichtiges Wort mitsprechen können in allen Angelegenheiten Europas, und damit die eigene Sache auf der Balkanhalbinsel wie im weiteren Osten wirksam vertreten, wahren können. Denn bei allen Verwicklungen im Westen ergeben sich die Folgewirkungen im Osten, da die Sache Europas ebensosehr durch Rußland als die Türkei bedroht ist.

XI.

Die deutschen Reichstagswahlen von 1903.

Ein verhältnißmäßig kurzer Wahlkampf. Langsam, zögernd setzte die Agitation ein. Die ganze Arbeit beschränkte sich auf etwa vier Wochen. Erst gegen den Schluß derselben änderte sich deren Charakter. Eruptiv stürmte es auf einmal mit heftiger Leidenschaft dahin, wie es seit dem Jahre 1887, dem Septennatswahlkampf, nicht mehr beobachtet worden ist.

Die großen Gesichtspunkte des Wahlergebnisses drängen sich von selbst auf aus dem Vergleich der Mandatsziffern seit Bestehen des Deutschen Reiches Wir geben sie in der nachstehenden Tabelle, wobei wir vorausschicken,

daß in ihr die Liberalen aller Schattirungen (Nationalliberale, Deutschfreisinnige und Demokraten), ebenso die Conservativen (Deutsch- und Freiconservativen) zusammengefaßt sind. Das macht folgendes Bild:

Wahljahr	Centrum	Welfen	Polen	Elsässer	Conservative	Antisemiten	Agrarische Gruppen	Liberale	Socialdemokraten
1871	58	7	14	15	92			197	1
1874	91	4	14	10	54			209	9
1877	93	4	14	11	78			175	12
1878	93	10	14	15	115			147	9
1881	98	10	18	15	77			160	12
1884	99	11	16	15	106			108	24
1887	98	4	13	10	121	1		135	11
1890	106	11	16	8	93	5		120	35
1893	96	7	19	8	100	16	4	102	44
1898	102	9	14	10	79	13	11	97	56
1903	100	6	16	11	71	11	7	84	81

Die Gruppe Centrum mit Polen, Welfen (Deutsch-Hanoveranern), Elsässern zählt demnach 133 Stimmen (gegen 135 im Jahre 1898), die Gruppe der Conservativen mit den Antisemiten und Agrariern 89 Mandate (103), zu denen noch einige Fraktionslose kommen. Das sind zusammen 222 Mandate; ihnen stehen nur 165 (153) der Socialdemokraten und Liberalen gegenüber, wobei aber nicht außer Acht zu lassen ist, daß die 49 Nationalliberalen der liberalen Gruppen in den meisten Fällen der Linken eben nicht zuzuzählen ist.

Neben diesen Gruppirungen ist noch eine neue Mehrheitsbildung hervorzuheben, die sich die Culturkämpfer merken mögen: Die Mehrheit der „Reichsfeinde". Das

Centrum, die Socialdemokratie, die Polen, Welfen und Elsässer haben zusammen 214 Stimmen. Im alten Reichstag konnten die Conservativen, Nationalliberalen, Deutschfreisinnigen, Demokraten und agrarischen Gruppen noch eine 200 Köpfe starke Mehrheit gegen das Centrum, die Socialdemokratie, Polen, Welfen aufbringen. Damit ist's endgiltig vorbei. Die Ironie der Weltgeschichte kommt auch hier zur Geltung. Die „Nationalen" können daraus die Tiefe ihres Falles ermessen, daß sie weder mit dem Munde noch in der That das Reich vor den „Reichsfeinden" zu retten vermocht!

Wenn wir als nächstes Bedürfniß der Politik den Abschluß von Handelsverträgen hervorheben, so darf constatirt werden, daß sich hinsichtlich des Zolltarifs nichts geändert hat. Es ist der weisen Haltung des Centrums zuzuschreiben, daß es so geblieben ist, denn wenn es nach dem Bund der Landwirthe gegangen sein würde und die Parteien mit „Ueberzöllen" ins Gefecht geschickt worden wären, dann hätte wirklich eine verheerende Niederlage die Landwirthschaft getroffen. Alle vier Wortführer des Bundes der Landwirthe, Dr. Rösicke, Freiherr von Wangenheim, Dr. Hahn und Lucke sind auf der Wahlstatt geblieben und nicht wiedergewählt worden. Die Landwirthschaft hat bei den Wahlen keine Niederlage erlitten, im Gegentheil, die Niederlage der „Ueberagrarier" hat die Sache der Landwirthschaft nur befestigt und die Zolltarif-Mehrheit homogen gestaltet. Centrum, Conservative, Polen, Elsässer, Welfen, Antisemiten, Agrarische Gruppen bilden allein schon eine feste Mehrheit von 220 Mann, zu denen noch die weitaus meisten, auf agrarische Parole gewählten Nationalliberalen kommen. Die Conservativen sind von Verlegenheiten befreit, die ihnen die „Ueberagrarier" bereiteten, die Zollmehrheit ist jetzt innerlich geeinigt und erstrebt in allen ihren Theilen gleiche Ziele. Die „Freisinnige Zeitung" Richters erklärt denn auch: „Die agrarische Partei wird keine Erschütterung erleiden und für die Abwehr von Zollerhöhungen sind die

Erfolge der Socialdemokratie bedeutungslos".[1]) Selbst die „Frankfurter Zeitung"[2]) sagt: „Der Wahlausfall hat die Dezembermehrheit intakt gelassen. Dieselben Mächte, die den unseligen (!) Antrag Kardorff geschmiedet haben, herrschen in der Volksvertretung weiter". Es sind tönende Redensarten wenn ein anderes Börsenorgan, die „Neue freie Presse",[3]) davon spricht, der „Versuch ganz Deutschland den Interessen der preußischen Junker dienstbar zu machen", einen „Rückfall in die Tendenzen und Traditionen des feudal-agrarischen Staates, in den unerträglichen Zwang aristokratischer Bevorrechtung und überlebten Kastenwesens" herbeizuführen, sei kläglich gescheitert. Das sind eben die maßlosen Uebertreibungen und Fälschungen in denen der Liberalismus sich immer gefiel, mit denen er aber Fiasco gemacht, weil er von der Socialdemokratie übertrumpft worden ist

Der Vergleich der wahlstatistischen Ergebnisse ergibt zur Evidenz, daß der Liberalismus das Opfer der Socialdemokratie wird. Unaufhaltsam ist das Emporsteigen der Socialdemokratie. Mit ihm parallel geht der fortgesetzte Rückgang des Liberalismus. Dazu kommt noch die schlechte innere Beschaffenheit der übrig gebliebenen 84 liberalen Mandate. Von diesen sind nur 5 — diese nationalliberal — im ersten Wahlgang behauptet worden, in Bayern nicht ein einziges. Die anderen 79 sind erst in der Stichwahl gewonnen worden, mit Hilfe aller übrigen Parteien, mit der des Centrums und der Conservativen wie selbst der Socialdemokratie. Die „Kölnische Volkszeitung" spricht deßhalb sehr zutreffend vom „Stichwahlliberalismus"; das gesammtliberale Portemonnaie enthalte nichts als milde Gaben.

In der liberalen Presse werden jetzt wieder Erörterungen angestellt, wie dem Liberalismus aufzuhelfen sei.

1) Nr. 141 vom 18. Juni. 2) Nr. 183 vom 4. Juli.
3) Vom 18. Juni 1903.

Aber wir hören nirgends einen greifbaren Gedanken äußern. Man spielt wieder auf die Bildung einer großen liberalen Partei hinaus. Der linksliberale Reichstagsabgeordnete Dr. Müller stellt in der Berliner „Vossischen Zeitung"[1]) diese Parteibildung als eine Nothwendigkeit der Zukunft hin. Selbst die demokratische „Frankfurter Ztg."[2]) erwartet eine „liberale Concentrationsbewegung, die stark werden muß, soll sie Einfluß auf die Massen gewinnen". Das Blatt meint, daß die Einsicht von der Nothwendigkeit einer „Wiedergeburt des Liberalismus" sich innerhalb der Wählerschaft stark ausbreite; daß „hervorragende geistige Führer" sich in denselben Gedankengängen bewegten, wisse sie sehr genau. So könne es nicht fortgehen; jede Zeit beanspruche ihre „besonderen Kampfmittel". Das sind Gedanken, die sich auch in nationalliberalen Blättern finden. Wer aber die Entwicklung des Liberalismus in Preußen kennt, mit seinen ewigen Secessionen und Neubildungen, wird wenig Zutrauen haben, daß diese Gedanken realisirt werden. Diese Concentrationsbestrebungen sind immer und immer wieder aufgetaucht, ganz besonders feierlich hat ihnen der verstorbene nationalliberale Führer Bennigsen in der seinerzeit vielbesprochenen „Rütli-Scene" im Reichstag[3]) Ausdruck gegeben. Es ist nichts daraus geworden. Noch wenige Wochen vor den jüngsten Wahlen erklärte der nationalliberale Professor Dr. Kahl-Berlin bei einer Bismarckfeier der Nürnberger Nationalliberalen:[4])

Unser letztes Ziel ist die dauernde gemeinsame Arbeit der liberalen Parteien. Es liegt in seiner ganzen Verwirklichung noch in nebelhafter Ferne.

---

1) Wir finden den Aufsatz in seinen Hauptzügen wiedergegeben in den „Münch. Neuest. Nachr." Nr. 308 vom 5. Juli 1903.

2) Nr. 180 vom 1. Juli 1903.

3) 22. Jan. 1892.

4) „Allgem. Ztg. Nr. 90 vom 31. März 1903.

Ja, in nebelhafter Ferne! Man muß nur hören, wie die Bildung der großen liberalen Partei gemeint ist.

Sehr belehrend ist, was von Nürnberg nach dieser Hinsicht verlautbarte. In der Generalversammlung des nationalliberalen Vereins zu Nürnberg (4. März) führte der Vorsitzende Landgerichtsrath Meyer[1]) aus, bei den Gemeinde- und Landtagswahlen gingen die Liberalen in der Regel zusammen; aber bei den Reichstagswahlen trenne sie außerordentlich viel. Beim Ausbau der Wehrkraft zu Wasser und zu Land habe der Deutschfreisinn immer versagt. Als weitere trennende Punkte hätten zu gelten: Colonialpolitik, Zolltariffrage, Jesuitengesetz, Arbeitergesetzgebung. In der That, aus all diesen Gesichtspunkten ergeben sich unüberbrückbare Gegensätze.

Die Fahne der einigen großen liberalen Partei weht über den Zelten des Nationalliberalismus, rief die „Kölnische Zeitung" nach den Septennatswahlen (1887) aus. Und jetzt ist bei ihr wieder zu lesen:[2]) wolle das liberale Bürgertum in den Parlamenten den ihm gebührenden Einfluß wieder erringen, so müsse es „entschlossen für die stärkste der liberalen Gruppen optiren". Das ist der Nationalliberalismus. Sie wird noch deutlicher und fordert rücksichtslose Beiseiteschiebung aller „unverbesserlichen Zänker, denen nur wohl ist, wenn sie mit der nächstverwandten liberalen Gruppe ewig keifend in verbitterndem Hader leben". Die Herren Eugen Richter und Dr. Barth werden wissen, wer da gemeint ist und bei dieser Purgirung der Deutschfreisinnigen geopfert werden soll, um diese reif zum Anschluß an den Nationalliberalismus zu machen.

In Baden drängen die Jungliberalen nach Links, in den „Münchener Neuest. Nachr." wird diese Schwenkung

---

1) „Augsb. Abendztg." Nr. 64 vom 5. März 1903.

2) Nr. 589 vom 4. Juli 1903.

energisch vertreten. Allein dabei springt nichts heraus, weil der heutige Nationalliberalismus bei einer Linksconcentration seine ganze Existenz aufs Spiel setzen würde.

Auf der Generalversammlung der nationalliberalen Partei der Pfalz (Mitte Januar) führte Dr. Bürcklin aus:[1])

Noch einer anderen Hoffnung möchte ich mich hingeben: daß der Zusammenschluß der Mehrheitsparteien (im alten Reichstag gelegentlich der Zolltarifdebatten) doch auch nicht für alle Fälle in Zukunft außer Aktion treten möchte. Dieser Zusammenschluß, wie er diesmal und früher bei wichtigen Anlässen stattgefunden, beim Bürgerlichen Gesetzbuch, bei Heer- und Marinefragen u. s. w. —, er hat an unserer Natur nichts geändert: da ist es beim Alten geblieben und auch bei den anderen Parteien.

Das ist das strikte Gegentheil der Linksschwenkung. Es ist auch etwas anderes nicht möglich, denn wohin käme sonst der Nationalliberalismus.

Von nationalliberaler Seite wurde der „Allgemeinen Zeitung“ im Februar[2]) geschrieben:

Für die Leiter der nationalliberalen Partei ist die Stimmung in den Wahlkreisen, in denen der Liberalismus noch Aussicht hat, Mandate für den Reichstag zu erlangen, unendlich viel wichtiger als die Stimmung in den großen Städten, in denen es der Liberalismus nicht mehr fertig bringt, seiner socialdemokratischen oder ultramontanen Gegner Herr zu werden

Ganz richtig! Die vorwiegend ländlichen Wahlkreise sind es, in denen der Nationalliberalismus in der Hauptsache noch auf seine Kosten zu kommen glaubt.

Die Linksliberalen machen denn auch gar kein Angebot an den Rechtsliberalismus. Ihr Blick richtet sich

---

1) „Allgem. Ztg.“ vom 20. Januar 1903.
2) Nr. 43 vom 12. Febr. 1903.

vielmehr auf die Socialdemokratie. Der oben erwähnte deutschfreisinnige Abgeordnete Dr. Müller wirft ganz offen die Frage auf, ob nicht wenigstens eine die Liberalen und Socialdemokraten umfassende liberaldemokratische Gemeinbürgschaft, ähnlich der deutschen Gemeinbürgschaft im österreichischen Reichsrath, begründet werden könne. Das ist Naumann'scher Spuck. Während Naumann offen erklärt, daß er mit seinen Versuchen, die Socialdemokratie herüberzuziehen, Schiffbruch gelitten, will es der armselige Deutschfreisinn versuchen. Dahin folgt ihm der Nationalliberalismus nicht, wenn er auch noch so gern mit der Socialdemokratie bei den Wahlen paktirt, um dem Centrum zu schaden.

Das viele Reden über die Rettung des Liberalismus zeigt immer wieder eine vollständige Verkennung der Gesetze unserer politischen Entwicklung.

Professor Dr. F. C. Huber-Stuttgart entwickelt in der „Allg. Ztg."[1] „die nächste Aufgabe des bürgerlichen Liberalismus" und sagt dort:

„Infolge des allgemeinen Stimmrechts wird das gewerbliche Unternehmertum durch den Arbeiterstand natürlich immer mehr zurückgedrängt, da die Unternehmerklasse eine kleine Minderheit bildet, die der Zahl nach sich zur Arbeiterklasse wie 4:100 verhält und demgemäß durch die todte Zahl unterdrückt wird. Abgesehen von Ausnahmebezirken ist es in den Großstädten und in den Industriebezirken ein aussichtsloses Beginnen, die Masse der Wähler beeinflussen zu wollen."

Das gelingt außer der Socialdemokratie nur noch dem Centrum. Der Liberalismus ist von der Arbeiterwelt vollständig verlassen.

Vermöge seiner schlechten Leistungen auf dem Gebiete

---

1) „Allg. Ztg." Nr. 184 vom 5. Juli.

der Mittelstandspolitik besitzt der Liberalismus auch keinen Anhang mehr in den Kreisen des Handwerks und der Landwirthschaft.

In einem Vortrag, den Professor Dr. Brentano[1]) vor dem Socialwissenschaftlichen Verein für Studirende der Nationalökonomie hielt, erörterte der Gelehrte die Gründe des Verfalls des Liberalismus. Der Liberalismus, so legte Brentano dar, habe blos Schutt und Plunder aus dem Wege geschafft, er habe zur Beseitigung aller Bedrückungen geführt, aber seine Politik sei nicht im Stande gewesen, neue Bedrückungen zu verhindern. Die Verneinung aller positiven Organisation entsprach den Interessen des Liberalismus. Nach den Auffassungen des Liberalismus müsse man alles nur sich selbst überlassen, die Einmischung des Staates verursache Störungen, von der alles Uebel komme. Beseitigung aller Schranken und nichts thun, darin beruhe das System des Liberalismus. Dadurch führte der Liberalismus zur Uebermacht der durch Besitz Privilegirten. Deshalb erscholl der Ruf nach positiver Organisation, der Liberalismus sah sich dieser Forderung gegenüber ohnmächtig, und von diesem Zeitpunkt datirt die Auflösung des Liberalismus, der sein Dasein nur noch fristen könne, indem er im conservativen Fahrwasser segele. Die Arbeiter, Landwirthschaft und Großindustrie seien vom Liberalismus abgefallen, die liberalen Parteien seien es allein, die des jugendlichen Nachwuchses entbehren müßten.

Bei der ökonomischen Struktur der Gesellschaft gibt es keine Rettung für den Liberalismus. Wenn er sich mit Culturkämpfereien zu retten glaubt, so bessert er dadurch nicht sein Schicksal. Das haben die letzten Wahlen bewiesen.

---

1) „Augsb. Postztg." vom 19. Jan. 1897.

Der Liberalismus hat seine Mission erfüllt und wird von der Socialdemokratie abgelöst. Das ist das Ergebniß der Reichstagswahlen und darum haben wir vorwiegend diese Frage zum Gegenstand unserer Darstellung gemacht. Das Facit ist der erneute, durch die Wahlziffern und Wahleinzelnheiten nur noch drastischer gewordene Beweis, daß im deutschen Parteileben der Liberalismus von der Socialdemokratie absorbirt wird, und daß die Zukunft mit den großen Gegensätzen im politischen Leben zu rechnen haben wird, die der zweite Kanzler des Deutschen Reiches Graf Caprivi 1892 im preußischen Abgeordnetenhaus ausgedrückt in den Worten: Hie Atheismus, hie Christentum! Neben der religionsfeindlichen, staatszerstörenden, republikanischen Socialdemokratie, welche aus dem Liberalismus an sich zieht, was dort nach links neigt, besteht die große christlich-conservative Rechte des Centrums und der Conservativen mit ihren Annexen. Und in ihr ist das Centrum nicht nur dem Namen nach, sondern auch in vollster Thatsächlichkeit der Mittelpunkt, die Basis des christlichen Staates und der Monarchie.

XII.

Beda Weber (1798—1858).

Zu Lienz im Pusterthale bezeichnet ein Broncedenkmal das Geburtshaus Beda Webers und sein Bild in einem Glasfenster der Pfarrkirche beweist die tiefe Verehrung seiner Vaterstadt für ihren berühmtesten Sohn; ja sogar eine Straße des Städtchens ist nach ihm genannt, ein Zeichen, wie volkstümlich sein Andenken in der engeren Heimat fortlebt. Die Bürger Merans wollten ebenfalls in einer ‚Weber'straße die Erinnerung an die langjährige Lehrthätigkeit des einst so gefeierten Professors festhalten. Am glanzvollsten aber hat die alte Kaiserstadt Frankfurt a/M. das Gedächtniß ihres verdienten Pfarrers durch ein monumentales Glasgemälde im Kaiserdom verewigt und Ph. Veit konnte es wagen, in dem Altarbild des Domes einem der Apostel den Kopf Beda's zu geben. Auch an kleineren Gedenkblättern in Wort und Schrift hat es nicht gefehlt; das monumentum aere perennius jedoch hat zujüngst Prof. Wackernell seinem Landsmann mit einer würdigen Lebensbeschreibung gesetzt.[1])

1) Beda Weber 1798—1858 und die tirolische Literatur 1800—1846. Innsbruck 1903 gr. 8°, IX u. 436 S. (Quellen u. Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Oesterreichs und seiner Kronländer durch die Leo-Gesellschaft, herausgegeben von Dr. J. Hirn und Dr J. E. Wackernell, 9. Bd.)

Ein Lebensbild im Kleinen, nach dieser großen Vorlage gezeichnet, wird den Lesern der „Gelben Blätter", deren Mitarbeiter B. Weber seinerzeit war, nicht unwillkommen sein.

Beda's Entwickelung hat viel äußere Wandlungen durchgemacht: „er war Bauer, wurde Schuster, Student, Mönch, Gymnasiallehrer, von wo sich ihm wiederholt der Anstieg zum Universitätsprofessor öffnete, wurde Cooperator, Politiker, Parlamentarier, Zeitungsgründer, Stadtpfarrer und Domherr". Auf diesen vielverschlungenen Wegen vollzieht sich die innere Ausreifung des edlen Mannes.

Der Vater Webers war ein Kleinbauer, der in seiner Jugend ein paar Gymnasialkurse durchgemacht hatte; seine starke satirische Begabung und die Lust am Versemachen vererbte sich auf seinen Erstgeborenen. Die Mutter übermachte dem Sohne den Wohlthätigkeitssinn und die innige Frömmigkeit. Den ersten Unterricht erhielt der lernbegierige Knabe vom Vater; die Ergänzung gab ein Franziskanerpater, der die Lienzer Normalschule leitete. Dazu übten die Freiheitskämpfe des heimatlichen Heldenzeitalters auf den lebhaften Geist des kleinen Tirolers einen unauslöschbaren Eindruck aus. Doch widersetzte sich der Vater dem Wunsche des talentvollen Sohnes nach weiterer Ausbildung; es schien ihm vielmehr räthlicher, daß er zu der Bauerschaft noch ein Handwerk lerne, um in den stürmischen Zeiten doppelt sichergestellt zu sein. Und so gerieth der junge Weber in die Schusterei. Schon sollte er als Geselle zu größerer Fortbildung den Wanderstock ergreifen, als sich der Sinn des Vaters durch die Vorstellungen des früheren Lehrers, des P. Clemens, und durch die Bitten der Mutter umstimmen ließ. „Von Hammer und Leder ging's zu Tinte und Feder." In vier Jahren vollendete der außergewöhnlich begabte Student das sechsklassige Gymnasium in Bozen mit dem besten Erfolge, wobei er sich selbst seinen Unterhalt durch Unterrichtgeben in einem adeligen Hause verschaffte. Sein

Lieblingsfach war das damals sehr vernachlässigte Griechisch. Nebenher betrieb er eine ausgedehnte Privatlektüre. Leider blieben auch die bösen Folgen der Ueberanstrengung nicht aus, wie er selbst bekannt hat. „Ich studirte besonders die Nächte viel, verdarb mir mein Gesicht, meine Gesundheit und alle frische Ansicht des Lebens.“ Ein anderer Nachtheil der Ueberreizung ging auf Geist und Gemüth und wirft seinen düstern Schatten über die nächstfolgenden Jahre des sich selbst bewußten Jünglings; es ist eine gewisse Herbigkeit des Urtheils, die sich zuweilen in der Geringschätzung Anderer äußert.

Zwanzig Jahre alt, bezieht der zukunftsfrohe Student die Hochschule in Innsbruck, um hier zunächst die Philosophie, eine Art Uebergangsunterricht vom Gymnasium zur eigentlichen Universität, durchzumachen. Seine Eindrücke aus dieser Zeit hat er mit der offensten Klarheit selber berichtet. „Es lehrten fast lauter Männer der Josefinischen Schule, zum Theil Spötter im Sinne der lüderlichen Encyklopädisten. Ich ging in alle ihre Doktrinen ein, soweit sie mit dem Verstande erfaßt werden konnten, aber ohne Glauben dafür, ohne Zutrauen zu den lehrenden Personen, oft trotzig und formlos gegen den täglichen Frohn.“ Trotzdem weisen die Zeugnisse die besten Leistungen auf. Nebenbei werden Fußwanderungen über Berg und Thal unternommen und die Privatlektüre noch umfangreicher betrieben als in Bozen, indem zu den alten Klassikern die Deutsche Literatur und die Beschäftigung mit Italienisch, Französisch und Englisch hinzukam. Da vollzog sich nach Abschluß des zweijährigen philosophischen Lehrganges die entscheidendste Wendung in Webers Leben: er tritt in das Benediktinerstift Marienberg (Obervintschgau) ein und vertauscht seinen Taufnamen Johann Chrysanth mit dem Klosternamen Beda. Nach einem stillen Jahre Noviziat legt er die Ordensgelübde ab.

Was wird in der engen Klosterzelle aus dem jungen Feuergeiste werden?

Im Herbste 1821 bezieht der Benediktiner wieder die Hochschule mit dem doppelten Plane: Theologie zu studiren und sich nebenbei auf die Gymnasiallehramtsprüfung vorzubereiten. „Hier bestand ich," so schildert seine spitze Feder diese Zeit, „die schmerzlichsten Studiennöthen meines Lebens, da ich fast immer in Hader lag mit der Schule des Tages, die mich mit tödtlicher Langeweile erdrückte, das Hebräische ausgenommen, das mich anzog und zur Lesung der Psalmen trieb. Der unwillkürliche Widerwille gegen all diese Josefinischen Jämmerlichkeiten verließ mich zeither nie mehr." So war es eine Erlösung für Beda, daß zwei Jahre später die theologische Fakultät in Innsbruck aufgehoben wurde und der Ordensmann zur Fortsetzung seiner Studien nach Brixen übersiedelte. Vorher bestand er noch seine Lehramtsprüfung mit lobenswerthem Erfolge. Das war nicht die einzige Nebenbeschäftigung des Theologen; es hatte sich unter der akademischen Jugend ein Poetenklub gebildet, an dem Beda begeisterten Antheil nahm. Dem Zusammenhange dieser Vereinigung der jungen Dichter mit der damaligen Literaturbewegung in Tirol hat Prof. Wackernell ein sehr lehrreiches Kapitel gewidmet, worin auch Beda's erste Dichtungen gewürdigt werden. Eines seiner frühesten Lieder stammt aus dem Jahre 1822; es ist ein Gebet an seinen Namenspatron, den hl. Beda:

„Beda, wenn ich Dein gedenke,
Wird mir wohl ums kranke Herz,
Und ich schau empor und lenke
Meine Seele himmelwärts . . . ."

Auffallend erscheint es, daß der ehrwürdige Beda nicht als berühmter Kirchenschriftsteller gefeiert wird, sondern nur als frommer Mönch, auf dessen Fürbitte der Schützling in

bedrängter Lage hofft. Kräftiger klingen die vaterländischen Gesänge, die ernst und aufrichtig gemeint waren, wie z. B. sein bekanntes „Tirolerlied“:

„Auf ragenden Bergen
Wohnet die Freiheit,
Auf heiligen Höhen der Heimatgebirge
Krönt uns die deutsche Treu'! . . .“

Aus derselben Begeisterung für sein Tirol reifte Beda's Plan zu einem Drama aus der Heimatgeschichte und seine eingehendere Beschäftigung mit Oswald von Wolkenstein. Der erstere Gedanke an ein historisches Bühnenstück ward nicht ausgeführt, die reife Frucht seiner Oswald-Studien dagegen erscheint gute 20 Jahre später.

Die schönste Erinnerung an das Jahr im Brixener Seminar hat Beda in dem herrlichen Charakterbild des Regens M. Feichter verewigt. Daneben geht freilich auch ein starker Zug von Sturm und Drang, besonders seinen Dichterfreunden gegenüber; denn neben dem theologischen Berufsstudium noch Dichtkunst und Literatur zu treiben, troß aller Behinderungen von oben, verstand sich ihm von selbst. Nur so erklärt sich manch hartes Wort, das im Verkehr mit den Gesinnungsgenossen seiner Feder entschlüpft, wie unter anderm sein Ausspruch: „dann werde ich Priester und kein Pfaffe“. Vom Priester fordert er „geistiges Uebergewicht, das erst die Empfänglichkeit herstellen soll für den Unterricht in der Tugend und Gottesfurcht“, an dem Pfaffen dagegen haßt er das dolce far niente sowie die „faulen geistlichen Titelträger“. Im Herbst 1824 empfängt er die Priesterweihe, zieht dann auf einige Zeit an das bischöfliche Seminar in Trient, um in die Pastoral eingeführt zu werden. Aber auch hier ging, nach eigenem Geständniß, die Schule an ihm fast ganz verloren. „Ich hatte keinen Sinn für Theorien, die ins Unendliche ausgesponnen wurden von Leuten, denen die praktische Seelsorge gänzlich unbekannt

war. Ich zählte die Regeln, die man predigen müsse, und es waren gerade 4000. Darüber verging mir aller Respekt vor der Wissenschaft." Und doch wurde Beda ein beliebter und ausgezeichneter Kanzelredner. Er ließ sich von einem Lehrer, dem er sein Vertrauen schenkte, zum Predigen begleiten und kritisiren, und dadurch hat er viel gelernt. Endlich kehrte er, mit allem bekannt, was die damalige Theologie in Tirol — Innsbruck, Brixen und Trient — zu bieten vermochte, im Frühjahr 1825 in sein Kloster Marienberg zurück. Der Abt des Stiftes schickt ihn nach einigen Monaten der Erholung zur Ausübung der praktischen Seelsorge in die neue Pfarrei Burgeis, wo der „fromme, bleiche Pater" im Beichtstuhl und auf der Kanzel unter dem glaubensstarken Landvolke mit großem Eifer segensreich wirkte. Das war trotzdem nicht sein eigentlicher Beruf; den trat er ein Jahr später als Professor am Meraner Gymnasium an, um ihn 20 Jahre lang mit Liebe und Neigung auszuüben.

Der Gymnasialchronist verzeichnet den Eintritt des neuen Professors mit den begeisterten Worten: „In locum Patris N. N. . . . successit P. Beda Weber, vir iuvenis — er war 28 Jahre alt — ingenio solers, mente vegetus, omni scientiarum genere excultus". Dies hohe Lob ward durch Bedas Thätigkeit nicht Lügen gestraft Selbst seine Gegner müssen es ihm nachrühmen, daß er „den Ruf eines ausgezeichneten Lehrers genoß". Er wußte alle Lehrgegenstände mit einer einnehmenden, geistreichen Art zu behandeln und auch die trockensten genießbar zu machen. Neben Horaz und Homer kamen die deutschen Dichter ebenfalls zu ihrem Recht, ja selbst das Lied der Nibelungen wurde in den Unterricht einbezogen. Um den Schülern seine eigene Freude an ihren Aufgaben zu zeigen, arbeitete der gewandte Lehrer selbst die deutschen Aufsätze aus und las sie nach der Besprechung der Schülerleistungen vor. Das weckte Begeisterung.

Nicht minder trug Beda dem praktischen Bedürfniß seiner Schüler Rechnung; er ertheilte in außerordentlichen Stunden — ‚mira solertia‘, meldet die Chronik — dreimal wöchentlich italienischen Unterricht. Einem solchen Eifer konnte selbst die Regierung die öffentliche Anerkennung nicht versagen. Das lenkte die Aufmerksamkeit höherer Lehranstalten auf den ausgezeichneten Gymnasialprofessor. Die Landesuniversität Innsbruck, das Benediktiner-Lyceum in Augsburg, der Erbprinz von Hohenzollern-Sigmaringen machten glänzende Anerbietungen zu höheren Lehrstellen: aber alles scheiterte an dem leicht begreiflichen Widerstande des Abtes, der seine beste Lehrkraft seiner eigenen Anstalt erhalten mußte. In der That gereichte schon der bloße Name Bedas dem Meraner Gymnasium zur Empfehlung. Leider zehrte die angestrengte Schulthätigkeit an der ohnehin nicht sehr starken Gesundheit des gefeierten Lehrers, so daß er um eine 2jährige Unterbrechung bitten mußte; er benützte die gewährte Erholungszeit zur Ausübung der früher so liebgewonnenen Seelsorge. Wohl ein gut Theil Schuld an der Ueberanstrengung darf der Nebenbeschäftigung des Professors auf die Rechnung gesetzt werden.

Schon während seiner Studienzeit in Innsbruck und Brixen hatte Weber mit seinen Gesinnungsgenossen einen Musenalmanach geplant; bereits im 2. Jahre der Lehrthätigkeit Bedas erscheint er als „Alpenblumen“, zumeist auf sein Betreiben hin. Das gab Arbeit und Aufregung genug.

Webers Beiträge hat sein Biograph in sorgfältiger Weise in all ihren Beziehungen nach Inhalt und Form gewerthet. Mit dem Eingehen der „Alpenblumen“ nach ihrem 3. Jahrgang tritt Bedas feurige Neigung zum Dichten mehr zurück, um sich ungetheilter der ernsten Wissenschaft zuwenden zu können. Den Uebergang dazu bildete eine Romreise. Italien, das gelobte Land der Schönheit, Rom, die Heimstätte

der Kunst und die Weltstadt der Päpste, das übte auf den Dichter, Gelehrten und Priester einen unwiderstehlichen Reiz aus. Die wohlthätigen Wirkungen der italienischen Reise für Körper und Geist lassen sich richtiger aus den Folgen erkennen als aus ein paar Briefzeilen, die in Augenblicksstimmungen aufs Papier geworfen wurden. Bald nach der Romfahrt beginnt Beda die Uebersetzung der klassischen Schrift des hl. Chrysostomus über das Priestertum und schon nach einem Jahre liegt die Arbeit druckfertig vor. Die früher begonnenen Studien über Oswald von Wolkenstein werden nunmehr mit wachsendem Eifer fortgesetzt; sie führen zum zufälligen Fund einer sehr werthvollen Titurel- und Nibelungenhandschrift. Das weckt seine Lust zum Urkundenstöbern und seine Freude, die Entdeckungen in kleineren Abhandlungen bekannt zu machen. Dadurch übt er einen weitgehenden Einfluß auf die Entwickelung der Altertumskunde Tirols aus.

Neben diesen gelegentlichen Mittheilungen entsteht eine bedeutendere Leistung: „Das Land Tirol“. Land und Leute hatte er bei den vielen Fußwanderungen genau kennen gelernt und dabei nicht versäumt, die eigenen Erfahrungen durch einschlägige Studien zu vertiefen. In auffallend kurzer Zeit ist das dreibändige Werk druckfertig gestellt. Bei seinem Erscheinen hat das Buch großen Beifall gefunden und „noch heute nach zwei Menschenaltern“, so urtheilt Wackernell, „ist das Werk werthvoll als Ergänzung zu anderen Büchern dieser Art: man wandert mit einem Dichter über Berg und Thal, eine anziehende Gemüths- und Gefühlswelt schließt sich auf, den ästhetischen Eindruck, den eine Gegend macht, den Dichtungsgehalt, den sie besitzt, weiß er klarzulegen; die Alpenländer leben in seiner Darstellung, nicht nur die Menschen. Die Sprache ist auch hier schwunghaft, dichtgeblümt, bilderreich, so daß sie selbst bei dem trockensten Stoff den Leser fesselt“. Daß Beda nach dem Erscheinen

dieses Werkes der bekannteste Schriftsteller Tirols war, braucht kaum gesagt zu werden. Ein Auszug aus dem umfangreichen Werke als „Handbuch für Reisende in Tirol“ blieb auf lange Zeit der beliebteste Reisebegleiter für Einheimische und Fremde. Das gleiche Lob verdienen die später erschienenen Bücher über Tirol, die sein erstes Werk inhaltlich vertiefen. So „Meran und seine Umgebung oder das Burggrafenamt von Tirol für Einheimische und Fremde“ (1845), „Das Thal Passeier und seine Bewohner mit besonderer Rücksicht auf Andreas Hofer und das Jahr 1809“ (1851), Die Stadt Bozen und ihre Umgebungen“ (1849), überall offenbart sich die sinnig feine Beobachtungsgabe eines für jede Schönheit seines Vaterlandes begeisterten Dichters. Diesen Arbeiten mehr leichteren Stiles schließen sich sachlich drei weitere patriotische Schriften an, die gleichfalls den Ruhm Tirols bezwecken.

Kaiser Ferdinand hatte im August 1838 „das klassische Land der Kaisertreue“ besucht und war überall glänzend empfangen worden. Ein Gedenkbuch sollte diese Erbhuldigung in Tirol in ihren einzelnen Theilen verewigen; nach drei Monaten lag es als stattlicher Quartband von Webers Hand abgeschlossen vor. Drei Jahre später erschien aus seiner fleißigen Feder ein Buch, das großes Aufsehen erregte: „Tirol und die Reformation in historischen Bildern und Fragmenten. Ein katholischer Beitrag zur näheren Charakterisirung der Folgen des 30jährigen Krieges vom Tiroler Standpunkt aus“ (1841). Der erweiterte Titel läßt über Inhalt und Zweck der Untersuchung keinen Zweifel übrig. Den Fragmenten sollte später ein größeres Werk folgen, „Reformationsversuche in Tirol“, das leider nicht zu Tage trat. Dagegen hatte Weber eine Blüthenlese aus seinen Gedichten zusammengestellt, deren Herausgabe der berühmte Klassikerverlag Cotta (1842) übernahm, ein

Beweis, wie bekannt Bedas Name bereits damals gewesen ist.

Aus derselben Zeit stammen zwei Bücher, die den Dichter in das Gebiet der Mystik führten. Anfangs der dreißiger Jahre waren ihm auf seinen Archivreisen die Schriften der Giovanna Maria dalla Croce, einer italienischen Katharina Emmerich des 17. Jahrhunderts, aufgestoßen. Möhlers „Symbolik", die „Mystik" von Görres, Kerners einschlägige Schriften und Brentanos Buch über K. Emmerich wurden im Kreise der „Alpenblümler" viel gelesen. Daher verfing der Stoff bei Beda und er machte sich eifrig über das Quellenstudium her. Nach wenigen Jahren wird das Buch in der Handschrift abgeschlossen. Es ist mehr als eine bloße Lebensbeschreibung, wie der Titel bereits andeutet: „Giovanna Maria dalla Croce und ihre Zeit, ein Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert". Prof. Wackernell wagt es in seiner ehrenden Bescheidenheit nicht, ein sachliches Urtheil über das mystische Buch zu geben; das überläßt er den Theologen. Ein zwar äußerliches, aber im vorliegenden Falle bedeutungsvolles Gutachten über die Lebensbeschreibung Giovannas liegt darin ausgesprochen, daß sie wiederholt und bis in die jüngste Zeit hinein aufgelegt wurde. Das erbauliche Buch ist mit Wärme und zartem Takt für den heiklen Stoff geschrieben und verdient die Beachtung, die es gefunden hat, daß es ins Italienische und Französische übersetzt wurde. Eine Zugabe zu dem größeren Werke ist das Büchlein „Blüthen heiliger Liebe und Andacht, gesammelt für Kenner und Liebhaber des inneren Lebens. Aus den Schriften der Giovanna M. Kreuze". Das Büchlein bietet, was es verspricht: Gebete und fromme Betrachtungen.

Damit hatte sich die fruchtbare Schaffenszeit noch nicht erschöpft. Ein alter Plan, die Gedichte Oswalds v. Wolkenstein herauszugeben, sowie seine Geschichte zu schreiben, soll

nunmehr ausgeführt werden. Beides gelingt in verhältnißmäßig kurzer Zeit und mit gutem Erfolge. Des gelehrten Biographen fachmännische Kritik über die Veröffentlichung der Wolkenstein'schen Gedichte lautet recht günstig: „Immerhin hat Beda mit dieser Ausgabe, die längst schon vergriffen ist, den Grammatikern, Wörterbuchmännern und Literaturgeschichtsschreibern eine wichtige Quelle erschlossen, aus der sie durch ein halbes Jahrhundert geschöpft haben". Nicht minder anerkennend im großen Ganzen, wenn auch mit genauer Kenntlichmachung mancher Versehen, spricht sich der Hr. Professor Wackernell über die Geschichte Oswalds und Friedrichs mit der leeren Tasche aus.

All diese gelehrten Bände schrieb Beda, der nach der zweijährigen Unterbrechung seine Schulthätigkeit wieder aufgenommen hatte, neben seiner eigentlichen Berufsarbeit als Gymnasialprofessor. Dazu kamen noch Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten mancherlei Art, von denen der sogen. „Sängerkrieg in Tirol" jedenfalls die bitterste Pille für Bedas edles Freundesherz war. Die Biographie widmet der mehrjährigen Zeitungsfehde ein eigenes Kapitel. Für den Meraner Professor hatte der widerliche Streit wenigstens eine gute Folge: sein Thätigkeitsgebiet erweitert sich, indem zur Dichtung, Wissenschaft und Schulwesen die Politik kam. Seinem energischen Wesen entsprechend, erfaßt er sie alsbald in ihrem ganzen Umfange.

So eingeweiht und vorbereitet findet ihn das ereignißreiche Jahr 1848, wo er nicht nur über Politik schrieb, sondern berufen wurde, selber solche zu machen. Wie zur Einweihung auf das denkwürdige Jahr hatte er im Frühjahr desselben seine „Vormärzlichen Lieder aus Tirol" zu Ende gebracht, die erst zwei Jahre später ohne Namensangabe des Verfassers gedruckt wurden.

Die außerordentliche literarische Arbeitsleistung Bedas, seine schulmännische Tüchtigkeit, die Eigenart seiner kraftvollen Persönlichkeit breiteten seinen Ruf immer weiter aus; die mißlungenen Angriffe seiner Gegner im Sängerkrieg lenkten die Aufmerksamkeit noch mehr auf den Meraner Professor; bedeutsame Ehrungen aus den höchsten Gelehrtenkreisen kamen hinzu: er wurde vom Kaiser unter die ersten Mitglieder der Akademie der Wissenschaften in Wien ernannt, zum correspondirenden Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu München gewählt, als Ehrenmitglied des historischen Vereins in Kärnten aufgenommen — kein Wunder, daß dieser Mann in Meran als Abgeordneter für die Nationalversammlung in Frankfurt gewählt wurde.

Nach vier Seiten hin richtete sich seine Parlamentsthätigkeit: er wirkte im Interesse Oesterreichs, in der großen Kirchen- und Schulfrage, als Volksmann und als Deutscher. Beda's Bemühungen für seinen Kaiser auf der Nationalversammlung hat der gegnerische H. Laube also charakterisirt: „Er hat seine strengösterreichischen Ansprüche consequent, hartnäckig, oft giftig geführt und verfochten bis zum letzten als einer der entschlossensten Parteimänner. Webers Biograph streicht an Laube's Urtheil das Gehässige und setzt das Sachgemäße dafür ein: statt „hartnäckig“ unbeugsam, statt „giftig“ mit allen gesetzlich erlaubten Mitteln, statt „Parteimann“ Patriot. — Bei der Kirchen- und Schulfrage gerieth Beda in eine noch schwierigere Lage; aber auch hier stellte der einsichtige Priester seinen Mann, so daß er nicht ohne Grund als Abraham a Sancta Clara der Paulskirche galt. In katholischen Kreisen war sein Ansehen bedeutend gewachsen und selbst seine Gegner behandelten ihn auffallend glimpflich. Freilich blieb das neugeprägte Schimpfwort „ultramontan“ auch ihm nicht erspart. Er greift es auf und gibt ihm in Merks „Gedenkbuch an die Paulskirche“ die rechte Deutung:

Nie verläugn' ich meine Fahne:
Ja, ich bin Ultramontane
Mit den Worten, mit der That,
Treu der Kirche wie dem Staat!
Und aus dieser Ultratreu'
Sproßt die Liebe täglich neu,
Alle Menschen zu begrüßen
Und sie an mein Herz zu schließen,
Daß wir alle, Brüdern gleich,
Liebend ruh'n im deutschen Reich.
Und wer's lauer denkt und meint,
Der ist Deutschlands ärgster Feind.
An der Donau wie am Rhein
Laßt uns Alle Ultra sein,
Ultra in der Lieb' und Treue
Für das Vaterland, das freie!

Als guter Deutscher ebenfalls und als Volksmann durfte Beda mit gutem Gewissen auf seine parlamentarische Thätigkeit in Frankfurt zurückblicken. Da beginnt in der „schönsten Stadt", in der er sich bald eingelebt hatte, ein anderes Feld der Wirksamkeit: der Tiroler schlägt im neuen Erdreich feste Wurzeln.

Während der Parlamentswirren war der Stadtpfarrer von Frankfurt gestorben; er war ein stiller, einfacher Mann gewesen, der die damaligen religiösen Zustände der alten Kaiserstadt nicht aus ihrer öden Versumpfung zu heben vermochte „Da wurde," wie Steinle erzählt, „in den leitenden Kreisen der Wunsch laut, für die erledigte Pfarrstelle einen geistig hervorragenden Mann zu gewinnen, welcher in diesem Kreise die erste Stelle einnehmen könnte. Am meisten hatten die Predigten des Benediktinerpaters Beda Weber gewirkt." Und der Benediktinerpater Beda Weber ward zum Pfarrer von Frankfurt gewählt. Der Diöcesanbischof billigt die Wahl, verleiht dem neuen Stadtpfarrer den Charakter eines Domherrn von Limburg, ernennt ihn nacheinander zum bischöflichen Commissarius,

geistlichen Rath und Mitglied des Ordinariats in Frankfurt. Die päpstliche Zustimmung aus Rom erfolgt alsbald. Nachdem Beda noch zum Mitglied der katholischen und gemischten Kirchen- und Schulcommission und zum Inspektor der Domschule gewählt ist, fühlt er mit all den Würden die ganze Schwere seiner Bürden auf den Schultern lasten, die bisher an solche Last nicht gewöhnt waren. Jetzt galt's, den goldenen Kernspruch aus seinem schönen Gedicht „Der Sylvesterabend" zu erwahrheiten: „Muth ist Seele, That ist Leben."

Es war ein schweres und dornenvolles Amt, das er im Juni 1849 antrat; er hat es selbst mit düsteren Farben in den „Cartons" geschildert. Da konnte wirklich nur eine außergewöhnliche Persönlichkeit einen Wandel zum Besseren anbahnen. Beda war eine solche. Die Lebensbeschreibung stellt die Aufgaben des fremdländischen Pfarrers als seinen klar erkannten Arbeitsplan kurz zusammen: „Den festen Katholikenkern an sich zu ziehen, möglichst viel Vertrauen zu gewinnen, den religiösen Sinn zu kräftigen und auszubreiten, die Furcht zu bannen, die Gleichgiltigen aufzurütteln, die Abseitsstehenden heranzuziehen, alle zu organisiren, zu einigen und mit einem katholischen Gesammtgefühl zu beseelen, das dann von selber zu einer kräftigeren und erfolgreicheren Vertretung der gerechten Forderungen Andersgläubigen gegenüber führen mußte; endlich, um die Wirksamkeit nach innen und außen zu verstärken, die Schaffung einer leistungsfähigen Presse zu Schutz und Trutz."

Der seeleneifrige Priester hat seine Aufgabe nach jeder Richtung treu gelöst. Das Vertrauen von oben und unten erwarb er sich rasch, zumal ihm der Ruf eines Mannes vorausging, der jedem gesunden Fortschritt hold sei. Sein Amtseifer und besonders seine große Mildthätigkeit gegen Arme, Kinder und Kranke — das Erbstück seiner Mutter — thaten das Uebrige. Vor allem war es die Kanzel, von

der herab sein redegewandter Mund aus dem übervollen Herzen seine Zuhörer zu fesseln und zu begeistern verstand. Schade, daß in das hübsche Büchlein „Predigten ans Tiroler Volk“, das er zu einem mildthätigen Zwecke in Frankfurt drucken ließ, keine der Frankfurter Kanzelreden aufgenommen wurde. In gleicher Weise sorgte der neue Stadtpfarrer für die Ausbreitung und Verschönerung des Gottesdienstes in seinem ganzen Umfange. Sodann begann in Frankfurt ein blühendes Vereinswesen, das bisher so gut wie unbekannt war: allen Bedürfnissen wurde Rechnung getragen, insbesondere der Schule die größte Sorgfalt zugewendet. Man spricht gern von dem „schaffenden Geist und den umsichtigen weisen Anordnungen des allverehrten hochwürdigen geistlichen Rathes“. Um der Zaghaftigkeit des religiösen Bekenntnisses noch mehr entgegenzuwirken, das katholische Glaubens- und Zusammengehörigkeitsgefühl zu kräftigen, die Gegner durch Massenentfaltung des Katholicismus zu bestürzen, faßte Beda den verwegenen Plan einer großen Volksmission durch Jesuiten. Der Erfolg war glänzend.

Gehobenen Muthes schreitet der unermüdliche Pfarrer zur Lösung der letzten Aufgabe seines Arbeitsplanes: „den Katholiken in Stadt und Land des Freistaates Frankfurt ein Organ zu schaffen, das ihre Angelegenheiten in der Oeffentlichkeit gegenüber dem Tumult zahlloser feindseliger Gehässigkeiten mit Klarheit und Ruhe, aber auch mit Sicherheit und Entschiedenheit vertreten konnte.“ Er gründete 1853 die Wochenschrift: das „Frankfurter katholische Kirchenblatt“. Das war eine Wehr zu Schutz und Trutz; sie reichte nicht aus. Zwei Jahre später sah Frankfurt eine katholische Zeitung größten Stils, die als „Deutschland“ täglich zweimal erschien und die das bisherige Kirchenblatt als „Sonntagsbeilage“ aufnahm. Ihre Aufgabe war: „Auf dem Gebiete der Tagesgeschichte Wahrheit und Gerechtigkeit

nach den Grundsätzen der katholischen Kirche zu vertreten." Daß Beda nicht nur die treibende Kraft und der Oberleiter der beiden Blätter sein mußte, sondern auch der hervorragendste Mitarbeiter, läßt sich kaum anders denken. Eine Auswahl seiner Artikel aus „Deutschland" und dem „Kirchenblatt", die durch ein paar ungedruckte vermehrt wurden, hat Weber als bleibendes literarisches Denkmal von der großen Auffassung und der strengen Erfüllung seiner Pflichten als Seelenhirt in den „Cartons aus dem deutschen Kirchenleben" zu einem eigenen Buche zusammengestellt, sowie er schon mehrere Jahre früher seine Aufsätze aus der Augsburger Postzeitung und den Historisch-politischen Blättern als „Charakterbilder" veröffentlicht hatte.

Die Gesammtwirkung seiner Seelsorgsthätigkeit wird als eine ganz außerordentliche geschildert: „Beda habe das Angesicht der Gemeinde so sehr erneuert, daß ihr anerkannter innerer Werth, wie ihre äußere Bedeutung heute noch auf der Grundlage der mächtigen Anregungen beruhe, die er ihr gegeben habe". Einer Großthat des Frankfurter Stadtpfarrers muß noch Erwähnung geschehen. Der altehrwürdige Kaiserdom war bei seinem Amtsantritt in kläglichem Zustande. Solch einen Anblick mochte Beda aus religiösen, ästhetischen und geschichtlichen Gründen nicht ertragen. Der Dom sollte in würdigster Weise erneuert und „das Sinnbild des restaurirten kirchlichen Lebens, des gehobenen, geläuterten Glaubensbewußtseins und der thatkräftigen, himmelanstrebenden christlichen Liebe werden. Der Kaiser von Oesterreich spendete 20,000 fl. „zur Erhaltung der ehrwürdigen Domkirche der ehemaligen Krönungsstadt, der Stätte so großer geschichtlicher Erinnerungen". Von allen Seiten flossen die Gaben zu. Die gänzliche Vollendung des eigenen Werkes hat sein Auge leider nicht mehr geschaut. Die Gesundheit, von jeher nicht ganz fest, vermochte die fast übermenschliche Kraftanstrengung des beweglichen Geistes nicht länger zu ertragen.

Ein Herzschlag machte seinem Leben — 60 volle Jahre — ein Ende. Der letzte corrigirte Bogen der „Cartons“ lag auf seinem Arbeitstisch; er hatte also den letzten Tag seines Lebens noch ganz ausgenützt. Als der Geistliche, der gerade beim Beginne der Predigt die Trauernachricht erfuhr, den schweren Verlust der zahlreich versammelten Gemeinde mittheilte, „da ging“, berichtet ein Augenzeuge, „ein Wehruf, ein Schluchzen und lautes Weinen durch die ganze große Kirche. Das war die erste, aber auch die erhabenste Anerkennung, welche dem priesterlichen, dem seelsorglichen Wirken des Dahingeschiedenen diejenigen darbrachten, denen er Hirt und geistlicher Führer in der vollsten Bedeutung des großen Wortes gewesen“. Mit großem Gepränge ward das Begräbniß begangen. Den Bischof Ketteler von Mainz zog „die Liebe zu seinem Freunde, ihm die letzte Ehre zu erweisen“. Die katholische Presse Deutschlands und Oesterreichs feierte „den großen Todten“.

Prof. Wackernell faßt als Schluß seines Werkes das Bild des seltenen Mannes kurz zusammen: „Es ist ein weiter Weg, den uns Bedas Leben und Entwicklung von der Schusterei im Pusterthal bis zu seiner Geisteshöhe in der Frankfurter Zeit geführt haben. Wir wanderten von Schul- und Censurwesen in die Kunst und Altertumskunde, in die Kalender- und Reiseliteratur, in die Welt- und Kirchengeschichte, in die Theologie und Seelsorge, in die Germanistik, in alle drei Reiche der Poesie, auch in die italienische und griechische Literatur der Kirchenväter, durch Politik und Zeitungswesen. Auf allen Gebieten hat Beda, stets mit lauterer Absicht und in edler Gesinnung, viel geschaffen und noch mehr angeregt. Er hat die Denkmale verdient, die man errichtet, um die Erinnerung an ihn wach zu halten. Und wenn die Menschen je seiner vergessen sollten, werden noch die Steine des Frankfurter Kaiserdomes sein Lob verkünden“.

Daß aber die Menschen seiner niemals mehr vergessen können, das ist das Hauptverdienst von Prof Wackernells schönem Buche. Die vorstehende Skizze, soviel als möglich war, mit des gelehrten Biographen eigenen Worten zusammengestellt, hat einen Theil der trefflichen Ausführungen gar nicht berücksichtigt, die Seite nämlich, die der Verfasser im Untertitel seines Werkes andeutet: „Die tirolische Literatur 1800—1846". In diesem Betracht ist Wackernells Buch grundlegend. Dazu kommen die geistreichen Ausblicke auf die allgemeine Literaturgeschichte, wie sie nur das reichste Wissen zu geben imstande ist. So bietet die treffliche Schrift den edelsten Genuß, viele Belehrung und mancherlei Anregung auf dem literarischen Gebiet in reicher Fülle.

Feldkirch. N. Scheid S. J.

XIII.

Poesie und Politik.

Goethe's Meinung, daß „politisch' Lied ein garstig' Lied" sei, hat zu keiner Zeit besondere Beachtung gefunden. Trotzdem selbst ästhetische Theorien mehr oder minder die gleiche Lehre predigten, hat Altertum und Mittelalter, besonders die neuere Zeit des politischen Liedes nie sich enthalten. Nationales Empfinden, die Liebe zum Vaterlande, das Interesse an den Geschicken, an der Fortentwicklung des Volkes machen es erklärlich, wenn warmfühlende Dichternaturen sich nicht abdrängen lassen, in hieherbezüglichen Fragen und Angelegenheiten mittelst der Gaben ihrer Kunst Stellung zu nehmen. Die Harfe des menschlich schönen Empfindens wäre thatsächlich lückenhaft, würden ihr die Saiten mangeln, die von Vaterlands- und Volksliebe erklingen. Aber, wie verschiedenartig sind nicht die Töne, die gerade diesen Saiten entlockt werden! Höchst charakteristische Belege hiefür bietet ein jüngst erschienenes Buch von Christian Petzet, das mit großer Umsicht die politischen Dichter und Dichtungen eines Zeitabschnittes vorführt, der durch seine geistigen Gährungen, Evolutionen und Revolutionen in Deutschland die Bahnen einleitete, auf denen die Entwicklung zum National-Staat, zu Kaiser und Reich neuer Observanz, schließlich vor sich gehen konnte: die Zeit der Vierziger-Jahre des neunzehnten Jahrhunderts.[1]) Auch derjenige, dem die vor-

1) „Die Blüthezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte von Christian Petzet." München, J. F. Lehmanns Verlag, 1902. (Preis des in 5 Lieferungen erschienenen Werkes 9 Mark.)

geführten Dichter keine unbekannten Größen sind, wird in der von Petzet ihnen gegebenen Zusammenfassung so recht des viel-, manchmal auch sehr mißtönigen Monstreconcertes sich bewußt, das die bunte Sängerschaar jenes bewegten Decenniums aufzuführen vermochte. Mehr als „ein wild gewordener Poet von großem Talent“ marschirt da unter dem schwarz-roth-goldenen Banner, und riesige Abwechselung bietet das dargereichte Programm. Von blutrünstigen Revolutionshelden à la Herwegh, bis zu den am rechten Flügel postirten, gut monarchisch und ordnungsliebend gesinnten Sängern, finden sich sämmtliche Schattirungen und Abstufungen des damaligen politischen Strebens vertreten, dem die aufregenden Zeitvorkommnisse. Rhein- und Schleswig-Holstein-Frage, Paulskirche und Reichsverweser, Kaiserkürung und Ablehnung, Volksleidenschaften und Aufstände, schließlich das klägliche Fiasko all' der löblichen wie der verwerflichen Bestrebungen der Jahre 1848 und 1849 einen überaus effektvollen, oft sehr bizarren historischen Hintergrund zu geben wußten.

Die Charakteristik der vorgeführten Poeten, von denen die markantesten Gestalten, die Chorführer, in gesonderten Abschnitten, die übrigen aber nach landsmannschaftlichen Gruppen behandelt sind, erweist sich im Allgemeinen gut gezeichnet. Die großen Schwächen so mancher dieser Barden, die sich nicht selten in theatralischer Phraseologie gefielen, oder die gar die Muse zur wuthschnaubenden Megäre herabzuwürdigen sich nicht scheuten, werden nicht beschönigt, wie anderseits auch mit dem Lobe nicht gegeizt wird, wenn es gilt, auf wirkliche Perlen patriotischer Poesie hinzuweisen. Etliche Aeußerungen und Urtheile, die zu sehr unter parteipolitischen Gesichtspunkten gegeben erscheinen, werden freilich nicht ohne Widerspruch bleiben können.

Als eine eigenartige Erscheinung zeigt sich im Beginne der Vierzigerjahre in der politischen Poesie noch jener kosmopolitische Geist, welcher — ferne der cynischen Verhöhnung edler Vaterlandsgefühle, wie sie Heine übte — die Völker auf sanften Pfaden einigen und erheben wollte. Dieser Geist, welcher vor allem in der 1841 gedichteten „Friedens-Marseillaise“ des Franzosen Lamartine das schönste poetische Denkmal erhalten, und der bei den deutschen Jung-Hegelianern am meisten Echo

gefunden hatte, ist bekanntlich alsbald gründlich desavouirt worden. Realpolitische Gesichtspunkte und Bedürfnisse, die ja nicht selten sogar unter den Stammgliedern einer Nation zu Differenzen führen, werden wohl schwerlich je die ideale Brücke zum Bruderbunde der Nationen fundiren lassen, von welcher einstmals an den Ufern des Rheins einzelne Poeten träumten. Daß die meisten deutschen Dichter die wirkliche Stimmung ihres Volkes anders zu treffen und auszudrücken vermochten, das haben die Erfolge gezeigt, die Nicklas Becker und vor allem Max Schneckenburger mit ihren Liedern zu erringen wußten.

Ungetrübten Genuß bieten unter den reichlich vorgeführten Gedichten zumeist nur jene, die weniger mit den Detailerörterungen der Zeit und nicht mit bitterer Polemik sich befassen, sondern die einzig dem Sehnen nach besseren, freiheitlicheren Zuständen, sowie dem Verlangen nach Kaiser und Reich in edler Sprache Ausdruck verleihen. Daß im vormärzlichen Deutschland in vielen Bundesstaaten und nicht zuletzt in der Frankfurter Eschenheimergasse manche Krähwinkliade cultivirt worden, daß dem Unterthanenverstande hin und wieder Ungeheuerliches zugemuthet worden ist, wird niemand in Abrede stellen, der vorurtheilsfrei in jene entlegenen Zeiten zurückblickt. Weil thatsächlich das Verlangen nach einer Aenderung, nach einer Wiederherstellung von Kaiser und Reich gar mächtig die Volksseele erfaßt hatte, war es möglich, daß — wenn auch auf anderen Bahnen, als man 1848 geträumt hatte — bei erreichter Schaffung des neuen Reiches so Manches mit Nachsicht übergangen, so manches Opfer, besonders von Seite der einzelnen Bundesfürsten, gebracht werden konnte.

Wie schon angedeutet, fordern etliche Stellen des Petzet-schen Buches zu Einwendungen heraus. Wenn unter anderm gesagt ist, daß Lenau „sein zeitgemäßes Werk (‚Albigenser‘) ohne Tendenzmacherei“ gegeben habe, so fehlt uns für diese und ähnliche Aufstellungen der Glaube. Daß „reaktionäre“ Dichter etwas schärfer angefaßt werden als „liberale“, können wir nicht verhehlen. Wenn — um bei den österreichischen Poeten zu bleiben — der Jesuitenbekämpfer Gilm liebenswürdigste Behandlung erfährt, so fallen gegen Beda Weber einige Ausdrücke, die besser vermieden geblieben wären. Dem

„wahrhaft fanatischen, klerikal orthodoxen Apologeten der Gegenrevolution" Sebastian Brunner wird ob seines oft treffenden Urtheils, seines gesunden und kräftigen Humors ja volles Lob zuertheilt; aber der weitere Hinweis auf den „gleißnerischen Taschenspieler in der Kutte", der hinsichtlich Brunners Haltung gegen Anastasius Grün gemacht ist, muß doch als ungerechtfertigte Entstellung von Brunners Charakter ernstlich zurückgewiesen werden.

Daß Petzet der „großdeutschen Idee" abhold gegenübersteht, brauchen wir wohl nicht ausführlich zu betonen. Es ist der nationalliberale Gedankenfaden, der alle die Darlegungen durchzieht, und wir verkennen die Berechtigung der zur Schau getragenen Befriedigung nicht, da ja — nachdem der aus Frankreich importirte Liberalismus das alte deutsche Reich zerstören geholfen — thatsächlich der Nationalliberalismus an der Grundlegung des neuen Reiches hervorragenden Antheil zu nehmen verstanden hat. Mancher seiner eigenen Sätze müßte aber dem Verfasser dennoch zu denken geben. Wenn er gesteht, daß in Oesterreich „bis zur Auflösung des Deutschen Bundes die deutsche Nationalität ihre vollberechtigte geistige Vorherrschaft ausüben konnte" (S. 261), so liegt die Frage sehr nahe, warum dieses seit dem Jahre 1866 so riesig erschwert, wenn nicht gar unmöglich gemacht worden ist. Das war eben die Anschauung vieler edler großdeutscher Patrioten, daß man die acht Millionen Deutsche der Ostmark niemals im Stiche lassen sollte. Wenn nun die geschichtliche Entwicklung auch einen anderen Gang genommen, als die Großdeutschen ihn erwartet hatten, so bleiben sie dennoch nach wie vor die hochachtbaren Vertreter einer allumfassenden Vaterlandsliebe, deren Patriotismus uns nicht minderwerthiger erscheinen darf, weil sie im Ringkampfe um die Gestaltung des großen Vaterlandes eben den Kürzeren gezogen haben.

Die politische Poesie der Vierziger-Jahre des XIX. Säculums wird unter national- und literaturgeschichtlichen Gesichtspunkten gewiß allzeit ein Interesse verdienen. Wenn über das eine oder andere Gedicht aus der wahrhaft riesigen Zahl der poetischen Erzeugnisse jedoch die Schleier des Vergessenseins sich breiten, so braucht man darob nicht zu klagen.

Das wirklich Werthvolle ist auch hier das Bleibende. Die edlen, damals in glückliche dichterische Form gebrachten wahrhaft patriotischen Empfindungen dienen auch heute und fernerhin dazu, die Wirren und Zwiste der Zeit zu überragen und ein Band zu bilden, dem sich gewiß kein für Hohes und Berechtigtes begeistertes Gemüth entziehen möchte. Mit Freude gedenkt Referent der tiefgehenden Ergriffenheit, die auf einer der letzteren in Süddeutschland abgehaltenen deutschen Katholikenversammlungen alle Theilnehmer umfaßte, als Hoffmanns von Fallersleben: „Deutschland, Deutschland über Alles" durch die Halle brauste. Wenn Grillparzer einst dem Feldherrn Radetzky jubelnd zurufen konnte: „In deinem Lager ist Oesterreich!" so können mit gleichem Rechte die conservativen Elemente Deutschlands, vor allem die Katholiken, die gerade durch ihre imposante parlamentarische Vertretung an der inneren Consolidirung des Reiches, an der Durchführung seiner großen socialen Probleme die kräftigste Mitwirkung zu bieten vermögen, die aber nicht selten in tiefverletzender Weise des Mangels an wahrem Patriotismus bezichtigt werden, von sich sagen: Auch in unserem Lager ist Deutschland! — Mögen moderne Publicisten und nationale Dichter daher nie den in seiner heutigen Verkörperung sich darbietenden Vaterlands- und Reichsgedanken einseitig entstellen, oder gar durch tendenziöse Betonung einer confessionellen Spitze Nachtheile und Beeinträchtigungen heraufbeschwören. Gelingt es, solches hintanzuhalten, es dürfte dann jene Harmonie nicht ausbleiben, die uns noch mehr zu erheben und zu befriedigen vermag, als der Wohlklang all' der hochtönenden, dem deutschen Vaterlande gewidmeten Verse.

München im Juni.

XIV.

Dante.

Von Dr. Hermann Grauert-München.

VI.

In der Oeffentlichkeit ist Dante als 18jähriger Jüngling zum ersten Male im Jahre 1283 mit einem italienischen Sonett hervorgetreten, welches nach dem Vorbilde provenzalischer Troubadours und älterer wie zeitgenössischer Dichter die Liebe zum Gegenstande hatte. Auch sonst hat Dante die Liebe in einer Reihe von einzelnen lyrischen Gedichten verherrlicht, welche nacheinander in den folgenden Jahren entstanden sind. Dante's Jugendliebe aber war von wunderbarer, gleichsam ätherischer Zartheit. Am Ende seines neunten Lebensjahres hatte er einst ein holdes Mädchen erblickt, das am Beginne des neunten Jahres stand. Der Anblick ließ den Lebensgeist in seiner innersten Herzenskammer erzittern. Liebe erfaßte den Knaben, aber auch Trauer, die in Tränen sich Luft machte. Beatrice „die Beseligende" nannten viele das holde Kind, welche ihren wirklichen Namen nicht kannten. Beatrice nennt darum auch Dante sie in seiner ersten zusammenhängenden Schrift, welche er dieser Jugendliebe in italienischer Sprache widmete und die er noch vor dem Jahre 1300 verfaßt hat. Der Schrift gab er den Titel „Das neue Leben", weil mit der Liebe zu Beatrice ein neues, höheres, durchgeistigtes Seelenleben in ihm seinen Anfang nahm. Erst nach weiteren neun Jahren, von jener ersten

Begegnung an gerechnet, wurde der junge Liebende des Glückes teilhaftig, ein Wort, einen Gruß aus dem Munde der Geliebten zu vernehmen, und dieser Gruß machte ihn trunken vor Seligkeit. Die sieben folgenden Jahre geht er den Spuren Beatricens nach, ohne sinnliche Erregung, vom höchsten Affekte idealer, seelischer Liebe ergriffen. Durch den Tod Beatricens erschien ihm Florenz verwitwet und aller Würde beraubt. Unter Tränen schrieb er an die Vornehmsten des Landes einen Brief, welchem er als Vorspruch die Worte des Propheten Jeremias voranstellte: „Wie liegt die Stadt verlassen da!" In dem „Neuen Leben" sind eine größere Zahl von Sonetten und Canzonen, und auch eine Ballade durch einen erläuternden Prosatext verbunden. Aber auch diese Prosa enthält höchste, zauberhafte Poesie, nicht die Schilderung großer, äußerer Ereignisse, sondern Seelenmalerei in wunderbar abgetönten Farben. Es ist eine Bekenntnisschrift aus dem Seelenleben eines Dichters, wie sie die Weltliteratur nicht zum zweiten Male bietet. Poetische Visionen aus dem seelisch gesteigerten Innenleben des jungen Dante werden uns nacheinander vorgeführt, welche wie mit bestrickendem Reize den Leser mächtig ergreifen, so vor allem jene wunderbare Vision im Kap. 23, in welcher der Dichter, von Todesahnungen erfüllt, im Geiste auch Beatricen auf dem Todesbette sieht und aus dem Munde ihres verklärten Antlitzes die Worte zu vernehmen glaubt: „Ich bin daran, zu schauen den Urquell des Friedens." Wahrheit und Dichtung haben an den Erzählungen und Poesien des Neuen Lebens ihren Anteil. In Beatrice lediglich eine allegorische Figur zu erkennen, wie manche Danteforscher wollen, ist nicht zulässig. Unter dem Namen verbirgt sich vielmehr ein weibliches Wesen von realer Persönlichkeit. Mit Beatrice, der Tochter des Folco Portinari, welche die Gattin des Simone dei Bardi in Florenz wurde, ist sie jedenfalls nicht identisch. Aber schon in dem „Neuen Leben" hat Dante die historische Gestalt der Beatrice in die Sphäre

dichterischer, allegorischer Verklärung emporgehoben. Er schließt die kleine Schrift im 43. Kapitel mit dem Hinweis auf eine wunderbare Vision, deren Einzelheiten er nicht berichtet, die ihn aber bestimmt habe, später in würdigerer Weise von der gebenedeiten Frau (Beatrice) zu handeln. Unter Aufbietung aller Kräfte widme er sich deshalb dem Studium und mit Gottes Hilfe hoffe er, dereinst mehr von ihr zu sagen, als je von einer Frau gesagt wurde. Dann hofft er auch die Glorie seiner gebenedeiten Beatrice zu sehen, welche in der Verklärung das Angesicht Gottes schaut. Hier deutet der Dichter offenbar auf einen großen Plan hin, aus welchem nach jahrelanger mühevoller Arbeit die Divina Commedia hervorgegangen ist.

Als Seelendichtung von unermeßlicher Tiefe und zugleich als ein Weltgedicht von großartigem Aufbau gibt sich uns bei näherem Studium die Göttliche Komödie Dante's zu erkennen. Sie umfaßt in drei Hauptteilen genau 100 in italienischen Terzinen abgefaßte Gesänge. Obwohl Dante den Gedanken zu diesem großen Lebenswerke sicher seit dem Jahre 1300 in seinem Herzen getragen hat, ist doch ebenso sicher keiner der drei Hauptteile in seiner gegenwärtigen Gestalt vor dem 20. April 1314, das ist vor dem Tode Papst Klemens' V., vollendet worden. Erst nachdem Dante mit dem Tode Kaiser Heinrichs VII. das Zusammenbrechen seiner großen irdischen Hoffnungen erlebt hatte, ist er, langsam voranschreitend, mit seiner großen Lebensdichtung hervorgetreten. Das Paradiso, der 3. Hauptteil, war beim Ableben Dante's jedenfalls noch nicht veröffentlicht; die letzten Gesänge desselben scheinen erst geschrieben zu sein, als der Dichter den Pforten der Ewigkeit unmittelbar nahe gekommen war.

In der Form einer visionären Reise, wie sie, wenn auch in minder vollkommener Gestalt, in der Weltlitteratur schon früher vorgekommen, führt uns der Dichter durch die drei Reiche der Hölle, des Berges der Läuterung und des

himmlischen Paradieses, welch letzteres sich über die sieben Planeten und darüber hinaus bis zum 10. unbeweglichen Himmel, dem Empyreum, ausbreitet. Die visionäre Fahrt aber unternimmt der Dichter selbst. Durch die Unterwelt und bis auf die Höhe des Läuterungsberges führt ihn der römische Dichter Virgil, der auch Danten als der größte unter den lateinischen Dichtern galt. Auf dem Gipfel des Läuterungsberges, wo das irdische Paradies gelegen, sieht der Dichter die einst heiß geliebte Beatrice in hoheitsvoller Verklärung wieder, die nun, nachdem Virgil ihn verlassen, die Führung übernimmt beim Fluge durch die Sternenwelt des himmlischen Paradieses. Als Zeit der fiktiven Reise ist von Dante die Char- und Osterwoche des großen Gnadenjahres 1300 angenommen (nicht, wie einige wollen, 1301). Auf der Mittagshöhe seines Lebens, gegen das Ende des 35. Jahres, findet sich der Dichter, aus dem Schlafe erwachend, inmitten eines finsteren, wilden Waldes verirrt. Den Aufstieg zu einem sonnenbeschienenen Hügel wehren drei wilde Tiere, ein buntgeflecktes Pardel, ein Löwe und eine gierige Wölfin, die Symbole der geschlechtlichen Ausschweifung, des Hochmuts und der Habgier. Auf Veranlassung der Gottesmutter Maria, der hl. Lucia und der verklärten Beatrice erscheint nun Virgil dem verirrten Dichter als Retter und Führer. Damit Dante zum Heile, zum Anblick der geliebten Beatrice gelange, zeigt er ihm die Schrecken der Unterwelt und führt er ihn hinauf zur Höhe des Berges, auf dem die der Beseligung des Himmels vorbehaltenen und harrenden Seelen in reumütiger Bußgesinnung von den Verschuldungen ihres Erdenlebens sich läutern. Dante stellt sich selbst uns vor als einen verirrten, das heißt in Sünde verstrickten Menschen. In seiner Brust aber lebt das Verlangen nach Befreiung aus den Banden des Irrtums, nach Erlösung von der Sünde, nach Seelenfrieden und innerem Glück. Auf der Höhe des Purgatorio wird er durch Beatrice's Mund daran erinnert, daß die Stätte des wahren

menschlichen Glückes auf Erden lediglich im irdischen Paradiese zu suchen sei (Purgatorio XXX v. 73/74), wo auch Dante des überwältigenden Anblickes der verklärten Beatrice gewürdigt wird. Nur auf dem beschwerlichen Bergpfade der Buße und inneren Läuterung ist es zu erreichen. Beim Abstieg durch den unterirdischen Höllentrichter gewahrt der Dichter die Seelen der zur ewigen Verdammnis verurteilten Sünder in ihren qualvollen Leiden. Nachdem er die Pforte durchschritten, welche den Eingang vermittelt zur Stadt der Trauer, zu dem ewigen Schmerze, zum verlorenen Volke, umfing ihn Seufzen, Weinen und Heulen, das durch die sternenlose Luft ertönte, so daß auch Dante von Tränen überwältigt wurde. Er befindet sich zunächst unter den Seelen jener, die ohne Lob und ohne Schande lebten. Keine Hoffnung winkt ihnen, auch nicht der Tod. Am Ufer des Acheron verfällt Dante beim Anblicke des wilden Fährmannes Charon, von Schrecken ergriffen, in tiefen Schlaf. Schlummernd wird er über den Fluß getragen und befindet sich nunmehr im obersten, dem ersten der neun Kreise des Höllentrichters, die er einen nach dem anderen absteigend durchmißt. Im ersten Kreise, dem sogenannten Limbus oder der Vorhölle, findet er die Seelen der tugendhaften Menschen des heidnischen Altertums, Dichter und Philosophen, Männer und Frauen, welche der Beseligung nicht teilhaftig werden können, da sie der Taufgnade entbehrten. Ohne Hoffnung befinden sie sich in ewiger, unbefriedigter Sehnsucht, ohne daß weiterer Schmerz sie peinigt. In den nun abwärts folgenden Höllenkreisen vom zweiten bis zum sechsten trifft Dante die Seelen, welche durch Leidenschaft und Unmäßigkeit gesündigt, die Wollüstigen, die Schlemmer, die Geizigen und Verschwender, die Hochmütigen und Zornigen. Im sechsten Kreise stoßen sie auf die an den Ufern des Styx gelegene Höllenstadt Dis, in deren Mauern diejenigen, welche gegen den christlichen Glauben gesündigt haben, die Ketzer, in großer Zahl in feurigen Särgen jammern, die Jünger des

Epikur und die Führer und Anhänger der anderen häretischen Sekten. Vom siebenten bis zum neunten Kreise bewegen sich die wandernden Dichter durch die untere Hölle, wo noch schlimmere Sünder ewiger Marter unterworfen sind, jene, welche durch Bosheit, sei es durch Gewalttat oder Betrug, gefehlt haben: Gotteslästerer, Sodomiter, Wucherer, Simonisten, Bestechliche, Diebe, solche, welche verderblichen Rat erteilt, Zwietrachtstifter, Fälscher und andere. Im neunten, dem tiefsten Höllenkreise, in der Kaina und in der Giudecca, werden in grauenvoller Pein gezüchtigt die Verräter. Zu unterst in dem Höllentrichter, zugleich im Mittelpunkt der Erde, steht mit seinem Riesenleib Lucifer, der Herrscher dieses Reiches der ewig düsteren Schaudernacht. Mit jedem seiner drei Mäuler zernagt er einen der drei Erzverräter, welche den schlimmsten Frevel verübt: Judas Iscariot und Brutus und Cassius. Der Verrat an dem Gottessohn Christus wird also von Dante auf die gleiche Stufe gestellt, wie der Verrat an Julius Cäsar, dem Begründer des römischen Kaisertums.

Von wunderbar poetischem Zauber ist die Schilderung, mit welcher Dante, nachdem er der Todesluft der Hölle entronnen ist, den Anblick der Sterne begrüßt, in deren mildem Lichte er Cato von Utica ehrwürdigen Angesichtes erkennt, den Hüter des Einganges zur Insel, auf welcher im weiten Meere sich der Berg der Läuterung erhebt. In einem Vorpurgatorium müssen die Seelen oftmals lange harren, bis sie in das eigentliche Purgatorium zugelassen werden, das sich in sieben Kreisen zu der Höhe des Berges hinaufzieht. Der Engel, der es bewacht, ist von Petrus mit einem goldenen und einem silbernen Schlüssel ausgerüstet, um die Pforte zu öffnen. Vor ihm fällt auch Dante auf die Kniee, demütig Einlaß begehrend. Mit der Spitze eines Schwertes zeichnet der Engel dem Dichter sieben P auf die Stirne, die Symbole der sieben Todsünden, dann schließt er die Tore auf. Unter den büßenden

Seelen steigt nun Dante aufwärts, und jedesmal, wenn er einen der sieben Kreise durchmessen hat, wird ihm eines der sieben P, das Kennzeichen einer der sieben Todsünden, von einem Engel von der Stirn getilgt. Je höher die Wanderer kommen, desto leichter wird ihnen der Aufstieg. Nur im letzten und höchsten Kreise schrickt Dante noch zurück, da er selbst nun das Läuterungsfeuer derer zu durchschreiten hat, welche im Leben gegen die Keuschheit gefehlt. Inmitten der glühenden und sengenden Hitze dieses Feuers spendet Virgil dem jüngeren Genossen Trost, indem er von Beatrice spricht, die nur noch durch die Feuerlohe von ihnen getrennt ist. Auf der Felsenstufe des obersten Berggipfels sitzend pflegen die Dichter der letzten Nachtruhe. Auch Statius, der Dichter aus dem ersten Jahrhundert der römischen Kaiserzeit, hatte sich zu ihnen gesellt. Dante schaute im Traum das Bild einer jungen, schönen, blumenpflückenden Frau. Es ist Lia, welche das tätige Leben darstellt und singend von ihrer Schwester Rahel spricht, die im Schauen ihre Befriedigung findet. Die Vorahnung dessen, was der folgende Tag Danten in hellem Sonnenglanze bringen wird, erfaßt ihn. Der Eintritt in das irdische Paradies steht ihm bevor, der Anblick Matelda's und der wunderbare Siegeszug der Kirche, der Anblick des mystischen, vom Greifen (Christus) gezogenen Wagens (der Kirche), auf welchem in überwältigender Hoheit die verklärte Beatrice tront, die Vision von der gottgewollten Verbindung zwischen Papsttum und Kaisertum, und der Anblick der plötzlichen Umwandlung, nach welcher Beatricens Stelle eine Dirne einnimmt, die mit dem französischen Riesen buhlt. Vor Beatrice beugt sich Dante, der im Wasser des Vergessens und der Erinnerung gebadet worden, indem er in tief innerlichem Reuegefühl das Bekenntnis seiner Schuld ausspricht.

Die letzten Gesänge des Purgatorios gehören zu den ergreifendsten und schönsten Partien der ganzen Dichtung. Mit plastischer Anschaulichkeit hatte der Dichter die Bilder

der Hölle gezeichnet. Vergangenheit und Gegenwart, die Zerrissenheit Italiens, die wechselvolle Geschichte von Florenz, die unheilvolle Störung der von Gott gewollten Harmonie zwischen Kaisertum und Papsttum, die Entartung, welche die wilde Gier nach Besitz, die Simonie und der Nepotismus in der Kirche und vornehmlich am Sitze der päpstlichen Kurie angerichtet, waren von Dante in Einzelscenen von dramatischer Kraft und Größe in den beiden ersten Hauptteilen der Dichtung vorgeführt worden. Und überall vernahm der Leser die Herztöne des eigenen, subjektiven, Haß und Liebe atmenden Empfindens des Dichters. Gegen den Schluß des Purgatoriums ist er selbst überwältigt von den durchbohrenden Anklagen der holden, hoheitsvollen Frau, die er einst in der Jugend schwärmerisch geliebt Sie klagt ihn an daß er ihrer nach ihrem Tode vergessen, und daß er falschen Gütern nachgejagt habe. Unter Tränen ringt sich das Ja des Geständnisses aus des Angeklagten Munde.

Worin des Dichters „Verirrung" bestanden, ist von den Erklärern sehr verschieden gedeutet worden. Daß Dante wirklich eine Lebensperiode innerlicher Entfremdung vom Glauben der katholischen Kirche durchgemacht habe, ist aus keiner seiner Schriften zu belegen. Vielmehr legen sie alle Zeugnis ab, von seinem Willen, in der katholischen Kirche die Hüterin des von Gott der Menschheit überlieferten Glaubensinhaltes, die Führerin auf dem Wege zur himmlischen Glückseligkeit zu erkennen. Aber leise Abweichungen von einzelnen Lehren der Kirche kommen allerdings hie und da vor. In der Beschäftigung mit der weltlichen Wissenschaft, die ihn nach Beatricens Tod gefesselt, ist an und für sich Dantes Verirrung nicht begründet. Vielmehr bekennt Dante noch im 30. Gesange des Purgatorio im Angesichte Beatricens, daß er sich Virgil, der in der ganzen Divina Commedia das Symbol der Vernunft, des rein natürlichen, menschlichen, Wissens ist, zu seinem Heile ergeben habe. Beatrice, die Repräsentantin des göttlichen Lichtes, der göttlichen

Gnade, will ihm daraus keinen Vorwurf machen. Aber in seinen jüngeren Jahren hat Dante, wie das letzte Kapitel des 3. Buches der Schrift De Monarchia zweifellos ergibt, ein irdisches Glück für möglich gehalten, das er hier sogar mit dem irdischen Paradies vergleicht, an dessen Erreichung die Kirche keinen Anteil haben, welches vielmehr lediglich durch die Lehren der Philosophie unter der Anleitung des Kaisers gewonnen werden sollte. Diesem irdischen Glücke ist Dante in jungen Jahren nach dem Tode Beatricens eifriger nachgegangen, als ihm in vorgerückterem Lebensalter zulässig erschien. Auch von unerlaubter sinnlicher Lust scheint er sich in diesem Jagen nach irdischem Glück nicht freigehalten zu haben und er muß sich zur Sühne dafür noch auf der Höhe des Reinigungsberges im Kreise der Lussuriosi dem läuternden, sengenden Feuer aussetzen.

So ist die ganze Divina Commedia mit Einschluß des im Lichterglanze der Sternenwelt bis zum Empyreum sich fortsetzenden Fluges durch das himmlische Paradies eine großartige Offenbarung aus Dantes eigenster, innerster Seelengeschichte. Aber sie will zugleich ein dichterisch verklärtes Bild uns bieten von der gottgewollten Führung der ganzen Menschheit aus Nacht und Irrtum zu Heil und Erlösung. Als Prototyp der Menschheit weist der Dichter dieser die Wege durch die Schrecken der Hölle, über die Höhen des Läuterungsberges zu dem Lichtmeere der Beseligung des Himmels. Den Weg zu ihrem höheren, ewigen Ziele wird die Menschheit mit Sicherheit nur gehen können, wenn das Kaisertum wieder in seine gottgewollte Stellung eingesetzt wird, und das Papsttum darauf verzichtet, die Rechte des Kaisertums für sich in Anspruch zu nehmen. Neben ihrem tief innerlichen, dichterisch verklärten, religiös moralischen Kern birgt die Divina Commedia auch einen hochbedeutsamen historisch-politischen Inhalt. Hieher gehören insbesondere auch die berühmten Prophezeiungen von dem

kommenden Windhund, der die hungernde Wölfin in die Hölle zurücktreiben werde (Inf. I, 101 ff.), und von dem Adlererben, von dem Dux, welcher als Abgesandter Gottes, (als Messo di Dio) demnächst erscheinen und die Dirne nebst dem mit ihr buhlenden (französischen) Riesen tödten sollte (Purg. XXXIII, 37 ff.). Auch die für Frankreichs Königshaus wenig schmeichelhafte lange Erzählung ist hier zu nennen, welche der Dichter im 20. Gesange des Pur gatorio dem Ahnherrn des Hauses, Hugo Capet, in den Mund legt. Nach Dante's Ausführung bezeichnet sich Hugo Capet selbst als den Sohn eines Metzgers aus Paris. Die politisch gefärbte französische Legende wollte dagegen gerade in Dante's Tagen und später die französischen Kapetinger von Karl d. Gr., ja selbst von Chlodovech und Konstantin d. Gr. ableiten. — Papst Bonifaz VIII., der sonst in der Divina Commedia wohl als Usurpator des päpstlichen Stuhles gebrandmarkt wird, erscheint in diesem berühmten 20. Gesange des Purgatorio (wie auch im 2. Gesange) deutlich als Stellvertreter Christi, und König Philipp IV., der Schöne, von Frankreich wird im Hinblick auf das Attentat von Anagni (1303) als neuer Pilatus verurteilt.

Mit der Frage nach dem Weltkaisertum beschäftigt sich ganz speziell Dante's lateinische Prosaschrift De Monarchia. Sie gliedert sich in 3 Bücher. In jedem derselben wird ein Grundgedanke durchgeführt. Das erste Buch vertritt die Notwendigkeit eines Weltkaisertums. Damit die Menschheit jeweils den höchstmöglichen Grad ihrer geistigen Entwicklungsfähigkeit erreichen könne, bedarf sie des allgemeinen Friedens. Dieser hinwiederum kann nur aufrecht erhalten werden, wenn es einen Weltmonarchen gibt, welcher die Streitigkeiten unter den Fürsten und Völkern zu entscheiden das Recht hat. Das zweite Buch erörtert die Frage, ob den Römern die Weltmonarchie nur durch gewaltsame Anmaßung, oder durch göttliche Entscheidung zuteil geworden sei. Die Antwort fällt in letzterem Sinne aus. Im 3. Buche wird die Un-

abhängigkeit des Kaisertums gegenüber dem Papsttum verfochten. Jenes stamme unmittelbar von Gott und müsse nicht durch Vermittelung des Papsttums übertragen werden. Dieses dritte Buch schließt mit der Erklärung, der Kaiser möge dem Papste gegenüber jene Ehrerbietung an den Tag legen, welche der erstgeborene Sohn dem Vater schuldet, damit er (der Kaiser) von der väterlichen Gnade erleuchtet, mit seinem Lichte um so wirksamer auf den Erdkreis einwirke. In sämtlichen neun Handschriften der Schrift De Monarchia, von welcher aber keine einzige in Dante's Lebenszeit hinaufreicht, findet sich im ersten Buche (§ 14 resp. 12) eine Bezugnahme auf den 5. Gesang des Paradiso. Dementsprechend nehmen neuerdings viele Danteforscher, insbesondere auch Scheffer-Boichorst und F. X. Kraus an, die Schrift De Monarchia sei von Dante erst in seinen letzten Lebensjahren verfaßt worden. Kraus will sogar im letzten Kapitel des 3. Buches der Monarchia eine unmittelbare Uebereinstimmung mit dem allegorischen Grundgedanken der Divina Commedia und gleichsam den Schlüssel zu diesen Grundgedanken finden. Ich halte, wie schon oben angedeutet wurde, das gerade Gegenteil für richtig. Die Stellung, welche dem durch das irdische Paradies symbolisierten irdischen Glück im 30. Gesange des Purgatorio zu der Schlüsselgewalt Petri und zu der sakramentalen, innerhalb der Kirche wirksamen Buße angewiesen wird, steht im schärfsten Gegensatz zu den einschlägigen Ausführungen im letzten Kapitel der Schrift De Monarchia. Da die letztere, wie eine nähere Prüfung des Inhaltes des 2. und dritten Buches ergibt, geschrieben sein muß zu einer Zeit, in welcher einem erwählten Kaiser die päpstliche Bestätigung versagt wurde, so können für die erste Niederschrift derselben nur die Jahre 1300 oder 1301, also die Zeit König Albrechts I. von Oesterreich in Betracht kommen. Bei Dante's Lebzeiten aber ist die Schrift wahrscheinlich nicht weit verbreitet worden

und der Dichter konnte in seinen letzten Lebensjahren jenen Hinweis auf Paradiso V leicht hinzufügen.

Wie übrigens die in Dante's Jugendjahren im Jahre 1288 in Italien, wahrscheinlich in Rom geschriebene, hochinteressante Schrift Noticia saeculi (= Ueberblick über die Weltlage) deutlich erkennen läßt, rechneten damals auch einzelne, der Kurie nahestehende Männer, angeregt durch eine ältere, 1205 verfaßte Schrift vom Schriftsamen mit der Erwartung, daß im Jahre 1315, also abermals in Dante's Lebenszeit, die große Wendung zum Bessern eintreten werde, die Ueberwindung der Simonie in der Kirche und die Befreiung des heiligen Landes, auf welche ein Jahrhundert der Ruhe und des Friedens für die Kirche folgen sollte.

Das von Dante um das Jahr 1308 in italienischer Sprache geschriebene aber nicht vollendete Gastmahl (Convito oder Convivio) ist ein moralphilosophisches, encyklopädisches Werk. An die Erläuterung dreier italienischer Canzonen des Dichters schließen sich hier lang ausgesponnene prosaische Ausführungen an. Sie handeln von der Liebe zu Beatricen und zu der Donna gentile der Vita Nuova. Dante erklärt die letztere hier allegorisch als Philosophie. Er redet sodann von der Sprache, von der lateinischen, wie von der Vulgärsprache. Weiter gelangt er zu astronomisch-astrologischen Erörterungen, handelt vom Staat und auch vom Kaisertum, von dem Ursprung des Adels, vom menschlichen Glück, welchem die Seele zustrebt, wie der Pilger auf fremder Straße der Herberge, und von anderen Fragen.

Unvollendet blieb auch die lateinische Schrift von der Volkssprache (De vulgari eloquio oder eloquentia), auf welche er schon im Gastmahl hingewiesen hatte, als auf eine Arbeit, welche er später in Angriff nehmen wolle. In interessanten Ausführungen beschäftigt sich hier Dante mit der menschlichen Ursprache und der Verschiedenheit der italienischen Dialekte. Er behandelt zugleich auch Fragen der Poetik und der Literatur. Als Ursprache wird das Hebräische

angenommen. Dem Gedanken von der historischen Veränderung der in Italien seit den Zeiten des alten Römerreiches gesprochenen Sprache und der Verschiedenheit der Sprachweise innerhalb der verschiedenen Quartiere derselben Stadt (z. B. Bologna) hat Dante hier in immerhin bemerkenswerten Worten Ausdruck gegeben. Die Schrift zeugt von der scharfen Beobachtungsgabe ihres Verfassers.

Die Quaestio de aqua et terra gilt den meisten Neueren trotz eines kürzlich von dem englischen Dante-Forscher Edward Moore unternommenen Rettungsversuches als unecht.

Von den unter Dante's Namen umlaufenden Briefen halte ich das längste, angeblich an Cangrande von Verona mit der Widmung des Paradiso gerichtete und oft als echte Erläuterung der großen Dichtung angeführte Schreiben für eine Fälschung des ausgehenden 14. Jahrhunderts, auch einige andere gelten mir als Fälschungen. Aber die Briefe an Heinrich VII. (1311), an die Fürsten und Völker Italiens, an die nach dem Tode Papst Klemens V. († 20. April 1314) mit der Frage der Papstwahl beschäftigten italienischen Kardinäle halte ich im Wesentlichen für echt und für wichtige Zeugnisse zu Dantes Lebens- und Seelengeschichte.

Die mit Johannes de Virgilio angeblich gewechselten lateinischen Eklogen erscheinen mir wenigstens zweifelhaft.

So lassen in dem Bilde des großen Dichters nicht alle Züge mit völliger Klarheit sich herausarbeiten. In der Hauptsache aber steht das Bild fest: Wir haben in Dante einen der großen Helden des Geisteslebens der Menschheit zu verehren, welcher im Boden der mittelalterlichen Kultur Italiens wurzelnd, in der Ferne das Morgenrot eines neuen Tages in der Weltgeschichte aufsteigen sieht, den Seher, der in seinem Geistesfluge dem neuen Tage selber vorauseilt. Der Herold des universalen, die Welt umspannenden, idealen Kaisertums verkündigt zugleich den großen Gedanken von der Freiheit als dem höchsten Geschenke, welches die Gottheit dem Menschen gewährt (De Mon. I, 12 (14) u. Parad. V).

Und nicht nur dem Einzelwesen, auch den Völkerindividualitäten will er die Eigenart, die „Persönlichkeit" ihrer Entwicklung gewahrt wissen (De Mon. I, 14 (16). Keine derselben aber hat ihm größeres zu verdanken, als die italienische.

Den Ruhm der zunftmäßigen Gelehrsamkeit von sich abweisend, wollte er den geistig Höherstrebenden, welche dem gemeinen Haufen sich entzogen, die Brosamen vermitteln helfen, welche von der beseligenden Tafel der strengen Wissenschaft abfallen (Conviv. I, 1). In Dichtkunst und Prosa hat er in der Sprache des italienischen Volkes die höchsten und tiefsten Gedanken ausgesprochen, welche je in einer nach Heil und Erlösung verlangenden Menschenbrust sich geregt haben. Solange die Sterne am Himmelszelte noch leuchten werden in dunkler Nacht und Menschen zu ihnen aufblicken, welche je einmal den Bildungsschätzen der germanisch-romanischen Völkerwelt ahnenden und verlangenden Geistes näher getreten sind, solange wird der Gedanke an Gott und Ewigkeit und an die Verbindung zwischen Gottheit und Menschheit fortleben, und Dante's Divina Commedia immer von neuem Bewunderer finden. Der Menschheit wird die wunderbare Dichtung immerdar den Weg zu dem ewigen Geiste weisen, der über den Sternen waltet. Weit über Italiens Grenzen hinaus wird die Dante-Gemeinde auch in kommenden Jahrhunderten wachsen und wirken. Und da der Heros auch hier, wie so oft, das von der Mutter überkommene Geisteserbe selbständig schaffend zu kostbarem Schatze gemehrt hat, so mögen auch wir auf Dante und seine früh verstorbene Mutter Bella die Worte anwenden, welche im 8. Gesange des Inferno der führende Virgil gesprochen:

. . . . Du Feuerseele,
Gebenedeit sei sie, die dich empfangen!

* * *

Dantes Grab in Ravenna hat seine eigene interessante Geschichte. In den Tagen, da Ludwig der Baier seinen Römerzug unternommen (1327—1329), soll es in Gefahr

gewesen sein, auf Befehl des Kardinallegaten Bertrand von Poyet entweiht zu werden. Die Gefahr wurde glücklich abgewandt, und treue Liebe hat es seitdem gehütet und durch die Jahrhunderte oft an ihm gebetet. Im Jahre 1483 ließ Bernardo Bembo, der Vater des nachmals berühmten Kardinals Pietro Bembo, als venetianischer Statthalter in Ravenna es kunstvoll erneuern. In den Jahren 1692 und 1780 wurden auf Anordnung des päpstlichen Generallegaten abermalige Erneuerungsbauten an der Grabstätte vorgenommen. Bei der großen Dante-Säkularfeier im Jahre 1865 fand wiederum eine Erneuerung statt, und man glaubte, bei dieser Gelegenheit die Ueberreste von Dantes Gebeinen gefunden zu haben, was indessen zweifelhaft ist. Die Zurückführung derselben nach Florenz, welche die Florentiner seit dem Ende des 14. Jahrhunderts begehrt haben, ist ihnen nie gewährt worden. Für ein neues Grabdenkmal, das zu Ehren Dantes in Ravenna errichtet werden sollte, überwies Papst Leo XIII. dem Kardinal Galeati von Ravenna laut Schreiben vom 20. März 1892 die Summe von 10,000 Lire.

Dantebildnisse sind mehrere vorhanden, welche noch in das 14. Jahrhundert hinaufreichen. Das jugendliche Freskobild in der Kapelle des Bargello in Florenz, welches im Jahre 1840 aufgedeckt wurde, wird wohl mit Recht Giotto zugeschrieben. Ein älterer Typus war durch den Giottoschüler Taddeo Gaddo in der Kirche Santa Croce zu Florenz gleichfalls al fresco gemalt. Auf ihn scheint das Danteporträt in dem Cod. 1040 der Biblioteca Riccardiana in Florenz zurückzugehen. Die oft reproduzierte schöne Bronzebüste im Museo Nazionale zu Neapel stammt aus dem 15. Jahrhundert, rührt aber nicht von Donatello her.

Eine Ende Dezember 1902 vorgetragene Auffassung des Prof. Alessandro Chiappelli, wonach der bekannte Maler des Trecento, Andrea Orcagna, auf dem Wandgemälde der Capella Strozzi in Santa Maria Novella in Florenz auch Dantes Bildnis angebracht haben sollte, ist nach den Ausführungen von

Pasquale Papa und G. L. Passerini hinfällig. Vgl. Beil. z. Allgem. Zeitg. Nr. 59, München, den 13. März 1903, S. 470.

Gedruckte Ausgaben der Divina Commedia gibt es seit dem Jahre 1471 in großer Zahl. Für den Deutschen, der die Dichtung in italienischer Sprache zu lesen imstande ist, sind die kritischen Ausgaben von Karl Witte, Berlin 1862, und die große, wie die bequeme kleine Ausgabe von G. A. Scartazzini zu empfehlen, die letztere, kleine, in 2. Aufl. 1896 bei Ulrico Höpli in Mailand erschienen. Die kleineren Werke Dantes hat Pietro Fraticelli seit dem Jahre 1861/1862 wiederholt in neuer Auflage in 3 Bändchen veröffentlicht.

Unter den vielen deutschen Uebersetzungen der Divina Commedia sind zu empfehlen die von K. Streckfuß in drei Bänden, Halle 1824—26, K. Witte, Berlin 1865, Philalethes (König Johann von Sachsen) drei Bände, 3. Aufl. 1877, Otto Gildemeister, Berlin 1888, 2. Aufl. 1891, Paul Pochhammer, Leipzig 1901 (in schönen deutschen Stanzen frei bearbeitet) und Josef Kohler, Dantes heilige Reise. Freie Bearbeitung, Berlin, Köln, Leipzig 1901—1903, in 3 Bänden. Als deutsche Erläuterungsschriften sind zu nennen und zu empfehlen die Werke von F. X. Wegele, Franz Hettinger (bei Herder in Freiburg i. Br. 1889), G. A. Scartazzini, Dante-Handbuch, Leipzig 1892, und desselben „Dante“ in Bettelheims „Geisteshelden“, Berlin 1896, und F. X. Kraus, Dante, Berlin 1897. Auch Karl Wittes „Dante-Forschungen“, zwei Bände, Halle und Heilbronn 1869 und 1879, und Paul Scheffer-Boichorst, „Aus Dante's Verbannung“, Straßburg 1882, Alfred Bassermann, „Auf Dante's Spuren“ München 1897 u. 99, und Ludwig Volkmann, Iconografia Dantesca, Leipzig 1897, mögen erwähnt werden, ebenso Adolf Gasparys gehaltvolle Ausführungen im ersten Bande seiner Geschichte der italienischen Literatur und die eindringende Kritik, welche Vittorio Cian dem Kraus'schen Dantewerk im Bulletino della Società Dantesca Italiana, Mai—Juli 1898, Nuova Serie, Vol V, fasc. 8—10, p. 113—161 gewidmet hat.

XV.

Apologetische Vorlesungen für nichttheologische Akademiker.

Reflexionen zu einer Resolution des Mannheimer Katholikentags.

III.

Unsere Resolution zielt darauf ab, „die gebildeten Katholiken im Glauben zu befestigen und zur Bethätigung der Religion anzueifern.“ Und gewiß, wenn für die Sicherung des Glaubens unserer Studenten durch bessere Kenntniß der religiösen Wahrheiten und ihrer Begründung gearbeitet werden muß, so ist letzter Zweck, dieselben zur praktischen Uebung der katholischen Religion wirksam anzueifern.

In dieser Beziehung schreibt der Verfasser der „Gedanken über die Restauration der Kirche in Deutschland“ die beherzigenswerthen Worte: „Ich bin keineswegs der, welcher in Sachen des Glaubens der Wissenschaft zu viel oder Alles zutrauen möchte. Ich weiß, daß der Glaube stets ein Geschenk der übernatürlichen Gnade ist, und daß sein Verlust auch nur zu häufig mit dem Verluste der Sittlichkeit zusammenfällt; ich weiß, daß die Kirche nicht blos lehrt, sondern auch, und zwar zumeist, Leben spendend, erhaltend, vermehrend wirkt. Und darum muß mit dem Lichte der Wissenschaft auch die Wärme des katholischen Lebens bei den Studierenden stets in Verbindung gebracht werden. Es bedarf eines sorgfältig geleiteten, herrlichen und erhebenden Universitätsgottesdienstes, es bedarf einer ebenso liebevollen als begeisternden Anleitung und Aufmunterung zum Gebrauche der Sakramente, zur Theilnahme an

Werken der Religion und Nächstenliebe, es bedarf einer weisen, aber durchaus nicht polizeiartigen Aufsicht über das Thun, die Umgebung, den Umgang der Studierenden, es bedarf einer einsichtsvollen Pflege der Heiterkeit, des frischen, fröhlichen Muthes, der edleren Neigungen und Triebe; kurz des ganzen jungen Mannes soll sich die rechte Universitätsbildung und namentlich das kirchliche Element derselben bemächtigen, um ihn vor Abwegen zu schützen, das Schlechte von ihm ferne zu halten (und zwar zumeist durch Erweckung des inneren Abscheues vor demselben und des Widerwillens der besseren, durch die Gnade getragenen Natur) und ihn zu allem wahrhaft Guten, Edlen und Hochherzigen zu begeistern." [1])

* * *

Seit diese Worte niedergeschrieben worden, ist für ihre Realisirung sicher manches geschehen durch den Aufschwung der katholischen Studentenkorporationen. Dieselben waren damals (1859) erst im Entstehen begriffen. Seitdem haben sie sich auf fast alle Hochschulen des Deutschen Reiches, der Schweiz und Oesterreichs verbreitet. Nach einer Statistik des W. S. 1902/03 bestanden zu Anfang dieses Semesters 136 katholische Studentenvereinigungen, von denen 124 zu 11 Verbänden oder Kartells geeinigt sind, mit 4094 Mitgliedern in loco, 1643 Inaktiven extra locum und mehr als 12600 Philistern. Diese Korporationen alle haben auf ihr Banner geschrieben: Virtus, Scientia, Amicitia! Gegenüber einer großen Gefahr für die deutsche Studentenschaft, die schon am Anfang eines der letzten Semester einen Aufruf von Celebritäten der Medicin an die deutsche studierende Jugend veranlaßte und in den letzten Wochen für öffentliche Versammlungen in Berlin und München Gegenstand ernstester patriotischer Sorgen und Berathungen war, konnte Schell in einer Anrede an katholische Studenten mit Stolz hervorheben, das Princip der sittlichen Keuschheit sei ein Hauptzweck der Gründung

1) S. 75.

katholischer Studentenkorporationen gewesen. „Wenn es nichts Anderes wäre, was wir dem Vaterlande entgegenzubringen hätten, als daß aus den Reihen unseres Vereines kraftvolle, sittliche, im Glauben wurzelnde und darum im Kampfe mit dem Fleische und mit aller Gefahr der Gesellschaft siegreiche Charaktere hervorgehen, wir könnten uns freuen, pro patria das Größte gethan zu haben." Und der glänzende, ergreifend schöne Papstkommers der 14 katholischen Studentenkorporationen Münchens hat begeisterte Festberichte hervorgerufen, deren einer mit den Worten schließt:

„Alles in Allem, der Kommers der katholischen Studentenvereinigungen bot ein ganz einzigartiges und hocherfreuliches Bild katholischen Lebens und Strebens, Gedeihens und Wachstums in den gebildeten katholischen Kreisen, ein Bild jugendlichen Feuers und hinreißender Begeisterung für die heilige Kirche; ein Bild so kräftig und feurig, daß alle unsere verehrten Gegner nicht glauben dürfen, dasselbe mit dem Ellenbogen wegwischen zu können. Wenn das Bild nur gemalt und vervielfältigt werden könnte, ich würde an jede Redaktionsstube, in jedes Ordinariatszimmer, in jedes Pfarrhaus und Klosterrefektorium und in jede katholische Familie ein Exemplar wünschen und darunter schreiben: arbeitet, opfert, werbet, betet für die katholischen Studentenkorporationen, ut vivant, crescant, floreant."

Gewiß ist eine so glänzende Feier, in welcher die Idee der katholischen Studentenkorporationen in hellem Lichte hervortritt und diese Korporationen zugleich unter Beiseitesetzung aller Differenzen als geschlossene Einheit sich zeigen, in hohem Grade geeignet, für die katholischen Studenkorporationen einzunehmen und es als eine schöne Aufgabe erscheinen zu lassen, für ihre Sache arbeiten zu können. Diese Aufgabe involvirt aber auch das Recht, ja die Pflicht, unbeschadet der Selbstregierung der Aktivitas, auch ein ernstes Wort zur rechten Zeit und am rechten Orte zu den Studenten zu reden.

Von einem katholischen Studenten, der sich ausdrücklich als Angehöriger einer katholischen Korporation bekennt, wird man allgemein annehmen, daß er sich nicht mit einer stillen Messe an den Sonn- und Feiertagen und mit dem Empfange der Ostersakramente begnüge; man wird erwarten, daß er auch das Wort Gottes anhöre und wenn nicht alle Vierteljahre, so doch noch einmal außer der Osterzeit zu den hl. Sakramenten gehe. Die Frage ist nur, ob sich die Korporation als solche damit zufrieden geben kann, an den Vorabenden der Sonn- und Feiertage offizielle Zusammenkünfte zu vermeiden, um nicht etwa zum Versäumniß des Gottesdienstes Anlaß zu geben; ob die Erfüllung der genannten Pflichten bezüglich der einzelnen Mitglieder dadurch als erledigt angenommen werden kann, daß sich dieselben zu Korporationen bekennen? Wenn wir gegen studentische Unsitten immer wieder das Wort erheben,[1]) die Studenten zur Mäßigkeit und Sparsamkeit mahnen, wie es der Festredner auf dem Münchner Papstkommerse gethan — „Commilitonen, rief er, vergesset nicht der vielen Schweißtropfen und Thränen, welche an dem Gelde hängen, das ihr nicht selten für Lappalien ausgebet" —; wenn wir nicht unbekümmert sind, in welchen Kreisen die einzelnen Mitglieder außerhalb der Korporation verkehren: darf, ja soll dann nicht auch die Förderung des katholischen Lebens, im Einzelnen wie in der ganzen Korporation, positiv ins Auge gefaßt werden — sei es öffentlich bei Berathung der Vereinsangelegenheiten auf den Conventen oder bei festlichen Anlässen, sei es privatim im Verkehr des Einzelnen mit dem

1) „Vom Trinkzwang und anderen studentischen Sitten" brachte unlängst die Köln. Volkszeitung einen Klageruf. Herrscht das dort geschilderte Uebel auch nicht gleichmäßig in allen katholischen Korporationen, so thut doch eine „Reduktion", allgemein gesprochen, noth, und eine neue „Strafordnung", etwa in Form von „Stoffentziehung", wäre ein Verdienst um die Studentenschaft.

Einzelnen, sei es auch im Verbandsorgane, das doch allseitig[1]) den Verbandsinteressen dienen soll? Wie brüderlich, wie katholisch, wie schön, wenn, um konkret und studentisch zu reden, der Fuchsmajor seine Füchse in die Predigt sich nachzieht, der Leibbursch mit seinem Leibfuchsen auch am Beichtstuhl und am Tische des Herrn sich zusammenfindet! Wir stellen nicht das Verlangen, daß die ganze Korporation zu gewissen Zeiten in corpore am Tische des Herrn, „im Sakramente der Einheit", sich vereinige; wohl aber wird man erwarten dürfen, daß eine solche Uebung, wenn sie irgendwo sich findet, nicht als verstoßend gegen den Zweck einer katholischen Studentenkorporation oder als unzeitgemäß gebrandmarkt, sondern vielmehr als lobenswerthe Tradition anerkannt werde.

Es ist in der letzten Zeit im Zusammenhange mit der Deficitsfrage der Katholiken zu den katholischen Studenten in Wort und Schrift viel gesprochen worden von der wissenschaftlichen Aufgabe der katholischen Studenten und Studentenkorporationen. Und gewiß besteht ein Recht, ja die Pflicht, unsere Studenten immer wieder an den Ernst des Studirens, als der von Gott ihnen gegebenen Berufsarbeit, zu erinnern, oder mit anderen Worten ihnen die Bedeutung des Wortes „Scientia" einzuschärfen. Studiren, Studiren und nocheinmal Studiren! Mit nichten aber sind wir der Meinung, daß die „Scientia" auf der Fahne der katholischen Studentenkorporationen mit sich bringe, dieselben in Parteifragen hineinzuziehen und so ein Parteiwesen in sie hineinzutragen. Das Räsonniren und Kritisiren mag auf diese Weise gefördert werden, das solide Studiren mit erfolgreichen

1) Aus diesem Grunde kann unseres Erachtens ein Verbandsorgan nie frei gegeben werden. Gelegenheiten, wissenschaftliche Abhandlungen unterzubringen, gibt es in Fülle. Die Vereinsangelegenheiten, und zwar auch Förderung des inneren Vereinslebens, sind wesentlicher Gegenstand eines Verbandsorgans.

Concursen — nicht! Und überhaupt darf das Arbeiten für die katholischen Studenten und Studentenkorporationen nicht auf bloße intellektuelle Förderung hinauslaufen wollen: die Bildung des Charakters, des katholischen Charakters, durch katholische Ueberzeugung und katholisches Leben obliegt uns auch unseren Korporationszuständen gegenüber. Und darum, wie wir sie auf die theoretischen Vorlesungen apologetischer Natur hinweisen und zu deren Besuch veranlassen, so mahnen wir sie auch, die religiösen Pflichten nach dem Beispiele eines guten Katholiken zu erfüllen in Empfang der hl. Sakramente und Anhörung des Wortes Gottes.

* * *

In einem „sorgfältig geleiteten, herrlichen und erhebenden Universitätsgottesdienst“ wird die Universitätspredigt die hervorragende Stelle einnehmen. Sie wird auch eine Ergänzung der apologetischen Vorlesungen bilden, welche die Studirenden in den Hörsälen vernehmen. Handeln die genannten Vorlesungen auch von Religion und Offenbarung, von Kirche und Glauben, von Schrift und Tradition: zu den einzelnen geoffenbarten Wahrheiten herabzusteigen, dieselben in sich und in ihrem Zusammenhange nach Wahrheit, Kraft und Schönheit zu zeigen, die Dogmen, die Sittenlehre, die heilige Liturgie auf Geist, Wille und Herz der Studirenden wirken zu lassen, kann nicht Sache des Katheders, sondern nur der Kanzel sein.

Die Universitätspredigt ist darum für die Tendenz, welche durch die apologetischen Vorlesungen verfolgt wird, eine Sache von wesentlicher Bedeutung. Sie muß ebenso wie die genannten Vorlesungen in den Händen des rechten Mannes, in den besten Händen sein. Sie fordert rhetorische Begabung, aber auch theologische Tiefe und Gründlichkeit und einen ganzen priesterlichen Charakter. Mit Schönrednerei und schöngeistigem, freiem Wesen, mit Sucht, sich selbst zur Schau zu tragen, ist am allerwenigsten diese Kanzel ausgefüllt.

Ein sorgfältig geleiteter, anziehender Universitätsgottesdienst mit erhebendem Gesange wäre das natürliche Rendezvous der katholischen Studenten am Sonntagsvormittag und Sammelpunkt für katholische Männer der gebildeten Stände überhaupt. Wer dazu mitwirkt, ihn thatsächlich zu einem solchen zu machen, hat zur praktischen Lösung der apologetischen Aufgabe das Seinige geleistet.

* * *

Zur „Theilnahme an Werken der Religion und Nächstenliebe“ bildet für die katholische Studentenschaft schöne und zugleich bildende Gelegenheit eine Institution, welche Universitätsstudenten ihr Entstehen verdankt, ich meine die Vincentiusvereine. In einem Artikel über „Spanien und die Universitäts-Vincentiusvereine“ im Charitaskalender findet sich ein begeisternder Aufruf an die katholische Studentenschaft, der wegen der Wichtigkeit der Sache von allen Verbandsorganen katholischer Studentenkorporationen veröffentlicht zu werden verdiente:

Katholische Studenten an den Hochschulen! Sollen unter euch, die ihr so muthig für eure Ueberzeugung aufzutreten versteht, nicht auch zahlreiche junge Leute von Kopf und Herz sich finden, die sich zu einem edlen Werke der Liebe vereinigen, indem sie entweder besondere Conferenzen bilden, oder den bereits bestehenden ein neubelebendes Element zuführen? Wollt ihr den Vorwurf, den vor einigen Jahren Liebknecht der deutschen Studentenschaft gemacht hat, auch auf euch ausgedehnt wissen? „Ihr habt kein Verständniß, sagte er in einer Versammlung der Studenten Berlins, für die Leiden und Bestrebungen des vierten Standes. Euch ist Alles, was jenseits des Pauk- und Bierkomments liegt, ‚furchtbar öde‘, und höchstens erübrigen meine Durchschnittsstudenten von heute ein paar Monate von der fröhlichen Burschenzeit, um sich jenes Scheinwissen anzueignen, das sie dann befähigt, in eine Menschenklasse einzutreten, die in ihrer Majorität gewohnt ist, auf die breiten Massen als auf eine quantité négligeable herab-

zuschauen.“ Wir wollen nicht entscheiden, inwieweit die[illegible] Vorwurf die Studentenschaft trifft; aber der wirklich katholi[illegible] Student darf es nicht genug sein lassen, durch „urkräfti[illegible] Salamander“ seine Weltanschauung zu bekunden, und muß un[illegible] bedingt diesen Vorwurf vor Allem durch Thaten von sich weisen[illegible] denn sonst ist das Christentum und der Satz „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst“ nichts als leere Phrase. Mit Recht hat der Gründer des Vincentius-Vereines auf ihn als die beste Schule des zukünftigen Socialpolitikers hingewiesen. Denn wer hineintritt in die Wohnungen, besser gesagt in die Schlupfwinkel der Armuth, wo die furchtbare Tragik des menschlichen Lebens nur zu häufig geradezu mit Händen zu ergreifen ist, der wird nachdrücklich darüber belehrt, daß nur thörichte Ignoranten behaupten können, Noth und Elend seien in unserer Zeit nicht mehr vorhanden und deshalb weitere Reformen überflüssig, der wird nimmer in die Reihen derer eintreten, welche die sociale Frage mit Zuchthaus und Kartätschen lösen wollen, ebensowenig wird er ein „Genosse“ derjenigen werden, die da meinen, daß es möglich sei, den Adamsfluch von der Menschheit wegzunehmen, und die, weil sie sich hier schon auf Erden ein Paradies errichten wollen, den Himmel getrost den Spatzen überlassen.

Der Aufruf weist auch darauf hin, wie gerade manche katholische Studentenkorporationen dem Vincentiusvereine ihre Entstehung verdanken; und er hätte hinzufügen können, daß auf diese Weise die katholische Studentenschaft dem Vincenzvereine nur einigermaßen zurückgebe, was sie in so manchen mittellosen Commilitonen von den Universitäts-Vincenzvereinen empfangen hat und empfängt. Was aber die Anregung betrifft, welche Vortheile den Studenten aller Fakultäten der Beitritt zu einer Vincenzkonferenz bringen kann, so vermag ich einigermaßen aus Erfahrung zu sprechen. Es war im Jahre 1877, daß ich und einige Bundesbrüder als die ersten Universitätsstudenten von Würzburg einer Vincenzkonferenz beitraten. Das geschah bei der Konferenz von St. Peter, welche in dem ausgezeichneten Pfarrer Beckert

einen zweiten Vincenz von Paul zum Vorstand hatte. Seitdem waren die Unitarier eifrige Mitglieder des Vincenzvereins. In Begleitung von je einem bürgerlichen Mitgliede besuchten sie die Armen, um ihnen das materielle und geistliche Almosen zu bringen. Bald wurde sogar der zweite Vorstand aus unserer Mitte genommen. Noch heute erinnern wir uns dankbar des edlen Pfarrherrn von St. Peter und der Schulung für das Leben, die uns unter seiner Leitung im dortigen Vincenzvereine geworden.

Wir können diesen Punkt nicht schließen, ohne einer Schrift zu gedenken, aus welcher in gleichem Grade Liebe zur akademischen Jugend wie Lebensweisheit und Erfahrung sprechen: den „Kompaß für den deutschen Studenten" von Ernst Geradaus.[1]) Er ist in der That, was er sich nennt, ein Wegweiser durch das akademische Leben. Wir möchten diesen Wegweiser jedem katholischen Studenten auf die Hochschule mitgegeben wissen und ihn in jeder Korporationsbibliothek sehen, als Grundlage für die Einführung der Füchse in das akademische Leben, als autoritativen Berather bei Durchführung der drei allgemeinen Principien.

(Schlußartikel folgt.)

Regensburg. Sachs.

---

1) Tauberbischofsheim, 2. Aufl. 1900. Die 1. Auflage besprachen diese Blätter 1899, Bd. 123, Heft 1, S. 51—64.

XVI.

Die Conclavien des 19. Jahrhunderts.

Abgesehen von der in Venedig 1799–1800 vollzogenen Papstwahl Pius' VII. haben die Conclavien des 19. Jahrhunderts das Gepräge einer allmählichen Emancipirung von der Kabinetspolitik der weltlichen Mächte. Die Mittel, deren sich dieselben bedienten, um die Wahlen im eigenen Interesse zu beeinflussen, waren verschiedener Art. Dazu gehörte unter Anderem der Anspruch, einen oder den anderen der Cardinäle von der Wahl auszuschließen. Dieses sogenannte Jus excludendi, welches zum ersten Male von Spanien im Jahre 1644 mit Erfolg angewendet wurde, fand seither Nachahmung bei anderen katholischen Mächten; Haus Oesterreich und Frankreich haben sich desselben ebenso wie Spanien bedient, nicht so oft, wie vielfach geglaubt wird, aber doch bei verschiedenen Gelegenheiten und trotz des dagegen von den Päpsten erhobenen Einspruches. Im Ganzen sind, durch eine Reihe von 21 Conclavien bis 1831 nur 8 Fälle von formeller Exkludirung bekannt, welche sich so vertheilen, daß davon 4 auf Spanien entfallen, 2 auf Oesterreich und gleichfalls 2 auf Frankreich.

Im Conclave Innocenz' X. ließ, wie gesagt zum ersten Male, 1644 Spanien durch den Cardinal Albornos den Cardinal Sacchetti ausschließen.

1655 wiederholte Spanien die Exklusion desselben Cardinals Sacchetti im Conclave Alexanders VII. mit der Begründung: semel exclusus semper exclusus.

Dem gegebenen Beispiele folgte Frankreich im Jahre 1670, indem es im Conclave Clemens' X. durch seinen Botschafter Chaulnes und Cardinal Este die Exklusion gegen Cardinal Elci aussprechen ließ.

Das Gleiche that im Conclave Innocenz' XIII. 1721 Cardinal Althann im Namen des Kaisers gegen den Cardinal Paulucci;

wieder Spanien 1730 im Conclave Clemens' XII. durch Cardinal Bentivoglio gegen den Cardinal Imperiali;

1758 Frankreich im Conclave Clemens' XIII. durch Cardinal de Luynes gegen den Cardinal Cavalchini;

1823 exkludirte Cardinal Albani im Conclave Leo's XII. im Namen Oesterreichs den Cardinal Severoli,

und endlich 1831 im Conclave Gregors XVI. Cardinal Marco y Catalan im Namen Spaniens den Cardinal Giustiniani.

Später wurde von der formellen Exkludirung kein Gebrauch mehr gemacht. Daß in Venedig, vor der Wahl des Papstes Pius VII. Cardinal Hrzan im Auftrage der kaiserlichen Regierung den Cardinal Gerdil ausgeschlossen habe, ist eine Fabel, sowie die angeblich beabsichtigte Ausschließung des Cardinals Mastai-Ferretti, die 1846 nur durch den zufälligen Umstand vereitelt worden wäre, daß Cardinal Gaisruck mit dem kaiserlichen Secretum erst in Rom eintraf, als Pius IX. bereits gewählt war.

Daß das Ausschließungsrecht der drei katholischen Großmächte keine andere Grundlage hatte, als eine den Machtverhältnissen entsprechende Gewohnheit, ist vollkommen erwiesen. Die Verwahrung, welche dagegen von kirchlicher Seite wiederholt erhoben wurde, konnte doch nicht hindern, daß eine feierlich verkündete Exkludirung, wenn sie von einer der drei katholischen Großmächte ausging, im Cardinalscollegium Beachtung finden mußte. Es lag doch im augenfälligen Interesse der Kirche, nicht eine Persönlichkeit an die Spitze zu stellen, deren Wahl die heftigsten An-

feindungen zur Folge gehabt hätte. War die Duldung der Exklusion durch solche kirchenpolitischen Rücksichten geboten, so waren ihr eben dadurch auch ihre natürlichen Grenzen gesteckt.

Einerseits konnten die Staaten von geringerer Machtbefugniß sich den gleichen Eingriff in die Wahlfreiheit der Conclavien nicht erlauben; dann aber verhütete die Rivalität der Mächte untereinander eine Ausdehnung des als Gewohnheitsrecht eingerissenen Mißbrauches und waren schließlich auch alle darüber einig, daß eine canonisch vollzogene Wahl durch ein nachträgliches Veto nicht mehr umgestoßen werden durfte. In der Praxis gestaltete sich also die Sache so, daß

1. die formelle Exkludirung von jeder der drei Mächte in einem Conclave nur einmal ausgeübt werden konnte, und

2. die Berechtigung dazu aufhörte, sobald die nach den Constitutionen erforderliche Zweidrittelmajorität erreicht und damit die Papstwahl nach canonischem Rechte vollzogen war.

Es mußte also der Träger des betreffenden Sekretums den psychologischen Moment erfassen, in welchem sich die Wahl mit anscheinender Sicherheit einem mißliebigen Candidaten zuneigte, um gegen ihn die Exkludirung auszusprechen; nicht früher, weil im selben Conclave von dieser Waffe ein zweites Mal kein Gebrauch gemacht werden durfte, daher es unklug war, sie vorschnell abzunutzen; nicht später, weil die Wahl durch den nachträglich erhobenen Protest nicht annullirt wurde.

Wie das jus excludendi selbst, beruhte auch dessen Beschränkung auf bloßer Gewohnheit, über welche die ausübenden Mächte zu wachen allen Grund hatten. Wäre es gestattet worden, in einem und demselben Conclave nacheinander mehrere Cardinäle auszuschließen, so hätte es ein Kabinet in der Macht gehabt, damit so lange fortzufahren, bis derjenige gewählt wurde, dem es im Voraus die Papstwürde zudachte. Wollten aber alle in gleicher Weise vor-

gehen, so wurde jede Wahl unmöglich gemacht. Dieser Gefahr war dadurch vorgebeugt, daß wie der Stich einer Biene, deren Stachel in der zugefügten Verletzung verloren geht, die exkludirende Macht sich selbst des Mittels beraubte, einen zweiten, vielleicht nicht minder mißliebigen Kandidaten von der Wahl ferne zu halten.

Die formelle Exklusion wurde aus diesem Grunde nur als die ultima regis ratio angesehen und behandelt. Man suchte, bevor es dazu kam, auf die Parteibildungen im Schooße des Cardinalscollegiums Einblick zu gewinnen, in der Wahl der dazu dienlichen Mittel aber gestatteten sich die Kabinete und deren Vertreter oft eine sehr große Freiheit. Es war wohl den Cardinälen unter Androhung der strengsten Censuren, bis zur Excommunication,[1]) untersagt, in Bezug auf die Papstwahl im Voraus bindende Verpflichtungen einzugehen. Allein, auch unter dem Purpur schlagen menschliche Herzen, deren edle Regungen, sowie Schwächen und Fehler häufig benutzt wurden, um sie den Wünschen der Höfe geneigt zu machen. Ganze Listen wurden aufgestellt von genehmen, minder genehmen und absolut unannehmbaren Wahlkandidaten und danach die Schedulae excludendorum und includendorum angefertigt, von denen die Freunde der Höfe vorkommenden Falles Gebrauch zu machen hatten. War es gelungen, sich eines geschickten Parteiführers zu versichern, so war es seine Aufgabe, zunächst von den schwankenden Elementen so viele heranzuziehen, daß den Gegnern die zur Wahl erforderliche Zweidrittelmajorität unmöglich gemacht wurde. Das nannte man die indirekte oder Zahlen-Exklusive. Gelang es aber keiner Partei, nach mehr oder weniger langen Versuchen die nothwendige Zweidrittelmajorität zu erlangen, so einigte man

---

1) S. Bulle Pius' IV. „In Eligendis“ 1562; Bulle Gregors XV. „Aeterni Patris“ 1621; Bulle Clemens' XII. „Apostolatus officium“ 1732.

sich schließlich im Wege des Compromisses auf einen Kandidaten, der per accessum gewählt wurde.

Zu verschiedenen Zeiten wechselten wohl die Gesichtspunkte, nach welchen die Parteibildung meist in den Novemdialen, den Tagen nach dem Tode des Papstes bis zum Eintritte der Cardinäle ins Conclave, vor sich ging. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, nach den vorhergegangenen heftigen Erschütterungen und der Wiederherstellung des Kirchenstaates, war weniger das Verhältniß zu den fremden Kabineten, als die Beurtheilung des von Consalvi eingeführten Regierungssystems maßgebend für die itio in partes des Cardinalscollegiums, von dem der eine Theil unter der Bezeichnung von Zelanten dasselbe bekämpfte, während der andere, die Moderaten genannt, sich den gegebenen Verhältnissen anbequemen wollte. Beim Tode Pius' VII. bildeten die Letzteren die Minderzahl, waren aber aus politischen Gründen bei den Höfen, Spanien ausgenommen, besser angeschrieben, als die streng kirchlichen, zugleich reaktionären Gegner Consalvi's, dem es, ungeachtet des Widerstandes, den er bei mancher Gelegenheit der Wiener Regierung entgegengesetzt hatte, doch gelungen war, sich den Fürsten Metternich geneigt zu machen. Daraus ist das Verhalten der österreichischen Vertreter in den Conclaven von 1823, 1829 und 1830–31 zu erklären, den letzten, in welchen die Diplomatie Gelegenheit fand, sich in aktiver Weise zu betheiligen.

Wahl Leo's XII.

Als bei zunehmendem Alter und sinkenden Kräften Pius VII. keine lange Lebensdauer mehr beschieden schien, fingen die europäischen Kabinete schon im Jahre 1820 an, sich mit dem künftigen Conclave zu beschäftigen. Zum kaiserlichen Botschafter beim hl. Stuhle war soeben der seitherige Gesandte beim großherzoglichen Hofe in Florenz, Graf Anton Apponyi, ernannt worden. Ihm schrieb am 2. August

der Haus-, Hof- und Staatskanzler Fürst Metternich, er sei dazu ausersehen, beim zu erwartenden Conclave als Wahlbotschafter accreditirt zu werden. Am folgenden 16. September erhielt er den Auftrag, eine genaue Beschreibung der damals lebenden Cardinäle einzuschicken, mit dem Beifügen, daß, nachdem nur zwei deutsch-österreichische Cardinäle, Erzherzog Rudolf und Fürst Salm, Fürstbischof von Gurk, vorhanden, beide aber ungeeignet wären, das Sekretum zu führen, es nothwendig sein werde, damit einen fremden und zwar italienischen Cardinal zu betrauen.

Im Jahre 1822 gab das Befinden des bereits 80jährigen Papstes Grund zu vermehrter Beunruhigung. Fürst Metternich benachrichtigte den Botschafter unterm 20. Mai, daß Cardinal Albani ausersehen wurde, mit dem Sekretum (der geheimen Instruktion für den Fall einer Exkludirung) die Vertretung Oesterreichs im Conclave zu übernehmen. Er werde das Großkreuz des Stefansordens erhalten, bezüglich des ihm zu verleihenden Titels aber blieb es im Zweifel, ob er als bevollmächtigter Minister ein Beglaubigungsschreiben überreichen, oder ohne ein solches dem Cardinalscollegium bei Beantwortung des Notifikationsschreibens über das Ableben des hl. Vaters als derjenige genannt werden sollte, welcher in Kenntniß der Absichten des kaiserl. Hofes ermächtigt sei, dieselben vorkommenden Falles bekanntzugeben. Dabei blieb es und die Nothwendigkeit der Aufstellung einer Creditive wurde dadurch hinfällig.

Am 20. Juni, also noch vor dem Unfalle, von welchem der Papst am 6. Juli betroffen wurde und der nach einigen Wochen seinen Tod herbeiführte, erließ Metternich eine für Apponyi und Albani gemeinsame Instruktion, mit der Erwähnung, daß Ersterer das Beglaubigungsschreiben als Wahlbotschafter schon seit längerer Zeit in Händen habe. Er möge nunmehr, im Einvernehmen mit Albani, einen geistlichen Conclavisten für den Letzteren in Vorschlag bringen;

Verbindungen mit den Höfen von Florenz, Neapel und Sardinien sollten angeknüpft werden, um eine Partei der Kronen im Gegensatze zu den Zelanten zu bilden;

der Einfluß des Botschafters solle in unauffälliger Weise geübt, eine formelle Exklusion nur im äußersten Nothfalle und nach Einholung specieller Weisung im Conclave ausgesprochen werden;

die Rathschläge Consalvi's seien wohl zu beachten, der Wahl des künftigen Staatssekretärs die gleiche Aufmerksamkeit zuzuwenden, ein reger und intimer Verkehr mit Albani während der Dauer des Conclaves sicherzustellen.

Unter gleichem Datum findet sich ein Erlaß des Fürsten Metternich folgenden Inhalts:

1. Cardinal Albani hat den Wunsch ausgesprochen, österreichischer Cardinal-Protektor zu werden. Der Kaiser ist unschlüssig bezüglich der Opportunität, nachdem seit längerer Zeit auch ohne einen Cardinal-Protektor das Auslangen gefunden worden war.

2. Der Cardinal Erzherzog Rudolf ist nöthigen Falles formell zu exkludiren.

3. Die Schedulae includendorum sind nach einer von Albani anzufertigenden Liste auszufüllen.

Aus der dem Botschafter ertheilten Instruktion ist ersichtlich, welche Stellung der Cardinal Albani zu jener Zeit einnahm und auch der Ehrgeiz dieses Mannes, dem Fürst Metternich sein Vertrauen schenkte. Albani hatte noch nicht die höheren Weihen. Um als Letzter der Familie das Aussterben der Familie zu verhüten, hatte er sich die Möglichkeit zu heirathen noch offen halten wollen und die Dispens von den höheren Weihen erbeten. Es war fraglich, ob diese Dispens noch weiter verlängert und, wenn nicht, ob er ohne die höheren Weihen zur Theilnahme am Conclave zugelassen würde. Davon mußte die Verleihung des ihm zugedachten kaiserlichen Secretums abhängen. Nach einigem Zögern entschloß sich endlich Albani zum Empfange der höheren

Weihen mit Preisgebung der Heiratsgedanken. Mittlerweile war er, als Metternich die Ernennung seines geistlichen Conclavisten in Erwägung zog, eine Art Laien-Cardinal und diese seine hybride Eigenschaft mag es entschuldigen, daß in die Wahl des Conclavisten von unberufener Seite einzugreifen versucht wurde, was mit den päpstlichen Constitutionen für die Unabhängigkeit der Conclavien von weltlichen Einflüssen nicht leicht zu vereinbaren war. Ebenso wenig Beachtung fand in diesem Falle das Verbot des Geheimhaltens der Vorgänge im Innern des Conclaves. Albani unterließ es nicht den Grafen Apponyi, mit Zuhülfenahme eines zwischen beiden verabredeten Chiffre-Schlüssels fortwährend zu informiren, wobei es ihm gelang, die Mittheilungen derselben durch eine verborgene Hand, welche die seinigen hinausbeförderte, ebenso regelmäßig und sicher hereinzubekommen.

Indem sich Albani die kaiserliche Regierung auf diese Weise verpflichtete, war seine Ambition darauf gerichtet, Staatssekretär des zu erwählenden Papstes zu werden. Da aber stieß er auf die Rivalität Consalvi's, der mit dem Tode Pius' VII. aufgehört hatte Staatssekretär zu sein, es aber gerne wieder werden wollte, und, wie bereits erwähnt, bei Metternich sehr beliebt war, so daß Apponyi empfohlen wurde, auf seine Rathschläge großes Gewicht zu legen. Zwischen Holz und Rinde eingeklemmt, hatte nun der Botschafter die Aufgabe, den Einen zu schonen, ohne den Andern zu verletzen, während beide, Consalvi wie Albani, das gleiche Ziel erstrebten, Staatssekretär zu werden. Daraus ergaben sich eigenthümliche Folgerungen.

Die Vertrauten der kaiserlichen Regierung waren darüber einig, daß der künftige Papst den Reihen der Moderati entnommen werden sollte; da es aber von ihm abhing, sich seinen Staatssekretär zu wählen, so neigten sich die Sympathien Consalvi's einem Anderen zu, als diejenigen Albani's. Dazu kam das Unvermögen der Partei, für eines ihrer Mit-

glieder eine Zweidrittel-Majorität zu Stande zu bringen. Sie war darauf angewiesen, sich durch Gewinnung der nach und nach eintreffenden Cardinäle fremder Zungen zu verstärken, dann aber von den Zelanten die weniger entschiedenen Antagonisten zu sich herüberzuziehen und zu diesem Zwecke einen Candidaten aufzustellen, welcher sich persönlich bei keiner Partei ganz unbeliebt gemacht hätte.

Allen diesen Rücksichten mußte Rechnung getragen werden, wenn nach dem Wunsche des Fürsten Metternich sich eine sogenannte Partei der Kronen bilden und auf die Papstwahl den entscheidenden Einfluß gewinnen sollte. Die Uebereinstimmung der Kabinete vorausgesetzt, blieb das Uebrige der Geschicklichkeit desjenigen überlassen, welcher die neue Partei zu bilden und zu führen berufen würde. In dieser Beziehung war Consalvi mehr als ein Hinderniß zu bebetrachten, als daß von ihm Hilfe zu erwarten gewesen wäre. Bei den Zelanten verhaßt, erfreute er sich in der eigenen Moderaten-Partei, Wenige ausgenommen, keiner Beliebtheit. Insoferne hatte Albani leichtes Spiel, wenn er, um eine Wahl zu hintertreiben, dem Betreffenden, falls er Papst würde, die Geneigtheit unterschieben konnte, Consalvi wieder zum Staatssekretär zu ernennen.

Wie aber stand es um die Eintracht der Kabinete, von welcher zugleich diejenige der Kronkardinäle abhing? Spanien theilte nicht die in Paris und Wien gefaßte Abneigung gegen die Zelanten. Es schien zweifelhaft, ob sich die spanischen Cardinäle einer Partei der Kronen anschließen würde, welche gegen die Wahl eines jeden Zelanten principiell Stellung nehmen wollte. Wie sich die französischen Cardinäle dazu verhalten würden, war auch fraglich, denn es war nicht zu erwarten, daß sie sich der Ansicht ihrer Regierung unbedingt unterordnen würden.

Fürst Metternich scheint ein größeres Vertrauen in die Mitwirkung der italienischen Mittelstaaten gesetzt zu haben, indem er Graf von Apponyi die Absicht zu erkennen gab,

mit den Höfen von Florenz, Neapel und Turin Verbindungen anzuknüpfen, also mit denen, welche nicht, wie Spanien und Frankreich, ein Ausschließungsrecht zu beanspruchen in der Lage waren. Seine Berechnung war nicht unrichtig darauf gestellt, daß durch die große Anzahl der nicht dem Kirchenstaate angehörigen italienischen Cardinäle, welche von ihren Höfen mehr oder weniger abhängig waren, ein Oesterreich mißliebiger Bewerber um die Tiara indirekt excludirt werden konnte, auch wenn er bei den Spaniern oder Franzosen Unterstützung fände. In der Folge stellte es sich heraus, daß Neapel zwar die Moderaten bevorzugte, doch aber aus Bourbonischem Hausinteresse auf Frankreich Rücksicht nehmen wollte, welches aus dieser Partei einen Papst von ausgeprägt französischer Sympathie haben wollte. In Turin entschloß man sich zu einer völligen Zurückhaltung, aus Besorgniß einem Günstling des österreichischen Hofes Vorschub zu leisten. Bei so divergirenden Interessen war das Zustandekommen einer einflußreichen Partei der Kronen wenig wahrscheinlich. Der Versuch wurde gemacht und mißlang vollkommen.

Daß die in Frankreich gehegte Besorgniß unbegründet war, es könnte Oesterreich versuchen, seinen Erzherzog Rudolf auf den päpstlichen Thron zu erheben, kann nicht schlagender erwiesen werden, als durch die Weisung Metternichs, denselben nöthigenfalls formell zu excludiren. Einen anderen Werth kann man dieser Weisung nicht beilegen, denn als Nicht-Italiener, wenn nicht aus anderen Gründen, hätte er nicht die geringste Aussicht gehabt gewählt zu werden.

Als ein besonderes Zeichen des Vertrauens, dessen sich Cardinal Albani erfreute, muß es angesehen werden, daß ihm es überlassen wurde, die Liste der Schedulae Excludendorum zu verfassen, wonach ein Jeder ausgeschlossen werden sollte, den er als minus idoneus bezeichnen würde.

Einem geheimen Memoire, welches um jene Zeit ein unbekannter Vertrauensmann dem Grafen Apponyi überreichte, ist zu entnehmen, daß beim Tode Pius VII. 53 Car-

dinäle lebten, von denen 3 in petto ernannt, noch nicht publicirt waren. Nach Ansicht des Verfassers kämen davon etwa 32 in Betracht, die Uebrigen wären zu alt oder krank, 7 Nicht-Italiener u. s. w. Für wen wird sich muthmaßlich eine Partei von Gewicht bilden? Für Consalvi? Nein, denn er ist verhaßt;

Albani nicht geachtet, geizig, intrigant, zu verweltlicht, wollte bisher die höheren Weihen nicht empfangen, obwohl er dazu eidlich verpflichtet gewesen wäre;

Cesari ist unwissend und verschuldet;

Doria, Arrezzo, Ercolani, Caccia, Piatti und Guercini wären gut, wollten aber nicht gewählt werden

In Frage kämen also nur:

Severoli, ein Scheinheiliger;

Della Genga, hinterlistig und ein Feind Oesterreichs;

Calletti, ein Intrigant und ein Gegner Oesterreichs;

Stima, ausgezeichnet, aber an Frankreich ergeben,

Sanseverino, talentvoll, eigensinnig und absprechend;

Castiglioni, ein Heuchler und falsch;

Brancadoro, wetterwendisch und intrigant;

Rivarolo, falsch, intrigant und unbeliebt;

Gabrielli, gelehrt, klug, streng, ein intransigenter Zelante;

Pacca käme als Papeggiante nicht in Betracht, weil es noch in frischer Erinnerung stand, daß sein Vetter, Gouverneur von Rom, unter skandalösen Umständen geflüchtet war.

Unabhängig von diesen Pasquinaden, nannte Apponyi in einem am 31. Juli 1823 erstatteten Berichte, wenn es zum Conclave käme, als die eventuell zu Excludirenden: Severoli, Della Genga und Cavalchini, meinte aber Pacca, Castiglioni, Somaglia, Consalvi, Albani wären zu includiren, d. h. als Papabili, wählbar zu betrachten. Ueber das muthmaßliche Stimmenverhältniß äußerte der Botschafter sich dahin, daß er glaubte, über 6 Stimmen sicher verfügen

zu können; eine siebente wäre diejenige des noch nicht publicirten Cardinals Gaisruck. Oppizzoni und Sommaglia schienen ihm, als zu den Zelanti zählend, weniger zuverlässig.

Frankreich, sagte er weiter, hat 2 bis 3 Cardinäle, auf die es zählen kann, Spanien und Portugal je einen, Sardinien 6 eigene, von denen 3 zuverlässig, Neapel 7 eigene, von denen 3 kommen dürften, und die noch zu erwartende Ernennung von 3 Kroncardinälen für Sardinien, Spanien und Portugal dürfte die Anzahl der Cardinäle, auf welche die Cabinete zählen können, 17 bis 20 betragen, ohne die Zweifelhaften. Das würde genügen, um, wenn die Höfe zusammenhielten, zu excludiren, wen sie wollten; denn da von den 53 Cardinälen höchstens 49 kommen werden, so sind 33 erforderlich, um eine Zweidrittelmajorität zu bilden.

Am 20. August 6 Uhr Morgens verschied Pius VII., dem Kaiser Franz zur Stärkung noch am 30. Juli 25 Flaschen Tokajer Wein gespendet hatte, umgeben von Cardinälen und Leidtragenden in großer Zahl. Folgenden Tages meldete Apponyi, daß Consalvi ihm die Mittheilung gemacht habe, nicht mehr Staatssekretär zu sein. „Trovate in me sempre un buon servitore dell' Austria“, habe er mündlich hinzugefügt und die Vermuthung ausgesprochen, Pacca, ein leidenschaftlicher Zelante, dürfte im Conclave die Rolle des Parteiführers übernehmen.

In den Tagen vom 20. zum 29. August (den Novemdialen) fanden nun Vorberathungen der Cardinäle statt und parallel damit liefen diejenigen der Diplomaten. Der spanische Gesandte, Cardinal Vargas, nahm die Zelanti gegen den Vorwurf in Schutz, das ganze Regierungssystem Consalvi's umstürzen zu wollen. Er empfahl, wie Apponyi am 26. berichtete, Della Genga und Severoli, während der Neapolitaner Fuscaldo die Zelanti als Revolutionäre bezeichnete und der sardinische Gesandte Barbaroux es vermied sich auszusprechen, indem er meinte, es wäre am besten den Dingen freien Lauf zu lassen.

Schon in diesem vorbereitenden Stadium also zeigte sich die geringe Uebereinstimmung der den diplomatischen Vertretern ertheilten Instruktionen. Auch Consalvi und Albani waren in manchen Dingen verschiedener Meinung. Als zu excludiren bezeichneten beide Pacca, Severoli, Della Genga und de Gregorio. Wäre aber ein Zelante nicht zu vermeiden, so gab Ersterer Oppizzoni den Vorzug, während Albani lieber Castiglioni als Papst sehen würde. Jeder meint, schreibt Apponyi am 29., der Andere wollte Staatssekretär werden und neige sich dem zu, der ihn vielleicht dazu ernennen würde.[1]) Aber es gab auch Cardinäle, welche das Exclusionsrecht des Kaisers bestreiten wollten, weil dasselbe wohl der Kaiser von Deutschland in Anspruch genommen und ausgeübt habe, es aber dem Kaiser von Oesterreich durchaus nicht zustehe, davon Gebrauch zu machen.

Am 29. August gingen die Cardinäle ins Conclave. Die Rolle, welche während desselben den Aeltesten der Bischöfe, Priester und Diakonen, als Capi d'ordine nach den Constitutionen zufiel, ist bekannt. Als solche fungirten Somaglia, Fesch und Consalvi.

Gleich in den ersten Scrutinien wurden die meisten Schedulae für Severoli abgegeben. Albani, dem es gelungen war sich mit Apponyi in schriftlichen Verkehr zu setzen, verlangte die Ermächtigung gegen ihn die Exklusion auszusprechen und meldete, daß der soeben angekommene Oppizzoni sich ihm anschließen wolle.

Die französischen Cardinäle, mit Ausnahme von La Farre, welcher das Secretum führte und sich Albani anschloß, gingen jeder seinen eigenen Weg und auch der Botschafter Duc de Laval stimmte mit Apponyi zwar in dem Wunsche überein, daß ein Moderate gewählt werde, und auch in der etwaigen Excludirung von Della Genga und Gregorio, nicht aber in

---

1) Fürst Metternich gab mit Reskript vom 12. September den Wunsch zu erkennen, daß Consalvi wieder Staatssekretär werde.

derjenigen Paccas, die er von der Hand wies. Apponyi beklagte es, daß Laval vorher den Zelanten zu sehr entgegengekommen war und dadurch eine Unschlüssigkeit auf Seite der Moderaten hervorgerufen habe. Er ermahnt Albani zur Vorsicht und empfiehlt, wenn es unvermeidlich würde, Severoli zu excludiren, das doch nur im äußersten Nothfalle zu thun, wenn nicht mehr Zeit wäre, dazu die Ermächtigung einzuholen.

Albani's Berichte folgten nun rasch aufeinander. Nach jedem Scrutinium meldet er die zunehmende Anzahl von Schedulae zu Gunsten Severoli's. Am 22. September hatten bereits 27 von 49 Cardinälen für ihn gestimmt. Er wäre am Abend muthmaßlich mit 34—35 Zetteln gewählt worden: da entschloß sich Albani ihn formell auszuschließen. Apponyi erklärte sich damit einverstanden und, nachdem verlautet hatte, daß Albani seine Vollmacht überschritten habe, richtete er an den Cardinaldecan Somaglia einen Brief zur Bestätigung der rechtmäßig ausgesprochenen Exclusion. Die Vertreter der anderen Höfe, Vargas ausgenommen, welcher dazu schwieg, gaben zu erkennen, daß sie mit dem Geschehenen einverstanden waren. Apponyi schlug vor, sich mit den Zelanten abzufinden, damit nicht etwa einer wie Della Genga, de Gregorio oder Cavallerini gewählt werde. Er wünschte Somaglia voranzustellen, um die Partei zu spalten, Laval aber rieth Castiglioni zu unterstützen, den auch Albani gerne annehmen wollte. Die Wage hatte sich zu sehr auf die Seite der Zelanten geneigt, um nicht die Nothwendigkeit eines Compromisses Allen verständlich zu machen.

Die ersten Scrutinien nach Beseitigung Severoli's bezeugen die dadurch erzeugte Unsicherheit Am 26. September halten Castiglioni und Della Genga jeder mit 16 Zetteln die gleiche Anzahl Stimmen. Einige wurden auf Anrathen Apponyi's auch für Somaglia abgegeben. Fürst Metternich billigte mit Reskript vom 3. Oktober die Excludirung Severoli's

und wünschte, daß nunmehr auch die anderen Höfe sich gefaßt machen möchten, das Gleiche zu thun, wenn die Zelanten-partei mit einem ebenso mißliebigen Candidaten durchdringen wollten. Mittlerweile war jedoch am 28. September schon Della Genga mit 34 Stimmen gewählt und nannte sich Leo XII. Den französischen Vertretern, die ihn auszuschließen geneigt waren, fehlte dazu die Ermächtigung. Der Papst ernannte Somaglia zum Staatssekretär und Severoli zum Prodatar.

Die per accessum vollzogene Wahl Leo's XII. bedeutete eine moralische Niederlage der Moderaten und auch der auf 14 Köpfe zusammengeschmolzenen Partei der Kronen. Graf Apponyi erhielt das Großkreuz des St. Stefansordens, wie ihm Fürst Metternich am 11. November mittheilte, als Würdigung seiner Verdienste, „trotz der nicht entsprechenden Papstwahl".

Wahl Pius' VIII.

In Voraussicht eines baldigen Conclaves, da ihm Leo XII. keine lange Lebensdauer zu versprechen schien, schrieb Apponyi am 24. Dezember 1823, also wenige Wochen nach dessen Thronbesteigung, einen Bericht, aus welchem hervorgeht, daß er sich auf das Zustandekommen einer Hof- oder Kabinetspartei, nach den damit gemachten Erfahrungen, keine Rechnung mehr machte. Er rieth, Consalvi seiner Unbeliebtheit wegen fallen zu lassen, zumal er selbst, in Anbetracht seiner schlechten Gesundheit, geneigt wäre, sich zurückzuziehen. Das, meint er, könnte die Gegner entwaffnen und uns zum Vortheile gereichen. Laval sei sehr für Castiglioni eingenommen, aber auch nicht gegen de Gregorio, und Apponyi würde als Nothbehelf den Ersteren annehmen, doch aber Arezzo bevorzugen, dessen Wahl er wünscht, ohne sie zu hoffen. Wären die Höfe, denen das jus excludendi zukommt, nicht einig über den davon zu machenden Gebrauch, so hielt er für das Beste, darauf zu verzichten. Er erinnert daran, daß die Exkludirung Severoli's die Wahl eines An-

gehörigen der Zelantenpartei nicht zu verhindern vermochte, gibt aber zu, daß Leo XII. als Papst nicht das war, was man vom Cardinal della Genga erwartet hatte — wohl nicht die erste Erfahrung dieser Art.

Der Papst lebte länger, als Apponyi voraussah. Als jener am 10. Februar 1829 nach schwerem Leiden ruhig entschlief, war er nicht mehr Botschafter in Rom und seit drei Jahren durch den Grafen Lützow ersetzt. An die Stelle des Herzogs von Laval war Chateaubriand getreten, welcher zur Zeit des letzten Conclaves französischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten gewesen war.

Lützow spendete den Eigenschaften Leo's XII. und seinem Pontifikate rückhaltlose Anerkennung. Die „nicht entsprechende Papstwahl“ fand also nachträglich eine gerechte Beurtheilung, nachdem die davon gehegten Befürchtungen nicht in Erfüllung gegangen waren. Fürst Metternich bekehrte sich selbst zu dieser Ueberzeugung und gab auch zu, daß der Haß gegen Consalvi das Conclave von 1823 ungünstig beeinflußt habe, es also nicht gerathen sei, sich abermals mit ihm einzulassen. Nur das Vertrauen zu Albani war noch unerschüttert. Er erhielt abermals das Sekretum und dazu eine Instruktion, welche von derjenigen des Jahres 1823 nicht wesentlich verschieden war.

Der Eintritt ins Conclave, dem Lützow eine lange Dauer prophezeite, erfolgte am 20. Februar. Nach einem vom Botschaftsrathe Genotti verfaßten Memoire war neben den zwei Parteien, welche sich im Jahre 1823 gegenübergestanden hatten, eine dritte als Escadrone volante in der Bildung begriffen; von einer Partei der Höfe sei keine Rede. Als „Papabili“ betrachtete der Verfasser des Memoire 12 Cardinäle, von denen er 2 den Zelanten, 7 den Moderaten und 3 dem Escadrone volante zuzählte. Chateaubriand scheint ihm für de Gregorio zu arbeiten, dem der Hof von Neapel feind ist; Spanien aber, um Giustiniani unmöglich zu machen, werde sich vielleicht Frankreich an-

schließen. Der Verkehr mit dem Conclave schien sich ihm (Genotti) diesmal wegen der verschärften Ueberwachung schwer herstellen zu lassen; darin aber irrte er sich, denn Albani fand Mittel und Wege, um mit Lützow ebenso lebhaft zu correspondiren, wie seinerzeit mit Apponyi.

Fürst Metternich fand sich veranlaßt, den Vertretern Oesterreichs diesmal eine größere Zurückhaltung vorzuschreiben. Eine formelle Exklusion, schrieb er am 4. März, sei gegen niemanden beabsichtigt. In den nachfolgenden Erlässen vom 5. und 12. März untersagt er die Ausstellung von Schedulae Excludendorum, beklagt sich über die Unzuverlässigkeit Frankreichs und namentlich dessen Botschafters Chateaubriand und will, nachdem Neapel die Ausschließung von Galetti und de Gregorio beabsichtigt, daß Lützow und Albani sich daran in keiner Weise betheiligen.

Das Einvernehmen der Letzteren war im weiteren Verlaufe nicht immer ungestört. Lützow hatte zuweilen Mühe, Albani zur genauen Beobachtung der aus Wien ertheilten Weisungen zu verhalten. Einige Proben aus der zwischen ihnen gewechselten Correspondenz mögen das ersichtlich machen.

Albani an Lützow 10. März spricht sich gegen Pacca aus, würde Castiglioni oder Benvenuti zugeben, nicht aber Mauro Capellari und am wenigsten de Gregorio, für welchen stark gearbeitet wird.

Albani 14. März. Castiglioni und de Gregorio haben die meisten Stimmen. Gegen den letzteren arbeite Neapel durch seinen Gesandten, für ihn aber Chateaubriand.

Lützow 20. März spricht sich lobend über Castiglioni aus.

Albani 21. März. Zu einer formellen Exkludirung hat Neapel keine Berechtigung; Capellari ne serait pas en mon goût u. s. w.

Lützow 22. März. Mit der Exklusion drohen, sei fast ebenso gut, als sie auszuüben. Neapel kann damit einen Druck hervorbringen, so gut wie es in früheren Fällen z. B. Toskana und Mantua gethan haben.

Albani 25. März. Die französischen Cardinäle halten zu Castiglioni, könnten aber aus Ungeduld zu Capellari übergehen, der im letzten Skrutinium 18 und per accessum 4 Stimmen gegen 14 Castiglioni's erhielt.

Lützow an Albani 20. März theilt ihm mit, daß Fürst Metternich mit Neapel übereingekommen sei, weder de Gregorio noch Galetti zuzulassen, doch werde Oesterreich keine formelle Exklusion aussprechen. Dem Kaiserhofe wären Castiglioni, Pacca, Avezzo und Capellari genehm; leider sei Somaglia zu alt.

Lützow 26. März wiederholt, daß in Oesterreich die Wahl von Castiglioni, Pacca oder Capellari gerne gesehen würde, letzterer sei auch im Publikum beliebt. Chateaubriand sei ihm auch nicht abgeneigt, doch dürften sich die Liberalen Frankreichs in ihm täuschen. Man erzähle, daß Spanien ihn exkludiren würde.

Albani 26. März ist, was Capellari betrifft, verschiedener Meinung. Wird er durch die Partei de Gregorio's gewählt, so bliebe er immer in ihren Händen.

Metternich an Lützow 27. März. Die etwaige Wahl Capellari's wäre der österreichischen Regierung willkommen.

Albani an Lützow 27. März. Die ganze Partei de Gregorio's hat wieder für ihn gestimmt mit 23 Zetteln und Capellari fallen gelassen; fürchtet für das nächste Skrutinium, beklagt sich, das Veto nicht in der Hand zu haben; Freunde drängen zur Exklusion.

Lützow an Albani 27. März kann nach seiner Instruktion keine formelle Exklusion zugeben; rühmt Capellari, der im Publikum und beim diplomatischen Corps in Ansehen steht, und bedauert ein Gerücht, wonach Albani im Conclave gedroht hätte, Capellari auszuschließen.

Albani 27. März vertheidigt sich gegen diese Ausstreuung. Uebrigens seien de Gregorio und Capellari Kinder derselben Mutter u. s. w.

Lützow 28. März. Man erzählt, Capellari wäre Papst, wenn Albani wollte. Andere sagen, der letztere würde mit de Gregorio Staatssekretär.

Albani 28. März widerspricht allen diesen Gerüchten. Foscolo habe ihm das Staatssekretariat angetragen, wenn de Gregorio Papst würde. Er habe es mit Entrüstung abgelehnt. Capellari würde niemals Papst, denn er sei von der Partei de Gregorio's nur zum Scheine vorgeschoben worden.

Lützow 30. März. Chateaubriand, ungeduldig abzureisen, würde Pacca oder Capellari annehmen, wünscht, daß Bernetti Staatssekretär werde (er war es unter Leo XII.), Cardinal Clermont-Tonnerre sei dagegen.

Albani möge sich nicht verleiten lassen, das Staatssekretariat anzustreben, Frankreich und Spanien würden sich ihm widersetzen.

Nach einem von kundiger Hand geschriebenen Memoire über das Conclave von 1829 hatte de Gregorio, nachdem es seiner Partei nicht gelungen war, ihm die Zweidrittelmajorität zu sichern, Castiglioni vorgeschlagen, beiderseits zu verzichten und mit ihren Anhängern für Capellari zu stimmen. Castiglioni ging darauf ein, Albani aber erfaßte den Antrag als ein taktisches Manöver der Intransigenten, um eine Spaltung des gegnerischen Lagers herbeizuführen. Es gelang ihm, dieselbe zu verhüten und so erhielt Capellari nur die Stimmen de Gregorio's, worauf ihn die Partei wieder fallen ließ und auf de Gregorio zurückgriff.

Am Morgen des 31. März, dem 36sten Tage des Conclave, wurde, nach einer eindringlichen Ermahnung des Cardinal-Erzbischofs von Neapel, mit Betheiligung der Franzosen, Castiglioni per accessum gewählt. Von 49 Cardinälen (58 waren am Leben, 50 erschienen, der 50ste, Ferrao, war erkrankt und ausgetreten) hatten 47 auf ihre Zettel den Namen Castiglioni gesetzt, der als Pius VIII. den päpstlichen Thron bestieg und Albani zu seinem Staatssekretär ernannte. De Gregorio wurde Groß-Pönitentiar und Pacca als Prodatar bestätigt.

Albani hatte erreicht, was er so sehr wünschte, konnte sich aber der neuen Würde nicht lange erfreuen. Seine Ernennung mißfiel den Franzosen, so daß Chateaubriand, um

den ihm gemachten Vorwurf, sie nicht verhindert zu haben, abzuwehren, beantragte, ihn zum Rücktritte zu bewegen. Derselbe erfolgte wohl bald, aber doch erst mit dem Tode des Papstes, nicht so wie es Chateaubriand wollte, dessen Ruhmredigkeit von Lützow in einem am 4. April an Fürst Metternich erstatteten Berichte folgendermaßen geschildert wurde:

„Nous avons donc notre Pape de 1823. J'étais alors ministre des affaires étrangères et l'élection du Cardinal Castiglioni m'avait coûté bien des dépêches au Duc de Laval." Auf diese Behauptung will Lützow geantwortet haben, die Wahl Castiglioni's sei im letzten Conclave doch nur durch Laval und Clermont-Tonnerre vereitelt worden, von denen die Kroncardinäle plötzlich im Stich gelassen wurden. Keine der beiden Versionen war vollkommen richtig, denn nach der Exkludirung Severoli's hatte Apponyi für Somaglia Stimmung zu machen versucht und Laval zum ersten Male Castiglioni genannt, um ihn wieder fallen zu lassen.

Fürst Metternich, der über die Wahl Castiglioni's seine Befriedigung aussprach, meinte in einem vom 16. April datirten Erlasse, es sei begreiflich, daß Chateaubriand für sich das Verdienst in Anspruch nehme, nachdem es ihm nicht gelungen, seinen Candidaten de Gregorio durchzubringen.

Lützow erhielt den Stefansorden.

Wahl Gregors XVI.

Nach einem nur 20 Monate dauernden Pontifikate starb Pius VIII. am 1. Dezember 1830. Das Cardinalscollegium war noch das gleiche wie zur Zeit des letzten Conclave. Von 55 lebenden Cardinälen waren 46 Italiener. Graf Lützow wurde abermals Wahlbotschafter und Albani zum dritten Male Träger des kaiserlichen Sekretums. Unter dieser scheinbar unveränderten Oberfläche war doch vieles anders geworden, die alten Parteien der Zelanten und Moderaten

waren verschwunden, eine neue Gruppirung hatte sich gebildet unter den Namen de Gregorio und Pacca, und letzterer, 1823 einer der bedeutendsten unter den Zelanten, erfreute sich jetzt der Gunst des kaiserlichen Hofes. Nebst ihm betrachtete man de Gregorio, Giustiniani, Macchi und Mauro Capellari als diejenigen, welche bei der nächsten Wahl in Frage kommen könnten (Papabili).

Fürst Metternich erklärte sich mit Entschiedenheit nur gegen de Gregorio, wollte aber doch, laut Reskript vom 8. Dezember, die formelle Exklusion vermeiden und wünschte, daß ihn Neapel durch die von ihm abhängigen Cardinäle indirekt von der Wahl ausschließe.

Ueber Giustiniani, der sich als Nuntius in Madrid unbeliebt gemacht hatte, schwebte die Drohung der spanischen Exklusion und das gleiche Schicksal schien Macchi durch Frankreich beschieden zu sein, wo er zur Zeit seiner Nuntiatur kein gutes Andenken hinterlassen hatte. Seine Candidatur wurde jedoch nicht ernstlich unterstützt und gab Frankreich keine Veranlassung, dagegen Stellung zu nehmen.

Albani berichtete nach alter Gewohnheit fleißig über die Vorgänge im Conclave. Am 24. December meldet er, es seien für Capellari, Franzoni, Giustiniani und Macchi Stimmen abgegeben worden, ernstlich zu nehmen seien aber doch nur Pacca und de Gregorio. Gelingt es, den Letzteren zu beseitigen, so müsse man sich mit dem Erreichbaren begnügen. Wie genügsam war er geworden, und wie zurückhaltend benahmen sich diesmal die Regierungen, mit Ausnahme von Spanien!

Folgen wir Albani weiter. Er schreibt am 29. Dezember, es habe Giustiniani 14 Stimmen und 4 accessit, Pacca in abnehmender Zahl 15 und 1. Man sagt, er (Pacca) würde Staatssekretär werden, wenn Giustiniani Papst.

Am 31. Dezember haben Pacca, de Gregorio und Giustiniani gleich viele Stimmen. Albani vertheidigt sich

gegen den Verdacht, für sich zu arbeiten, damit er wieder Staatssekretär werde.

Am selben Tage treten die zwei Franzosen Isoard und Fesch ins Conclave und werden zwei Spanier erwartet, die muthmaßlich für de Gregorio stimmen werden. Noch haben wir, sagt Albani, die Stimmen- (oder Zahlen-) Exklusion, aber wie lange? Um die Partei Pacca's zu theilen, wurde de Gregorio von den Seinigen zum Scheine fallen gelassen, indem sie Giustiniani voranstellten. Das verfing nicht und sie kehrten zu ersterem zurück.

2. Januar 1831. Die Partei des de Gregorio wird zu Giustiniani halten, wenn sie sich überzeugt, daß die Zweidrittelmajorität für ersteren nicht zu erhalten ist. Wir müssen dann zwischen zwei Uebeln das kleinere wählen. Vorläufig noch verfügen wir über die Zahlen-Exklusion.

4. Januar. Die Parteigänger de Gregorio's schwanken zwischen ihm und Giustiniani, zu dem auch von den Unserigen (Pacca) einige übergehen möchten. Wer sein Staatssekretär würde, ist unbekannt. Jedenfalls nicht ich (Albani).

7. Januar. Alle Gregorianer stimmen für Giustiniani. Die Unserigen werden unsicher. Cardinal Croy erwartet.

8. Januar. Es verlautet, daß Spanien den Cardinal Giustiniani exkludirt. (Das theilte Fürst Metternich dem Grafen Lützow am 14. verspätet mit.)

9. Januar. Die formelle Exklusion im Namen Spaniens ausgesprochen. Nun stehen wieder Pacca und de Gregorio gegeneinander. Auf die Zahlenexklusion ist kaum mehr zu rechnen. Warum entschließt man sich nicht in Wien zur formellen Exkludirung von de Gregorio? Keine Zeit zu verlieren.

11. Januar. Mauro Capellari, an Stelle Giustiniani's candidirt, hat schon viele Stimmen für sich. Er wäre Albani ebenso recht wie etwa Macchi.

12. Januar. Es ist nicht unmöglich, daß Mauro Capellari und Macchi von Frankreich ausgeschlossen würden. Die

spanische Exklusion sei ungeschickt angebracht worden. Der Zweck wäre in unauffälliger Weise zu erreichen gewesen. Neue Namen werden genannt, ohne Aussicht auf Erfolg.

15. Januar. Noch immer die zwei Parteien im Kampfe. Es tritt ein Stillstand ein und Fürst Metternich ertheilt am 28. Januar den Auftrag, de Capellari kräftig zu unterstützen.

Am 2 Februar machte Monsignore Polidori, Sekretär des Conclave und Pro-Staatssekretär, dem diplomatischen Corps die offizielle Mittheilung der erfolgten Wahl. In Beantwortung des von Lützow erstatteten Berichtes drückt Metternich darüber seine Befriedigung aus.

Mauro Capellari, als Papst Gregor XVI., hatte im Scrutinium des 2. Februar 33 Stimmen erhalten. Die Exclusion von de Gregorio war geschehen, ohne formell ausgesprochen zu werden. Von Cardinal Gaisruck unterstützt, hatte Albani so lange an Pacca festgehalten, bis es sicher war, daß die Partei de Gregorio's definitiv ihn für Mauro Capellari opfern würde. Als er ihm dann die Parteigänger Pacca's zuführte, war die Zweidrittelmajorität fertig und der Papst gewählt.

Wahl Pius' IX.

Das Cardinalscollegium, welches nach dem am 1. Juni 1846 erfolgten Tode des Papstes Gregor XVI. einen neuen Papst zu wählen hatte, war sehr verschieden von dem des Jahres 1831. Die damals eine hervorragende Rolle gespielt hatten, waren nicht mehr am Leben, die meisten der lebenden Cardinäle von Gregor ernannt. Die Italiener bildeten die überwiegende Mehrzahl, es fehlte aber, wie Lützow, der nun ein drittes Mal Wahlbotschafter wurde, am 10 Juni berichtet, an auffallend bevorzugten Persönlichkeiten. Man sprach von Altieri und Gippi; die Meinungen waren getheilt.

Nach Beginn des Conclaves sah der Botschafter noch große Schwierigkeiten und infolge der Stimmenzersplitterung eine lange Dauer des Conclaves voraus. An diesem Tage

waren 50 Cardinäle anwesend, 5 andere wurden erwartet. Schwankte im letzten Conclave die Wahl zwischen drei Kandidaten, denen gelegentlich ein Vierter zugesellt wurde, so werden jetzt 9 Namen genannt, von welchen keiner augenblicklich über mehr als 15 Stimmen verfügt. In Anbetracht des in Frankreich und Spanien eingetretenen Umsturzes aller Verhältnisse gebe es keine Hof- oder Kabinetspartei, und unser alleiniger Einfluß ist, um sich nach Lützows Meinung von jeder Täuschung ferne zu halten, zu gering, um nach irgend einer Seite den Ausschlag zu geben.

Mit dieser Auffassung scheint Fürst Metternich einverstanden gewesen zu sein, denn es wurde die Parole ausgegeben, den Dingen freien Lauf zu lassen, wie aus einem verspäteten Erlasse an Graf Lützow vom 19. Juni ersichtlich ist, womit ihm seine Ernennung zum Wahlbotschafter und zugleich mitgetheilt wurde, daß Cardinal Gaisruck das Secretum erhalte, im Falle seiner Verhinderung aber der Patriarch von Venedig, Cardinal Morico, an seine Stelle treten würde, mit der Weisung, Niemanden zu exkludiren.

Darüber lassen sich mancherlei Betrachtungen anstellen. Wie erklärt sich, nach der bei den früheren Papstwahlen entwickelten Rührigkeit, die Abstinenz der Wiener Regierung? War dafür nichts bestimmend, als die Gewißheit an, Frankreich und Spanien keine Stütze mehr zu finden, oder die Furcht, durch einen Druck einen Gegendruck erst hervorzurufen, ohne die Mittel, ihn erfolgreich zu bekämpfen?

Auffallend ist unter allen Umständen die mangelhafte Information des Botschafters Lützow, der unmöglich ein langwieriges Conclave prognosticiren konnte, wenn ihm die in den Novemdialen gepflogenen Vorbesprechungen bekannt gewesen wären, welche gewiß der überraschend schnellen Wahl Mastai-Ferretti's den Boden geebnet hatten. Er hatte eben keinen Albani mehr und, wie es scheint, keine Vertrauensperson, die dafür Ersatz bieten konnte. Er wußte nur am

17. die im 4. Scrutinium Tags zuvor erfolgte Wahl des neuen Papstes zu berichten, der sich Pius IX. nannte. Mit Depesche vom 28. Juni drückte Fürst Metternich darüber seine Befriedigung aus.

Ueberblickt man das Cardinalscollegium jener Tage, so ergibt sich das Folgende: Es waren 62 Cardinäle am Leben, davon 3 Franzosen, 1 Spanier, 1 Portugiese, 1 Belgier, 2 Toskaner, 8 Neapolitaner, 7 Piemontesen, 31 aus dem Kirchenstaate, 8 Oesterreicher, von denen aber wieder 6 Italiener, im Ganzen also von 62 nur 8 Nicht-Italiener. Das Conclave hatte demnach einen ganz italienischen Charakter und die Majoritätsbildung ging offenbar um so rascher von statten, weil dieselbe durch keinen Eingriff der weltlichen Kabinette eine Störung erlitt. Ein einziges Mal erwähnt Lützow in seinem Berichte vom 17. Juni den Cardinal Mastai-Ferretti mit den Worten: der populärste Mann neben Mastai-Ferretti war Gippi. Es hatte aber im 1. Scrutinium am Morgen des 15. Juni Mastai-Ferretti 8 Stimmen, Falconieri 20, am selben Abend Ersterer schon 17, im 3. Scrutinium am 16. Morgens 28 und Abends 37, um 4 mehr als zur Wahl erforderlich waren.

Wer, frägt Lützow noch am 10. Juni, dem zehnten Tage der Sedisvacanz, wird das kaiserliche Secretum erhalten? Gaisruck ist unser einziger Kroncardinal. Er traf bekanntlich in Rom ein, als Pius IX. schon Papst war. Aeußere Umstände hatten allerdings die Wahl beschleunigt: das Fehlen irgend einer Partei der Kronen, durch welche es möglich gewesen wäre, auch ohne formelle Exklusion, die Majoritätsbildung fördernd oder störend zu beeinflussen; dann aber die Anzeichen der nahenden Revolution, durch welche die Cardinäle eindringlich ermahnt wurden, der Sedisvacanz schnell ein Ende zu machen. Ein vom 4. Juli aus Ravenna datirtes Promemoria forderte die Mächte auf, im Kirchenstaate umfassende Reformen zu veranlassen. Aehnliche Eingaben folgten aus verschiedenen Orten, der Stein kam ins Rollen.

Wahl Leo's XIII.

Am 7. Februar 1878 starb Pius IX. und unter den schwierigsten Verhältnissen traten die Cardinäle in Berathung über die zu treffende Papstwahl. Rom war in der Gewalt einer Regierung, von der die Kirche keinen Schutz erwarten konnte. Viktor Emanuel war 28 Tage vor Pius IX. am 9. Januar verschieden, König Humbert ihm auf dem Throne des nunmehrigen Königreiches Italien nachgefolgt. Ob ein Ministerium, welchem Depretis präsidirt, Melegari als Minister des Aeußern und Crispi als Minister des Innern angehörten, genügende Garantie für die Unabhängigkeit des Conclaves bieten würde, war manchem Zweifel unterworfen, doch hatte sie ein handgreifliches Interesse, die Besorgnisse der Katholiken zu zerstreuen und die fremden Kabinete zu überzeugen, daß es ihr mit der Ausführung des von ihr selbst gegebenen, obwohl vom hl. Stuhle niemals anerkannten Garantiegesetzes voller Ernst war.

Graf Andrássy war in der Lage, dem Botschafter Graf Paar am 11. Februar mitzutheilen, daß laut einer vom italienischen Botschafter Grafen Robilant in Wien an ihn gerichteten Note die italienische Regierung Maßregeln getroffen habe, um alle Befürchtungen in Betreff einer Beeinträchtigung der dem Conclave unerläßlichen Freiheit und Sicherheit zu beseitigen. Die Note war eine Wiederholung der im Jahre 1874 von Visconti-Venosta abgegebenen Erklärungen.

Die Cardinäle traten am 8. Februar zu einer ersten Berathung im sogenannten Consistorialsaale des Vatikans zusammen, um vor Allem zu erwägen, wo das Conclave abgehalten werden sollte. Pius IX. hatte schon am 23. August 1871 die Bulle Hac sublimi erlassen, am 8. September 1874 diejenige Licet per apostolicas und am 10. Oktober 1877 noch eine dritte Consulturi, welcher er am 10. Januar 1878, in Vorahnung seines Todes, ein Regulativ nachfolgen ließ, um das Verhalten der Cardinäle nach Eintritt der Sedisvacanz vorzuzeichnen. Darin war auf die Nothwendigkeit

deutlich hingewiesen, das Conclave an einem außerhalb Roms gelegenen Orte zu versammeln, den Cardinälen jedoch die Beschlußfassung darüber vorbehalten.

Unter dem Eindrucke dieser nunmehr zur Kenntniß gebrachten Verfügungen erklärte sich die Mehrzahl der am 8. Februar anwesenden Cardinäle, ungeachtet der von Cardinal Hohenlohe erhobenen Bedenken, mit dem Vorschlage des Cardinals Nina einverstanden, Rom zu verlassen, ohne den Ort zu nennen, wohin das Conclave einzuberufen wäre. Graf Paar berichtete am 11. Februar, er glaube zu wissen, daß Cardinal Manning, damals noch nicht anwesend, gerathen habe, das Conclave unter englischem Schutze in Malta abzuhalten. Andere hätten gerathen sich nach Spanien zu flüchten. Als aber am 9. Februar die Cardinäle abermals zusammentraten, hatten die Bedenken gegen das Verlassen Roms bereits das Uebergewicht gewonnen und man einigte sich darüber, den Beschluß des Vortages als ungeschehen zu betrachten.

Camerlengo Pecci, der während der Sedisvacanz das Regiment im Innern des Vatikans zu führen hatte, empfing vom Minister Depretis das Anerbieten militärischer Hilfe zur Aufrechthaltung der Ordnung. Dasselbe wurde dankend abgelehnt, doch aber mit Beruhigung davon Kenntniß genommen, daß für die Freiheit des Conclaves von Seite der italienischen Regierung nichts zu besorgen war.

In Wien war man auf den Tod Pius' IX. seit langem gefaßt. Graf Paar hatte sein Beglaubigungsschreiben als Wahlbotschafter schon über zwei Jahre in Händen, dazu eine nach den Schimmeln der alten Haus-, Hof- und Staatskanzlei abgefaßte Instruktion, die zugleich für den mit dem Secretum zu betrauenden Cardinal bestimmt, die Frage der Exklusion offen ließ. Nach der Hand, am 11. Februar, bezeichnete Graf Andrássy zwar zwei Cardinäle, welche vorkommenden Falles zu exkludiren wären, darin war aber nur zu deutlich ein Echo des preußischen Culturkampfes erkenntlich.

dessen Opfer der Eine geworden war, während der Andere, ein warmer österreichischer Patriot, dem deutschen Ausnahmsgesetze verfallen wäre. Keiner von beiden hatte zudem die geringste Aussicht, bei der Papstwahl in Frage zu kommen. Die Vermuthung war also nicht unbegründet, daß Fürst Bismarck sie dem befreundeten Andrássy als mißliebig bezeichnet und er die Ausschließung aus Gefälligkeit angeordnet hatte, von welcher ohnehin Gebrauch zu machen die Gelegenheit fehlen möchte. In dieser vollkommen authentischen Darstellung findet zugleich die vielfach ausgesprochene Vermuthung ihre Widerlegung, daß Cardinal Bilio, der Verfasser des Syllabus, davon bedroht gewesen wäre, von Oesterreich exkludirt zu werden.

Der Zusammensetzung nach war das Conclave von 1878 gänzlich verschieden von demjenigen des Jahres 1846. Nahezu alle noch am Leben befindlichen Cardinäle waren von Pius IX. ernannt. Von 64 fehlten nur vier, der Patriarch von Lissabon und der Erzbischof von New-York der weiten Entfernung wegen, und noch zwei, welche durch Alter und Krankheit verhindert waren, als die Cardinäle am 18. Februar ins Conclave eintraten. Zur Zweidrittelmajorität waren 41 Stimmen erforderlich.

Das erste Skrutinium am 19. war wegen eines Formfehlers ungiltig und wurde, auf Antrag des Cardinalprimas Simor, welcher nach dem Ableben des dazu auserſehenen Cardinals Rauscher das Sekretum erhalten hatte, als Probeabstimmung betrachtet. Am Abende desselben Tages entfielen 19 Stimmen auf Pecci, im zweiten Scrutinium am 20. Morgens erhielt er 29, und Abends im dritten 44. Er war Papst und hieß Leo XIII. An der Wahl hatten, inklusive des noch rechtzeitig eingetroffenen Patriarchen von Lissabon und des kranken Amat, 61 Cardinäle theilgenommen.

Im Gegensatz zum Conclave von 1846 übten die nicht-italienischen Cardinäle einen entscheidenden Einfluß auf

die Wahl Leo's XIII. Sie war nicht überraschend, wäre aber auf größeren Widerstand gestoßen, wenn nicht die Cardinäle Simor und Manning und mit ihnen die auswärtigen Cardinäle geschlossen auf seine Seite getreten wären. Cardinal Bartolini, der mit Card. Pecci im selben Hause, Palazzo Falconieri, wohnte, hatte eifrig vorgearbeitet, Msgr. Galimberti durch seine Verbindungen mit der Tagespresse für ihn Stimmung gemacht, und in den Sakristeien, deren Beurtheilung immer ein gewisser Werth beizumessen ist, wurde Pecci als der kommende Papst begrüßt, obwohl die von ihm bekleidete Würde des Camerlengo dem Herkommen nach als ein Hinderniß betrachtet wurde, gewählt zu werden. Man meinte, Papst Pius, der ihm nicht gewogen war, habe ihn dazu ernannt, um seine Wahl, wo nicht unmöglich zu machen, doch zu erschweren. Von denen, die Pius IX. am nächsten standen, wollten einige von ihm nichts wissen und stimmten gegen ihn: Oreglia, Randi, Chigi, Sacconi, Monaco, Amat und Franzelin, vielleicht auch Ledochowski. Daß sich eine entscheidende Majorität zu seinen Gunsten doch so schnell bilden konnte, war das Verdienst der Fremden, Simor und Manning an der Spitze.

Beschleunigt wurde ohne Zweifel die Entscheidung durch den Umstand, daß die Kabinete, deren Aufmerksamkeit zu gleicher Zeit durch die orientalischen Angelegenheiten in erster Linie abgelenkt wurde, der Papstwahl wenig Beachtung schenkten. Es wurde erzählt, daß Spanien die Wahl des Cardinals Franchi begünstigte, der Versuch einer ernstlichen Initiative wurde jedoch nicht gemacht. Er erhielt einmal 6, dann 2 Stimmen und trat gegen Pecci freiwillig zurück, der ihn zum Staatssekretär ernannte. Nachdem der Camerlengo dem Papste den Fischerring zu überreichen hat, nach der Wahl Leo's XIII. aber kein Camerlengo vorhanden war, wurde, als ältester Cardinalpriester, Schwarzenberg ad hoc mit dieser Würde bekleidet.

Ist es erlaubt, aus dem Vorhergehenden einen Schluß auf die künftigen Papstwahlen zu ziehen, so kann mit aller Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß ein so fühlbarer Druck, wie ihn die Regierungen noch in den Conclaven Leo's XII. und Pius' VIII. ausgeübt hatten, nicht mehr versucht und auch nicht geduldet würde. Die formelle Exklusion, zum ersten und auch zum letzten Male 1831 von Spanien ausgeübt, fand nicht mehr die Billigung der anderen Kabinete. Die späteren Instruktionen der Wiener Regierung drücken den Willen aus, davon keinen Gebrauch zu machen. War auch darin ein Verzicht auf das historische Exklusionsrecht nicht zu finden, sondern ein Vorbehalt für dringende Nothfälle ausdrücklich formulirt, so hat derselbe doch nicht mehr praktischen Werth, als etwa der Anspruch veralteter Titel auf längst verjährte Souveränitätsrechte, welche zu reklamiren niemand ernstlich beabsichtigt. Es mag sein und wird auch wahrscheinlich vorkommen, daß in dem Sekretum eines der Kroncardinäle noch pro forma von einer Ausschließung die Rede sein wird, gewiß aber mit dem Beifügen, es sei nicht beabsichtigt, dieselbe formell auszusprechen, sie vielmehr durch minder drastische Mittel zu erreichen, wie sie einem Botschafter und geschickten Parteiführer reichlich zu Gebote stehen.

Die wesentlich veränderten Beziehungen der historisch mit dem Exklusionsrechte ausgerüsteten Staaten zur päpstlichen Kurie bringen es mit sich, daß die Papstwahl sich ihrer Bevormundung mehr und mehr entzieht. Es ergibt sich das auch aus der verhältnißmäßig großen Anzahl fremdländischer d. i. nicht-italienischer Cardinäle, welche in ihrer Gesammtheit einen Papst haben wollen, der über politische und nationale Interessen erhaben, die Freiheit der Kirche zugleich mit seiner Autorität bei allen Völkern zur unbestrittenen Anerkennung bringe.

Es sind derzeit (Januar 1903) 59 Cardinäle am Leben, davon 36 italienischer Zunge und 23 von anderen Natio-

nalitäten, 7 Franzosen, 4 Spanier, 3 Engländer, Irland und Australien mitgerechnet, 2 Deutsche, 1 Belgier, 1 Portugiese, 1 Amerikaner, 4 aus Oesterreich und Ungarn.

Die großen Gefahren, welche der Kirche aus einem Zerwürfnisse mit mächtigen Regierungen erwachsen, werden von den zur Papstwahl berufenen Cardinälen um so lebhafter empfunden werden, je mehr dieselben, die Zustände aller Länder aus eigener Anschauung kennend, sich darüber gegenseitig unterrichten können. In absehbarer Zeit wird der Papst wohl immer noch ein Italiener sein, weil die rivalisirenden Nationen darin mehr Beruhigung finden, als etwa in der Erhebung eines Deutschen, Franzosen oder Engländers zur höchsten Würde der Christenheit, dann aber auch, weil der italienische Papst Allen zur Gewohnheit geworden ist und sein Verbleiben in Rom besser gesichert erscheint, als wenn ein Fremder sich dort unter den gegebenen Verhältnissen behaupten sollte.

Man darf hoffen, daß die von weltlichen Einflüssen befreiten Papstwahlen schnell verlaufen werden. Die Vermeidung einer längeren Sedisvakanz wird allen und namentlich den fremdländischen Cardinälen als eine Nothwendigkeit erscheinen und die Wahl eines Papstes befördern, dem keine Regierung, auch die italienische nicht ausgenommen, zu mißtrauen Veranlassung hätte. Kurze Conclaven, ohne heftige Parteikämpfe, werden, wenn nicht alle Zeichen trügen, der Kirche würdige Päpste verleihen.

XVII.

Eine Huß-Feier in Prag.

In einem deutschen Mädchenpensionate Böhmens bedurfte man einer czechischen Lehrerin. Um sicher zu gehen, daß man eine in jeder Beziehung tüchtige bekomme, wandte man sich an die Vorstehung einer religiösen Genossenschaft, welche ein Privat-Lehrerinenseminar unterhält, und ersuchte um Ueberlassung einer der nächsten Abiturientinen. Der Wunsch wurde gern erfüllt und die Auserkorene bekam die besten Empfehlungen mit. Als sie ihr Amt antrat, wurde ihr von der Leiterin des Pensionates nachdrücklichst empfohlen, in ihren Aeußerungen über Huß sehr vorsichtig zu sein, zum mindesten sich jeder anerkennenden Bemerkung zu enthalten; am rathsamsten sei es, sofern sie nicht gefragt werde, über ihn ganz zu schweigen. Diese Instruktion aber war der jungen Lehrerin gegen all ihr Denken und Empfinden und betrübte sie tief; in ihrer Betrübniß griff sie alsbald zur Feder, um ihren Angehörigen kundzuthun, daß sie sich in dem deutschen Institute nicht glücklich fühlen könne, denn hier sei ihr „das Ideal ihres Herzens grausam zerstört worden".

Was wir hier erzählen, ist nicht Dichtung, sondern Wahrheit und Wirklichkeit; und ist nicht ein Geschehniß aus vergangenen Jahrhunderten, sondern eine Thatsache jüngster

Zeit. Und wie für diese junge Lehrerin, so ist jetzt für Tausende und Abertausende aus allen Schichten des böhmischen Volkes Mistr Jan Hus[1]) das Ideal ihrer Herzen. Billig aber muß man fragen: Hat denn dieses Volk keine anderen und keine besseren Ideale, als einen aus der Gemeinschaft der katholischen Kirche ausgeschlossenen häretischen Priester, an dessen Namen sich Erinnerungen knüpfen von Verwüstungen und Greuelthaten, wie sie schreckenvoller über das schöne Böhmerland nie hereingebrochen sind? Hat man denn ganz vergessen, daß Huß in wahnwitziger Vermessenheit die Lehrautorität der Kirche verworfen, daß er aus stolzer Selbstgerechtigkeit jeglicher Auktorität den Gehorsam gekündigt, daß er in der Kirche Gottes großes Aergerniß gegeben und sein Volk in unsägliches geistiges Elend gestürzt hat? Soll das alles vergessen sein? Oder hält man es für bedeutungslos und nicht der Rede werth?

Es gab eine Zeit, da war das Andenken an den „Martyrer von Kostnitz“ im czechischen Volke fast erloschen. Es war die Zeit nach der Schlacht am Weißen Berg, 1620. Vor dieser Katastrophe aber galt Magister Huß fast überall im Lande als ein „Heiliger“; in den Kalendern wurde er als solcher aufgeführt, Kirchen waren ihm geweiht und selbst in der Meßliturgie glänzte sein Name. Das alles jedoch hatte nach dem Schlage am Weißen Berge ein Ende. Der große goldene Kelch, das Symbol des Hussitismus, das so lange Jahre hoch oben an der Fronte der ehrwürdigen Prager Teyn-Basilika geglänzt und dem religiösen Denken des Volkes in Stadt und Land bezeichnenden Ausdruck verliehen hatte, er verschwand und mit ihm verschwand

---

1) Meister Johannes Huß. Bemerkt sei hier, daß Hus im Czechischen mit einem s geschrieben wird; da dieses s aber wie ein Doppel-s zu sprechen ist, empfiehlt es sich, im Deutschen „Huß“ statt „Hus“, und „Hussiten“ statt „Husiten“ zu schreiben.

auch das Interesse für die Sache, der er diente. Das czechische Volk begann wieder seiner selbst sich bewußt zu werden; es ward wieder inne, daß es zur katholischen Kirche gehöre und daß der Glaube dieser Kirche auch sein Glaube sei; vor seine Seele trat wieder in ungetrübter Klarheit die Gestalt eines heiligen Wenzel, einer heiligen Ludmila, einer seligen Agnes, eines heiligen Johannes von Nepomuk und anderer Heroen christlicher Vollkommenheit, die Gottes Gnade in seiner Mitte einst erweckt hatte, und die eine Leuchte sein sollten für alle, die in der Befolgung des christlichen Sittengesetzes ihre Ehre und ihr Heil suchen.

Hussens Verehrer unserer Tage haben die Meinung verbreitet, der hl. Johannes von Nepomuk sei eine geschichtliche Unwahrheit, er habe gar nicht existirt, die Jesuiten hätten ihn erfunden und seinen Cult befördert, lediglich zu dem Zwecke, im czechischen Volke die Erinnerung an Huß auszulöschen. Selbstverständlich ist hier nicht der Ort, die Existenz des Martyrers des Beichtgeheimnisses zu beweisen und die Geschichte seines Cults eingehend zu erörtern. Nur so viel sei gesagt, daß vor der Leidenschaft, insonderheit vor der nationalen und religiösen Leidenschaft, nichts mehr sicher ist. Selbst die offenkundigsten, vor dem Richterstuhle der Vernunft unantastbarsten Thatsachen werden in Zweifel gezogen, oder mißdeutet und verzerrt. Man verwirft oder glaubt dieses oder jenes nicht aus Liebe zur Wahrheit, sondern aus Liebe zu seiner Nation, oder besser, aus Liebe zu sich selbst. Es ist ja zuzugeben, daß die Verehrung des heil. Johannes von Nepomuk in Böhmen deshalb so kräftig gefördert wurde, um den falschen Huß-Cult zurückzudrängen und womöglich ganz auszurotten. Aber damit wurde weder der Wahrheit noch dem wahren Interesse des czechischen Volkes Gewalt angethan. Im Gegentheil. Das wahre Verdienst und die wahre Größe kamen wieder zur Anerkennung und das von seinen Irrwegen erlöste Volk

konnte wieder in Ruhe und Frieden der Segnungen genießen, welche ihm seine Zugehörigkeit zur katholischen Kirche gewährte.

Aus den Verfassungskämpfen, welche in den Sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts die Habsburgische Monarchie durchtobten und in dem Beust'schen Dualismus ihren vorläufigen Abschluß fanden, entwickelte sich von selbst auch ein Streit der Nationen untereinander. In Böhmen mußte dieser Streit um so größere Schärfe annehmen, als hier von czechischer Seite nicht nur volle Gleichberechtigung der czechischen Sprache mit der deutschen in Schule, Amt und öffentlichem Leben, sondern die Aufrichtung eines selbständigen Königreiches Böhmen nach ungarischem Muster angestrebt wurde. Auf diese Forderung wollten und konnten die in Böhmen wohnenden Deutschen nicht eingehen, wie auch die Dynastie Bedenken tragen mußte, den Dualismus zu einem Pluralismus werden und die Monarchie in eine Summe von kleinen Staaten sich auflösen zu lassen. Dieser Widerstreit der deutschen und czechischen Interessen erzeugte in Böhmen einen Nationalitätenhader, der an Heftigkeit mit jedem Tag zunahm und dessen Ende auch jetzt noch gar nicht abzusehen ist.

In diesen Wirren tauchte denn allmählich in bestimmten Zügen die Gestalt des Magisters Johannes Huß wieder auf. Die von Palacky und Rieger geführte Partei der sogenannten Altczechen, in deren Reihen auch die Geistlichkeit stand, übte freilich Zurückhaltung. Nicht aber die Jungczechen. Ihr nationaler Chauvinismus weidete sich mit Ergötzen an der „glorreichen" Zeit des 15. Jahrhunderts, an dem furor taboriticus, vor dem damals Deutsche und Kaiser zitterten; und ihr religiöser „Freisinn" ließ sie kühn hinwegsehen über das Verwerfungsurtheil, mit dem die Kirche den Irrlehrer belegt hatte, und hinderte sie nicht, in ihm den größten Sohn der Nation zu erblicken, eine Heldengestalt, einen jener Säkular-

menschen, wie deren die Weltgeschichte nur wenige hervorgebracht habe. Diese Heldengestalt müsse, so meinten die Jungczechen, wieder in den Gesichtskreis des Volkes gerückt werden; die ganze Nation müsse wieder lernen, in Huß ihren Führer und Retter zu verehren, müsse voll Dankbarkeit und Pietät zu ihm aufschauen, an seiner sittlichen Größe und seiner Ueberzeugungstreue sich erwärmen und bei ihm Muth und Ausdauer schöpfen für die Kämpfe der nationalen Rechte; für alle jene aber, welche dem czechischen Volke nicht gewähren wollen, was ihnen gebührt, werde der Name Huß wieder schrecklich werden, wie er einst Kaiser und Reich schrecklich war, und werde sie zwingen, ihren Widerstand gegen die czechischen Forderungen aufzugeben. So dünkte es den Jungczechen. Darum lag ihnen alles daran, das Interesse für Magister Johannes Huß bei ihrem Volke zu wecken und zur Flamme zu entfachen. Und das gelang ihnen vortrefflich.

Am 6. Juli 1868 pilgerte eine Gesellschaft von 150 jungczechischen Hußverehrern, worunter 30 Damen, nach Konstanz, dem Orte des Martyriums ihres Helden, um seinem Andenken ihre Huldigung darzubringen. An der Spitze dieser Pilgerschaar stand ein gewisser Karl Sladkowski, ein Barrikadenheld von anno 1848, der vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt, vom Kaiser aber zu vieljähriger Kerkerhaft begnadigt worden war. Wenn diese Demonstrations-„Wallfahrt" der jungczechischen Pilger außerhalb Böhmens auch kein sonderliches Aufsehen machte, so wirkte sie doch um so mehr auf die leicht entzündlichen czechischen Gemüther im Lande selbst. Diese „Wallfahrten" wiederholten sich und gaben dem mächtig erwachenden Interesse für Magister Huß stets neue Impulse. Auch die Schulen, die höheren wie die niederen, arbeiteten mehr oder weniger im Sinne der Jungczechen, zeigten Huß im Glanze des Martyriums und die unseligen Hussitenkämpfe im Lichte einer

Geschichtsauffassung, die mehr von der Phantasie als von der Wahrheit ihr Leben fristet. Und wenn ein Religionslehrer es wagte, etwas gegen Huß zu sagen, mußte er darauf gefaßt sein, in der Presse an den Pranger gestellt zu werden. Daß unter solchen Umständen der unglückliche Magister Huß für die czechische Jugend ein „Ideal des Herzens" werden konnte, ist darum nicht zu verwundern.

Eine nicht unwesentliche Förderung erfuhr das Interesse für Huß durch das in Böhmen viel verbreitete Broschik' Gemälde: Huß vor dem Concil in Konstanz, ein Tendenzbild erster Güte. Auf demselben ist Huß dargestellt, wie er, ein schlanker schmächtiger Mann, von hoher Statur und mit einem idealen männlich schönen Kopf, vor den nichts weniger als ideal aussehenden Concilsvätern steht, seine Vertheidigung führend. Das Originalgemälde fand im Anfange der 80er Jahre im großen Saale des Prager Rathhauses seinen Platz, ist aber unzählige Mal reproducirt worden und gilt als Hauptzierde in den Wohnungen der czechischen Patrioten. Der Huß-Verehrung leistete dieses Bild unbestreitbar gute Dienste, aber auf Kosten der Achtung vor der Lehrautorität der Kirche; und das ist zu bedauern.

Wiederholt auch wurde in jungczechischen Kreisen der Gedanke angeregt, Magister Huß in Prag, dem Orte seiner Wirksamkeit, ein würdiges Denkmal zu errichten. Doch vertagte man die Realisirung dieses Gedankens immer wieder, einmal aus Mangel an den erforderlichen Mitteln, vor allem aber mit Rücksicht darauf, daß die Stadt Prag noch nicht reif erschien, um sich mit einem Huß-Denkmal innerhalb ihrer Mauern ruhig abzufinden, und die maßgebenden Persönlichkeiten davon nichts wissen wollten.

Da kam denn die denkwürdige Landtagssitzung im November des Jahres 1889. Die Debatte lenkte sich auf das neue Landesmuseum, das seiner Vollendung entgegenging. Die Jungczechen aber hatten entdeckt, daß Huß in diesem

Museum ignorirt werde, und sie stellten darum den Antrag, wie allen hervorragenden Männern der böhmischen Geschichte, so auch Huß eine Gedenktafel zu widmen. Gegen diesen Antrag aber legten die Abgeordneten aus dem Klerus Verwahrung ein; ebenso protestirte der conservative Adel, dessen Sprecher, Prinz Karl Schwarzenberg, ein Großenkel des Siegers von Leipzig, gegen den ganzen neuzeitlichen Hußkult mit aller Schärfe sich aussprach und im Eifer seiner Rede die Aeußerung fallen ließ, daß die Heere der alten Hussiten nur „Banden von Räubern, Mordbrennern" gewesen seien. Diese Aeußerung aber entfesselte unter den Jungczechen einen Sturm der Entrüstung; sie geriethen in eine gelinde Raserei und ihre zahl- und einflußreiche Presse trug diese Erregung ins ganze Land. Der „schwarze Prinz" aber wurde am folgenden Tage vom Prager Mob mit einer Katzenmusik „gefeiert".

Um die Aufregung zu beschwichtigen, erließ der Prager Metropolit, Cardinal Schönborn, ein Hirtenschreiben an Klerus und Volk, gab über das Verhältniß Hussens zur Kirche klaren Aufschluß und ermahnte mit den eindringlichsten Worten zur Ruhe und zum Frieden. Die drei übrigen Bischöfe Böhmens thaten ein Gleiches. Aber die jungczechischen Blätter verhöhnten die Oberhirten und es dauerte geraume Zeit, bis das erregte Volk wieder zur Ruhe kam.

Nun aber hielten die Jungczechen den Augenblick für gekommen, wo sie hoffen konnten, mit ihrem Denkmalsprojekte in der ganzen czechischen Oeffentlichkeit durchzudringen und die erforderlichen Mittel aufzutreiben. Ein Comitee wurde gebildet, das in einem flammenden Aufrufe die ganze Nation aufforderte, die im Landtage verübte Beschimpfung des größten ihrer Söhne damit zu sühnen, daß sie ihm im „goldnen" Prag auf öffentlichem Platze ein Denkmal errichte. Sofort wurden Geldsammlungen veranstaltet, die indessen weit hinter den gehegten Erwartungen zurückblieben. Auch die Stadt

Prag verpflichtete sich zu einem jährlichen Beitrage von 1000 Gulden.

Alsbald trat nun auch das Comitee an den Prager Stadtrath mit dem Ersuchen heran, ihm einen geeigneten Platz für die Errichtung eines Denkmals zu Ehren des Magisters Huß zu überlassen. Im Stadtrathe kam es wiederholt zu scharfen Auseinandersetzungen. Die geistlichen Mitglieder protestirten gegen das ganze Denkmalsprojekt; die Altczechenpartei jedoch zeigte sich für die Ueberlassung eines Platzes geneigt, wußte nur nicht, welchen? Aber die Jungczechen ließen nicht nach. Sie verlangten für Meister Huß nicht nur irgend einen von den vielen öffentlichen Plätzen Prags, sondern den schönsten Platz, den altehrwürdigen Großen Ring, im Herzen der Stadt. Da indessen dieser Platz schon mit einem Monumente geschmückt ist, mit einer Mariensäule, welche Kaiser Ferdinand III. im Jahre 1657 zur Danksagung für die Herstellung friedlicher Zustände in dem durch den 30jährigen Krieg schrecklich verwüsteten Lande Böhmen hatte errichten lassen, so beantragten die Jungczechen die Entfernung der Mariensäule. Gegen diesen pietätslosen Radikalismus aber empörte sich der gesunde Sinn des noch kirchentreuen und dynastisch gesinnten Theiles der katholischen Bevölkerung Prags. Es kam zu energischen Protesten. Auch die meisten Stadtväter schreckten vor dem jungczechischen Attentat auf ein der kaiserlichen Dynastie wie dem gläubigen Volke gleich theuren Monument zurück, erklärten sich jedoch, wenngleich zögernd, damit einverstanden, daß neben der Mariensäule das Huß-Denkmal errichtet werde.

Wiewohl die Mittel für die Ausführung des Projektes noch fehlen und es auch ganz unmöglich erscheint, daß sie in absehbarer Zeit aufgebracht werden können, so beschloß dennoch das Comitee, am 5. Juli des heurigen Jahres mit möglichster Feierlichkeit den Grundstein zu legen. Auch wandte

es sich an den Prager Stadtrath mit der Bitte, nicht bloß der Feier anzuwohnen, sondern dieselbe zu einer städtischen Angelegenheit zu machen und sie auf Kosten der Stadt zur Durchführung zu bringen. Dieses alles fand die Zustimmung der Stadtväter. So kam es denn, daß der zur Altczechen-Partei zählende Primator der königlichen Hauptstadt Prag, Dr. Srb, mit einem ganz in jungczechischem Stile abgefaßten Circular alle czechischen Gemeindevertretungen Böhmens einlud, an der Grundsteinlegungsfeier am 5. Juli Antheil zu nehmen, sei es durch Absendung von Deputationen nach Prag oder durch Veranstaltung von Feierlichkeiten im heimischen Ortsberinge.

Es kann natürlich nicht unsere Absicht sein, hier eine detaillirte Schilderung all der Festlichkeiten zu liefern, mit denen die Grundsteinlegung gefeiert wurde. Es mag genügen, zu bemerken, daß der Tag der Feier ein Sonntag und das Wetter überaus günstig war, und daß die Böhmen ein ganz hervorragendes Talent besitzen, ihren nationalen Festen Schwung und Glanz zu verleihen; alles Bedingungen, welche die Gewähr des Gelingens der Feier vom 5. Juli von vornherein in sich trugen. In der That ist denn auch in Prag der 5. Juli in einer Art verlaufen, daß die Veranstalter vollauf zufrieden sein können.

Charakteristisch bei dieser Feier war das sichtliche Streben, das kirchliche Moment aus dem Spiele zu lassen. Dem jungczechischen Freisinn freilich mochte dieses nicht ganz zusagen, aber er legte sich mit Rücksicht auf die kirchlich gesinnten Kreise der czechischen Bevölkerung eine löbliche Reserve auf. Und das muß anerkannt werden.

Wie man sich in den conservativen czechischen Kreisen die Hußfeier zurechtlegte, besagt ein Leitartikel der Prager „Politik" vom 4. Juli, der also beginnt:

„Am morgigen Tage wird am Altstädter Ring der Grundstein gelegt zu einem Denkmal für Meister Johannes

Huß. Mit Weihe und Innigkeit nehmen alle Gaue des Vaterlandes, alle Schichten der Nation Theil an diesem Akte der Dankbarkeit und der Pietät. Nicht dem Manne eines bestimmten Berufes, nicht dem Verfechter bestimmter Principien, nicht dem Repräsentanten von strittigen oder geklärten Lehrmeinungen gilt die Feier, sondern der hehren Gestalt, die aus der breiten Umrahmung der Weltgeschichte hervortritt, einer gewaltigen Zeitepoche das Gepräge leihend und dem böhmischen Namen für alle Geschlechter unverlöschliche Erinnerung bringend. Diese große Figur, die sich verklärt aus dem Hintergrunde weltbewegender Ereignisse abhebt, darf nicht umrankt werden mit den Aktualitäten aus den Parteikämpfen des Tages, mit den Schlagworten aus der Agitation der Gegenwart. Wenn man nicht abirren will in das Gestrüpp polemischen Gezänkes, sich nicht versenken will in fachmännischen Widerstreit der philosophischen und theologischen Betrachtung, dann muß man von der markigen Persönlichkeit des Meisters auf sich einwirken lassen, was im ehernen Urtheile der wissenschaftlichen Forschung feststeht, was emporgehoben ist über alle Controversen und als der Ausdruck der geschichtlichen Wahrheit unumstößlich erscheint. Das ist zunächst die geistige Größe, die lautere Gesinnung, die Tiefe der Ueberzeugung und die sittliche Reinheit; das ist sein hohes Verdienst um das böhmische Volkstum und die böhmische Sprache."

Dieser Erguß einer altczechischen Nationalseele ist ja in mehr als einer Beziehung sehr anfechtbar, und die „wissenschaftliche Forschung" muß es ablehnen, alles und jedes zu unterschreiben, was hier als „geschichtliche Wahrheit" ausgegeben wird. Doch das ist hier Nebensache. Für uns genügt, zu wissen, daß es nicht die kirchenfeindliche häretische Gesinnung Hussens ist, welche die Altczechen zur Theilnahme an der Hußfeier veranlaßte.

Als Hauptredner bei der Feier in Prag trat ein Mann auf, der im politischen Leben auf der äußersten Linken der jungczechischen Partei steht und mehr als einmal beredtes Zeugniß davon abgelegt hat, daß er für die katholische Kirche, zu der er von Haus aus gehört, kein Verständniß besitzt. Es ist der Reichsraths- und Landtagsabgeordnete Dr. Eduard Gregr. Bei ihm mußte man auf scharfe Accente gefaßt sein. Sie kamen auch, aber nicht gegen die Kirche, wenigstens nicht gegen die Kirche der Neuzeit. Dafür ließ er umsomehr in anderen Stücken seinem stürmischen Temperamente die Zügel schießen. Als er z. B. auf den Geleitsbrief des Kaisers Sigismund zu sprechen kam, rief er aus:

„Und die Versprechen der Kaiser und Könige! Die Annalen der Menschheit und namentlich unseres böhmischen Volkes wissen davon zu erzählen, daß es keinen geringeren Verlaß gibt, als auf solche Versprechen."

Die vieltausendköpfige Menschenmenge auf dem weiten Festplatze aber brach bei diesen Worten in einen nicht endenwollenden Beifallssturm aus. Einen gleichen Applaus erregte der Passus:

„Der Boden, auf dem wir stehen, ist durchtränkt von dem Blute der Märtyrer nach der Schlacht auf dem Weißen Berge; wir befinden uns hier auf der Stätte, wo des Henkers Hand das Leben der größten Patrioten (??) ihrer Zeit dafür vernichtete, daß sie für ihre religiöse Ueberzeugung, für die Denkfreiheit und die Unabhängigkeit des Vaterlandes eingestanden waren. Das Verbrechen vom 21. Juni 1621 ist bis zum heutigen Tage nicht gesühnt und das Blut der Martyrer nach der Weißenberger Schlacht ruft noch heutzutage himmelan."

Nehmen wir dazu noch den scharf pointirten Passus im Schlusse der Rede: „Wir errichten dieses Denkmal .... vor dem historischen Rathhause, in welchem der Wille der

böhmischen Nation den hussitischen Ketzer Georg von Podiebrad zum Könige wählte, den besten aller Könige" — so sind damit so ungefähr die Bahnen markirt, in denen sich die Rede des radikal veranlagten czechischen Volkstribunen bewegte.

Die Ansprache, welche Advokat Dr. Johann *Podlipny*, der Obmann des Hußdenkmal-Comitees, hielt, befliß sich noch größerer Zurückhaltung gegenüber der Kirche. Ja, sie war sogar von einem gewissen religiösen Geiste angehaucht, so daß es deshalb schon der Mühe werth erscheint, dieselbe der Hauptsache nach hier mitzutheilen. Podlipny sagte, bevor er den üblichen Hammerschlag auf den Grundstein führte, ungefähr Folgendes:

„Wir errichten dieses Denkmal niemandem zum Trotze, sondern lediglich aus Achtung und Liebe zur theuren Muttersprache und als Beweis der Verehrung zu unserem anerkannten und uns doch so oft abgesprochenen Rechte. Möge bald auf dieser denkwürdigen Stelle die erhabene Gestalt des Meisters Huß sich erheben *vor dem Antlitz der Mutter Christi, die der Meister so heiß verehrt hat*, vor dem altberühmten Teyn und dem altehrwürdigen Rathhause, dem Repräsentanten unserer glorreichen Vergangenheit. Möge bald das Monument erstehen, damit das böhmische Volk hierher seine Pilgerfahrten unternimmt, um sich Kraft zu holen für die weitere Culturarbeit und *zur Warnung der Gegner des böhmischen Volkes*. Ich glaube am besten das Andenken des Meisters zu ehren, wenn ich in dem Geiste seiner Ueberzeugung spreche, für die er in den Martyrertod eingegangen ist: *Im Namen Gott des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes*."

Der Hinweis auf das Denkmal der seligsten Jungfrau Maria und die Invokation der allerheiligsten Dreifaltigkeit dünkten Manchem als Heuchelei, als ein diplomatischer Kniff, darauf berechnet, den gläubigen Katholiken eine gewisse Be-

friedigung zu bereiten und auf den Klerus versöhnend einzuwirken. So zu urtheilen, dazu liegt denn doch kein Grund vor; wir sind eher geneigt, in den genannten Redewendungen einen Beweis dafür zu erblicken, daß selbst Jungczechen wirklich des Glaubens sind, Katholisch und Huß seien keine Gegensätze und lassen sich mit einander in vollen Einklang bringen. In unseren Augen ist dieses freilich eine Utopie; in den Augen vieler jungczechischer Nationalisten aber ist es keine Utopie.

Daß der Grundsteinlegungsfeier ein ausgeprägt antideutscher Charakter anhaftete, darüber sind Freund und Feind einig. Das wird schon durch die oben angeführten Worte Gregrs und Polipnys bezeugt, mehr aber noch durch den „Schwur", welchen czechische Frauen und Mädchen, die am Abende vor der Feier zu einer Art Vorfeier im großen Rathhaussaale zusammengekommen waren, vor dem oben erwähnten Broschik'schen Hußbilde ablegten. Er lautete also:

„Wir schwören, Meister Huß, vor deinem ehrlichen, reinen und heiligen Angesichte, daß wir kein Stückchen czechischen Bodens preisgeben werden, daß kein Tropfen czechischen Blutes in einem Kinde entfremdet, daß der Klang des czechischen Wortes in unserer jungen Mädchengeneration nicht durch germanisirende Klöster ertödtet werden soll und daß wir keinen Heller unseren Feinden zu verdienen geben werden."

In protestantischen Kreisen Deutschlands, namentlich in den Kreisen des Evangelischen Bundes erwartete man mit Zuversicht, es werde die Hußfeier am 5. Juli sich zu einer fulminanten antirömischen Manifestation gestalten. Dabei zugegen zu sein, dünkte als protestantische Ehrenpflicht. Obwohl offiziell gar nicht eingeladen, wie ausdrücklich das führende Jungczechenblatt, die Narodni Listy,[1]) constatirt,

1) Nr. 188 vom 12. Juli.

weder eingeladen von dem Denkmalscomitee, noch von dem Prager Stadtrath, fanden sich doch viele reichsdeutsche Los von Rom-Stürmer bei der Feier in Prag ein, um Zeuge zu sein der „flammenden Proteste", mit denen die „mündig gewordenen Czechen" sich gegen jede weitere römische Geistesbevormundung erheben werden. Darf man dem genannten Jungczechenblatte Glauben schenken, so sei es eigentlich die böhmische „Realistenpartei" des zum Protestantismus abgefallenen czechischen Universitätsprofessors Dr. Masaryk gewesen, welche die Abfallsagenten aus Reichsdeutschland nach Prag gezogen habe, unter dem Vorgeben, es werde die Spitze der Feier sich gegen Rom richten.

Aber die Herren haben sich gründlich verrechnet. Sie haben eine Blamage erlebt, die ihnen wirklich zu gönnen ist. „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen", sagt ein Sprichwort. Das haben auch die übereifrigen Sionswächter des reichsdeutschen Protestantismus übergenug an sich erfahren müssen. Die Wiener „Ostdeutsche Rundschau",[1]) das Blatt des bekannten K. Wolf, widmete ihnen folgendes Compliment:

„Es war gewiß eine freundliche Schicksalsfügung, daß die ahnungslosen reichsdeutschen Gäste die Brandrede des Huß-Festredners nicht verstanden haben. Die Ueberraschung und alle die peinlichen und empörenden Empfindungen über die Rolle, die man ihnen da zugedacht und über die schwere Täuschung, in der sie selbst — nicht unverschuldet, denn die Zeit mahnt zur Kenntniß von Freund und Feind — befangen waren, kommen erst nachher."

Voll Hohn sind die Bemerkungen, mit denen die alldeutschen Blätter Nordböhmens die jammervolle Rolle der germanischen Hußverehrer kommentiren. Die „Ascher Ztg."

1) Nr. 183 vom 9. Juli.

z. B. ruft ihnen zu: „Also, ihr lieben Brüder im Reiche, diesmal habt ihr euch etwas verbrannt..... Es geschieht euch ganz recht! Wer nicht hören will, muß fühlen."

Von unserem Standpunkte aus müssen wir selbstverständlich die ganze Hußfeier vom 5. Juli, wie den ganzen Hußcult verurtheilen. Huß gehört der Geschichte an, ihr soll man ihn auch lassen. Wahren Segen hat er seinem Volke nicht gebracht. Sein Verdienst um die czechische Sprache kann unmöglich die großen Mißverdienste ausgleichen, mit denen er die Geschichte des böhmischen Volkes belastet hat. Und wenn man glauben machen will, der Hußcult sei ohne Gefahr für die katholische Kirche in Böhmen, so kann vor solcher naiven Anschauung nur aufs nachdrücklichste gewarnt werden. Huß ist ein fremdes Element in der Kirche und soll es auch bleiben.

Der maßlose nationale Chauvinismus, wie er bei der Feier am 5. Juli vielfach zu Tage trat und in dem „Schwur der czechischen Frauen und Mädchen" seinen Culminationspunkt erreichte, kann von keinem ruhigen Beobachter der Zeitgeschichte, auch von keinem wahren Freunde des czechischen Volkes gebilligt werden. Da spricht nicht mehr die nüchtern urtheilende Vernunft, auch nicht das vom Geiste der christlichen Liebe regulirte Herz, sondern die Leidenschaft.

Als ein Zeichen großer politischer Klugheit aber ist es zu begrüßen, daß das czechische Volk keine Lust verspürt, sich von den Sendlingen der reichsdeutschen Los von Rom-Propaganda ins Schlepptau nehmen zu lassen. Schon sein gesunder nationaler Instinkt wird es vor diesem Abenteuer bewahren. Treffend schrieb ein hervorragendes polnisches Blatt, der „Czas", am 10. Juli, im Anschluß an die Grundsteinlegungsfeier:

„Die religiösen Consequenzen des Hussitismus haben die Böhmen zur Allianz mit den deutschen Protestanten und zum

Weißen Berg geführt. Allzu aufrichtig wünschen wir den Böhmen Erfolge, als daß wir nicht an sie appelliren sollten, sich von dem groben politischen Wahne zu curiren, als ob ihr Wohl einen Kampf gegen die Kirche erheischte. Wie im 15. Jahrhundert, so wünschen die Polen auch jetzt die Böhmen für die katholische Idee zu gewinnen. Wäre es den Polen des 15. Jahrhunderts geglückt, die Hussiten mit der Kirche zu versöhnen, so hätten Polen und Böhmen aus dem gegenseitigen Bunde Kräfte geschöpft und es hätte den Weißen Berg nicht gegeben. Mögen die Böhmen also die historischen Fehler nicht wiederholen. Die Geschichte zeigt, daß das polnische Volk in einem Punkte weder irgend ein Paktiren noch Concessionen kennt: in der katholischen Idee. Mögen ihr also die Böhmen die hussitische Idee nicht entgegenstellen, denn eine solche Politik ist geeignet, die böhmisch-polnische Gegenseitigkeit zu erschüttern."

Wir haben dem nichts mehr hinzuzusetzen.

XVIII.

Neue Baronius-Literatur.[1])

Professor Lämmer aus Braunsberg hat heute Nachmittag der Anima einen Besuch abgestattet; sämmtliche Herren, die er nicht angetroffen, bin ich von ihm beauftragt freundlich zu grüßen — so lauten die Worte, welche der Rektor des genannten deutschen Instituts in Rom, Monsignore Gaßner, beim Abendessen an einem Oktobertage des Jahres 1863 an uns Kapläne richtete. Erkundigte man sich nach den Zwecken, welche den gelehrten Theologen zum zweiten Mal nach der ewigen Stadt geführt, dann wurde auf seine Studien über Cesare Baronio, den berühmten Verfasser der Annalen, den vielgeliebten Sohn des hl. Philipp Neri, hingewiesen, dem Papst Benedikt XIV., Tugend und Wissenschaft krönend, am 18. Januar 1745 den Titel eines ehrwürdigen Dieners Gottes zuerkannt hatte. Vom weitschauenden ehrwürdigen Mäcen der Wissenschaften und Künste, Karl August Cardinal von Reisach, in seiner Wohnung im Palast S. Croce bei S. Carlo ai Catinari aufgenommen, erhielt Lämmer durch den Oratorianer Augustin Theiner die Vergünstigung, zu dem in jenen Tagen schwer zugänglichen Vati-

---

1) De Caesaris Baronii literarum commercio diatriba. Scripsit Hugo Laemmer. Friburgi, Herder. 1903. 8°. VIII. 110 pag. (M. 3.—)

kanischen Geheimarchiv Zutritt zu erlangen. Die in dieser unermeßlichen Fundgrube geschichtlicher Urkunden, wie in der Bibliothek der Väter vom Oratorium erhobenen Materialien sind dann in den verschiedensten gelehrten Arbeiten dem Publikum dargeboten worden.

War es dem fleißigen Gelehrten, der als Professor der Theologie, apostolischer Protonotar und Geheimer Regierungsrath zu den verdientesten Männern der Hochschule von Breslau zählt, in Folge seiner umfassenden Thätigkeit in der Diöcesanverwaltung auch nicht vergönnt, den Lieblingsplan, den er mit dem Feuer der Jugend umfaßte, zur Ausführung zu bringen, dann hat er sich doch das Verdienst erworben, einzelne bemerkenswerthe Thatsachen im Leben des Baronius endgültig beleuchtet und außerdem jüngeren Forschern die Wege geebnet zu haben, welche zu betreten sind, um die Bedeutung des großen Mannes in ihrer ganzen Fülle den Forschern zu enthüllen. Von diesen Gedanken beseelt, hat er die Diatriba aus Licht gestellt, welche in neununddreißig Abtheilungen in erster Linie auf des Verfassers bisherige Baronius-Forschungen einen Rückblick wirft und dann im Anschluß daran weitere Berichtigungen, Ergänzungen und ganz neue Mittheilungen über die seinen Helden betreffende Literatur spendet. Diese sind aus der reichen Fülle seines römischen Materials geschöpft, wie das aber bei der klassischen Gelehrsamkeit des Verfassers selbstverständlich ist, durch alle erforderlichen Hinweise auf die gedruckte Literatur im Bereiche des kanonischen Rechtes, der Kirchengeschichte und der Liturgie auf das sorgfältigste bereichert.

Wenn der Verfasser sachgemäß die von Albericius 1770 in Rom veranstaltete Briefsammlung des Baronius in drei Abtheilungen zerlegt und deren Unvollständigkeit mit dem Hinweis auf die Thatsache betont, daß mehr denn hundert Briefe in derselben fehlen, dann wünsche ich die Zahl der Baronius-Correspondenten um einen zu verstärken. Es ist der apostolische Vikar Jakob White, welcher aus der ewigen Stadt in seine Heimat Waterford in Südirland heimgekehrt, am 2. Oktober 1605 dem Cardinal über die Bedrückungen der Religion sein Leid

klagt.[1]) Weiterhin empfehlen wir dem Leser die kostbaren Mittheilungen aus Briefen des jungen Baronius an seine Eltern vor und nach der Weihe. Diese sind nicht nur ein Beweis seines zartfühlenden Herzens, sie bekunden einen Geistesflug, wie er dem gereiften Manne eigenthümlich ist. Dem gelehrten Verfasser kann man nur ganz und voll beistimmen, wenn er von den beiden Briefen des Baronius an seine Mutter S. 36—38 bemerkt, „daß sie Flammen göttlicher Liebe aushauchen". Diese Briefe stimmen übrigens durchaus überein mit so vielen andern Aeußerungen und Gepflogenheiten des berühmten Cardinals, die seinen hohen idealen Sinn, seine Unempfänglichkeit für die Reize der Welt, insbesondere für kirchliche Würden und Auszeichnungen, seinen ständigen Verkehr mit der Ewigkeit bezeugen und worüber Lämmer ebenso ausführliche wie erhebende Mittheilungen macht.[2]) Diese besitzen als Grundaccord das S. 8 wiedergebene geheimnißvolle Zeichen mit den Buchstaben C S M = Caesar servus Mariae.

Sehr bedeutende Mittheilungen enthält die Diatriba über des Baronius Stellung zum Cardinal Sirlet, über seine Antheilnahme an der Herausgabe des römischen Martyrologium, worüber er am 6. Dezember 1580 aus Rom an seinen Vater also schrieb: „Se. Heiligkeit (Gregor XIII.) bedient sich meiner bei der Reform des Martyrologium, zu welchem Zwecke eine Congregation trefflicher Männer gebildet wurde, und der hochwürdigste Sirlet hat auch mich in dieselbe aufgenommen. . . . Lobet Gott dafür, der aus dem Staube den Armen emporgerichtet" (55). Weiterhin verdient die Thatsache Beachtung, daß Baronius 1580 im römischen Oratorium ascetische Vorträge über die Apostelgeschichte hielt, aus denen Lämmer nach einem Codex der Vallicellana eine Stelle über die Beharrlichkeit zum Abdruck bringt (S. 51). Für des

---

1) A. Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Irland. II. (Mainz 1890.) 724—726. Aus dem Borghese-Archiv in Rom.

2) Pag. 13: Le dignità sono croci d'oro all' apparenza humana, ma pesano più che se fossero di ferro.

Baronius Eintreten zu Gunsten der Unabhängigkeit der Kirche zeugt seine Stellung zu der Vergewaltigung der kirchlichen Immunität unter dem Vicekönig Olivarez in Neapel (S. 64), und sein geschichtlicher Sinn glänzt in der Ablehnung der falschen Schenkungsurkunde Constantins (S. 73). Was sein Verhältniß zu dem von Leo XIII. am 9. Februar 1890 selig gesprochenen Ordensgenossen Juvenalis Ancina (ehemals Arzt) anlangt, so wünsche ich noch ergänzend auf den lesenswerthen Aufsatz hinzuweisen, welchen der verstorbene Jesuit Morris demselben im Month Bd. 70 (1890), S. 24—40, gewidmet hat Eine Abtheilung von besonderer Anziehungskraft schildert unter Ergänzung und Verbesserung des bisherigen Materials das Verhältniß des Baronius zum hl. Kirchenlehrer Franz v. Sales, der vor Antritt des bischöflichen Amtes von jenem in Rom geprüft wurde Aus dem abschließenden Theil verdient des Baronius Briefwechsel mit Torrentius, Bischof von Antwerpen, und dem berühmten dortigen Verleger Plantin Erwähnung.

Jeder Freund der Kirchengeschichte wird zu dem in der klassischen Sprache Latiums glänzend geschriebenen Werkchen mit Freude greifen. Wer aber römische Bildung in sich aufgenommen, wer römische Archive und Bibliotheken als Jünger der Wissenschaft aus Erfahrung kennt und Erinnerungen an echte alte römische Frömmigkeit in sich zu erwecken wünscht — für den besitzt diese Arbeit einen geradezu unbeschreiblichen Reiz.

Aachen. Alfons Bellesheim.

XIX.

Seine Heiligkeit Papst Leo XIII.

✝

Als am 7. Februar 1878 die Trauerkunde sich ver-
eitete, daß der greise Dulder Papst Pius IX. ausgelitten,
nau einen Monat nach dem Tode seines ersten Wider-
chers, des Königs Viktor Emanuel, da war es neben dem
fen Schmerze um den heiligen Vater, der wie nicht leicht
ner die Liebe der treuen Katholiken genossen, bei Vielen
bange Frage, welche sich unwillkürlich aufdrängte, was
hl die Zukunft bringen werde. Kein Zweifel, das Papsttum
tte durch die Beraubung seines weltlichen Besitzes einen
hlag erhalten, von dem Manche glaubten, er werde so
nell nicht zu verwinden sein und — „Feinde ringsum",
den herzensguten Papst so bedräut und bedrängt hatten,
man mit vollem Rechte von ihm sagen konnte: Crux
cruce!

Und wie wunderbar hat Gott Alles gefügt! Ein neuer
pst bestieg den Thron Petri, abermals ein Greis, der die

Schwelle zum Alter — für Andere eine Zeit der Ruhe — bereits überschritten hatte.

Non videbit annos Petri! riefen die stets bereiten Spötter. Und doch war es unter den Ausdrücken der Freude, Dankbarkeit und Begeisterung der ganzen katholischen Christenheit dem großen Nachfolger des großen Leo vergönnt, sein Jubeljahr festlich zu Ende zu führen, ein Jahr reich an heiligstem Triumphe. Ein alter Körper, ein Riese an Geist, hat er, durchdrungen von dem Bewußtsein seiner göttlichen Mission, das Schifflein der Kirche durch die Wogen geführt zur Bewunderung der ganzen Welt, die staunend, ob sie wollte oder nicht, bezwungen von seiner seltenen Persönlichkeit, ihm den Zoll der Ehrfurcht nicht weigern konnte. In Wahrheit: Gott war mit ihm!

Wenn in den letzten Tagen all' die Millionen Katholiken sich vereinten in innigem Flehen um Genesung des so schwer von Krankheit Heimgesuchten, wenn in der gesammten gesitteten Welt jede andere Frage zurücktrat vor dem einen Interesse, welches sich in der Person des Statthalters Christi concentrirte, dann muß dem greisen Träger der Tiara, der auch in seinem Ringen mit dem Tode noch einmal die Bewunderung Aller sich erzwang, der Gedanke an die errungenen Erfolge ein Lichtstrahl gewesen sein, dem er in bescheidener Form Ausdruck verliehen durch die an Kardinal Macchi gerichteten Worte: Ich scheide mit dem Bewußtsein, meine Pflicht ehrlich erfüllt zu haben.

Mag es wahr sein oder nicht, daß der deutsche Kaiser auf die Kunde von der Erkrankung des Papstes, welchen er erst vor kurzem in Rom zur größten Freude der deutschen Katholiken in feierlichster Weise begrüßt hatte, zu einem den

Monarchen selbst hochehrenden Gebete für den Kranken aufgefordert, schon die Möglichkeit einer solchen Huldigung vor dem sterbenden Pontifex durch den machtbewußten Hohenzollernkaiser ist ein Beweis für die Größe Leo' XIII.

Und wie der deutsche Kaiser die welken Hände des Papstes berührt, der gewiß mit stillem Segensgebete seinen erlauchten Gast geleitet, so hat an der Spitze des gesammten bayerischen Königshauses der fromme Regent des Landes vor wenigen Monaten allen katholischen Fürsten ein leuchtendes Beispiel gegeben durch die so festliche Begehung jenes einzigartigen Jubiläums und dadurch als treuer Sohn der katholischen Kirche das darob hochbeglückte Oberhaupt derselben geehrt und gefeiert.

So zeigt schon ein Blick auf unsere nächste Nähe das unvergleichliche Ansehen, zu welchem Leo XIII. das Papsttum zu heben verstanden: der bescheidene hinfällige Greis im Vatikan hat mit weitausschauendem Geist die Welt umspannt und so die Aufmerksamkeit der ganzen Welt gebannt und auf sich gelenkt.

Nun sind die nimmermüden väterlich milden Augen geschlossen, welche Jeden, der sie sehen durfte, im tiefsten Innern ergriffen; verstummt sind die Lippen, welche für Könige wie für Arbeiter eindringliche Worte der Weisheit und der Gelehrsamkeit, des Trostes und treuer Fürsorge gesprochen; ausgeschlagen hat das goldene Herz, das Alle, Gläubige wie Ungläubige, in heißer, wundenheilender Liebe umfaßte; die segnende Hand, sie ruht. Die Menschheit aber steht unter dem überwältigenden Eindruck, daß ein wahrhaft großer Mann geschieden ist — groß im Leben, groß im Sterben.

In uns, die wir dankerfüllt und schmerzbewegt zugle
Gott preisen und auf ihn bauen, soll noch lange — bis
unser eigenes Lebensende — das letzte Lied nachklingen, r
welchem der gottbegnadete Dichter uns seinen Abschiedsgr
zugerufen:

Sol moritur vespero cedens sua regna rubenti.

Die Sonne seines gesegneten Erdenwallens ist unt
gegangen, um desto heller zu strahlen in unvergänglich
Glanze als:

Lumen in coelo!

XX.

Apologetische Vorlesungen für nichttheologische Akademiker.

Reflexionen zu einer Resolution des Mannheimer Katholikentags.

IV.

Wäre mir eine Theilnahme an der Ausschußsitzung möglich gewesen, auf welcher die Mannheimer Resolution über Abhaltung apologetischer Vorträge und Vorlesungen für nicht-theologische Akademiker berathen wurde, ich hätte wohl einer Ergänzung der Resolution das Wort gesprochen, und zwar in dem Sinne, daß in derselben auch Bezug genommen werde auf die Abhaltung und den Besuch geeigneter philosophischer Vorlesungen.

Das Studium der Philosophie bereitet nicht blos formell auf das der Apologetik vor, bahnt Sinn und Verständniß dafür an und erleichtert so dem Apologeten wesentlich seine Aufgabe: die rechte Philosophie ist selbst wissenschaftliche Begründung und Vertheidigung des Glaubens, trotz der Verschiedenheit beider Ordnungen, der natürlichen und übernatürlichen, unbeschadet der absoluten Erhabenheit des Uebernatürlichen über dem Natürlichen. Mußten wir doch schon eingangs erklären, zu Fundamentirung der Apologetik sei in unserer Zeit auch von der natürlichen Religion, ja selbst vom Dasein eines persönlichen, überweltlichen Gottes, sowie von der Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele als von den Grundvoraussetzungen jeder Religion zu handeln, wenn nicht eine

Sicherung dieses Fundamentes aus den philosophischen Vorlesungen vorausgesetzt werden könne. Und man darf nur den reichen Inhalt der philosophischen Disciplinen an seinem Geiste vorüberziehen lassen, um einzusehen, welche Sicherung des Glaubens, welcher Schutz gegen Zweifel, welche bleibende Orientirung auch neu auftauchenden Irrtümern und Meinungen gegenüber den Studirenden für das Leben aus den philosophischen Hörsälen mitgegeben werden kann. Nicht zu gedenken der Bedeutung, welche die Logik für die Entdeckung der Trugschlüsse einer fälschlich sogenannten Wissenschaft hat: welch apologetischer Werth der philosophischen Gotteslehre ist durch den Namen „Theodicee" ausgesprochen, den Leibnitz ihr gegeben hat? Ursprung der Dinge durch Schöpfung aus Nichts, bedingter Charakter der Naturgesetze und Naturordnung, Verschiedenheit der sensitiven und intellektiven Erkenntniß, sowie Beziehung beider zu einander, sinnliches und geistiges Begehren und gegenseitiges Verhältniß derselben, Willensfreiheit, Immaterialität der menschlichen Seele und Verhältniß der Seele zum Leibe, ewiges Gesetz und natürliches Sittengesetz — das alles sind philosophische Wahrheiten von fundamentaler Bedeutung für die Apologetik, ja Wahrheiten, die selbst Apologetik sind. Wer z. B. die Gefahren kennt, welche einem Studirenden der Medicin oder der Naturwissenschaften von Seite des Materialismus drohen, der wird das Wort Leo's XIII. verstehen: „Die Philosophie verdient das große Lob, daß sie ein Schutz des Glaubens und gleichsam ein Bollwerk der Religion ist."

Dazu kommt, daß eine Reihe von Offenbarungswahrheiten „der menschlichen Vernunft an sich nicht unzugänglich sind";[1]) sie sind in die Offenbarung nur aufgenommen, damit diese Wahrheiten, die für den Menschen von höchster Bedeutung sind, alle leicht und sicher, allgemein

---

1) Vaticanum 3. Sitz., 2. Kap. von der Offenbarung.

und irrtumsfrei erkannt werden. Solche Glaubenslehren können darum auch von der Vernunft erkannt und durch eine philosophische Argumentation bewiesen werden, unter Widerlegung der entgegengesetzten Irrtümer und Angriffe. Das 5. Concil vom Lateran gibt daher Allen, die öffentlich an den Universitäten oder wo immer Philosophie lehren, den strikten Befehl, Sätzen den Philosophen gegenüber, die von der christlichen Religion abweichen — das Concil nennt als Beispiele neben der Sterblichkeit der Seele und Ewigkeit der Welt die Einheit (Einzigkeit) der Seele in allen Menschen —, mit aller Mühe und Anstrengung sich auf den Beweis der Wahrheiten der christlichen Religion und auf die Widerlegung der Gegenargumente zu verlegen. Andere Sätze der Offenbarung sind allerdings Geheimnisse im strikten Sinne des Wortes und bleiben es bei jedem Fortschritte der Wissenschaft, wie dieser auch gedacht werden mag. Die Uebereinstimmung der erstgenannten Offenbarungswahrheiten mit der Vernunft kann aber Manchem auch bezüglich der zweiten Klasse, der Geheimnisse, indirekt zur äußeren Bestätigung dienen.

Kurz gesagt: Wäre nur unsere akademische Jugend von der echten Philosophie durchdrungen, wahrhaftig, die Apologetik hätte leichtes Spiel!

Es redet darum auch der Verfasser der „Gedanken über die Restauration der Kirche in Deutschland" dem Studium der Philosophie mit ebensoviel Ernst und Energie als Freimuth das Wort, wenn er schreibt: „Der Jüngling kommt vom Gymnasium, ausgerüstet mit formeller, sprachlicher, ästhetischer, allgemein humanistischer Bildung. Es wäre nun die Aufgabe der höheren Schulen, ihn einzuführen in die Philosophie, ihn sorgfältig und in angemessenem Stufengange mit den Gesetzen des Denkens, mit der Logik und Dialektik bekannt, vertraut zu machen, und, ist diese Grundlegung vollendet, ihn weiterzuführen in der Wissenschaft. Der Lehrer muß herabsteigen zu

der Bildungsstufe, auf welcher der angehende Schüler steht, und muß ihn, überall festen Boden legend, mit sich hinaufführen zu immer Höherem, zu der Wissenschaft selbst. Dies wußten die Alten so gut zu thun, deshalb bildeten sie auch so große Denker, so sichere Logiker, so scharfsichtige Dialektiker. Was hilft aller Hochflug wissenschaftlicher Vorträge, wenn der Hörer, der Schüler den wahren von dem Trugschlusse nicht einmal formell zu unterscheiden weiß? wenn man mit sogar formell unhaltbaren und lächerlichen Vernunftschlüssen, was leider nicht selten der Fall ist, seinen gesunden Verstand zu verwirren, zu täuschen vermag — wie dies z. B. größtentheils in der hoch sich spreizenden materialistischen Philosophie geschieht". Seines Erachtens bleibt nichts übrig, als „auf die gründliche, logische und dialektische Bildung der Alten zurückzugehen, und ohne die Pedanterie und Kleinigkeitskrämerei einer ausgearteten Schule nachzumachen, doch an die Sache und das Wesen sich verständig zu halten. Vor allem aber ist, wenn die Erkenntnißquellen der menschlichen Vernunft recht gewürdigt sind, deren eigene Stellung im Weltall und zu ihrem Seinsgrunde nicht blos ontologisch, sondern auch historisch festzustellen, um sie nicht in der Luft der bloßen Begrifflichkeit schweben zu lassen. Ist der rechte Boden gewonnen, dann wird sich unschwer jener Bau der Wissenschaft aufführen lassen, welcher der Vernunft gibt, was ihr gebührt, ohne ihr Dinge zuzumessen, welche ihre Aufgabe übersteigen".[1])

Aehnlich auch Ehrhard: „Es gibt keine höhere Bildung ohne den geistigen Besitz einer einheitlichen Weltanschauung; eine solche zu begründen und zu vermitteln, ist aber die Aufgabe der Philosophie. Darin besteht ja ihr hoher Vorzug gegenüber allen übrigen Wissenschaften, daß sie die innere und äußere Erscheinungswelt in ihrem vollen Um-

1) S. 66, 70.

sange als Ganzes betrachtet und deren letzten Grund und inneren Werth festzustellen sucht, daß sie die ganze Fülle der Gedanken, die entweder der menschliche Geist schon ausgedacht hat oder die als reale Gottesgedanken in der Welt noch unerkannt liegend stets zu neuen Forschungen reizen, zusammenschließt zu einem geistigen Bilde der Welt, in dem die Ueber- und Unterordnung, die Harmonie und die Gegensätze zwischen den verschiedenen Gebieten des Seins sich treu widerspiegeln. Sie faßt die großen Probleme des Weltalls und des eigenen Selbst alle ins Auge, so wie sie alle in Wirklichkeit vor uns liegen und ihre Lösung verlangen. Sie wirft die großen, Geist und Herz des Menschen immerdar beunruhigenden und herausfordernden Fragen nach dem Woher und Wohin des All und des Einzelnen auf, und ihre Aufgabe sowie ihr höchstes Ideal ist es, eine erklärende, erlösende und herzerquickende Antwort darauf zu geben." [1])

* * *

Ehrhard rühmt an der Philosophie die Aufgabe, eine einheitliche Weltanschauung — selbstverständlich die richtige — zu geben. Fürwahr ein großes Wort! Wer es nach seinem ganzen Inhalt versteht, wird es als eine große und schöne Lebensaufgabe erkennen, in Ausübung des philosophischen Lehramtes den Grund zu einheitlichen Menschen zu legen. Von einem solchen Lehrer gilt sicher das Wort des Bischofs von St. Gallen; „Wer dazu mitwirkt, daß nur ein halbes Dutzend katholischer Akademiker den Glauben bewahrt, sich tüchtig ausbildet und trotz der lockeren Umgebung Charakter und Gesundheit nicht ruinirt, hat sich um Kirche und Vaterland verdient gemacht." [2])

Zur Erwerbung einer solchen einheitlichen Weltanschauung genügt es aber nicht, irgend ein Bruchstück aus der Philosophie zu hören. Auch die ausführlichste Be-

1) A. a. O. S. 387.
2) A. a. O. S. 128.

handlung eines Theiles kann den Mangel eines Ganzen nicht ersetzen. Jene Aufgabe, von der Ehrhard spricht, wird auch nicht gelöst, wenn die Lehrer nach verschiedenen Seiten hin ziehen. Handelt es sich um die erste Einführung oder Grundlegung, um jene Unterweisung in der Philosophie, welche zur allgemeinen Geistesbildung gehört, so muß die Unterweisung, wie sie ein Ganzes bilden soll, so auch einheitlich sein. Und sie muß auf die einschlägigen Fragen eine consequente Antwort geben, nicht bloß oder vor allem die geschichtlich vorliegenden Antworten vorführen. Die Philosophie ist in erster Linie und eigentlich Wissenschaft von den Dingen selbst, nicht von dem, was die Menschen über die Dinge gedacht haben. Eine Umkehrung der Ordnung ist eine Verkehrung derselben, scheint wenig Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit der Vernunft in spekulativer Forschung zu verrathen und im Grunde skeptischer Natur zu sein. Mit Recht bemerkt Gloßner von der Methode, die Wissenschaft mit ihrer Geschichte zu identificiren und vor allem die Philosophie in eine Geschichte des menschlichen Gedankens aufzulösen, sie „stehe im wesentlichen Zusammenhange mit der skeptisch-sophistischen Auffassung von der Relativität nicht bloß der Wahrheitserkenntniß, sondern der Wahrheit selbst".[1])

Dabei wird eher zu befürchten sein, daß die angehenden Akademiker von der Scholastik und von der thomistischen Philosophie eine zu geringe Meinung mitbringen, als daß sie zu hoch von ihr denken. Soll dem wissenschaftlichen Denken der jungen Leute die rechte Richtung gegeben werden, so wird man mit der Encyklika „Aeterni Patris" die Grundsätze der thomistischen Philosophie urgiren und vor dieser mehr mit Respekt zu erfüllen als vor Ueberschätzung zu mahnen bemüht sein müssen. Die Aengstlichkeit, womit manche den Schein vermeiden, von der Autorität — oder auch Wissenschaft — eines Leo sich imponiren zu lassen,

1) Katholicismus und moderne Cultur. 2. Aufl. S. 10.

könnte mehr Eindruck machen, wenn man sie nicht selbst im Banne vielleicht überschätzter Autoritäten sähe; oder wenn nicht von einem päpstlichen Breve zu Gunsten einer Gesellschaft oder eines Vereins sehr wohl Notiz genommen würde; während man sich um die genannte Encyklika wenig kümmert oder ihre Bedeutung durch willkürliche und einseitige Interpretation möglichst abschwächt. Gewiß bedeutet die Anempfehlung der Philosophie des hl. Thomas nicht so viel als: „Studire nur und ausschließlich die thomistische Philosophie"; sie bedeutet aber auch nicht bloß: „Studire Philosophie, wie Thomas von Aquin gethan, und er hat studirt wie Augustinus, wie Aristoteles, wie Plato. Das ist: Studire mit dem Ernste, den keine Mühe bleichet, mit dem Eifer, den keine Schwierigkeit schrecket, mit der Denkstrenge, die auf jeden Wahn hinweist, jeden Widerspruch aufweist, Widersinn abweist. So allein — das ist eine Voraussetzung des katholischen Philosophen! — so allein, nur durch gewissenhafte Logik, nimmermehr durch wortreiche Phantastik, wird die Philosophie den Fortschritt der menschlichen Erkenntniß zu dirigiren vermögen."[1]) Dem gegenüber stimmen wir dem Satze bei: „Thomas ist nicht allein ein Beispiel, denn seine Lehre ist es, die immer wieder von der kirchlichen Autorität anempfohlen wird. Zu einem Grenzstein aber hat ihn bisher kein besonnener Theologe machen wollen."[2]) Die beste Interpretation der Encyklika scheint uns der Papst selbst zu sein durch die Ernennungen in die von ihm zu Rom gegründete „Akademie des hl. Thomas" und vor allem durch den Gebrauch, den er in seinen späteren Encykliken von der Lehre des hl. Thomas gemacht hat — und dieß gerade bei Behandlung durchaus moderner Fragen. Diese Anwendung der thomistischen Philosophie

---

1) Verhandlungen der 49. Generalversammlung zu Mannheim S. 302 (Braig, Der katholische Glaube und die wissenschaftliche Forschung).
2) Gloßner a. a. O. S. 21.

durch Leo ist auch eine schlagende Widerlegung der Behauptung, die „Neuscholastik“ wolle eine „einfache Repristinirung“ der Scholastik des Mittelalters. „Eine solche will sie nicht und kann sie nicht wollen. Der Theologe kann es nicht, weil eine reiche dogmengeschichtliche Entwicklung (man denke an die Reformatian, an Bajus, Jansenius, die Altkatholiken) dazwischen liegt. Der Philosoph wird sie nicht wollen, weil er die Masse von Thatsachen und Entdeckungen auf den verschiedensten Gebieten der Natur, der Sprache, der Religion in den Kreis seiner Betrachtungen ziehen muß.“ [1])

Bei Anlaß des letzten Papstjubiläums wurde der Wunsch ausgesprochen, daß die Worte des hochgelehrten Jubilars recht viel beitragen möchten, die bei manchen Katholiken, leider auch bei einem Theil des Klerus, gesunkene Anerkennung des Werthes der Philosophie wieder zu heben. [2]) In der That, zu einer Zeit, welche für das Studium der Philosophie und die Achtung vor derselben doch wahrhaftig keine Blütheperiode bedeutet, wird man die Kundgebungen des Papstes eher als Agitationsmittel für das Studium der Philosophie gebrauchen dürfen, denn um die Hintanhaltung von Mißverständnissen infolge etwaiger falscher Auffassung derselben, infolge etwaiger Ueberschätzung des hl. Thomas, besorgt sein müssen.

* * *

Zu den unverrückbaren Grundpfeilern des Gebäudes der Wissenschaft muß die Wahrheit gezählt werden, daß zwischen der Offenbarung und den Resultaten der Vernunftforschung, zwischen Glauben und Wissen ein Widerspruch nicht bestehen kann. Der Grund ist sehr einleuchtend: Gott kann sich nicht selbst negiren; und Wahres kann Wahrem

1) Gloßner a. a. O. S. 23.

2) In der schönen Festnummer der Schweizerischen Kirchenzeitung (S. 81): Papst Leo XIII. und die philosophischen Sudien“ von Dr. N. Kaufmann.

nicht entgegen sein. So schon Albert der Große. Was er von der heiligsten Eucharistie schreibt, ist allgemeines Gesetz: „Gott wäre gegen sich selbst, wenn er uns eine Vernunft gegeben hätte, in den Sakramenten aber gegen das Diktamen der Vernunft sich bethätigen würde.“ „Nichts Wahres ist Wahrem entgegen, und somit jegliches Wahre mit jeglichem Wahren vereinbar. Darum, wenn dasjenige wahr ist, was wir über dieses Sakrament glauben, so wird es durch nichts, was wahr ist, hinfällig gemacht. Wir können darum gegen jeden Angriff, der sich auf dieses Sakrament richtet, Stand halten, damit Wahrheit nicht verworfen werde.“[1])

In der That, wer sich zum theistischen Standpunkt bekennt, der muß auch zugestehen, daß Gott eine Offenbarung geben kann, und daß die Offenbarung, wenn gegeben, keinen Irrtum enthalten kann. Ebenso muß er Gott auch als die Quelle der natürlichen Wahrheit anerkennen. Gott ist es, welcher in den Dingen seine ewigen Ideen, im Kosmos seinen von Ewigkeit concipirten Weltplan verwirklicht und dem Menschen in dem Lichte der Vernunft an seinem eigenen Intellekt einen Antheil gegeben hat.

Die nothwendige Folgerung ist, daß die Offenbarung wegen ihrer absoluten Untrüglichkeit der Vernunft ihre Orientirung bietet. Nicht in dem Sinne, als ob die Philosophie etwas in sich aufnähme, was nicht nach streng philosophischer Methode, einer Verbindung von Induktion und Deduktion, durch Erfahrung und Vernunft begründet ist. Auch nicht in dem Sinne, als ob man „die Ergebnisse, zu welchen die menschliche Vernunft aus sich allein gelangen muß, anticipiren könne, bevor noch die Resultate da sind“.[2]) Nicht darum handelt es sich bei der Orientirungsfrage, sondern ob die Resultate, wenn sie einmal da sind, mit der Offenbarung in Widerspruch stehen können, und diese

---

1) In l. IV sent. dist. X. a. 9 (Ausgabe von Vives, Bd. 29 S. 261).
2) Güttler, Gibt es eine „katholische“ Wissenschaft? S. 9.

mit ihnen. Die Resultate, welche die einzelnen Wissenschaften durch eine ihrer Natur entsprechend anzustellende Forschung zu Tage fördern, können über jede Ahnung einer bestimmten, auch noch unserer Zeit, hinausgehen. Aber das ist sicher, daß zwischen diesen Resultaten, welche es auch sein mögen, und der Offenbarung ein Widerspruch nicht bestehen wird und kann. Ein Widerspruch, wenn er behauptet wird, ist nur ein scheinbarer. Entweder ist das „Ergebniß" der Vernunftforschung nicht wirkliches Ergebniß, oder die Offenbarung ist nicht im rechten Sinne verstanden worden, oder zwischen dem wirklichen Ergebniß und der richtig verstandenen Offenbarung scheint nur ein Widerspruch vorhanden zu sein. Früher oder später wird sich zeigen, welches von diesen drei Gliedern zutrifft.

Auch diese Lehre gehört zu „den Sätzen, deren Wahrheit dem getreuen Katholiken von vornherein feststeht"; „zu dem dogmatischen Fundament seiner Religion, an dem er nichts mehr ändern darf". Im 4. Kap. der dogmatischen Constitution über den katholischen Glauben lehrt das Vaticanum: „Obschon der Glaube über die Vernunft erhaben ist, so kann doch niemals zwischen Glauben und Vernunft ein wirklicher Widerspruch stattfinden; hat ja derselbe Gott, welcher die Geheimnisse offenbart und den Glauben eingießt, dem menschlichen Geiste auch das Licht der Vernunft gegeben; unmöglich aber kann Gott sich selbst verleugnen, noch kann jemals das Wahre dem Wahren widersprechen. Jeder derartige vermeintliche Widerspruch ist leerer Schein und hat vornehmlich darin seinen Grund, daß man entweder die Glaubenslehre nicht im Sinne der Kirche verstanden und ausgelegt hat, oder aber eingebildete Meinungen für das Ergebniß vernünftigen Denkens. Darum erklären wir jeden Satz, welcher der Wahrheit des erleuchteten Glaubens widerspricht, als durchaus falsch."

Allerdings kann sich dabei als Ursache des Conflictes auch herausstellen, daß die Offenbarung eine falsche Auf-

fassung oder Auslegung gefunden hatte. Aber es wäre nicht bloß einseitig, sondern principiell wie historisch falsch, deßwegen die Forderung einer Orientirung der Vernunft an der Offenbarung als Princip des wissenschaftlichen Stillstandes oder als Hinderniß des wissenschaftlichen Fortschritts zu verschreien. Das aber geschieht, wenn man von einem „historischen Gegensatz zwischen kirchlicher Autorität und frei erkennender Vernunft spricht, in welchem die letztere als Siegerin hervorgegangen ist", die Parole „Trennung von Dogmenreligion und Wissenschaft" als zurechtbestehend anerkennt, und die „voraussetzungslose" Forschung, d. h den methodischen Verzicht auf die leitende Kraft religiöser Dogmen, die jemand sich angeeignet hat", im Gegensatze zur kirchlichen Autorität oder einer besonderen katholischen Wissenschaft, als die Ursache wissenschaftlichen Fortschrittes bezeichnet. [1])

Wer sich die Wahrheiten von eminenter Bedeutung vergegenwärtigt, welche durch das Princip der Orientirung der Menschheit lebendig erhalten geblieben sind, der wird sich über einen Galileifall oder über eine zu engherzige Auslegung des Hexaemeron zu trösten wissen. Denken wir nur an den religiösen Gehalt des biblischen Schöpfungsberichtes. Man hat ihn in die Worte gefaßt: 1. Die Welt ist nicht das Einzige, was existirt; es gibt einen außerweltlichen Gott. 2. Die Welt ist nicht aus sich, sondern hat ihren Ursprung in Gott. Und zwar ist sie 3. von Gott erschaffen, aus Nichts hervorgebracht. ..... 4. Die Welt ist nicht ewig, sondern in der Zeit, am Anfang der geschaffenen Dinge gemacht; Gott allein ist ewig. [2]) Mit Wahrheiten von so fundamentaler Bedeutung, wie es diese philosophischen Wahrheiten sind, halten Fragepunkte wie die erst genannten doch keinen Vergleich aus. Mit Recht schreibt Gloßner: „Der

1) Güttler a. a. O., S. 9, 20, 8, 10.

2) Schöpfer, Geschichte des Alten Testamentes, 3. Aufl. S. 20.

lehramtlichen Autorität der Kirche und der von ihr, wie man sich gerne ausdrückt, „am Gängelband geführten“ Wissenschaft haben wir nicht allein die Erhaltung des reinen Gottes- und Schöpfungsbegriffs, sondern auch der höchsten objektiven Vernunftprincipien zu verdanken, von denen das Kausalitätsprincip durch den Positivismus (J. St. Mill), das Princip des Widerspruchs durch den idealistischen Pantheismus (Hegel) preisgegeben worden ist. So vertritt die christliche, die katholische Wissenschaft nicht nur das Interesse der Offenbarung, sondern auch das der Vernunft“. [1])

Wegen der Tragweite, welche der ausgeführten Wahrheit zukommt, finden wir sie auch in unseren Tagen bei jeder Gelegenheit ausgesprochen. So von Cardinal Kopp auf der Breslauer Generalversammlung des Görresvereins, von den Bischöfen Preußens im schon genannten Hirtenschreiben, von Bischof Egger in seinem bekannten Werke. [2]) Ein Rütteln an ihr muß eine Confusion ohne Gleichen, die Verdunkelung einer hellleuchtenden Fackel bedeuten. Vorlesungen über „Glauben und Wissen“ in *solchem* Sinne wären ungefähr das Gegentheil von dem, was wir für die Zwecke der Apologetik von der Philosophie fordern und erwarten.

* * *

Durch die vorausgehende Ausführung dürfte die Nothwendigkeit eines philosophischen Cursus gezeigt sein, in den der katholische Jüngling beim Bezug der Universität eintreten kann; eines Cursus der echten Philosophie, der ein gewisses Ganzes bietet auch innerhalb der allerdings sehr kurzen Zeit eines Jahres, mit der man nun einmal rechnen muß. Natürlich wollen wir nicht, daß man sich allgemein mit dem begnüge oder nur dafür einen Lehrstuhl habe, was den Schülern innerhalb eines einjährigen oder selbst

1) Gibt es eine katholische Wissenschaft? Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie. 17. Bd. (1903). S. 256.

2) S. 25, 69.

zweijährigen Cursus geboten werden kann; „die Kirche selbst wünscht für begabtere und dieser Wissenschaft geneigte Geister noch höhere Weiterbildung und zu diesem Behufe einen höheren Lehrstuhl, der tiefer noch in die Wissenschaft einführt und dem forschenden Geiste zu noch größerer Erkenntniß verhilft".[1]) Aber es hieße auf die philosophische Geistesbildung unter unseren Studirenden so viel wie verzichten, wenn nur für den letztgenannten Zweck durch eingehende Behandlung bestimmter Materien gesorgt sein wollte, unter Außerachtlassung eines Cursus der Philosophie für das Gros der Studentenschaft und für die Anfänger.[2])

Wie steht es nun in diesem wichtigen Punkte auf unseren Hochschulen? Ist es den Berathern der Hochschuljugend, mögen sie einzelnen Studirenden oder einer ganzen Corporation gegenüberstehen, immer so leicht oder auch nur immer möglich gemacht, durch den Einfluß, den sie ausüben, ihren Schützlingen und jungen Freunden die Wohlthat des Philosophiestudiums im erklärten Sinne zuzuwenden?

Als vor drei Jahren in der Frage der Universitätsbildung der Geistlichen die Wogen gerade am höchsten gingen, schrieb uns ein Freund aus Anlaß gewisser Artikel in der Beilage der „Germania", in diesem Falle erwachse den Universitäten in erster Linie die Pflicht, für jene philosophische Vorbildung zu sorgen, welche das Studium der Theologie fordere; in dieser Beziehung sei aber auf unseren deutschen Universitäten wahrlich nicht immer gesorgt. Und gewissen Angriffen gegenüber, die gleichzeitig mit der Publikation des Abkommens über die neue Straßburger Univer-

---

1) Gedanken zur Restauration der Kirche, S. 72.

2) Dieser Mißstand besteht bezüglich der naturwissenschaftlichen Fächer, insofern dieselben **bloß** für Fachstudenten docirt werden, nicht auch in einem Cursus, welcher **allen** Studirenden naturwissenschaftliche Bildung ermöglicht. Wir reden dabei vom Standpunkte der Studentenschaft überhaupt, nicht speciell der katholischen Studenten.

sität gegen das dortige Priesterseminar gerichtet worden waren, wurde „zur Ehrenrettung des Priesterseminars" auf das dreisemestrige Studium der Philosophie hingewiesen, das in jenem Seminar in Uebung sei, sich nicht blos auf Logik, Metaphysik, Psychologie, Naturphilosophie, Theodicee und Geschichte der Philosophie, sondern auch auf Ethik und Naturrecht erstrecke und überdies mit einem philosophischen Seminar verbunden sei, in welchem z. B. des Aristoteles Schrift von der Seele, die Monadologie des Leibniz, Werke von Kant und Descartes gelesen wurden — und geschlossen: „Wer die Bedeutung kennt, welche das Studium der echten Philosophie — und zwar der ganzen Philosophie, nicht blos eines Bruchstückes derselben — für die wissenschaftliche Begründung und apologetische Vertheidigung des Schatzes der geoffenbarten Lehre hat, der wird zugestehen müssen, daß Straßburg in diesem Punkte sehr gut daran war, besser als manche Universität; er wird es nicht blos verstehen, sondern sich darüber freuen, wenn auf dem Programm der neuen Fakultät eine Professur unter dem Titel philosophisch-theologische Propädeutik stehen geblieben ist." 1)

Dem haben wir nur beizufügen, daß die Pflicht, für Gelegenheit zur Aneignung echter philosophischer Bildung zu sorgen, nicht blos den angehenden Theologen, sondern auch den Studirenden der weltlichen Fakultäten gegenüber besteht; auch diese können mit Recht eine solche Gelegenheit fordern, besonders angesichts der Vorwürfe, die von so vielen Seiten gegen die Glaubenskälte und Glaubensschwäche der gebildeten Stände erhoben werden. Männer, welche die philosophischen Studien hochschätzen und um ihre Verbreitung unter den Studirenden bemüht sind, wissen von den Mängeln zu erzählen, welche die Vorlesungsverzeichnisse in dieser Hinsicht schon aufgewiesen haben, dabei vorausgesetzt, daß die angekündigten Vorlesungen wirklich gehalten

1) Augsburger Postzeitung 1903, Nr. 13.

wurden; sie wissen vielleicht auch von Verlegenheiten zu berichten, in welche sie durch jene Mängel schon gebracht wurden bei dem Bestreben, einen jungen Mann von den unechten Hörsälen fernezuhalten oder ihm in seinen subjektiven Bedürfnissen z. B. durch das Studium der Psychologie, der Theodicee zu Hilfe zu kommen.

Der Klagen über die gebildeten Katholiken sind genug geführt worden. Es heißt nunmehr handeln, vor allem selbst opferwillig arbeiten, dann aber auch in selbstloser Weise Veranstaltungen fördern, welche der akademischen Jugend über die ihnen sich aufdrängenden Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, idealen Sinn, Liebe und Treue zur Kirche in ihnen zu schützen und zu heben geeignet sind. Hiefür wird sich nur durch ein planmäßiges Vorgehen der betheiligten Faktoren Durchschlagendes erreichen lassen, und dazu wird wieder Fühlung der katholischen Professoren und Docenten der Philosophie unter sich und mit den Lehrern der theologischen Sektion, soweit von ihrer Seite apologetische Vorlesungen für Nichttheologen in Betracht kommen, nicht entbehrlich sein. An Einigungspunkten kann es für selbstlose und großmüthige katholische Männer nicht fehlen; sie sind gegeben mit der Noth der Studenten, dem Besten der gebildeten Stände, dem Wohl der hl. Kirche, der Beseitigung jener Mißstände, über welche so oft Klagen erhoben wurden.

Man hat die Heranbildung tüchtiger katholischer Privatdocenten gefordert, damit auf diese Weise katholischerseits geeigneter Nachwuchs für die akademischen Lehrstühle geschaffen werde. Ist ein solches Streben nicht theilweise auch nothwendig zur Ergänzung der wenigen angestellten katholischen Professoren, speciell damit unsere katholischen Studirenden überall wirklich in den Stand gesetzt werden, echte Philosophie zu studiren, durch das Studium der Philosophie eine einheitliche Weltanschauung sich zu schaffen und zu befestigen? Oder sollten die Privatdocenten, um „wahrhaft

Selbständiges und Werthvolles zu leisten", sich in den Vorlesungen bloß mit Specialfragen befassen dürfen, zum Ausschluß solcher Materien, welche für einen größeren Kreis von Studirenden von Nutzen und Interesse sein könnte? Eifersucht und Mißgunst der Ordinarii mag das schon gemeint haben, aber in der Natur der Sache wie im Interesse der Allgemeinheit liegt es nicht.

* * *

Die Tendenz, welche die Mannheimer Resolution verfolgt, hat uns dazu geführt, zu Gunsten der katholischen Studenten neben den apologetischen Vorlesungen auch dem Studium der Philosophie und der Abhaltung geeigneter philosophischer Vorlesungen die Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ist einmal überall für eine vollständige, planmäßige Unterweisung in der echten Philosophie Sorge getragen, dann wird es für die Freunde der katholischen Studenten um ein Bedeutendes leichter sein, denselben mit ihrem Rathe zur Seite zu stehen. Dann ist aber auch ein bedeutender Schritt geschehen, daß die Worte des Bischofs von St. Gallen ihrer Erfüllung zugeführt werden: „Zunächst ist es bei dem heutigen Stand der Universitäten unbedingt nothwendig, daß die katholischen Akademiker über die Philosophie, ihre Fachwissenschaft, und ich möchte beifügen, ihre Fachlehrer im Lichte der christlichen Weltanschauung orientirt werden. Es kann das geschehen durch Privatbelehrung, durch Vorträge und durch besondere Schriften. Aber geschehen muß etwas Derartiges, und zwar nicht blos in einzelnen Fällen, sondern planmäßig, wenn nicht der Katholicismus an seinen Vertretern der akademischen Bildung fortwährend die schwerste Einbuße erleiden soll." [1])

Regensburg. Sachs.

1) A. a. O. S. 109.

XXI.

Das sociale Wirken der katholischen Kirche in der Erzdiöcese Prag.

Die Leogesellschaft in Wien hat es bekanntlich seit sieben Jahren übernommen, dem socialen Wirken der katholischen Kirche in Oesterreich ein literarisches Denkmal zu setzen. Monographien, den einzelnen Diöcesen angepaßt, sollten das Bild dieser reichen Thätigkeit entwerfen. Den hoffnungsvollen Anfang machte Prof. Al. Cigoi O. S. B. in Klagenfurt (1896) mit der Diöcese Gurk, es folgte (1897) Seckau (Graz), von Dechant Al. Stradner in Leoben bearbeitet, und Königgrätz, beschrieben durch den dortigen Professor Ferd. Benesch. Salzburg fand (1898) seinen berufenen Biographen in Domvicar Ch. Greinz, Budweis (1899) in Prof. Willibald Ladenbauer O. Cist. und St. Pölten ein Jahr später in Prof. Karl Fohringer. Die etwas längere Pause, welche seitdem eingetreten ist, war der Fertigstellung eines neuen Bandes gewidmet, der, entsprechend der Größe des darin geschilderten 2-Millionen-Sprengels, seine Vorgänger alle an Umfang (544 S.) weit übertrifft. Es ist die soeben[1]) zur Ausgabe gelangte Monographie des Prager Erzbistums: „Das sociale Wirken der katholischen Kirche in der Prager Erzdiöcese von Hofrath Universitätsprofessor Dr. Josef Schindler,

1) Kommissionsverlag von Mayer & Co. Wien 1902.

inf. Prälat und Propst des k. Collegiatkapitels bei Aller Heiligen ob dem Prager Schlosse". Der Name des Verfassers ist bekannt, er hat sich namentlich auf den Gebieten der böhmischen Landeskirchengeschichte durch werthvolle Arbeiten einen guten Klang erworben. Diese seine neueste Publikation legt wie für seine Gelehrsamkeit, so für seinen Sammelfleiß beredtes Zeugniß ab. Durch Fragebogen, welche unter Unterstützung des fürsterzbischöflichen Consistoriums von Prag an die mehr als 600 Seelsorgestellen hinausgingen, unter Verwendung des offiziellen Catalogus Cleri, der Stiftungsverzeichnisse, der Jahresberichte von religiösen Genossenschaften und Vereinen und einer ausgedehnten historischen Literatur wurde für den Bereich des kirchlichen Lebens eine Fülle von Angaben gesammelt, wie sich dieselbe in keiner ähnlichen Publikation vereinigt findet. Die kirchliche Kunstpflege (Baukunst, Skulptur, Malerei, Kunstgewerbe) fand darin ihren berufenen Bearbeiter in Dr. Neuwirth in Wien, während Schindler in dem Bestreben, auch der czechischen kirchlichen Literatur vollkommen gerecht zu werden, im Abschnitte „Pflege der Wissenschaft und Literatur" vielfach auch einen czechischen Gelehrten, Prof. Dr. Tumpach, zu Worte kommen ließ. Bei dem Interesse, das infolge der Abfallsbewegung die religiösen Verhältnisse in Böhmen gegenwärtig finden, werden einige Angaben aus den Ergebnissen dieses Buches willkommen sein.

Die Topographie der 612 Seelsorgebezirke, geordnet nach den 36 böhmischen Vikariaten, nimmt nach einer kurzen historischen Einführung den ersten und geräumigsten Platz (S. 5—353) ein. Der Glatzer Antheil (Schlesien) ist dabei nicht berücksichtigt. Die angeführten 2 Collegiat-Dechanteien, 3 Propsteien, 3 Erzdechanteien, 39 Dechanteien, 526 Pfarreien und beiläufig 40 sonstigen selbständigen Seelsorgestationen bezeichnen die Arbeitsbezirke, in welchen sich die seelsorgliche Thätigkeit in der Erzdiöcese entfaltet, um den Anforderungen einer Bevölkerung von 2'064,400 Katho-

liken gerecht werden zu können Mehr als tausend geistliche Arbeiter — 929 in der Seelsorge, 145 als Katecheten der niederen Schulen — sind unmittelbar mit der Bestellung dieses ausgedehnten Seelsorgefeldes beschäftigt, während man im ganzen etwas über 1300 Weltgeistliche und 400 Ordenspriester zählt. Nur wenige dieser Seelsorgebezirke vermögen ihre Geschichte bis auf die Anfänge des Christentums in Böhmen zurückzuverfolgen, die meisten auch unter den vermuthlich ältesten müssen sich mit dem spärlichen Lichte begnügen, das aus den gut erhaltenen und jüngst theilweise veröffentlichten *Libri Erectionum* (aus der Mitte des 14. Jahrhunderts) auf sie fällt. Aber eben damals schlug bald die Feuerlohe der Hussitenzeit über ihnen zusammen und vernichtete Kirchen und Seelsorgestationen namentlich auf dem Lande und mit ihnen ihre mittelalterlichen Kunstschätze. Daß die stürmische Uebergangszeit des 16. Jahrhunderts nicht imstande war, überall die Trümmer hinwegzuräumen, um neue Schöpfungen erstehen zu lassen, wird niemanden wundern. So tragen denn die allermeisten Kirchen des Sprengels, namentlich auf dem schlecht beschützten Lande, Stilarten der nachreformatorischen Zeiten und bezeugen so schon in ihrem Aeußeren, daß größtentheils der katholischen Restauration im 17. Jahrhundert die jetzige kirchliche Gestaltung Böhmens zu danken ist. Auch die Kirchenreform Josefs II. hat ihre Spuren — und hier wohlthätige Spuren — durch die Gründung von 21 Pfarreien und 74 Localien (jetzt Pfarreien) zurückgelassen.

Trotz einer ziemlich geradlinigen äußeren Entwickelung aller kirchlichen Verhältnisse in der Erzdiöcese ist der gegenwärtige Stand der Seelsorgebezirke hinsichtlich der Ausdehnung, Seelenzahl und inneren Organisation ein äußerst mannigfaltiger. Die industrielle Bewegung der Neuzeit hat im Gebiete der Prager Erzdiöcese nicht in dem Maße um sich gegriffen, wie in dem dichter bevölkerten Nordböhmen. Immerhin hat sie auch hier an verschiedenen Orten ein Zurückbleiben der kirchlichen Organisation zur

Folge gehabt. Für die 21 Pfarreien Prags, deren Seelenzahl zwischen 2—9000 schwankt und nur in einem Falle 20,000 erreicht, mögen ja die bestehenden Kirchen ausreichen, aber für die 6 Vorstadtpfarreien, die bis zu 48,000 Seelen zählen, ist ganz unzulänglich gesorgt, um so mehr als da auch klösterliche Niederlassungen fast ganz fehlen. Dasselbe gilt von der einzigen Pfarrei des rasch emporgewachsenen Pilsen mit über 63,000 Seelen, Kladno mit 26,000, Karlsbad mit 19,000 u. a., deren Kirchen dem vor Jahrhunderten geltenden Seelenstand angepaßt, der gewaltig erweiterten Gemeinde seit langem nicht mehr genügen und dringend eine Erweiterung fordern. Der Umfang der Sprengel würde allerdings oft auch eine Theilung derselben verlangen. Das eine wie das andere ist aber gleich schwer in einem Lande, in welchem eine Maximalseelenzahl nicht festgestellt ist und soviele Faktoren dazu mitwirken müssen, die sich pekuniären Anforderungen gerne entziehen. — Wenigstens das eine ist gesetzlich festgelegt, daß für eine bestimmte Anzahl von Schulkindern ein selbständiger Katechet angestellt und vom Landeshaushalte honorirt werden muß. Auf dieser gesetzlichen Grundlage ist die Seelsorge durch 145 selbständige Volks- und Bürgerschulkatecheten verstärkt worden und wird noch täglich verstärkt. Dabei bleibt aber dem in der ursprünglichen Pfarrorganisation stehenden Klerus immerhin noch eine große Arbeitslast des Schulunterrichts. Die großen Städte wie Prag, Pilsen, Eger und die Industrieorte stehen im Vordergrunde. Ist es hier die Menge der Schulen und Schüler, so stellt das Land mit den weiten Entfernungen der sich stetig mehrenden Schuldörfer noch härtere Anforderungen an die Ausdauer des Seelsorgers. Dörfer, die 1½—2 Stunden vom Pfarrorte abseits liegen, finden sich allerdings selten, aber solche in einer Entfernung von 1 Stunde sind etwas ganz Gewöhnliches.

Der Ordensklerus hat an der regelmäßigen Seelsorge der Erzdiöcese großen Antheil durch eine Reihe in-

korporirter Pfarreien. So versieht insbesondere der ritterliche Kreuzherrenorden mit dem rothen Stern 20 Seelsorgestationen, die Söhne des hl. Norbert von ihrem Stifte Tepl aus 24 (deutsche) und von ihrem Stifte Strahow aus 4 czechische Seelsorgeposten. Die Benediktiner von Břewnow mit 3, der ritterliche Malteserorden mit 2, die Augustiner, die Dominikaner, die Franziskaner-Conventualen mit je einer Pfarrei (in Prag) ergänzen den derzeitigen Bestand der Klosterpfarreien, welche in ihrer Gesammtzahl (61) etwa ein Sechstel der Seelsorgestellen der Erzdiöcese bilden. Ordensleute sind es ferner in erster Linie, welche mit den außerordentlichen Mitteln der Seelsorge in stets wachsendem Eifer sich bethätigen; hier sind es die der regelmäßigen Seelsorge nicht eingereihten Männerorden, wie die Jesuiten, Redemptoristen, Franziskaner beider Observanzen, und seit neuerer Zeit auch die Benediktiner des Klosters Emaus in Prag, welche durch Missionen, Exercitien u. dergl. der Pastoration so wichtige Dienste leisten. Volksmissionen wurden z. B. im letzten Jahrzehnt über 200 abgehalten, also etwa eine auf je 25 Pfarreien.

Was in Böhmen und so auch im Prager Sprengel auffallen muß, ist die Ausbreitung des Privatpatronats in einer Ausdehnung, daß kaum ein Dutzend der Pfarrstellen vom Erzbischof frei besetzt werden können. In allen anderen ist die Kirchenbehörde an den Vorschlag eines Privatpatrons gebunden. Außer Sr. Majestät dem Kaiser, welcher außer vielen höheren Beneficien auch über 20 Pfarreien verfügt, und der Landesverwaltung, welche hinsichtlich der ca. 60 Religionsfondspfarreien das Patronatsrecht ausübt, spielt hier der in Böhmen ansässige Adel die ausschlaggebende Rolle. So insbesondere die Großherzöge von Toskana, die Fürsten Liechtenstein, Fürstenberg, Colloredo-Mansfeld, Moritz Lobkowitz, Löwenstein, Windischgrätz, Beaufort-Spontin, Metternich, Oettingen-Wallerstein, Schwarzenberg, die Grafen Clam-Martinitz, Czernin, Nostitz-Rhineck u. a. Auch 20 Städte

genießen Patronatsrechte, so z. B. Prag in mehr als 10, Eger in 9 Patronatskirchen.

Die Topographie der Prager Erzdiöcese, wie sie Schindler uns bietet, enthält noch eine reiche Menge von Aufschlüssen über die Geschichte jeder Pfarrei und ihre besonderen Merkwürdigkeiten und Kunstschätze, ihren Umfang und ihre Seelenzahl, über Patron und Seelsorger, die Ausdehnung der Gotteshäuser, wie die Lage und Größe der Pfarrwohnung, über religiöse Vereine, fromme Stiftungen, Pfarrbibliotheken und Missionirung; wir können sie nicht einmal andeutungsweise berühren, sondern wenden uns einem anderen Gebiete des Wirkens der Kirche zu, auf dem auch das Auge des Weltmannes ihr oft bewundernd folgt.

Im Dienste der Seelen, der gewiß mit Recht zuerst betont wird, wenn von dem socialen Wirken der Kirche die Rede ist, erschöpft sich eben deren Thätigkeit auch im Bereiche des Prager Erzsprengels keineswegs. Neben der steten Bereitwilligkeit, die unsichtbaren Geheimnisse der Gnade unter den Ihrigen zu wirken und so zur Vermittlerin überirdischer Wohlthaten zu werden, hat sie auch hier eine Menge Einrichtungen der zeitlichen Fürsorge entweder selbst begründet oder in liebevolle Obsorge genommen, durch welche sie auch zur sichtbaren Wohlthäterin der Gesellschaft geworden ist, seien sie auf dem Gebiete der idealen Interessen oder jenem der leiblichen Wohlthätigkeit gelegen. Schindler's Publikation ist Beweis dafür. Es soll hier nur von der Gegenwart die Rede sein, und da erhellt auf den ersten Blick: das Institut, das der Kirche im Wetteifer der Wohlfahrtspflege vor allen Mitbewerbern — und sie hat deren je länger, je mehr am Staat und an der Gemeinde gefunden — auch jetzt noch den Vorsprung sichert, ist das Ordenswesen. Personen beiderlei Geschlechts, die mit dem Einsatze ihrer ganzen Persönlichkeit sich dem Wohle der Menschheit widmen, nicht vereinzelt, isolirt, nein, zu zahlreichen, stets sich verjüngenden Organisationen geordnet,

nach den verschiedenen Bedürfnissen der Gesellschaft abgestuft und alle getragen von dem edlen Enthusiasmus religiöser Ideen — wahrhaftig, das sind sociale Faktoren, die auch mit den reichsten Mitteln eines Gemeinwesens nicht zu erkaufen, durch die glänzendsten Paläste der öffentlichen Wohlfahrtspflege nicht zu ersetzen sind. In ihnen besitzt die Kirche ein auserlesenes Heer von Streitern für die sociale Wohlfahrt. Darum sind die 118 Ordensniederlassungen in der Prager Erzdiöcese, welche 606 Mitglieder von 14 Männerorden und 1064 Mitglieder von 25 weiblichen Orden umschließen, die Centralisationspunkte für die leibliche und geistliche Wohlfahrtspflege der Kirche in diesem Sprengel.

Ihren Verdiensten für die Förderung der geistigen Interessen, welche zuerst zur Darstellung gelangen (S. 385 bis 472), begegnet der Beobachter sowohl in der Schule als in der Pflege der Wissenschaft und Literatur, nicht minder auch bei ihrer Thätigkeit für die Künste. — Der Dank, den sich der Klerus für Schule und Volksbildung von jeher auch in Böhmen verdient hat, wird ihm von Billigdenkenden um so mehr gezollt werden, je reichlichere Belege die Geschichtsschreibung dafür erbringen wird; bisher gibt es derartiger Veröffentlichungen für Böhmen noch recht wenige. Für die Gegenwart reden die Thatsachen eine deutliche Sprache. „Wer vermöchte z. B. — um Schindler's Worte (S. 391) zu gebrauchen — die Zahl derjenigen zu nennen, welche durch Geistliche in den Volksschulen als zum Studium begabt herausgefunden, von Geistlichen zu den Studien vorbereitet, von Geistlichen während der Studienzeit unterstützt wurden"! Ueber dritthalbhundert Schulstiftungen (255) in Böhmen rühren von geistlichen Gönnern her (S. 391). Die Sorge des Klerus in der Erzdiöcese um die Volksschule ist mit den ca. 11,320 Religionsstunden, die er an den Normalschulen zu ertheilen hat, auch heutzutage nicht abgethan. Religiöse Vereine und Veranstaltungen bemühen sich um die arme Schuljugend,

um ihnen Kleidungsstücke, Lernbehelfe, Unterstützungen in Geld und Speise zu reichen. „Wie viele Schulkinder, Mittelschüler oder Studenten werden z. B. nicht in Prager Klöstern gespeist! Das Kreuzherrenkloster in Prag läßt täglich an 22 Studenten ein Mittagessen verabreichen. In Tepl hat der dortige Prämonstratenser-Abt angeordnet, daß sämmtliche Schulkinder seiner (24) Pfarrsprengel, die deren bedürfen, den ganzen Winter hindurch täglich mit warmer Speise versehen werden“ (S. 394). „Wer könnte die Studenten zählen, welche das Kloster schon unterstützt hat und noch unterstützt! Wie vielen talentvollen jungen Leuten wurde es lediglich durch das Stift möglich, zu studiren und tüchtige Staatsbeamte, Aerzte, Gelehrte, Geistliche zu werden! Ohne dasselbe hätten diese Talente verkümmern müssen“ (S. 362). Ob man wohl einen Privaten finden könnte, der bei gleichem Vermögensbesitz gleich uneigennützig von dem Seinen mittheilt? — Das kirchliche Privatschulwesen ist nicht allzu ausgedehnt. Frauenkongregationen leiten 3 Lehrerinnenbildungsanstalten, 17 mit Oeffentlichkeitsrecht ausgestattete Volks-, beziehungsweise Bürgerschulen, 22 Industrialschulen und Fortbildungskurse. Auch an einzelnen staatlichen Mädchenschulen stehen geistliche Lehrkräfte in Verwendung. Hier wie dort erfreuen sie sich einer großen Beliebtheit bei der Bevölkerung. Zu den vielen Kindergärten, Kinderasylen und Krippen, welche unter der Leitung von Ordensfrauen stehen, kommen ferner 10 klösterliche Mädchen-Pensionate der Erzdiöcese, in welchen sich das pädagogische Talent der geistlichen Schwestern wie ihre aufopferungsvolle Hingabe an die Jugenderziehung bewährt.

Von den Knabenschulen der Erziöcese werden 3 von geistlichen Orden versehen, von den Mittelschulen wird außer dem erzbischöflichen Conviktsgymnasium in Duppau nur eines von Geistlichen, nämlich den Prämonstratensern von Tepl, erhalten und geleitet. Studenteninternate unter Aufsicht von Orden bestehen in der Erzdiöcese keine. Die 3 Knaben-

seminarien abgerechnet, sind von geistlichen Erziehungsanstalten für Studierende nur je eine für Hochschüler und für Mittelschüler czechischer Nation in Prag zu nennen. Daß die Kirche sich um die Bildung des Volkes auch außer der Schule bemüht, das beweisen die 96 Pfarrbibliotheken (außerhalb Prag), welche in einem Umfange von 200 bis 1800 Nummern mit persönlichen Opfern des Klerus unterhalten werden (S. 394).

In der Wissenschaft und Literatur ist der Klerus der Gegenwart im Bereiche des Prager Erzsprengel in die Fußstapfen seiner verdienten und zum Theil berühmten Vorgänger getreten, deren Schindler eine lange Reihe zu nennen weiß. Ja die seit einem halben Jahrhundert immer fortschreitende nationale Theilung ist der literarischen Fruchtbarkeit, namentlich auf czechischer Seite, sehr zu gute gekommen. Der czechische Klerus mußte eben bemüht sein, dem Mangel an eigener insbesondere theologischer Literatur so viel als möglich entgegenzuarbeiten. Aus Schindler's Verzeichniß (400—417) katholischer Publikationen der Erzdiöcese erhellt die große Zahl und Rührigkeit der czechischen Autoren. Genährt wird sie von Prag aus durch nicht weniger als 30 periodische Publikationen, 3 Büchervereine (Hereditäten) und 10 Sammelpublikationen (Bibliotheken). Die dominirende Stelle des czechischen Klerus in der Hauptstadt des Landes und des Erzbistums kommt diesem literarischen Schaffen sehr zu statten, denn sie sichert ihm eine Reihe von Stellen, welche sich zur wissenschaftlichen Thätigkeit weit besser eignen, als die vielfach mühevollen, von literarischen Behelfen entblößten Seelsorgeposten, wie sie dem ohnehin dünngesäeten deutschen Klerus größtentheils zufallen. Das Bedürfniß des eigenen literarischen Marktes, der auch weniger selbständige Publikationen und Uebersetzungen gerne aufnimmt, erleichtert die Arbeit. Dagegen eignet der literarischen Thätigkeit des deutschen Klerus der große Vortheil, daß sie der Controlle eines größeren wissenschaftlichen Pu-

blikums unterworfen ist; das muß ihrer Reife selbstverständlich zu gute kommen, legt aber auch den Autoren eine größere Zurückhaltung auf. So reicht denn ihre Zahl auch verhältnißmäßig an die des czechischen Klerus nicht hinan. Sie besitzen auch keine literarische Vereinigung, welche für ihre Publikation die materielle Grundlage bieten könnte. Trotzdem verzeichnet Schindler auch aus ihren Reihen eine stattliche Zahl von Namen und Publikationen. — Die Ausbildung des priesterlichen Nachwuchses fördern je ein czechisches und ein deutsches Knabenseminar, die beide ihre Zöglinge dem Unterrichte staatlicher Gymnasien anvertrauen; im Zeichen der herrschenden Noth an deutschen Priestern wurde neuestens ein mit Privatgymnasium verbundenes Internat für deutsche Zöglinge (Duppau) errichtet. Die nationale Theilung scheidet die Priesteramtscandidaten an der theologischen Fakultät, die entsprechend der doppelten Universität in Prag auch zweigetheilt ist, ja sie erstreckt sich auch einigermaßen auf die Erziehung im Priesterseminar; der Contact der beiden Nationen ist auch hier meistens ein rein äußerlicher. Von anderen theologischen Erziehungsanstalten wird das Collegium Bohemicum in Rom von (jährlich 2—3) Theologiecandidaten der Erzdiöcese zu 5jährigem Studium aufgesucht. Das einzige Hausstudium eines Ordens, das in Tepl bestand, wurde neuestens aufgegeben; die dortigen Cleriker besuchen die theologische Fakultät in Innsbruck.

Wie überall spielen auch in Böhmen die kirchlichen Bibliothekenschätze eine bedeutsame Rolle in der Wissenschaft. „Daß die k. k. Universitätsbibliothek einen großen Theil ihrer Bücher und Archivalien den aufgehobenen Klöstern verdankt, ist männiglich bekannt. Aber auch die bestehenden kirchlichen Institute der Erzdiöcese haben bekanntlich sehr bedeutende Bibliotheken aufzuweisen, so abgesehen von den Büchereien und Archiven des Fürsterzbistums und des Prager Domkapitels namentlich das Kreuzherrenkloster, das Prämonstratenserkloster Strahow (mit

72,000 Bänden) und Tepl (mit 60,000 Bänden), die Benediktinerstifte Emaus und Břewnow, die Maltheser und Augustiner" (S. 417). Fast in allen diesen Anstalten sind in neuerer Zeit Vorkehrungen getroffen worden, um Archiv und Bücherei der öffentlichen Benutzung zugänglicher zu gestalten; die Entwicklung kirchlicher Institute hat nämlich hierin mit den weltlichen öffentlichen Sammlungen nicht überall gleichen Schritt gehalten. — Neuwirth's Abhandlung über kirchliche Kunstpflege beschränkt sich nicht auf die Erzdiöcese allein; sie zeichnet deren Geschichte und gegenwärtige Bedeutung für ganz Böhmen. Sie meldet von „hoffnungsvollem Blühen und Gedeihen auf dem Boden der geheiligten Kunst" und belegt das Urtheil mit reichen Details, die eine eingehende Würdigung verdienten. Und mag man hinsichtlich der Kirchenmusik nicht mit derselben Zuversicht von erfreulichem Fortschritt sprechen können, so sind doch auch hier aus den Ausführungen des Prager Domkapellmeisters Förster (418 ff.) mancherlei Ansätze zu beobachten, welche eine bessere Zukunft vorbereiten; es ist dabei übrigens lediglich auf die sogenannte cäcilianische Reform Rücksicht genommen. Soviel über die kirchliche Förderung idealer Interessen.

Die Sorge für die Linderung der leiblichen Noth der Menschen ist der Kirche von ihrem göttlichen Stifter ans Herz gelegt worden; bis heute ist sie allenthalben seinem Wort treu geblieben. Die kirchliche Armenpflege, die so alt ist wie die Kirche, ist auch nach der Säkularisation des Armenwesens durch Staat oder Gemeinde nicht überflüssig geworden. Muß doch die öffentliche Wohlthätigkeit in der privaten Armenpflege ihre nothwendige Ergänzung, in den christlichen Ideen ihre Verklärung finden. Armenhäuser unter christlicher Leitung führt Schindler in der Erzdiöcese Prag 39 an, ferner etwa 200 religiöse Armenstiftungen, welche eine Gesammtrente von 31,659 Kr. betragen; regelmäßige Armenspeisungen und Unterstützungen,

wie sie namentlich bei Klöstern Gewohnheit sind, kommen der Gemeindearmenpflege zu Hilfe. Im Stifte Tepl z. B. werden „an den Donnerstagen außer 25 Armen im Stifte noch 30 Arme im Meierhofe gespeist. So oft ein Ordensmitglied stirbt, werden 30 Arme mit Lebensmitteln und Geld beschenkt. Außerdem vertheilt Tepl jährlich 800 Meter Brennholz unter die Dürftigen" (S. 487). Seit dem Jahre 1876 haben auch die Conferenzen des Vincenzvereins im Prager Erzsprengel Verbreitung gefunden, es sind bisher 34 Conferenzen gegründet mit etwa 400 Mitgliedern; das ist nicht allzuviel, auch die Summe von 40,000 Kronen, die sie jährlich den Armen zuführen, erscheint gering, sie besagt aber natürlich nur den allerkleinsten Theil des Wohlthuns, das sie pflegen. Seit 1896 ist dem Vincenzverein in Prag das sogenannte Franz Regis-Werk in Prag zur Seite getreten, 511 Eheschließungen und 682 Legitimationen der aus illegitimen Ehen entsprossenen Kinder waren die Frucht der ersten vier Jahre, in denen sein segensreiches Beginnen noch wenig bekannt war. Der Vincenzverein unterhält auch ein Heim für Unheilbare, das Vincentinum in Břewnow. Es ist klein, nur 22 Pfleglinge konnte es im Jahre 1899 aufnehmen und dennoch ist es die einzige derartige Anstalt in ganz Böhmen. Doch soeben sendet der Pfarrer von Welchau (bei Karlsbad) mit anderen edlen Menschenfreunden einen Aufruf hinaus, damit für diese Aermsten der armen Kranken bald ein großer Zufluchtsort erstehen könne; hoffen wir, daß das edle Werk gelingt. Und so mancher anderer Vereine für Armenpflege wäre zu gedenken, der Agnesvereine, der Nikolaus-, St. Anna- und einer Menge sogenannter Frauenwohlthätigkeits-Vereine, die in den Ehrenkranz der kirchlichen Charitas in der Erzdiöcese viele köstliche Blumen flechten. — Niemand wird es leugnen, daß die Neuzeit sich der Kranken, der Waisen, der Verkrüppelten mit Eifer annimmt. Aber auch das ist gewiß: der Arzt, selbst der geschickteste, vermag nur wenig zum Troste der Kranken, wenn nicht das

Heer der Pfleger und Pflegerinnen, an dessen Spitze er den Kampf gegen die Krankheiten führt, mit der Geschicklichkeit auch theilnahmsvolle Liebe verbindet? Ist nicht auch sie es, die gleich dem heiteren Sonnenschein die Heimstätten der Waisen, der Taubstummen, der Schwachsinnigen u. s. w. erhellt und erwärmt? Und so ist auch da wieder der rechte Platz für die der christlichen Charitas geweihten Orden; dieselben haben in unserem Sprengel auch auf diesen Gebieten mit Freuden reiche Arbeit auf sich genommen und bringen tagtäglich die größten Opfer im Dienste dieser Leidenden. Leider ist die Krankenpflege in allen vom Staate erhaltenen Hospitälern und Kliniken, also insbesondere im Allgemeinen Krankenhaus zu Prag mit seinen verschiedenen Abtheilungen und in den Irrenhäusern, nur weltlichen Pflegern und Pflegerinnen anvertraut; ein Versuch, geistliche Pflegerinnen heranzuziehen, hat sich vor etlichen Jahren zerschlagen. Dagegen sind andere, kleinere Anstalten in diesen bewährten Händen. Die „barmherzigen Brüder“ haben sich in Prag im Jahre 1620 niedergelassen und ein Hospital gegründet, das männlichen Kranken jeglichen Standes ohne Unterschied der Sprache oder Confession liebevollste unentgeltliche Verflegung gewährt. In ihrem Jahresberichte von 1899 konnten sie für den Zeitraum der 280 Jahre ihres Bestandes nicht weniger als 389.518 Kranke mit 19'865,418 Verpflegstagen zählen. In dem letzten Jahre (1899) betrug die Zahl der verpflegten Kranken 3863 mit 63,443 Verpflegstagen, die ambulante Krankenbehandlung nicht eingerechnet. — Das Elisabethinerinnen-Krankenhaus in Prag, welches seit 1719 die Wohlthaten des eben genannten auch der weiblichen Bevölkerung erschlossen hat, verpflegt jetzt im Jahre circa 1200 Leidende, für die es auch eine eigene Reconvalescentenabtheilung bietet. — In 6 Krankenhäusern der Diöcese und einem Reconvalescentenhaus sind Borromäerinen, in 7 Spitälern die Kreuzschwestern beschäftigt; in 6 Anstalten verwalten die „grauen Schwestern“

den Krankendienst, die „armen Dienstmägde Christi“ in einer Anstalt. Die beiden an letzter Stelle genannten Congregationen nehmen sich auch der in Hauspflege stehenden Kranken an, auch bei Niederlassungen von Schulschwestern ist für letzteren Wohlthätigkeitsdienst gewöhnlich vorgesorgt.

Und wie am Krankenbett, so walten die „Engel der Barmherzigkeit“ auch an der Seite verwaister Kinder mit zärtlicher Liebe in 8 Waisenhäusern der Erzdiöcese ihres Amtes. Ja, die Borromäerinen haben sich unter die Häftlinge der weiblichen Strafanstalt Repy gemischt, deren Leitung und Obsorge ihnen fast ganz unterstellt ist, und so leben und arbeiten die 37 Profeßschwestern und 8 Novizen unter diesen, als wären sie ihresgleichen. Wir könnten noch weiter fortfahren und mit Schindler erinnern an das verdienstvolle Taubstummeninstitut in Prag, das seit dem Jahre seiner Gründung (1786) ununterbrochen unter geistlichen Direktoren gestanden und sich von 6 zu 165 Zöglingen aufgeschwungen, an die so segensreich wirkenden Blindeninstitute, das älteste unter ihnen auf dem Hradschin gegründet 1808, mit 72 Zöglingen, Klars menschenfreundliche Stiftung zum hl. Raphael auf der Kleinseite mit 115 Zöglingen, und das herrliche Kaiserjubiläumswerk der böhmischen Sparkasse in Prag, das Francisco-Josephinum in Smichow mit 120 älteren Blinden, an die Idiotenanstalt „Ernestinum“ auf dem Hradschin für 82 schwachsinnige, bildungsfähige Kinder, und die Rosenkranz-Armenanstalt in Prag für 30 verkrüppelte Waisenmädchen &c. Erwähnen könnten wir, wie die kirchlichen Organe den modernen Bedürfnissen der verschiedenen Stände in Vereinen Rechnung getragen. Hier sehen wir Vertreter der Kirche zur Förderung der Landwirthschaft treibenden Bevölkerungsklassen mit Rath und That an ländlichen Spar- und Vorschußkassen, landwirthschaftlichen Vereinen und Schulen sich betheiligen, dort arbeiten sie in Volks-, Arbeiter-, Gesellenvereinen (Prag, Marienbad, Eger u. a.), in Lehrlings-

vereinen und Lehrlingsheimen an der sittlichen Kräftigung und geistigen Hebung des Handwerker- und Arbeiterstandes; bald eröffnet die Kirche ein Institut zur Heranbildung und Vermittelung braver Dienstboten, wie die Marienanstalt in Prag unter Leitung der „Töchter der göttlichen Liebe", bald wieder leiht sie ihre hilfbereite Hand, wenn es gilt, in Mädchen-Patronagen (Tachau) und Marienvereinen (Eger), oder im Patronat der Jugend (Prag) gerade da Hand anzulegen, wo sie in unserer Volkserziehung die ärgste Lücke klaffen sieht, an die Fortbildung des eben der Schule entwachsenen Geschlechtes. Freilich mahnt auf dem Gebiete der kirchlich-socialen Fürsorge das, was bereits geschehen, an die weit größere Arbeit, die noch zu thun bleibt. Denn mögen wir die Zahl der bestehenden Vereine, mögen wir deren Thätigkeit im Einzelnen prüfen, wir müssen im großen Ganzen zugestehen, daß sowohl auf Seiten der deutschen Minorität wie auf derjenigen der czechischen Majorität das katholische Vereinsleben nicht auch nur annähernd auf jener Höhe steht, wie die übrige Vereinsorganisation des Landes. Dabei ist die politische und sociale Organisation der czechischen Katholiken trotz ihrer verhältnißmäßig geringen Ausdehnung wenigstens in drei Lager gespalten, sie entbehrt auch einer einflußreichen Presse, die den kirchenfeindlichen Tagblättern der Hauptstadt die Spitze bieten könnte. Deutscherseits wird der letztere Uebelstand gleichfalls bitter empfunden, dazu lähmt der Mangel an Centralisation, welche auch hier von der Hauptstadt der Erzdiöcese ausgehen sollte, eine durchgreifende Vereinsthätigkeit. So stehen die Katholiken des Landes politisch ziemlich ohnmächtig da, auf socialem Boden aber wird nicht mit jener zielbewußten Energie gearbeitet, wie sie anderswo infolge einer einheitlichen, auf die verschiedenen Stände und Alter hinübergreifenden Organisation in Vereinen zu Tage tritt. Irren wir nicht, so würde auch auf diesen Gebieten eine Theilung der übergroßen Erzdiöcese, aus der einheitlich

nationale Sprengel hervorgingen, die Aufgabe der kirchlichen Organe wesentlich erleichtern.

Immerhin dürfen wir uns freuen, daß mitten in den nationalen, politischen und zuletzt auch religiösen Stürmen, wie sie Böhmen nun schon seit Jahrzehnten durchtoben, mitten in dem selbstsüchtigen Treiben einer materialistischen Welt die Kirche eifrig durch so viele ihrer Diener an der Arbeit ist, um nicht nur ihrer Himmelsmission gerecht zu werden, sondern auch jenes Liebesgebot für die Erde zu erfüllen, das ihr göttlicher Stifter in seinen Erdentagen mit That und Wort gelehrt und ihr als heiliges Vermächtniß hinterlassen hat. Ihr sociales Wirken ist ihre Apologie. Wer daher mit Mühe und Fleiß diese Thätigkeit der Kirche zeichnet, um das Auge der flüchtigdenkenden Gegenwart wenigstens für Augenblicke daran zu fesseln, wie es der Verfasser des vorliegenden Werkes, sowie auch die oben genannten Verfasser von Monographien anderer österreichischer Sprengel gethan, der wird zum wirksamen Apologeten ihrer göttlichen Sendung. Diese literarischen Denkmäler der christlichen Nächstenliebe, für welche die katholische Welt der Leogesellschaft zu aufrichtigem Danke verpflichtet bleibt, sind beredte Zeugen der katholischen Wahrheit.

Prag. Dr. Karl Hilgenreiner.

XXII.

Philosophie und Biologie.

Die Einzelwissenschaften stellen den Thatbestand fest, aber eine Erklärung desselben aus den letzten Gründen müssen sie der Philosophie überlassen. Zwar hat es eine Zeit lang geschienen, als ob die Einzelwissenschaften, besonders die Naturwissenschaften, sich herausnehmen wollten, über die letzten Gründe der Erscheinungen selbst das letzte Wort zu sprechen. Indeß beginnt dieser Irrtum, von dem sich die christliche Philosophie stets frei gehalten hat, immer mehr der Einsicht Platz zu machen, die Einzelwissenschaft habe ihre Grenze, und wo sie aufhöre, da beginne die Aufgabe der Philosophie, der Metaphysik. So reden wir heute von einer Philosophie der Astronomie, oder allgemeiner von einer Philosophie der anorganischen Natur, wie sie jüngst Ed. v. Hartmann in dem Buche: „Die Weltanschauung der modernen Physik" versucht hat, oder von einer Philosophie der Biologie oder des Lebens, oder von einer Philosophie der Natur, einer Naturphilosophie überhaupt. Bruchstücke einer Philosophie des Lebens oder der Biologie finden wir sowohl in den Schriften der Philosophen aller Zeiten, als auch in den Einzelarbeiten moderner Biologen, aber eine zusammenhängende Theorie des Lebens oder ein Handbuch der theoretischen Biologie besitzen wir bis zur Stunde nicht.

Daher kommt Reinke, dessen Werk: „Die Welt als That“ schon in zweiter Auflage vorliegt, einem allgemein gefühlten Bedürfniß entgegen mit seinem neuesten Buche: „Einleitung in die theoretische Biologie“.[1]) Einleitung nennt Reinke sein Werk, weil er keine umfassende Theorie des Lebens zu geben sich vermißt; denn ein solches Werk,, das nur durch Zusammenwirken von Physiologen, Anatomen, Systematikern, Zoologen und Botanikern zu Stande kommen könnte, übersteige die Kraft eines Einzelnen. Reinke will dabei mehr seine eigenen Anschauungen, wie sie ihm in 30jährigem Forschen erwachsen sind, zur Darstellung bringen, als fremde. Indeß verzichtet er auf letztere nicht ganz. Von naturwissenschaftlichen Werken zieht er besonders bei: Claude Bernards „Leçons sur les phénomènes“, G. v. Bunge's Lehrbuch der physiologischen Chemie und des Engländers Edmund Wilson Werk über die Zelle und ihre Entwicklung, von philosophischen bekennt er, in Ed. v. Hartmanns Philosophie des Unbewußten, in den naturphilosophischen Abschnitten, ein gutes Stück theoretischer Biologie von nicht geringem Werthe gefunden zu haben, während er sich durch Wundt enttäuscht fühlt. In erkenntnißtheoretischen Fragen stützt er sich auf P. du Bois-Reymond: „Ueber die Grundlagen der Erkenntniß in den exakten Wissenschaften“. Den transcendentalen Idealismus lehnt er, wie schon in der „Welt als That“, entschieden ab. Seine Parole ist: „Keine Vorurtheile, sondern Voraussetzungen! sollte die Losung jedes Naturforschers sein. Vorurtheilslose Forschung haben wir anzustreben, voraussetzungslose Forschung ist ein Unding.[2]) Jedes Vorurtheil ist halb unbewußt, es beruht

1) Reinke: Einleitung in die theoretische Biologie. Mit 83 Abbildungen im Text. Berlin 1901. XI u. 637 S. (Preis 16 Mk.)

2) Das mögen sich jene unklaren Köpfe merken, die mit dieser hohlen Phrase immer noch prunken.

auf Unklarheit im Denken, eine Voraussetzung wird durch klares Denken in vollem Bewußtsein anerkannt. Das Ideal mag sein, mit einem Minimum von Voraussetzungen auszukommen; da wir aber Menschen sind, wird dies Minimum niemals den Werth von Null erreichen." Mit diesem schönen und klaren Programm tritt Reinke an seine Aufgabe heran und stellt in sechs Abschnitten eine in hohem Grade beachtenswerthe Philosophie des Lebens auf, mit deren Grundzügen wir den Leser im Folgenden bekannt machen wollen.

1) Biologie und Philosophie. Hier erörtert Reinke in lichtvoller Weise das Verhältniß von Biologie und Philosophie. Er lehnt Wundts Auffassung, der die Aufgabe der Wissenschaft in der Befriedigung von Verstand und Gemüth sucht, als unhaltbar ab, da die Aufgabe der Wissenschaft nur Wahrheit sei. Als die Hauptprobleme der Biologie bezeichnet er das Zellenproblem, das Problem der Form, das Problem der Nothwendigkeit, das Problem der Kräfte, das psychische Problem, das vitalistische Problem und das Problem der Abstammung. Dann handelt er von dem Transcendenten in der Naturforschung und den verschiedenen Bedeutungen dieses Begriffes, charakterisirt den Unterschied von Ergänzungshypothesen, die unserem Streben nach Abrundung der Erkenntniß Genugthuung gewähren, und Arbeitshypothesen, die Fragen an die Natur richten helfen und den Fortschritt im Erkennen fördern. Gegenüber der Hypothese von der Begreiflichkeit aller Naturerscheinungen weist er auf die Unbegreiflichkeit der fundamentalsten Naturerscheinungen hin und schildert in anziehender und zutreffender Weise Aufgabe und Mittel, Verhältniß und Bedeutung von Analyse und Synthese. Nachdem der Unterschied von Organisch und Nichtorganisch fixirt ist, bestimmt Reinke Begriff und Umfang des Lebensprincipes, die Aufgabe der theoretischen Biologie, die es einerseits mit Form und Arbeitsleistungen des Organismus,

anderseits mit Auffindung von Special- und allgemeinen Gesetzen zu thun habe, und warnt vorsichtig vor Ueberschätzung phylogenetischer Untersuchungen in biologischen Arbeiten. In einer Betrachtung über „Psychisches" legt er den Gedanken einer Stufenfolge auch in psychischer Hinsicht nahe, verwirft den psychophysischen Parallelismus, betont die Schwierigkeit, das Wesen der psychischen resp. geistigen Erscheinungen zu erforschen, und nimmt auch in Pflanzen psychische Erscheinungen, wenn auch kein Bewußtsein, an. Es ist ihm wahrscheinlicher, daß jede Zelle bereits Bewußtsein hat, jedenfalls aber müsse dem Protoplasma ganz allgemein Empfindungsvermögen beigelegt werden — eine Anschauung, zu der wir uns immer noch nicht bekennen können, weil sie uns mehr phantasievoll als kritisch scheint. In einem eigenen Abschnitt nimmt Reinke Stellung zu der heute wieder aktuell gewordenen Frage des Vitalismus. Er legt die Fehler des Vitalismus dar, ebenso Recht und Unrecht der materialistischen Erklärung des Lebens; den Ausdruck Neovitalismus will er vermieden wissen, weil man dabei an ein Wiederaufleben des Vitalismus denke. Die wesentlichen Eigentümlichkeiten der Organismen findet Reinke in der zweckmäßigen Organisation, in der Fortpflanzung und der Intelligenz; sie begründen ein eigenartiges Princip im Naturgeschehen, das Lebensprincip, das dem Energieprincip gleichberechtigt gegenübersteht. Das Energieprincip funktionirt rein kausal, das Lebensprincip kausal-teleologisch. Die Zweckmäßigkeit bildet den Mittelpunkt des Lebensprincips. Reinke ist der Ansicht, daß alle organische Zweckmäßigkeit auf Maschinenthätigkeit beruht. Er nennt seine Ansicht daher mechanistisch-vital. Den letzten Grund der Zweckmäßigkeit gibt nicht mehr die Biologie, sondern die Philosophie an. Den Schluß dieses ersten Abschnittes bildet der höchst interessante Nachweis, daß Wundt in seiner Auffassung des Elementarorganismus der Zelle sich in zahlreiche Widersprüche verwickle und überhaupt mit dem Stande exakter Forschung

nur mangelhaft vertraut sei. Reinke spricht diesen Ausführungen Wundts den Charakter der Wissenschaft völlig ab. Reinke hat hier mit scharfem Blick eine der Hauptschwächen Wundts getroffen, nämlich Wundts Inconsequenz. Kein moderner Denker ist so reich an Widersprüchen wie Wundt, und wer die Entwicklung dieses Philosophen näher verfolgt, kann eine ganze Musterkarte einander widersprechender Anschauungen zusammenstellen.

2) Die Nothwendigkeit im biologischen Geschehen. In erster Linie erörtert Reinke hier das Hauptproblem der theoretischen Biologie, Kausalität und Finalität. Er unterscheidet eine reale und logische Kausalität und Finalität und tritt mit großer Entschiedenheit der Ansicht entgegen, als ob Kausalität und Finalität keine objektive, sondern nur subjektive Bedeutung besitzen. Reinke betrachtet die Finalität neben der Kausalität als gleichberechtigtes Erklärungsprincip. Doch kann nach ihm von Zwecken nur in der belebten, aber nicht in der anorganischen Natur die Rede sein. Wir möchten diesen Satz Reinke's nicht ganz unterschreiben. Es dürfte der Wahrheit näher kommen zu sagen, der Zweck offenbart sich in der anorganischen Natur nicht so deutlich, wie in der organischen; aber Zweck beherrscht auch die Gestaltung der anorganischen Natur, wie das z. B. K. E. v. Baer sehr schön und überzeugend ausgeführt hat.[1]) Die Frage nach dem Ursprung der Zwecke und der Zweckmäßigkeit in der Natur gehört nicht mehr der Biologie, sondern der Philosophie an. Reinke, der die verschiedenen Erklärungsversuche der Philosophen wohl kennt, schreibt den Ursprung der Zweckmäßigkeit einer kosmischen Vernunft zu, wie er das schon in seinem Werke „Die Welt als That" gethan hat. Sich den Organismen zuwendend, bestimmt Reinke das Verhältniß von Mittel und Zweck, von mechanischer und

1) Vgl. in meinem Buch: K. E. v. Baer 1897 p. 97 den Abschnitt: Die Zielstrebigkeit in der unorganischen Natur.

teleologischer Erklärung. Organismen können nicht aus kausalen, auch nicht aus finalen Gesichtspunkten allein, sondern nur aus kausalen und finalen Gesichtspunkten zusammen erklärt werden. Dabei sind bald die finalen, bald die kausalen Verhältnisse mehr bekannt je nach dem Stand der Forschung, was Reinke mit interessanten Beispielen im Einzelnen belegt. Die Teleologie bildet den wichtigsten Theil der theoretischen Biologie, weil Organismen nur teleologisch erklärt werden können, und begründet damit einen fundamentalen Gegensatz zur anorganischen Natur, eine Wahrheit, die Reinke mit durchschlagenden Gründen gegen Cl. Bernard und gegen den Versuch, die Teleologie rein mechanisch zu erklären, vertritt. Die Natur ist überall zweckmäßig, zwecklose oder zweckwidrige Erscheinungen sind als Ausnahmen zu betrachten, wenn nicht Zwecklosigkeit und Zweckwidrigkeit überhaupt nur scheinbar sind. Reinke unterscheidet in der Finalität ein Princip des Zieles, der Zielstrebigkeit, ein Princip der Vorbereitung und ein Princip des Zweckes — eine Unterscheidung, die uns nicht haltbar erscheint. Alle die verschiedenen Formen der Finalität illustrirt er mit schönen Beispielen, ebenso wie seine Ausführungen über Begriff und Eintheilung der Anpassung. Die Anpassung ist nach Reinke immer ein Vorgang zweckmäßiger Selbstregulirung des Lebensprocesses. Er erblickt das Wesen aller Anpassung in einer Finalreaktion und betrachtet das Princip der Anpassung als eines der verbreitetsten und wichtigsten biologischen Grundgesetze. Es ist ein Gegebenes, eine Grundeigenschaft der Organismen. Die Frage: „Woher kommt die Anpassungsfähigkeit?“ erklärt Reinke für unfruchtbar. Das mag sie ja wohl für den praktischen Naturforscher sein, aber nicht für den Philosophen; denn für diesen ist sie ein fundamentales Problem. Mit Erörterungen über die erblich befestigten Anpassungen schließt Reinke diesen zweiten Abschnitt. Die Anpassungen sind als ein passives Angepaßtsein zu verstehen, und zwar

handelt es sich um phylogenetisch erworbene Anpassungen, nicht um vor unseren Augen sich abspielende ontogenetische. Darum kann die heute mit Vorliebe gepflegte Untersuchung der Ursachen der phylogenetischen Anpassung nur mit Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten rechnen. Ueber Analogieschlüsse von ontogenetischen Beobachtungen auf phylogenetisches Geschehen kommen wir nicht hinaus. Diese Analogie zwischen ontogenetischer und phylogenetischer Anpassung hält Reinke für sehr weitgehend. Der Selektion komme bei Anpassungen nur eine sekundäre Rolle zu: der Ueberschätzung derselben, wie sie in der Lehre von „der Allmacht der Naturzüchtung" sich ausspricht, tritt Reinke entschieden entgegen.

3) Die in den Organismen wirksamen Kräfte und Gesetze. Kraft, Energie, Materie — diese drei Begriffe werden hier einer Analyse unterworfen. Kraft und Energie werden oft miteinander verwechselt, oft als identisch genommen, mit Unrecht. Kraft ist der weitere Begriff, bedeutet die Fähigkeit zu wirken, Energie der engere, die Fähigkeit, mechanische Arbeit zu leisten; Kraft ist mehr ein qualitativer, Energie mehr ein quantitativer Begriff. Ihr Unterschied zeigt sich deutlich darin, daß Kraft Ursache oder Antrieb von Bewegung und unter Umständen zerstörbar ist, während dagegen Energie unzerstörbar, quantitativ unabänderlich ist. Die Energie wird nach ihrer Größe bestimmt, die Kraft nach der Größe und nach der von dieser Größe unabhängigen Richtung. Alle Kräfte kommen schließlich auf Fernkräfte hinaus, also etwas für die Naturwissenschaft Letztes, menschlich Unfaßbares, mechanisch Unbegreifliches. Auch die Materie ist nur ein System von Atomkräften, eine besondere Energieart, Volumenergie, wie es Ostwald nennt. Für die Biologie sind die materiellen oder mechanischen Kräfte in erster Linie bedeutsam, aber es gibt auch nicht-energetische Kräfte als Ursachen der Lebenserscheinungen. Das sind im Menschen die geistigen Kräfte, in der Natur die formbildenden und stoffbildenden Kräfte, Kräfte zweiter

Hand, ohne deren Thätigkeit Leben undenkbar ist. Die Erörterung dieser beiden Arten von Kräften, der energetischen und nichtenergetischen, bildet das Thema der folgenden Kapitel. Zuerst handelt Reinke von der Energetik der Organismen. Arbeit ist die Grundlage des Organismus, sie äußert sich in den verschiedenen Thätigkeiten des Organismus; dabei wird fortwährend kinetische Energie in potenzielle umgewandelt und umgekehrt. Ob neben Aequivalenz und Constanz auch die dritte Grundeigenschaft der Energie, die Entropie, d. h. die Tendenz der Verwandlung höherer in niedrigere Energieformen, zuletzt in Wärme, in den Organismen herrscht, ist noch zu wenig untersucht. Die chemische Energie erscheint als die eigentliche Betriebsenergie der Organismen, sie wandelt sich nach Bedürfniß in andere Energiearten um. Der dadurch hervorgerufene Energiewechsel ist eine der fundamentalen Lebenserscheinungen bei Pflanzen und Thieren. Die energetischen Elementarprozesse in Pflanze und Thier werden durch Elementarmechanismen getragen, deren besondere Gruppirung und Verknüpfung das Wesen des Organismus ausmacht. Ueber das Wesen dieser Elementarmechanismen sind wir noch wenig unterrichtet. Die Frage, ob im Organismus auch andere Energiearten vorkommen als in der unorganischen Natur, ist nicht geklärt. Der Thierphysiologe Rosenbach spricht sich für das Vorkommen noch unbekannter Energiearten im Organismus aus. Reinke hält auch eine specifische Muskel- und eine specifische Nervenenergie für denkbar. Bei Bildung einer Energie müssen eigenartige Umwandlungsmechanismen der Energie in Thätigkeit treten, doch ist die Mehrzahl solcher Verrichtungen noch unbekannt. Zum Schlusse erörtert Reinke die Reizvorgänge, die zeigen, daß im Organismus energetische Prozesse vorkommen, die scheinbar keine Aequivalenz zwischen der veranlassenden Energiemenge und der Größe der Endwirkung erkennen lassen. Die unter dem Gesichtspunkte der Energetik betrachteten Thatsachen zeigen die hohe Be-

deutung der Configuration resp. der Form für die Lebenserscheinungen des Organismus. Damit kommen wir zu den nicht-energetischen Kräften. Hier stehen in erster Linie die Probleme in Frage, welche Gesetz, Gestalt und Organisation aufgeben. Reinke erörtert den Begriff Gesetz, der sich bald dem Begriff Kraft, bald dem der Hypothese nähert und weist auf die biologischen Gesetze hin, deren wichtigstes sich in der Form der Organismen verkörpert. Die Form der Organismen besteht nicht bloß in der äußeren Form, sondern auch in der inneren Struktur. Die Organisation sieht Reinke nicht in einer Summe physikalischer und chemischer Kräfte, sondern in einer specifischen Struktur des Organismus und in specifischen Bewegungen des durch jene Struktur bedingten mechanischen Apparates. Der Organismus findet nämlich bis zu gewissen Grenzen wirklich sein Abbild in Maschinen. Zwischen Organismen und Maschinen besteht trotz eines wesentlichen Unterschiedes eine weitgehende Analogie. Besonders ist beiden eigen immanente Zweckmäßigkeit. Damit ist eine Finalerklärung der Maschinenstruktur der Organismen gewonnen. Und es erhebt sich die Frage: Läßt sich dieser Finalerklärung eine kausale an die Seite stellen? Mit anderen Worten, läßt sich die Zweckmäßigkeit der Organismen rein mechanisch erklären? Reinke verneint diese Frage, indem er seine bekannte und vielbesprochene Lehre von den Dominanten entwickelt, die er jüngst noch gegen Drews vertheidigt hat (siehe Preußische Jahrbücher 1903). Wir behalten uns vor, an anderem Orte auf die Frage nach dem Organisationsprincip und damit auch auf die Reinkesche Lehre von den Dominanten näher einzugehen.

4) Der Elementarorganismus. In diesem Abschnitt werden mit der dem Forscher eigenen Sachkenntniß behandelt das Princip der Zelle, das Protoplasma, dessen chemische Beschaffenheit, Aggregatszustand, Struktur und Bewegung der Zellkern, Stoffwechsel und Energiewechsel der

Zelle, die Erscheinungen der Dissimilation und Assimilation und dabei alle die Hypothesen und Probleme, welche hier in Frage kommen, eingehend erörtert.

5) Die Abstammung der Organismen. Es sind eine Reihe hochbedeutsamer Probleme, die hier zur Sprache kommen: Die Fortpflanzung, Entwicklungs- und Bildungspotenzial, Vererbung, Sexualität, Morphologie der Befruchtung, Mannigfaltigkeit der Organismen, Gründe für die phylogenetische Umbildung der Organismen, die Entstehung der Arten, Ursprung der Organismen — also Fragen, welche den Philosophen ebenso interessiren, wie den Biologen. Wir heben aus dem reichen Inhalt dieser Kapitel nur einige Hauptgedanken heraus. Den alten Satz von Harvey: „Omne vivum ex ovo“, bezeichnet Reinke als den fest begründeten Pfeiler der Biologie. Die Fortpflanzung, der einzig bekannte Ursprung der Organismen und die unerläßliche Bedingung ihres Fortbestandes — sie vollzieht sich durch Theilung, Verjüngung und Regeneration. Die in der Keimzelle gegebene dynamische Anlage nennt Reinke ihr Entwicklungs- oder Bildungspotenzial. Es ist nicht Arbeitsvorrath, sondern ein Kraftvorrath; es ist die ruhende Kraft, der, wenn sie geweckt wird, die Kraft zukommt, die energetischen Processe in diejenigen Bahnen zu lenken, welche sie einschlagen müssen, damit aus dem Ei ein Kaninchen, ein Frosch oder ein Seetang entsteht. Dieses Entwicklungspotenzial ist das, was Johannes Müller Bildungskraft, Blumenbach Bildungstrieb, Driesch prospektive Potenz nennt. Dieses zielstrebig und zweckmäßig wirkende Princip nennt Reinke die General- oder Integralgestaltungsdominante des Organismus Dabei denkt er sich das Bildungspotenzial nicht präformativ, sondern epigenetisch. Die finale Bedingung aller Entwicklungsvorgänge liegt auf der Hand, schwieriger ist die kausale Erklärung. Ohne eine lenkende Kraft zweiter Hand würden die in den Zellen thätigen Energien immer nur ein morphologisches Chaos hervorbringen

können. Freilich die Entfaltung der gestaltenden Dominanten aus dem Bildungspotenzial vorzustellen, haben wir gar keinen Anhaltspunkt. Die Dominanten sind zwar Geschöpfe unserer Einbildungskraft, aber nicht in höherem Maße als die Atome. Der Entwicklung selbst kausale Bedeutung im Hervorbringen der Thiere und Pflanzen zuzuschreiben, lehnt Reinke mit Recht als eine wunderliche Vorstellung ab, ebenso wie die Hypothese von gestaltenden Stoffen. Damit geht Reinke zu einem neuen Problem über, zum dunkeln Problem der Vererbung. Sie ist ihm ein dynamischer Vorgang, der ohne Dominanten nicht verständlich wird. Dabei bleibt sich Reinke bewußt, daß es für die Wissenschaft tiefstes Geheimniß bleibt, wie im Einzelnen die Eigenschaften sämmtlicher Zellen eines großen Organismus und daneben noch die Dominante ihrer Gesammtgestalt und ihrer großen Organe als Anlagen in die einzelnen Zellen resp. in die Keimzellen eingehen, wie sie hierin latent werden oder ganz schwinden, wie sie in den Keimzellen zu neuen Bildungsimpulsen erwachen, die schließlich auf epigenetischem Wege den Organismus reproduciren. Die übrigen Hypothesen zur Erklärung der Vererbung, nämlich die Annahme von Erbstoffen und Erbmassen, also Darwins Lehre von der Pangenesis, Nägeli's Lehre vom Idioplasma, O. Hertwigs Lehre vom Chromatin lehnt Reinke, die einzelnen Hypothesen treffend kritisirend, ab. Im Anschluß hieran werden dann das Problem der Sexualität und die Morphologie der Befruchtung an vielen Beispielen und Abbildungen erläutert. Zu äußerst bedeutsamen Ausführungen gibt die Frage Anlaß: „Woher die Mannigfaltigkeit der Organismen?“ Die Mannigfaltigkeit tritt uns entgegen in dreifacher Richtung, zuerst als individuelle Mannigfaltigkeit in den Unterschieden der uns bekannten Thiere und Pflanzen, dann als partielle Mannigfaltigkeit in der Verschiedenheit der Theile, endlich als typische Mannigfaltigkeit in umfassenderen Typen. Der Grund dieser wunderbaren und vielfältigen Mannigfaltigkeit

ist nicht aus den allgemeinen Eigenschaften des Protoplasmas, sondern nur aus der Abstammung herzuleiten. Bei der Mannigfaltigkeit der Theile ist diese Entstehung der Mannigfaltigkeit durch Abstammung sichere Thatsache, sie zeigt sich in der Ontogenie. Diese Entstehung der Mannigfaltigkeit der Theile bietet uns eine werthvolle Analogie zur Erklärung der Entstehung der individuellen und typischen Mannigfaltigkeit. Wir schließen: die Mannigfaltigkeit der Individuen und Typen entstand durch Phylogenie. Dieser Analogieschluß erhält durch die Beobachtung der Entstehung neuer Formen von Thieren und Pflanzen durch Variation und Hybridation eine gewaltige empirische Stütze. Dabei übersieht Reinke nicht den großen Unterschied zwischen Ontogenie und Phylogenie. In der Ontogenie beobachten wir eine lückenlose Stufenfolge von der Keimzelle zum fertigen Thier und zur fruktificirenden Pflanze, in der Phylogenie erschließen wir eine genetische Stufenfolge von einer Urzelle bis zu einem der lebenden complicirten Organismen. Die Erklärung der Mannigfaltigkeit der Organismen wird somit Aufgabe der Phylogenie. Aber man darf nie vergessen, daß sichere Thatsache nur die Abstammung der Organismen von Eltern und Vorfahren ist, daß die Phylogenie als Ganzes immer einen problematischen Charakter behalten wird. Schon gleich die erste Frage: „Hat die Phylogenie von Einer Urform oder von mehreren aus begonnen?" ist nicht sicher zu beantworten. Nägeli hat polyphyletischen, Darwin mehr monophyletischen, andere einen pleophyletischen Ursprung der Organismen angenommen. Ein sicheres Wissen aber in dieser Frage ist ausgeschlossen. Wir können nicht wissen, in wie vielen Abstammungslinien von Anfang an sich die Phylogenie vollzogen hat. Aber nicht bloß der Ausgangspunkt der Phylogenie ist problematisch, die ganze Phylogenie behält etwas durchaus Problematisches, bewegt sich durchaus auf dem Gebiete des Transcendenten. Diesen Gedanken, den neuerdings Fleischmann dahin formulirt hat, die Abstammungs-

lehre habe gar keine Berechtigung in der Naturwissenschaft, betont Reinke ganz besonders und wir setzen für die große Zahl derer, welche den hypothetischen, spekulativen Charakter aller Descendenztheorie gewöhnlich übersehen, seine hochbedeutsamen von gesundem kritischem Urtheil zeugenden Ausführungen wörtlich hieher: „Die Phylogenie ist somit als Ganzes betrachtet ein unlösbares Problem. Ihre specielle Ausgestaltung kann niemals ein Gegenstand unseres Wissens werden, sie wird immer ein Erzeugniß unseres Glaubens bleiben. Weil aber die meisten Biologen der Gegenwart, denen ich mich zurechne, die unerschütterliche Ueberzeugung hegen, daß die Organismen nach Art eines fächerförmigen Stammbaumes sich aus einander entwickelt haben, und da man in der Wissenschaft nicht gerne vom Glauben spricht, auch wenn man noch so gläubig an Dogmen und Vorurtheilen hängt, so erklärte ich die Descendenztheorie für ein Axiom der zeitgenössischen Biologie, für die sich kein voller und vollgültiger Beweis, sondern nur fragmentarische Indicienbeweise erbringen lassen. Ich bin der Ansicht, daß mit der Charakterisirung als Axiom der erkenntnißtheoretische Werth der Phylogenie so genau bezeichnet wurde, wie das überhaupt möglich ist. Den Begriff des Axioms hatte ich aus der Mathematik entlehnt. Dort ist ein klassisches Beispiel der Satz, daß zwei Parallellinien bei jeder beliebigen Verlängerung sich niemals schneiden. Dieser Satz kann nicht bewiesen werden; aber für seine Richtigkeit sprechen so gewichtige „Indicienbeweise", daß kein Mathematiker an seiner Richtigkeit zweifelt. So zweifeln wir nicht an der Richtigkeit des phylogenetischen Gedankens im Allgemeinen, aber wir müssen die Anzahl der Stammlinien dahin gestellt sein lassen; wie auch die Frage in den meisten Fällen nicht zu entscheiden ist, ob Uebereinstimmung in Merkmalen auf Blutsverwandtschaft, oder nur auf einen analogen Bildungsgang hinweist. Denn die Aehnlichkeit zweier Arten braucht nicht auf

divergirenden Abstammungslinien aus *einem* Ursprunge zu beruhen, sie kann auch in Convergenz solcher Linien *verschiedenen* Ursprungs ihren Grund haben. Wollen wir das phylogenetische Problem wirklich vorurtheilslos ins Auge fassen, so werden wir einräumen müssen, daß ein großer Theil unserer phylogenetischen Vorstellungen in das Gebiet der transcendenten Ideen gehört, weil sie der Erfahrung völlig entrückt sind. Das wird schon entscheidend bewiesen durch die Thatsache, daß die Uebereinstimmung von Merkmalen keineswegs dazu *zwingt*, auf einen genetischen Zusammenhang der betreffenden Organismen zu schließen, denn sie *kann* auch auf Analogie beruhen. . . . Unsere Schlüsse auf dem Gebiete des Transcendenten, des der Erfahrung Unzugänglichen, sollen daher doch nur dazu dienen, im logischen System unserer Vorstellungen die Erfahrung zu ergänzen. Je weiter wir aber den Boden des Transcendenten auf dem Gebiete der Abstammungslehre beschreiten, um so gewissenhafter haben wir zu scheiden zwischen unseren Wünschen, die alles ergründen möchten, zwischen dem Möglichen, dem Wahrscheinlichen und dem Thatsächlichen. Mag auch als Ganzes, d. h. in ihren allgemeinen Umrissen, die Descendenztheorie Axiom sein, im Einzelnen bleibt sie größtentheils problematisch". Man wird diesen besonnenen Ausführungen nur zustimmen können. Freilich ein sehr skeptischer Kopf würde vielleicht fragen: Wenn das Einzelne problematisch bleibt, wie soll dann das Ganze Axiom werden? Gleichwohl hält *Reinke* am Descendenz*glauben* fest, bemüht sich aber auch, Gründe anzuführen, die uns zur Annahme einer phylogenetischen Umbildung der Thiere und Pflanzen bewegen. Aber trotz aller Belege im Einzelnen, wie sie die vergleichende Morphologie und Paläontologie darbieten, bleibt er sich bewußt, daß die Phylogenie der Organismen nicht der Geschichte, sondern nur der Prähistorie des Menschengeschlechtes an wissenschaftlichem Werthe vergleichbar ist. Etwas anderes ist es, Gründe anzuführen dafür, *daß* Des-

cendenz der Arten stattgefunden hat, etwas anderes die Ursachen der Entstehung der Arten anzugeben. Als solche Ursache bezeichnet Reinke 4 Gruppen von Erscheinungen: Die Variation, die Anpassung, die Kreuzung und in alle drei Erscheinungen hineinspielend die Selektion und würdigt in eingehender Darlegung diese verschiedenen Faktoren. Besonders betont er gegenüber der Ueberschätzung der Wirksamkeit der Selektion ihre Machtlosigkeit zur Erklärung alles Zweckmäßigen. Ein Kapitel über den Ursprung der Organismen bildet den Schluß dieses inhaltsreichen Abschnittes. Die Frage nach dem Ursprung der Organismen schließt eine ganze Reihe von Fragen in sich, zunächst die Frage nach den Ursachen der phylogenetischen Entwicklung. Freilich ist hier nur Spekulation und Vermuthung möglich. Die Umgestaltung der Organismen kann sich in ganz anderen, größeren Sprüngen bewegt haben, meinen einige; andere, wie Kerner, erklären das Leben für ewig und eine Grunderscheinung der Natur, andere nehmen Entwicklung des Lebens aus Urzellen an. Jedenfalls ist ein Bildungstrieb anzunehmen, der aber nicht bloß progressiv sondern auch aggressiv wirkt! Ins Unendliche geht aber die progressive Entwicklung nicht; dem Menschen wachsen keine Engelsflügel, und das Gehirn des Menschen wandelt sich nicht ins specifisch verschiedene eines Urmenschen um. Indeß „dürfen wir, bekennt Reinke aufrichtig, in den meisten phylogenetischen Fragen nicht von Wissen, sondern nur von Glauben reden“. Mit der Frage nach dem Ursprunge der Organismen hängt weiter zusammen die Frage nach der Beschaffenheit der Urzellen. Auch darüber sind nur Vermuthungen möglich. Die letzte und wichtigste Frage aber, die hier einschlägt, ist die nach der Entstehung der Urzellen. Reinke lehnt die Urzeugung als unmöglich und undenkbar mit durchschlagenden Gründen ab und tritt mit Entschiedenheit für die Entstehung der Organismen durch Schöpfung ein.

6) Der Voluntarismus und die mechanistisch-

psychische Auffassung des Lebens. Reinke erkennt im Menschen nicht bloß Energien, sondern auch psychische Kräfte an, und zwar höhere und niedere. Das psychische Problem betrifft in erster Linie das Verhältniß zwischen Leib und Seele. Wie ist dieses Verhältniß zu erklären? Man hat dafür neuestens die Hypothese vom psycho-physischen Parallelismus ersonnen, derzufolge die psychischen und physischen Vorgänge unabhängig nebeneinander herlaufen. Reinke verwirft diese Hypothese mit Recht unter Bezugnahme auf Stumpfs Kritik derselben und hält an dem kausalen Zusammenhang zwischen den psychischen und den körperlichen Vorgängen im Organismus fest. Hinsichtlich des Wesens des Lebens stimmt Reinke mit Wundt überein, lehnt aber dessen Ansicht, daß die Zellen schon von einem Willen beseelt seien, ab. Diese Meinungsverschiedenheit führt Reinke zu einer Auseinandersetzung mit Wundts Voluntarismus. Nach einem historischen Rückblick auf den Begriff des Willens bei Schopenhauer, Ed. v. Hartmann, Lotze grenzt Reinke den Begriff des Willens ab, protestirt gegen die Ausdehnung des Begriffes Willen über die Welt des Lebendigen hinaus und verwirft wie Stumpf den Panpsychismus mit vollem Rechte. Reinke erklärt sich mit Wundts Auffassung der Organismen einverstanden in drei Punkten, einmal darin, daß eine tiefe Kluft den Organismus von der unorganischen Materie trennt, dann darin, daß neben Energien auch bei der einfachsten Zelle psychische Kräfte anzunehmen sind, endlich in der Anerkennung objektiver Zweckmäßigkeit bei Thieren und Pflanzen. Dagegen weist Reinke mit guten Gründen zurück Wundts willkürliche Ausdehnung, welche er dem Begriffe Willen gibt, weist ab Wundts Lehre vom psychophysischen Parallelismus, lehnt ab Wundts Unterfangen, jeder Zelle Willen und Bewußtsein zuzuschreiben, verwirft Wundts Lehre von der Selbstschöpfung des Pflanzen- und Thierreichs durch den Willen, ebenso als eine unbegründete Hypothese Wundts Lehre von der Hete-

rogenie der Zwecke, wonach jedes nach Zwecken handelnde Wollen Zwecke erreicht, die nicht gewollt waren, und tadelt es zum Schlusse mit Recht, daß Wundt über das Problem der ersten Entstehung eines Urorganismus aus unorganischen Stoffen, den Ausgangspunkt jeder Naturphilosophie, vorsichtig hinweggehe.

Damit hat das große und gedankenreiche Werk Reinke's eigentlich seinen Abschluß erreicht. Die beiden noch folgenden Kapitel: „Nochmals die Dominanten“ und „Das Lebensprincip in den Anschauungen Johannes Müllers“ nehmen früher behandelte Fragen auf und bilden mehr einen Anhang.

Vorstehende, wenn auch gedrängte Inhaltsangabe läßt den reichen Inhalt des Reinke'schen Werkes erkennen. Auch dieses neue Buch zeigt uns Reinke als den besonnenen, vorsichtigen, kritischen Denker, als den wir ihn in dem Werke: „Die Welt als That“ kennen gelernt haben. Reinke kann in den Fragen der theoretischen Biologie als sicherer Führer empfohlen werden. Erfrischend wirkt in beiden Werken die Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Denkens, sympathisch berührt die ideale Weltansicht und das entschiedene Bekenntniß zum Theismus.

Würzburg. Dr. Remigius Stölzle.

XXIII.

Das Slaventum in Deutschland.

I.

Hierüber hat im vorigen Jahre Franz Tetzner in Leipzig ein umfangreiches Buch[1]) herausgegeben, welches vornehmlich die Sitten und Gebräuche, Altertümliches und Volkstümliches bei den genannten Volksstämmen darstellt. Das Werk kann als eine fleißige Arbeit bezeichnet werden, welche jedoch die Slaven zusehr unter dem Gesichtspunkte des Altertümlichen, gewissermaßen als lebendige Ruinen behandelt. Auf die heute so brennende Polenfrage in Posen, Westpreußen und Schlesien ist der Verfasser kaum eingegangen.

Wenn sich Tetzner in confessionellen Dingen von Gehässigkeiten freihält, so zeigen doch seine Ausführungen in kirchengeschichtlicher Beziehung manche Lücken. Diese etwas auszufüllen, von dem reichen Inhalte des Werkes den Lesern Kenntniß zu geben und auch auf die Polenfrage einzugehen, soll Zweck dieser Erörterungen sein.

Von den Zweigen des letto-slavischen Sprachstammes sind die Preußen (seit etwa 1700) und die Polaben (seit

1) „Die Slaven in Deutschland." Beiträge zur Volkskunde der Preußen, Litauer und Letten, der Masuren und Philipponen, der Tschechen, Mährer und Sorben, Polaben und Slowinzen, Kaschuben und Polen. Mit 215 Abbildungen, Karten und Plänen, Sprachproben und 15 Melodien. XX und 520 Seiten. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. (Preis 15 M.)

etwa 1800), von denen es spärliche Reste gab, noch am Ende des 18. Jahrhunderts in der Gegend von Lüchow und Dannenberg, dem hannoverischen „Wendland", völlig im Deutschtum aufgegangen. Ein gleiches Schicksal wird wohl bald den Slovinzen (etwa 200) nördlich von Stolp, bevorstehen. Sie sind Protestanten, aber gepredigt wird nicht mehr in ihrer Sprache. Statistisch läßt sich die Zahl der landsässigen Slaven in Deutschland schwer feststellen. Annähernd dürften 121,000 Litauer, 1000 Letten, 260,000 Masuren, 500 Philipponen (Russen), 70,000 Tschechen (in Oberschlesien, Mährer genannt), 140,000 Sorben oder Wenden und 2½ Millionen Polen zu zählen sein. Diese Volksstämme sind mit Ausnahme des nach dem Königreiche Sachsen zuständigen Theiles der Wenden im preußischen Staatsgebiete angesiedelt.

Das litauische Sprachgebiet umfaßt die ostpreußischen Kreise Memel (47,4 %), Heydekrug (61,9 %), Tilsit (38 %), Labiau (30 %), Ragnit (27 %), Niederung (19,2 %), Pillkallen (10 %), Goldapp (4,3 %), Stallupöhnen (3 %) und Insterburg (1,6 %). Die Städte Tilsit, Memel, Ragnit sind fast ganz germanisirt. Der Besitzstand des litauischen Sprachgebietes hatte sich bis in die letzte Zeit nicht wesentlich verschoben, doch die Germanisirung schreitet langsam aber sicher vor.

In Rußland herrscht das Litauertum in dem Gubernium Kowno (Samogitien) vor, befindet sich aber in den Gubernien Grodno und Suwalki in der Minderheit; in den gleichnamigen Hauptstädten ertönt vornehmlich das Polnische. Von einer litauischen Litteratur kann im preußischen Gebiet kaum die Rede sein. Als Volksdichter ist im 18. Jahrhundert der lutherische Pastor Christian Donalitius (1714—1780) zu nennen. Eigenartig liegen die Verhältnisse im russisch-litauischen Gebiete (etwa 1½ Mill. Seelen), welches 1386 durch die Heirat des litauischen Großfürsten Jagiello mit der polnischen Erbtochter Hedwig an Polen kam und mit

ihm seine Geschicke theilte. Der Adel und ein Theil des Klerus polonisirten sich schnell. Namhafte polnische Schriftsteller gingen aus Litauen (Mickiewicz) hervor. Die Folgen des Aufstandes von 1863 wurden auch für Litauen verhängnißvoll. Der allmächtige russische General-Gubernator Murawieff hielt mit den Polen scharfe Abrechnung. Der Gebrauch des Polnischen wurde in der Schule und bei allen öffentlichen Akten außer Kraft gesetzt und sogar im privaten Leben (Geschäftsleben, Wirthshausverkehr) streng verpönt. Diese Maßregel erstreckte sich auch auf die Herausgabe polnischer Bücher und Zeitungen in Litauen. Trotzdem sind nach Sprache und Sitte Wilna, Grodno, Kowno heute — nach vierzig Jahren — doch mehr polnische als russische Städte.

Auf die Entwickelung der litauischen Sprache (welche vordem auch keiner großen Pflege sich erfreute) war dieser Umschwung insofern von Wichtigkeit, weil dieselbe gleichfalls vom Unterricht ausgeschlossen blieb und die Drucklegung litauischer Bücher nur mit russischen Schriftzeichen (statt der seitherigen Antiqua und einer dem Polnischen angepaßten Rechtschreibung) erlaubt wurde. In den litauischen Kreisen wollte man aber von althergebrachtem Brauche nicht lassen. Dergestalt wird dem Lesebedürfniß durch Schriften genügt, welche in Tilsit und Memel gedruckt werden. Merkwürdiger Weise blüht die sich fast nur im Rahmen des Volkstümlichen bewegende litauische Litteratur weniger im Stammlande, als in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Kanada, wohin sich seit den letzten Jahrzehnten ein starker Strom von Auswanderern ergossen hat. Der litauischen Poesie eigentümlich sind die Dainos. „Sie spiegeln das äußerliche und das Seelenleben eines Landvolkes wieder, mit all den kleinen Leiden und Freuden des einfachen, großstadtfremden Menschen, ohne die gewaltigen Seelenkämpfe großer Naturen, ohne die Geschickeswirrungen und vielfädigen Verwickelungen der Cultur- und Romanmenschen. Diese Klarheit und Durch-

ſichtigkeit beſtimmt wohl auch hervorragende Forſcher, dieſe
Volkspoeſie inhaltlich und bedeutend zu nennen. Schiller'ſche
Ideendichtungen und Fauſt'ſche Lebensfragen ſind dem Volke
o fremd wie Sudermann'ſche Ehrenfragen und Nietzſche'ſche
Umwerthungen. Aber gerade dieſe Stoffbeſchränktheit und
ie Enge des Geſichtskreiſes ſammeln alle Strahlen des
ebens; kleine leuchtende Gemälde voll Liebreiz und Zauber
ntſtehen und erfüllen den ſingenden Bauernburſchen und
as trällernde Landmädchen mit eigenſter Seelenſtimmung."
ine Probe von Dainos möge hier Platz finden:

Als die Mutter jüngſt mich ſchalt,
Sprach ſie: „Geh' hinaus zum Wald,
Hole mir bei Wohl und Weh'
Wintermai und Sommerſchnee."

Trauernd irr' ich auf den Höh'n,
An den Wäldern, an den Seen.
„Kluger Hirt, o ſag' mir an
Wo ich Beides finden kann!"

„„Willſt du gut und treu mir ſein,
Deinen Ring zum Pfande weih'n,
Lehr' ich dieſes Räthſel dich,
Frommes Mägdlein, höre mich.""

„Gut und treu will ich dir ſein,
Dieſen Ring zum Pfande weih'n,
Sprich, wo find' ich auf der Höh'
Wintermai und Sommerſchnee?"

„„Geh' zum grünen Tannenbaum,
Brich dir ab ein Zweigelein,
Sprich zur Mutter ohne Scheu:
Tannengrün iſt Wintermai.

Geh' zum bernſteinvollen Strand,
Schöpfe dir mit Roſenhand
Wellenſchaum von blauer See;
Wellenſchaum iſt Sommerſchnee!""

Politiſche und confeſſionelle Schranken laſſen keinen
gen Verkehr diesſeits und jenſeits der Grenzen auf-
men.

Unstreitig ist die preußisch-litauische Bevölkerung durchaus loyal gesinnt, und die 1898 mit Erfolg durchgesetze litauische Sonderwahl für Reichs- und Landtag richtete ihre Spitze nicht gegen die Regierung, sondern vielmehr gegen das einheimische Junkertum, welches die Litauer schier als Stimmvieh betrachtet. In confessioneller Hinsicht sind von den preußischen Litauern 97 % Protestanten, 2,7 % (3259 Seelen) Katholiken und der Rest Baptisten. Diese und andere Sekten haben indeß auch unter den landeskirchlichen Litauern nicht wenig Anhang, wenn sie auch aus Zweckmäßigkeitsgründen nicht übertreten.

An protestantischen Predigern, welche das litauische Idiom wirklich beherrschen, fehlt es schon seit langem.

Wie Glagau in seiner Schrift „Litauen und die Litauer" (Tilsit 1863) hervorhebt, finden sich bei den protestantischen Litauern nicht wenige Anklänge an die katholische Vergangenheit. Die katholischen Litauer zerfallen in 7 Gemeinden, deren Insassen seit den letzten Jahrzehnten aus Rußland gekommen sind. Bei ihnen zeigt sich viel mehr Treue an der Väter Brauch und Sitte, als bei ihren protestantischen Volksgenossen. Noch ein Blick auf Russisch-Litauen. Wie Kurland, Livland, Estland deutscher Cultur viel verdanken, so Russisch-Litauen der polnischen Cultur, so daß die Begriffe gebildeter Litauer und Polen sich fast decken. Dies gibt auch Tetzner zu, spricht aber doch von einem fast feindlichen Gegensatze zwischen Polen und Litauern. Indeß kann dieser kaum erheblich sein, zumal die Litauer eifrige Katholiken sind und die Geistlichkeit durchaus unter den Einwirkungen polnischer Cultur steht. Freilich, die Macht der großen polnischen Herren ist sowohl in Litauen als in Kron-Polen unwiederbringlich dahin.

Als Probe litauischer Sprache möge hier das Vater-Unser folgen.

Tewe musû, kurs esi Danguje.
Buk szwenċziamas Wardas tawo

Ateik tawo Karalyste.
Buk tawo Wale kaip Danguje, taip ir ant Žemês.
Duna musû dieniszka duk mums ir sze Diena.
Ir atleisk mums musû Kaltes, kaip ir mes atleidziam sawo
Kaltiems.
Ne wesk mus i Pagundyma, bek gelbek mus nu wiso Pikto.
Amen.

Den Litauern verwandt sind die Kuren oder Letten, in Preußen etwa 1000 (welche in viel größerer Zahl in Kurland und im südlichen Livland hausen). Sie sind ausschließlich Protestanten und auf der kurischen Nehrung ansässig. Der Kure (Lette) betreibt mit seltener Zähigkeit und Freudigkeit die Fischerei. Selbst diejenigen, welche der heimischen Mundart kaum mehr mächtig sind, bedienen sich lettischer Ausdrücke bei Ausübung der Fischerei, als einer Art Geheimsprache. Etliche kurische Siedlungen wurden Opfer der Fluthen. Die Kuren gelten als abergläubisch, wenig bildungsbedürftig und Neuerungen abhold. Gerühmt wird die Reinheit ihrer Sitten. Zum kurischen (lettischen) Sprachgebiet gehört auch Nimmersatt, der nordöstlichste Ort Preußens. Von ihm singt der ostpreußische Dichter und Altertumsforscher Ludwig Rhesa (1776—1840):

„Zu Nimmersatt am Baltenstrand
Rauscht früh und spat die Welle,
Da grünt kein Baum auf ödem Sand,
Kein Blümlein an der Quelle,
Und nimmer nimmer wächst die Saat,
Wer hier auch ackert früh und spat.
Der Nachtigallen Lieder
Tönt Busch und Wald nicht wieder."

Unter Masuren versteht der deutsche Sprachgebrauch die meist protestantischen Polen in Ostpreußen (etwa 260,000). Vorwiegend finden sie sich in den Kreisen Neidenburg, Ortelsburg, Sensburg, Johannisburg, Lyck, Osterrode. Das Gebiet bildete einen Bestandtheil des sogenannten fürstlichen oder Lehnpreussens, das endgiltig von Polen getrennt wurde durch

den Vertrag von Wehlau (1657); aber schon vorher w der Zusammenhang mit Polen lose. Die obere Schicht d Masuren verlor schnell ihr Volkstum. Das niedere, hörig in Unwissenheit und drückender Armuth versunkene V sonderte sich von den Polen im Königreiche auch in d Sprache ab. Diese kann als ein polnisches Patois gelt stark mit Germanismen durchsetzt. Seit 1871 hat di Germanisirung starke Fortschritte gemacht. Ihr gegenüber verhalten sich die national indolenten, dem Beamtentum unterwürfigen Masuren ganz apathisch. Deßhalb sind sie recht beliebt bei den alldeutschen Chauvinisten, welche freudig feststellen, daß bei jenen sogar in staatsfreundlichem Sinne gehaltene Blätter, wie das jüngst vom „Christlichen Zeitschriftenverein“ zu Berlin (Prediger Hülle) herausgegebene polnische religiöse Volksblatt, keinen Eingang finden. Neuerdings hat auch die national-polnische Agitation bei den Masuren eingesetzt und bei der vorletzten Reichstagswahl den Kaufmann Lewandowski aus Gnesen als Candidaten — aber ohne Erfolg — aufgestellt. Aber warum dies? Wenn die schon stark von Deutschen durchsetzte Masurenlandschaft durch die Eisenbahnen mehr dem Verkehr erschlossen wird, schreitet das Deutschtum noch mehr vor. Dies wäre nur ein Glück. Die Zwitternation der Masuren steht wohl von allen im Reich auf der niedrigsten Culturstufe, und darum würde ihr Aufgehen im Deutschtum nur ein Segen, ein Culturfortschritt sein. Also fort mit den national-polnischen Agitationen; quieta non movere.

In Fritz Skowroneck hat die masurische Volksart einen guten Schilderer („Masurenblut“ 1899 — „Polska Maria“ 1888 usw.) gefunden. Mit Ausnahme von etwa 3000 Katholiken sind die Masuren Protestanten. Jedoch haben sich bei ihnen noch mancherlei Anklänge an die katholische Religion erhalten. Bis auf den heutigen Tag besuchen die protestantischen Masuren öfter katholische Kirchen und den ostpreußischen Wallfahrtsort Heiligenlinde. Manche katholische

Feiertage wie Mariä Lichtmeß, Peter und Paul und Allerheiligen werden noch gefeiert. Nach einer Mittheilung in der Kölnischen Volkszeitung (Nr. 208 von 1903) ist der Hauptfeiertag besonders für die Kreise Lyck und Oletzko das Fest Christi Verklärung, wo in der katholischen Kirche in Lyck, Oletzko und in russisch-polnischen Grenzorten Gottesdienst stattfindet, an dem sehr viele protestantische Masuren theilnehmen. Da bringen diese Leute Geld, Lichter, seidene Bänder, Wolle, Flachs, Eier, Speck, sogar lebende Hühner; alles dies wollen sie auf oder an dem Altare niederlegen. Gegen diese Volkssitte hat das Eifern der protestantischen Pastoren nichts geholfen, ebensowenig die für diesen Tag eingesetzten protestantischen Andachten. Recht anschaulich schildert Professor Franz Dittrich in seiner „Geschichte des Katholicismus in Altpreußen von 1525 bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts“ 1. Bd. (1901), wie man in Ostpreußen bei der Reformation sehr vorsichtig und langsam vorging, um das Volk zu täuschen. Merkwürdigerweise war sogar ein protestantischer Pastor, masurischer Nationalität, der Volksschriftsteller Michael Pogarzelski (1737—1798) vielfach von katholischen Anschauungen durchdrungen; in seinen Predigten und Liedern gedenkt er mit Vorliebe des hl. Xaverius und anderer Heiligen.

Bei Tetzner finden sich die katholischen Polen im Ermland (Allenstein, Rössel) gar nicht erwähnt; sie sprechen ein verderbtes Polnisch. Ganz unbedeutend kann ihre Zahl nicht sein; gibt es doch in Allenstein eine polnische Zeitung und ging doch 1893 dieser Wahlkreis an einen Polen verloren (wurde 1898 vom Centrum zurückerobert). Leider stand das Allensteiner Polenblatt öfter in Opposition zum Bischof von Ermland und will gewissermaßen künstlich eine national-polnische Bewegung züchten.

Ein Wort über polnische und deutsche Familiennamen in den Ostmarken. Viele Träger polnischer Namen auf ski oder witz (= wicz) endigend, besonders in der Beamten- und

Militärwelt, sind seit Generationen dem Polentum entfremdet, z. B. Kunowski, Possadowsky, Quassowski, Bojanowski. Andere Namen wie Dziembowski, Poninski, Zychlinski finden sich in beiden Lagern. Als Curiosum verdienen Erwähnung, daß der eifrige deutsch-nationale und katholikenfeindliche Rechtsprofessor Arthur von Kirchenheim (geb. 1855) eigentlich Koscielski heißt und 1875 die Erlaubniß zur Führung seines jetzigen Namens (der Verdeutschung des polnischen) erhielt. Nicht wenige Träger deutscher Namen gibt es unter den Polen, z. B. von Kalkstein, von Gräfe, Schuhmann (von welchen sich ein Zweig Szumann schreibt), Schröder, Stychel. Aehnliches findet sich auch in dem Zusammenleben von Deutschen und Tschechen. Wie viele Stockrussen führen deutsche Namen (von Benkendorf, Wahl, Kaufmann, Klingenberg). War nicht der imperialistische Abgeordnete Keller (1870) ein grimmiger Deutschenfeind, nicht minder der elsäßische Abgeordnete Teutsch (1874). Warum nun diese Bemerkungen, die sich doch aus dem Zusammenleben mehrerer Volksstämme hinlänglich erklären? Weil die deutsch-nationalen Hetzer in jedem Slaven mit deutschem Familiennamen schier einen Verräther des Deutschtums erblicken und dann über die diesem fortwährend drohenden Verluste jammern; wozu doch die Polen und Slaven vielmehr Ursache hätten.

Eine Sprachinsel im masurischen Gebiet bilden die Philipponen, russischer Nationalität, ein Schößling, der durch die liturgischen Revisionen des Patriarchen Nikon (1652 bis 1662) aufgekommenen Starowerzi (Altgläubige). Ihre Einwanderung fand in den Jahren 1828—32 unter den üblichen Begünstigungen statt. Diese Philipponen (der Name soll von einem altgläubigen Mönch herrühren), etwa 500 an Zahl, zerfallen in priesterlose und priesterliche (für letztere findet sich einigemal im Jahr der bekannte russische Theolog und Gesandtschaftsgeistliche Maltzew ein, um ihnen die Communion nach vornikänischem Ritus zu spenden). Noch

halten sie fest an ihren religiösen und anderen Gebräuchen, so verwerfen sie den Genuß des Tabaks und der geistigen Getränke. Aber zersprengt von ihren Volksgenossen, dem fortwährenden Einflusse von Andersgläubigen und Anderssprechenden ausgesetzt, können sie ihre Eigenart kaum behaupten; dazu wird diese durch den Militärdienst, die deutschen Schulen und Mischehen immer mehr durchlöchert. Die Siedlungen der Philipponen, deren Fleiß und Geschicklichkeit, vornehmlich im Gartenbau, gerühmt werden, befinden sich im Kreise Sensburg. Trotz ihres Wohlstandes ist kein Schriftsteller aus ihnen hervorgegangen. Die Mannsklöster sind eingegangen, und die Insassen des einzigen Frauenklosters scheinen keiner strengen Observanz zu unterstehen. Neuerdings ist ein Theil der Philipponen unter günstigen Bedingungen wieder nach Rußland gewandert. Die Darstellung bei Tetzner, obwohl auf Grund fleißiger Beobachtung interessante Einzelheiten bietend, befriedigt nicht; noch weniger wie in katholische Lebens- und Denkweise vermag sich ein Protestant in das aus dem Schooße der griechisch-orientalischen Kirche hervorgegangene Sektentum zu versetzen. Inwieweit die Philipponen in Ostpreußen mit den in der Bukowina ansässigen russischen Sektirern, Lippowaner genannt (unter Josef II. eingewandert), etwa 3000 an Zahl, welche auch ihren Namen von einem gewissen Philipp führen und mit großer Zähigkeit ihre Eigenart behaupten, zusammenhängen, vermag ich nicht zu entscheiden.

Die Böhmen (Tschechen) und Mährer in Schlesien bieten wenig bemerkenswerthe Eigentümlichkeiten. In der Grafschaft Glatz befinden sich von Alters her tschechische Siedlungen (Tscherbeney) mit etwa 5000 Seelen. Die fünf protestantischen Kirchspiele liegen zerstreut in den Kreisen Oppeln, Strehlen, Großstrelitz und Wartenberg (7000 S.). Hier wirkte lange der tschechische Schriftsteller Johann Novotny als Prediger, ehemaliger Pfarrer in der Erzdiöcese Prag († um 1880), ohne nachhaltigen Einfluß. Im Süden des

Kreises Ratibor (Hultschin) und im Kreise Leobschütz besteht die bodensässige Bevölkerung aus etwa 50 % Tschechen, hier Mährer genannt (56,895 wozu noch 1510 österreichisch-ungarischer Staatsangehörigkeit kommen). Sie sind meist Katholiken und gehören zum Olmützer Sprengel. Unaufhaltsam schreitet die Germanisation vorwärts; aber in noch 20 Gemeinden findet Predigt in tschechischer Sprache statt.

Die Sorben (Wenden) in der Nieder- und Oberlausitz ansässig, etwa 110,000 Seelen, haben sich namentlich in Sachsen (Kreisdirektion Bautzen) mit zäher Ausdauer zu behaupten gewußt, obgleich vergleichbar einem kleinen Eilande in dem sie umtobenden germanischen Meere. Daher lohnt sich ein kurzer Blick in die Vergangenheit dieses Völkchens.

Die Einführung des Christentums vollzog sich schnell bei den Wenden und zwar in milderen Formen als bei den alten Preußen. Ohne genügenden Verband mit einander öffneten die wendischen Siedlungen schon früh deutscher Herrschaft den Weg. Der südliche Theil des Wendenlandes gehörte zu Böhmen (bis zum eigenen staatlichen Untergange desselben). Die deutsche Herrschaft hatte zur nächsten Folge die Knechtung des Volkes und den allmählichen Untergang der Nationalität. Ein Theil der Wenden wurden in den Gegenden am Main und Rhein und in Bayern angesiedelt, wo sie sich rasch in der dortigen Bevölkerung verloren. Ihnen rückten deutsche Colonisten in das überdieß spärlich bevölkerte Land nach. In den Städten erstarkte bald das deutsche Element an Zahl und Einfluß. Das Wendentum wurde für die Deutschen Gegenstand äußerster Verachtung. Die gegenseitige Feindschaft war so groß, daß der Sachsenspiegel verordnen mußte, daß „ein Wende nicht gegen einen Deutschen und umgekehrt nicht dieser gegen jenen vor Gericht Zeugniß ablegen könne, da es bekannt sei, daß jede Partei zum Schaden der anderen bereit sei, jede Unwahrheit durch einen Eid zu bekräftigen". Schon am Anfange des 16. Jahrhunderts hatte sich das Wendengebiet sehr gemindert. Ob

überhaupt bei den alten Wenden eine gewisse Cultur vorhanden war, ist sehr fraglich. Die lutherische Bewegung zeitigte religiöse, volkstümliche Schriften, um auf das Landvolk einwirken zu können, an den gleichen Bemühungen fehlte es nicht auf Seiten der alten Kirche. Verhängnißvoll für das ohnehin schon stark gelichtete Wendenvolk wurden der 30jährige und 7jährige Krieg, welche in Kursachsen so viele blutige Spuren hinterließen. Aber auch in diesen trüben Zeiten war die Leuchte der Litteratur nicht ganz erloschen. Als eigenartiger Vertreter wendischen Volkstums tritt auf der oberlausitzische Prediger Michael Broncel (auf deutsch Frenzel),[1]) welcher durch eine neue Uebersetzung des Neuen Testaments und Herausgabe von Schriften erbaulichen Inhaltes für die Weckung des Volkstums eifrig thätig war. Dieser seine Zeit überragende Mann hatte schon Verständniß für die slawische Gegenseitigkeit, was er in einem Peter dem Großen überreichten Briefe, als dieser 1697 durch Sachsen kam, zum lebhaften Ausdruck brachte. Die Romantik, überall auf das volkstümliche und altväterliche Element zurückgehend, trieb im 19. Jahrhundert Blüthen auch bei den Wenden. Durch Lieder, Erzählungen, auch Dramen suchte man dem Volke die Vergangenheit näher zu bringen und durch Uebersetzungen aus den anderen slawischen Sprachen, sogar aus dem Serbischen, den Sinn für das Gesammtslawentum zu beleben. Als bedeutende Vertreter dieser mit Erfolg betretenen Richtung seien Johann Ernst Smoler [= Schmaler] (1816—1884) und die Katholiken Johann Peter Jordan und Michael Hórnik [= Hornig], Kanonikus in Bautzen (1833—1899 [?]), erwähnt. Ihre Schriften, welche zum Theil auch philosophischen und archäologischen Inhalts sind,

1) Die wendischen Namen wurden von den Behörden verdeutscht oder willkürlich umgeändert. So wurde aus Smoler Schmaler, aus Pzech (= Petrus): Pech, Holan: Holland, Krawčik (= Schneider): Krautstück. Doch haben sich die ursprünglichen Namen im Volksleben erhalten.

gehen weit über den Rahmen ihres Volkstums hinaus, und haben den Verfassern in der slawischen Litteratur einen geachteten Namen verschafft. Ein wahres Grauen erregte es bei den sächsischen Spießbürgern, als Smoler die Moskauer Ausstellung (1867), eine Art slawischen Congresses, besuchte. Smoler, ein schlesischer Wende, war ein gründlicher Kenner der gesammten slawischen Geisteswelt, dessen Bemühungen um Erforschung des slawischen Altertums auch die Anerkennung Jakob Grimms fanden. Wiederholt verweilte Smoler Studien halber in Rußland, wiederholt schlug er vortheilhafte Berufungen dorthin aus. Von einer deutschfeindlichen Richtung ist bei diesem unermüdlichen Forscher und Volksfreund nichts zu verspüren.

Bezeichnend ist, daß der russische Erzwühler Bakunin ihn für panslawistische Zwecke zu gewinnen suchte, wofür dem biederen Smoler jegliches Verständniß fehlte. Mit einem jüngeren Wenden, Traugott Pech (geb. 1838), dem Uebersetzer der Geschichte der slawischen Litteraturen von Pypin und Spessowicz (Leipzig 1880—84) gründete er für die Interessen des gesammten Slawentums eine Buchhandlung, welche aber einging; hierfür ist die Zeit noch nicht reif. Und doch ist das sächsisch-wendische Völklein so loyal und sittlich hochstehend. Nur an seiner Sprache will es festhalten und schielt gar nicht über die Grenze hinaus. Dies wurde auch von der Regierung anerkannt, und fehlte es daher an Bedrückungsmaßregeln preußischer Art. Den geistigen Bedürfnissen der katholischen Wenden (14,000) kommt das wendische Seminar zu Prag — 1704 gegründet — entgegen. Die katholischen Priester sind fast alle Wenden von Geblüt.

Für den wahren Volksfreund ist es rührend, zu sehen, welchen großen Eifer dieses winzige Völklein, meist aus Ackersleuten bestehend, für seine geistigen Bedürfnisse in der heimischen Sprache entwickelt. Außer einer Macica Serbska (— wendischer Mutterfond) bestehen ein lutherischer und ein

katholischer Bücherverein, mehrere periodische Organe und ein Unterstützungsverein für die studirende wendische Jugend.

Der Einwand alldeutscher Heißsporne, eine solche Zwerg-nationalität entbehre der Berechtigung, ist hinfällig; ihre Berechtigung liegt schon in ihrem Dasein.

Ungleich ungünstiger liegen die Verhältnisse bei den Wenden in der schlesischen Lausitz (Kreise Rothenburg und Hoyerswerda). Weit entfernt, daß die preußische Regierung diesem Volksstamm fördernd entgegenkommt, sucht sie durch Versetzungen national-wendischer Pastoren und andere Maß-nahmen hindernd einzuwirken.

Fast hoffnungslos ist die Lage der nieder-lausitzischen Wenden (Provinz Brandenburg), wo die Regierung eifrig und mit Erfolg germanisirt. In den Jahren 1750—1850 hörte in 50 Kirchspielen der wendische Gottesdienst auf. Aufklärungssüchtige Schullehrer, oft wendischen Blutes, Prediger, meist der Volkssprache fremd oder nur höchst mangelhaft kundig, befleißigen sich, dem nieder-lausitzischen wendischen Volke die Muttersprache verächtlich zu machen. Weiter wirkt für die Entnationalisirung auch die Militärzeit. Der heimgekehrte Bauernbursche schämt sich des Wendischen und entwöhnt sich oft desselben ganz.

Als Merkwürdigkeit seltener Art sei erwähnt, daß ein deutscher Gelehrter Georg Sauerwein, geboren zu Gronau (Hannover), längere Zeit bei den Wenden und auch bei bei den Litauern lebte, ihre Sprachen sich bis zum Grade dichterischen Schaffens in verhältnißmäßig kurzer Zeit an-eignete. Sauerwein, welcher untergehendes und aufstrebendes Volkstum in manchen Ländern aufgespürt hat (auch in Norwegen und Abessynien), soll 30 Sprachen in Wort und Schrift beherrschen. Jedenfalls muß dieser Mann, welcher solche gewiß löbliche Neigungen verfolgt, reichliche Geldmittel besitzen, auf die Unterstützung unserer „Gebildeten" hat er wohl kaum rechnen dürfen. Als Probe seiner dichterischen

Befähigung möge die Uebersetzung seines in nieder-wendischer Sprache verfaßten Gedichtes „Der Spreewald“ dienen:

„Sei mir gegrüßt noch einmal, denn mit Thränen sei gegrüßt!
Du alter, wend'scher Liederklang, den fast wir eingebüßt.
Sei mir gegrüßt im Erlenhain, im Rauschen dunkler Fichten;
Führ' mich mit deinem Saitenschall: nach dir nur will ich dichten.
Sei mir gegrüßt, gib Kunde noch von ferner Vorzeit Weh'n;
Und ob die Sprach' uns fast vergeht, noch wird's mein Volk versteh'n.
Ein Sänger war der erste nicht von all den Sängerschaaren;
Ich bin vielleicht der Letzte bald, der noch den Klang will wahren.
Wie blüht' uns alles einst so schön, wie klang das Lied so hold!
Und auf der wend'schen Fürsten Haupt, wie schien der Kronen Gold!
Jetzt ist die Vorzeit längst entfloh'n, auch Herrschaft, Volk und Lieder.
Wo Fürsten einst ein Sänger sang, da singt die Amsel wieder.
Doch du, mein Lied, kling' einmal noch: der Vorzeit sei geweiht;
Zeig' uns im Traum den Abglanz doch von alter Herrlichkeit!
Kling' einmal noch, zum letzten Mal lass' Kriegeskund' erschallen;
Sing', was in Spreewalds Erlenhain so seltsam Nachts mag hallen.“

Auf das Königreich Sachsen entfallen etwa 70,000 Wenden, darunter 14,000 Katholiken. Die schlesische Oberlausitz zählt ihrer etwa 28,000 und die brandenburgische Niederlausitz 38,425; der Landkreis Kottbus hat 57,67 % Wenden.

Im Jahre 1890 hatte die Mark Brandenburg 2 und Schlesien 4 Prediger von wendischer Muttersprache.

Schließlich sei noch erwähnt, daß das Gebiet wendischer Tracht und wendischer Sprache sich nicht immer decken.

Die oberschlesischen Polen (Wasserpolaken) zählen nahezu 1 Million Seelen. Sie sind im größten Theile von Oberschlesien, die Kreise Neisse, Grottkau und Falkenberg ausgenommen, wohnhaft. Die im Kreise Kreuzburg sind Protestanten, die übrigen Katholiken.

Seit 1335 kam dieser Landestheil von Polen an die Krone Böhmen, womit die politische und literarische Verbindung mit Polen abgebrochen wurde. Die oberen Schichten nahmen tschechische oder deutsche Cultur an, und die Städte erhielten zusehends ein rein deutsches Gepräge. Das niedere

Volk, aus geringen Bauern, Taglöhnern und Grubenarbeitern bestehend, entfremdete sich immer mehr dem Polentum, wenn es auch an seiner verderbten Muttersprache festhielt. Große Verheerungen hat hier die Schnapspest angerichtet. Als in den 1850er Jahren der seeleneifrige galizisch-polnische Jesuitenpater Karl Antoniewicz im polnischen Oberschlesien Missionen abhielt und in der Ansprache die Zuhörer „polnisches Volk" nannte, wurde er von den Ortsgeistlichen gebeten, sich lieber des Ausdrucks „preußisches" oder „oberschlesisches" Volk zu bedienen.

Bisher hat sich das Schrifttum der oberschlesischen Polen durchaus in dem Rahmen volkstümlicher, elementarer Richtung bewegt. Aber der „Kulturkampf" und die Bismarck'sche Polen-Politik, sowie die socialdemokratischen Agitationen haben auch hier schlummernde Keime zum Leben gebracht. Seit 1886 haben die national-polnischen Einwirkungen aus dem Posen'schen mehr Entgegenkommen gefunden, als dies 1863 der Fall war.

Eine rührige Presse in polnischer Sprache — leider nicht immer frei von groben Auswüchsen — kämpft für das Recht der Muttersprache. Auch im Mittelstande (unter Kaufleuten, Aerzten, Anwälten) findet das neuerstarkte Nationalbewußtsein Anhänger. Es läßt sich noch nicht übersehen, wohin diese immer mächtiger anschwellende polnische Bewegung in Oberschlesien führen wird. Ein Wort über die Sprache. Deutscherseits hört man häufig, das oberschlesische Polnische sei ein polnischer Jargon, auch dem eigentlichen Polen unverständlich. Das stimmt nicht ganz. Einmal ist das Hochpolnische in Schrift und Wort dem Oberschlesier durchaus verständlich, was sich auch in dem stark wachsenden Lesebedürfniß der Massen zeigt, und dann verwischen sich die mundartlichen Unterschiede allmählich, so daß sie die Verständigung mit den übrigen Polen nicht erschweren. Komisch berührte es, als der verstorbene Cultusminister Bosse verlangte,

in diesem Plattpolnischen sollte der Religionsunterricht gegeben werden.

Als Anhängsel der Polen können die Kaschuben gelten. Ihre Wohnsitze liegen vom Weichseldelta westlich bis zu den Küsten des Putziger Wiek, selbst noch in Hinterpommern (Lauenburg, Bütow). Der westpreußische Theil des Landes (Pomerellen) kam durch die erste Theilung Polens an Preußen und zeigte in wirtschaftlicher Beziehung einen wahren Greuel der Verwüstung. Der Kaschuben Anzahl beläuft sich annähernd auf 130,000 Seelen; im pommer'schen Antheile sind die kaschubischen Lutheraner bis auf geringe Reste germanisirt. Bei den katholischen Kaschuben wird dies schwerer halten, weil sie durch jahrhundertlange staatliche Beziehungen mit den Polen eng verbunden sind, wie sich dies in den Wahlen zum Reichs- und Landtage zeigt. Unleugbar stehen die Kaschuben tiefer als die Polen, es fehlt jenen nicht wenig an Beweglichkeit, Bildungsinteresse und Wirthschaftstrieb. Allein dies sind hauptsächlich die Folgen langer wirtschaftlichen Entrechtung und der vielen Kriegsstürme, welche so oft über diese Fluren hinbrausten. Vom Standpunkte der slavischen Philologie aus mag es von Interesse sein zu ergründen, ob die Kaschuben eine besondere Nationalität sind oder nur als Abart des Polentums zu gelten haben. Praktisch ist dies belanglos: die Sprache schmilzt sichtlich zusammen, da sie seit langer Zeit (von einigen religiösen Schriften abgesehen) sich keiner literarischen Pflege erfreute; zudem ist 1880 der hauptsächlichste und man kann sagen fast einzige Förderer des kaschubischen Schrifttums Florian Cejnowa gestorben. Ein anderer Sprößling dieses Stammes, Derdowski, entfaltet eine rührige schriftstellerische Thätigkeit unter den Polen Nordamerikas.

(Schluß folgt.)

XXIV.

Frankreichs Pläne in Nordwest-Afrika.

Die jüngsten Ereignisse in Nordwest-Afrika in der Oase Figig sind durch die Tagespresse bekannt. Eine französische Strafexpedition von 3 Kolonnen mit 10 Geschützen brach aus Beni-Ounif auf, um die Bewohner von Figig, des Herdes der beständigen Angriffe auf das französisch-algerische Gebiet, exemplarisch zu züchtigen. Sie führte diese Züchtigung durch die Beschießung des Hauptortes von Figig, Zenaga aus, und erlangte die völlige Unterwerfung der Oase. Die ihren Bewohnern gestellten und angenommenen Bedingungen bestehen im Zahlen der Kosten für die militärischen Maßregeln Frankreichs, Stellung von Geißeln und Auslieferung der Mörder französischer Unterthanen und der Plünderer, sowie der Waffen und der Munition. Der Minister Combes hatte erklärt, die Regierung ergriffe alle möglichen Maßnahmen zu einer energischen Aktion. Im Bedarfsfalle werde man die Streitkräfte in Süd-Oran noch verstärken, und neue Militärposten errichten. Die Regierung beabsichtige jedoch *in keiner Form neue Gebietstheile zu gewinnen*, aber sie sei gewillt den Status quo und die Sicherheit der französischen Besitzungen in Algier aufrecht zu erhalten. Die Einzelheiten der beendeten Strafexpedition, von der von Anfang an nicht zu bezweifeln war, daß sie die widerspänstigen Bewohner der Oase bald überwältigen würde, falls sich nicht etwa aus ihr, wie schon verlautete, der „heilige Krieg" zahlreicher

Berberstämme entwickele, besitzen nur für den Fachmann besonderes Interesse. Allein ein Ueberblick über die Pläne, welche Frankreich in Nordwest-Afrika verfolgt, sowie über seine bisherigen diesbezüglichen Schritte und über die dortige Gesammtlage, dürfte im jetzigen Zeitpunkt das allgemeine Interesse beanspruchen.

Mit der Eroberung Algiers durch die Franzosen haben deren Aspirationen auf Erweiterung ihres afrikanischen Gebietes nie aufgehört, und die Erwerbung der weiten Gebiete des westlichen und östlichen Sudan, sowie derer am Niger und Tschad-See bis zu den Quellen des Bar-al-Arab, und ihr Vordringen im Norden von Senegal sprechen deutlich davon. Bei Faschoda, wo sie den Nil zu erreichen hofften, fand dieses Vorgehen bekanntlich durch Englands gebieterisches Halt seine Grenzen im Osten. Allein der schon aus jenen Gebietserwerbungen hervortretende Plan der Gründung eines großen nordwestafrikanischen Reiches wurde ferner in der Stille gehegt, und mit der Erwerbung einer weiten Interessensphäre im algerischen Hinterlande durch das Faschodaabkommen wurde der Plan zum Bau der Trans-Senegalbahn gefaßt, um den französischen Küstenbesitz mit dem Niger zu verbinden, und den Handel der Oasen Tuat, Tidikelt und Gurara nach Oran zu lenken. Diese Oasen wurden ohne Mühe in Besitz genommen und in Igli ein Stützpunkt geschaffen, um die Süd-Oranbahn nach Ain-Sefra, später bis zur Sahara nach Zubia, dem heutigen Duveyrier, zu führen. Nunmehr entwickelte sich ein lebhafter Widerstand der maurischen Bevölkerung, namentlich Figigs, gegen das französische Vordringen, und obgleich Figig unter die Aufsicht eines französischen Kapitäns gestellt war, wurden die französischen Truppen und Lager in seiner Umgebung unaufhörlich überfallen und beschossen. Die französische Regierung sah sich genöthigt, unter Zustimmung des Sultans von Marokko einige Kilometer vom Vorort Figigs, Zenaga in der Oase Beni Ounif zum Schutz der Bahnstation von Zubia einen vorgeschobenen

Militärposten zu errichten, jedoch wie die jüngsten Ereignisse bewiesen, ohne Erfolg. Denn die Bewohner der Oase Figig, etwa 35,000, nach anderen Angaben 50,000 Köpfe, erklären sich für unabhängig und erkennen die Oberhoheit des Sultans nur in religiösen Fragen an und setzten ihre räuberischen Ueberfälle auf französische Provianttransporte, Karavanen und Abtheilungen unbeirrt fort. Die französische Regierung plante daher schon seit einiger Zeit militärische Maßregeln zur Herstellung der Sicherheit an der westalgerischen Grenze und der meuchlerische Ueberfall der Bewohner Zenagas auf den in einer Grenzinspizierungsreise begriffenen Gouverneur von Algier, Jonnart, brachte diese Absicht zur Ausführung.

Die von manchen ausgesprochene Ansicht, Frankreich habe durch die Reise Jonnarts die räuberischen Banden Figigs zu einem neuen Exceß verleiten wollen, um somit erneuten Anlaß zum bewaffneten Einschreiten an der marokkanischen Grenze und womöglich zum Aufrollen der marokkanischen Frage zu gewinnen, vermögen wir nicht zu theilen. Denn einerseits war bereits völlig genügender Grund zu diesem Einschreiten vorhanden und dasselbe, wie erwähnt, bereits geplant, andrerseits aber war der das Leben des Gouverneurs Jonnart aufs ernsteste bedrohende Hinterhalt bei Zenaga offenbar kein geflissentlich provocirter Akt. Auch der Annahme, Frankreich werde, wenn die Trikolore einmal über Figig wehe, die Oase als eine neue wichtige Etappe für die Bahn nach Tuat und Timbuctu dauernd in Besitz nehmen, können wir vor der Hand, sowohl in Anbetracht der derzeitigen Erklärung, wie namentlich aus dem Grunde nicht beipflichten, da der Minister Delcassé sich der Besitznahme Figigs stets abgeneigt zeigte, und da die Aufrechterhaltung der Occupation in der 92 qkm großen Oase inmitten einer zahlreichen, kriegerischen und völlig unzuverlässigen Bevölkerung und ihres weitreichenden Einflusses auf große umliegende Gebiete, Frankreich zu materiellen Opfern an Streitkräften und Mittelaufwendungen nöthigen würde, die nicht zu dem

Gewinn des allerdings palmbaumreichen Landes im Verhältniß ständen. Wie es scheint wird man sich daher mit dem exemplarischen Strafzuge begnügen, der den Hauptort Zenaga in Trümmer legte, jedoch später einen Militärposten in Figig stationieren, und die Polizei in der Oase den marokkanischen Maghzen und den französischen Cums übertragen, und das Raubnest derart dauernd zur Ruhe zu bringen suchen. Es schließt dies jedoch keineswegs aus, daß Frankreich später mit dem Fortschreiten seines Bahnbaues nach Tuat die gebotene militärische Sicherung dieser Bahn durch entsprechende Verstärkung des Militärpostens in Figig und Errichtung solcher an anderen Orten bewerkstelligt, und seine Pläne zur Ausgestaltung seines großen nordwestafrikanischen Reiches nicht aufgibt. Der jetzige Zeitpunkt aber, in welchem Frankreich sich noch jüngst, namentlich im Verein mit England für die Aufrechterhaltung des Status quo bezüglich Marokkos, zu dessen Gebiet die Oase gehört, erklärt hat, dürfte eine Gebietserwerbung desselben in Marokko, welche die Verwaltung und Besteuerung der Oase sowie alle sonstigen Hoheitsrechte über dieselbe mit sich brächte, ausschließen. Bei dieser Lage der Verhältnisse erscheint es von besonderem Interesse, den Plänen Frankreichs, Marokko gegenüber, wie sie in der Presse des an den Beziehungen beider Länder so besonders interessierten und wohl auch über sie informierten Spanien geschildert werden, im jetzigen Zeitpunkt einen Blick zu widmen.

In Frankreich bestehen ihr zufolge drei verschiedene scharf ausgeprägte Richtungen bezüglich der marokkanischen Frage und zwar eine Partei, welche die Regulierung der Grenze von Algier mit der Occupation des ganzen Muluja-thals, nächst der erfolgten der Oase Figig und Tuats und Guararas im Süden verlangt, denn damit werde die Provinz Oran eine gut zu vertheidigende und zu beobachtende West-grenze erhalten. In Wirklichkeit würde aber damit die marokkanische Muluja-Provinz französisches Gebiet werden

und der Weg ins Herz des marokkanischen Reiches Frankreich offen stehen. Denn dem Lauf der Muluja folgend gelangt man leicht nach Tazza und von da durch das Thal des Innauen nach Fez.

Eine andere Partei aber wünscht die französische Herrschaft in Nordafrika zu arrondieren und ist einfach für die vollständige Eroberung ganz Marokkos. Da Frankreich Algier und Tunis beherrsche, so meinen ihre Anhänger, befinde sich keine andere Nation in einer besseren Lage, oder habe mehr Recht, diesen Winkel von Afrika zu occupieren, der eine Schmach der Civilisation und ein Herd beständiger Aufstände und Streitigkeiten sei. Marokko dürfe nicht länger im Zustande der Barbarei und Anarchie bleiben, und Frankreich könne mit Rücksicht auf die Sicherheit Algiers und Tunis nicht zugeben, daß irgend eine andere europäische Macht dasselbe erobere.

Eine dritte Partei aber vertritt die Auffassung, daß niemand das Recht habe, das marokkanische Gebiet zu schmälern und noch weniger zu erobern, und daß dies ein Unternehmen sei, welches enorm viel Menschenleben und Geld kosten würde, und dessen Resultate, anstatt für Frankreich Gewinn bringend, für dasselbe verhängnißvoll sein würden, denn sie würden es militärisch und wirthschaftlich schwächen. Dagegen würde es unter der Benutzung der Vortheile, die Algiers Besitz und die den Handel begünstigende, gemeinsame Grenze den Franzosen biete, weit sicherer, wirksamer und praktischer sein, eine zielbewußte friedliche Invasion durchzuführen, die Frankreich ein großes Absatzgebiet und die wirthschaftliche Vorherrschaft, sowie einen friedlichen und civilisirenden Einfluß im ganzen marokkanischen Reiche sichern werde. In Verfolg dieser Tendenz hat der französische Schiffsleutnant Louis Say an der Küste von Kisz, 10 Kilometer von der Mündung der Muluja, gegenüber den Chafarinas-Inseln, in der Nähe von Melilla eine Handelsstation errichtet, und dort den Hafen Port-Say

angelegt, der den eigenen Landsleuten von Oran und Nemours, Nedromah und Marnia scharfe Concurrenz macht, prosperirt und sich schnell entwickelt. Dieser Hafen aber vermag der direkte Ausgangspunkt für den Getreide- und Viehexport und andere Produkte der Kabylenstämme der Beni-Snassen, der Triffa, der Kebdana und der Mad Masor zu werden und diese Stämme mit den europäischen Produkten zu versehen, deren sie bedürfen, und wird das ganze Mulujathal mit seinen 400,000 Hektaren fruchtbaren Bodens dem allgemeinen Handel eröffnen und ein- für allemal ein Thor bilden, welches den Handelsweg nach Tazza und Fez offen hält.

Betreffs der Frage, welcher der drei Richtungen die französische Regierung zuneigt, erscheinen die konkreten Thatsachen von besonderem Gewicht, und bezüglich des Moments der Regulirung der Grenze zwischen Marokko und Algier sind diese Thatsachen die folgenden: Artikel I des französisch-marokkanischen Vertrages vom 18. März 1845 bestimmt, daß die Grenzen zwischen Marokko und Algier dieselben sein sollen, wie zur Zeit der Abhängigkeit Algiers von der Türkei. Artikel III desselben Vertrages legt die Grenzlinie fest und führt die Stämme an, die im französischen Gebiet von Algier abhängen sollen. Artikel IV stipulirt, daß es in der Sahara keine territoriale Grenze zwischen beiden Ländern geben, und daß jeder Staat die Souveränität über seine Unterthanen in der ganzen Ausdehnung der Küste vollständig ausüben solle. Ferner führt er die Stämme ausdrücklich an, die von Algier und die von Marokko abhängen sollen. Die Unsicherheit der Grenzen in einzelnen Gegenden, die Bewegungen der nomadisirenden Grenzkabylen und der beständige Wunsch der Franzosen, ihr algerisches Gebiet nach Westen zu erweitern, waren die Ursachen, daß seit 1845 von französischen Politikern beständig eine Grenzregulirung mit Gebietserweiterung auf Kosten Marokko's gefordert wurde. Allein die französische Regierung

setzte der endgiltigen Festlegung der marokkanischen Grenzen aus dem Grunde Widerstand entgegen, den Waddington seinerzeit mit den Worten kennzeichnete, daß der Mangel an festen Grenzen zwischen zwei Staaten stets ein Nachtheil für den Schwächeren sei. Frankreich könne nur im Falle offenbarer Nothwendigkeit das absolute Recht des Sultans von Marokko über Gebiete anerkennen, in denen seine Autorität eine nur nominelle sei und welche es eines Tages zu beanspruchen Veranlassung haben könne. In der That benutzte General Saussier 1882 die Unsicherheit der Grenzen dazu, das Gebiet von Ain-Sefra zu gewinnen, indem er so die verbündeten Stämme der Amur, die seit 1845 marokkanische Unterthanen waren, Algier einverleibte. Um jedoch die damit verknüpfte Schwierigkeit zu umgehen, erwähnte Saussier in seinem Erlaß vom 29. März 1882 die Amur nicht, sondern jeden einzelnen der drei Stämme, aus denen sie bestehen. Auf gleiche Weise wurden die Kabylenstämme der Djemba Algier einverleibt, und vollzog sich 1892 die Occupation von Mengub. Bezüglich des Stammes der Cheurfa schlug Frankreich ein anderes Verfahren ein. Dieser Stamm war in dem Vertrage nicht erwähnt, vielleicht weil kein Zweifel darüber bestehen konnte, daß er ein echt marokkanischer sei. Trotzdem annektirte ihn Frankreich, ungeachtet des Protestes des Sultans von Marokko, der nachwies, daß es sein eigener Stamm sei. Allein Frankreich hielt die Annexion mit der Erklärung aufrecht, daß in dem Vertrag nicht festgesetzt sei, daß die Cheurfa Marokkaner seien. Genau ebenso diente der Mangel an Grenzen in der Sahara den Franzosen dazu, sich der äußersten Region von Tuat zu bemächtigen und in Figig einzurücken. Somit aber ist sehr begreiflich, daß die französische Regierung der genauen Festlegung der Grenzen zwischen Algier und Marokko widerstrebt. Die äußersten Gebiete des Südens, wo der unabhängige Sultan Ahmed Salum die Maurenstämme der Traozas beherrscht, sind so entlegen und haben so wenige

Verbindungen mit Europa, daß nur sehr wenige Personen jenseits der Meerenge wissen, was dort vorgeht. Jener Sultan verlangte im Februar 1902 die Intervention der Franzosen am Senegal, um einen seine Herrschaft bedrohenden Aufstand seines Neffen, des Prinzen Sidi, niederzuwerfen. Der französische Generalgouverneur Senegambiens, Roume, benutzte dies Ansuchen, um direkt im Süden Mauretaniens zu interveniren, indem er ein Beobachtungscorps nach Kheo, im Norden von Podor, zur Unterstützung Ahmed Salums sandte. Prinz Sidi zog sich darauf nach dem Norden zurück, und als der Sultan hierauf erklärte, er bedürfe der französischen Unterstützung nicht mehr, kehrte dieselbe zwar nach St. Louis zurück, allein ein französischer Militärresident mit einer starken Infanterietruppe blieb in Kheo beim Sultan zurück. Dieser Vorgang aber leitete die definitive Occupation des Landes ein, und der Gouverneur des Senegalgebiets erreichte nicht nur die ständige Errichtung eines Postens in Kheo, sondern auch den Verzicht des Sultans Ahmed Salum auf die Vortheile, die ihm der Vertrag von 1892 gewährte. Dies alles aber beweist deutlich, daß die französische Regierung entschlossen ist, auch im Süden von Mauretanien einzugreifen, und der neue Gouverneur des Senegalgebiets hat dafür gesorgt, daß schon im ersten Jahre seiner amtlichen Thätigkeit die französische Fahne über jenen maurischen Gebieten im Süden des Rio de Oro wehte, indem er ohne Lärm und ohne einen Schuß zu th[illegible] die Intervention vorbereitete, und sie genau zu derselben Zeit durchführte, in der in der Nähe von Fez der Aufstand Bu-Hamara's ausbrach.

Aus allen diesen Vorgängen ist klar ersichtlich, welche Politik Frankreich hinsichtlich Marokko's verfolgt, auch wenn Minister, Regierungen und die Verhältnisse wechseln. Aber diese Politik der langsamen und methodischen Besitznahme des marokkanischen Reichs könnte in dem Widerstande der übrigen europäischen Mächte auf ein Hinderniß stoßen, und

darum ist verständlich, warum der Minister Delcassé sich unlängst, wenn auch nicht officiell, mit England zu verständigen suchte. Wenn diese Verständigung auch gescheitert ist, so kann doch für Diejenigen, welche den Verlauf der Ereignisse aufmerksam verfolgten, kaum ein Zweifel über die Pläne und Absichten Frankreichs bezüglich Marokko's bestehen, und man darf gespannt sein, wie sich die Consequenzen der neuesten Strafexpedition in Marokko gestalten werden.

XXV.

Dixon über die englische Kirche.[1]

Der als Dichter gefeierte Richard Watson Dixon, geboren zu Islington-London 1833, gest. 23. Jan. 1900, wird voraussichtlich als Geschichtschreiber der englischen Reformation im Andenken der Nachwelt leben. Die ersten vier Bände erschienen in den Jahren 1877, 1880, 1884, 1890; sie umfassen die Kirchengeschichte 1530—1558, die zwei letzten von Henry Gee herausgegebenen Bände führen die Geschichte bis zum J. 1570. Die Aufnahme der ersten Bände entsprach durchaus nicht den Erwartungen ihres Verfassers. Der markige, poetische Stil wurde nicht gewürdigt, die anglikanische Auffassung der Reformation als einer Wiederherstellung altenglischer Institutionen und Lehren bildete einen solchen Contrast zu Hallam und Macaulay, daß das Publikum stutzig wurde. Dank den günstigen Recensionen eines Pocock und Creighton trat ein Umschwung in der öffentlichen Meinung ein, so daß die ersten Bände mehrere Auflagen erlebten.

---

1) History of the Church of England from the Abolition of the Roman Jurisdiction by R. W. Dixon. Vol. V. VI.: Elizabeth 1558—1570. Oxford, Clarendon Press 1902. XXXI, 434; XVI, 327. (32 Sh.)

Dixon stand, als er den ersten Band veröffentlichte, bereits im 44. Lebensjahre, ward durch Seelsorgsarbeiten in Anspruch genommen und verwendete viel Zeit auf seine Dichtung ‚Mano‘. Gründliche Quellenforschung, wie wir sie bei Brewer und Gairdner finden, war außer Frage; dagegen übertraf er dieselben an Originalität und Frische. Trotz, ja gerade wegen seiner irrigen Auffassung der englischen Reformation konnte Dixon Männern wie St. Gardiner, Bonner &c. gerecht werden, eine Ehrenrettung des englischen Welt- und Ordensklerus unternehmen. Noch vor Gasquet, Gairdner hat Dixon die Theilnehmer an der Gnadenwallfahrt (1537) gerechtfertigt, die gegen die englischen Orden erhobenen Anklagen siegreich zurückgewiesen und den von Heylin, Strype, Burnet geschaffenen Reformations-Mythus umgestoßen. Die Charakteristiken von Reformern wie Cranmer, Ridley, Latimer sind nichts weniger als schmeichelhaft, während loyalen Katholiken hohes Lob gespendet wird. Männer wie Cardinal Pole, die seligen Thomas Morus, John Fisher sind ihm weniger sympathisch, weil sie an der göttlichen Einsetzung des Papsttums festhalten und die Lostrennung von Rom verabscheuen. Trotz des Zeugnisses dieser Männer, trotz der Betheuerungen der englischen Reformer, Protestanten zu sein, trotz der symbolischen Bücher, welche die anglikanische Lehre als eine protestantische bezeichnen, nennt Dixon die treugebliebenen Katholiken Englands Romanensians, eine italienische Colonie. Die anglikanische Kirche hat, um uns eines Ausdrucks Hooks zu bedienen, „washed her face“ und ist die alte geläuterte englische Kirche; Heinrich VIII., Edward VI., Elisabeth haben einfach die vom Papsttum angemaßten Rechte wieder an sich gerissen. Selbstverständlich geht Dixon mit den Päpsten und den Engländern, welche das päpstliche Ansehen wiederherstellen wollen, schwer ins Gericht; darum sind die letzten drei Bände weit leidenschaftlicher und einseitiger, als die früheren. Eine gleichmäßige, ruhig dahinfließende, die Hauptmomente hervorhebende, alle Episoden ausscheidende Darstellung war nie die starke Seite Dixons, denn er ist viel zu stürmisch und von Effekthascherei durchaus nicht frei. Diese Fehler treten besonders in den zwei letzten Bänden hervor, auf die wir näher eingehen wollen.

Treffliche Charakteristiken der Königin, der von ihr ge-

waltsam von ihren Sitzen verdrängten katholischen Bischöfe und ihrer protestantischen Nachfolger suchen wir vergebens; alle die dunklen Flecken der Königin werden verwischt. Daß die protestantischen Bischöfe zu Gefängnißwärtern ihrer Vorgänger bestellt werden, ist nach Dixon kein Grund zur Klage und mit nichten eine Verfolgung der katholischen Kirche; der Widerstand der Katholiken wird unterschätzt, die Briefe Jewels, aus denen dieser Widerstand hervorgeht, werden nicht herangezogen. Um kein Aufsehen zu erregen, ließ man den Pfarrern gegenüber die größte Rücksicht walten und forderte ihnen erst später den Treueid ab. Aus der uns erhaltenen Liste von abgesetzten Klerikern läßt sich nicht viel folgern. Warum Elisabeth, die doch dem Calvinismus abgeneigt, überhaupt ohne tiefere religiöse Ueberzeugung war, die Ausrottung des Katholicismus beschlossen, wird von D. nur angedeutet. Sie ließ sich ohne Zweifel von ihrem Rathgeber Cecil bereden, daß durch Anerkennung des Papstes ihre Machtvollkommenheit geschmälert würde, und drängte den widerwilligen Calvinisten und Katholiken die Staatsreligion auf, die bald der Gegenstand allgemeiner Verachtung wurde. Selbst D. weiß nichts von den Segnungen des Anglikanismus zu berichten, wohl aber von nutzlosen Zänkereien zwischen Nonconformisten und Anglikanern. Die Ersteren hatten während ihrer Verbannung unter der Königin Maria nichts gelernt, denn sie verschmähten alles, was äußere Frömmigkeit befördern konnte. Die Besuche der Königin in Oxford und Cambridge haben auf die kirchliche Entwicklung durchaus keinen Einfluß geübt, nehmen aber bei D. einen zu großen Raum ein.

Die Päpste Paul IV. und Pius IV. waren der Königin gegenüber bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit gegangen; Pius V. glaubte Elisabeth, die nicht nur die Katholiken in England verfolgte, sondern den protestantischen Rebellen aller Länder den größten Vorschub leistete, nicht länger schonen zu müssen und excommunicirte sie (25. Febr. 1570). Gerade der Umstand, daß D. diese Maßregel eine große Calamität nennt, beweist uns, daß sie zeitgemäß war. Die Katholiken mußten Stellung nehmen und konnten nicht länger durch äußere Conformität sich der Gefahr, Schiffbruch am Glauben zu leiden, aussetzen. Wohl kein Souverain hat es in demselben Maße wie

Elisabeth verstanden, durch ihre bloße Erscheinung und ihr Buhlen nach Popularität ihre Unterthanen zu gewinnen; so manche hatten ihr zu Liebe ihre Religion gewechselt. Das durfte nicht so weiter fortgehen. Eine Ausrottung des Katholicismus unter Elisabeth wäre für das religiöse Leben Englands noch verhängnißvoller gewesen, als die Zurückdrängung desselben unter Wilhelm. Daß die Katholiken Elisabeth gar keinen Anlaß zur Verfolgung gegeben, hat Pollen im Month 1900–2 überzeugend nachgewiesen; ganz anders war die Lage ihrer Vorgängerin, denn sie wurde aufs äußerste gereizt, wie selbst D. zugegeben hat.

Es ist sonderbar, daß D., der Sohn eines wesleyanischen Predigers, der Vorkämpfer des modernen Anglikanismus ward und dessen protestantischen Ursprung bestritt, den Katholiken aber mehr Gerechtigkeit widerfahren ließ, als die meisten seiner Vorgänger. Eine Ergänzung und theilweise Berichtigung enthält das kurze, meisterhaft gearbeitete Buch von Gairdner in der Stephens'schen Sammlung. Für Elisabeths Regierung hat der Herausgeber der letzten Bände Dixons einige Beiträge geliefert. Pollens Biographie des Jesuitenpaters Parsons, die auf neuem Quellenmaterial fußt, wird viel Licht verbreiten.

A. Zimmermann.

XXVI.

Socialpolitik und Caritat.[1]

Die Schrift ist selber aus dem Dienste der Caritas erwachsen; denn sie bildet den erweiterten Vortrag, den der Verfasser auf der Versammlung des Katholischen Caritasverbandes München am 22. Dezember 1902 gehalten hat. Derselbe war inzwischen in den Bayerischen Caritasblättern erschienen und

1) Sociale Frage, Socialpolitik und Caritat. Von Dr. jur et cam. Karl Wasserrab, Honorarprofessor an der Universität München. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot, 1903. gr. 8°. 28 S. (Preis 80 Pfg.)

bildete eine glückliche Einführung für dieselben, die seit diesem Jahre in veränderter Form und unter sachkundigster Redaktion erscheinen. Zweck der Schrift ist, die Nothwendigkeit des caritativen Wirkens in dem wirthschaftlichen Leben der Gegenwart aufzuzeigen. Denn die Caritas hat wichtige Zusammenhänge mit dem großen Zeitproblem, „welches unter den Culturnationen Millionen Herzen und Köpfe bewegt, den Stuhl Petri und die Kronen, Regierungen und Parlamente, Parteien und große Interessenverbände, zumal Arbeitgeber und Arbeitercoalitionen in eindringlicher Weise beschäftigt": In kurzen, kräftigen Strichen wird das Werden der heutigen socialen Frage gezeichnet. An ihrer Lösung arbeiten verschiedene Bewegungen, eine solche, die auf berechtigte Hebung der Gruppen- und Klassenlage, oder aber auf eine völlige Neugestaltuog der gesellschaftlichen Ordnung gerichtet ist. Um den Grund für die starke Inanspruchnahme der Carität und ihre Bedeutung neben der Socialpolitik erkennen zu lassen, ist es nöthig, das Wesen der heutigen socialen Frage scharf zu skizziren. Das thut denn der Verfasser mit der ihm eigenen feinen Unterscheidungsgabe, mit der er schon in einer früheren Schrift die mannigfachen Anwendungen des Wortes social zum Gegenstand einer ausgezeichneten Abhandlung gemacht hat. Die sociale Frage als weltgeschichtliche Erscheinung umschließt die Gesammtheit der gesellschaftsgefährdenden, vorwiegend wirthschaftlich-culturellen Schäden und Bewegungen auf dem Gebiete der Volksgliederung und ökonomischen Rechtsordnung, wie sie namentlich in der Gestalt von Gruppen- und Grundorganisationskämpfen zwischen besitzenden und besitzlosen Klassen auftreten. Diesen Charakter zeigt der westeuropäische Entwicklungsgang, den Wasserrab in knappen Zügen klarlegt. Die Socialpolitik hat zunächst die Aufgabe, den berechtigten Forderungen der unteren Schichten entgegenzukommen. Um dies zu leisten, muß sie vor allem das Wirthschaftsleben auf ein entsprechendes Niveau heben. Aber auch weitgehender Arbeiterschutz vermag nicht alle Mißstände, denen die Arbeiter ausgesetzt sind, zu heilen. Wie umfangreich auch die socialen Aufgaben sind, die der Gesetzgebung der Gegenwart und noch mehr der Zukunft gestellt werden, immer ist es nicht blos die äußere rechtliche Gesellschaftsform,

sondern vor allem der sie beseelende Geist, der einer Zeit ihr Gepräge aufdrückt. Es ist, wie Ratzinger in seiner Geschichte der Armenpflege bemerkt, die Art und Weise der Behandlung durch die Armen geradezu ein Prüfstein für die religiös-sittliche Bildung eines Zeitalters. Daraus lasse sich ein richtiges Urtheil gewinnen, ob noch höhere und edlere Gefühle die Gesellschaft beherrschen, oder ob sie völlig überwuchert und zersetzt sei von der Selbstsucht. Man wird auch dann, wenn die Socialpolitik vollauf ihre Schuldigkeit thut, der Caritát niemals entrathen können. Sie kann wie auch die organisirte Selbsthilfe nur mit größeren Gruppen und Durchschnitten rechnen und muß sich mit nur mäßigen Leistungen begnügen. Die Lücken, die sie lassen, ist die Caritas auszufüllen berufen. Es ist die Patronage im breitesten Sinn, die christliche Fürsorge gegen die mannigfachen Arten von Noth und Elend, wie sie die von christlichem Geist erfüllten besitzenden Klassen stets üben werden. Und nicht der kalte, starre Apparat der staatlichen Verwaltung kann auch das Herz des „Enterbten" gewinnen, sondern Liebe läßt sich nur durch Liebe erobern. Aber es wird auch nicht die Wohlthätigkeit, die Bälle gibt und sich amüsirt zu Gunsten der Armen, sondern nur die reine edle christliche Caritas wird ihr großes Ziel erreichen.

Es ist sehr zu begrüßen, daß ein Nationalökonom von Beruf die Bedeutung der Caritas so trefflich zur Darstellung gebracht hat. Darum sei allen Freunden des Caritasbewegung diese Studie bestens empfohlen.

Dr. Franz Walter.

XXVII.

Das Slaventum in Deutschland.

II.

Die seither erwähnten Volksstämme sind in den Organismus des preußischen Staates hineingewachsen; politisch sehr indifferent, stellen sie Forderungen, welche ihnen auch vom Standpunkte der heutigen Staatsraison gewährt werden können. Sodann fehlt ihnen die Fühlung mit ausländischen Stammesgenossen. Ihre Literatur ist sozusagen für den Hausbedarf zugeschnitten. Viel verwickelter liegen die Dinge bei den eigentlichen Polen in den Provinzen Westpreußen und Posen, welche einen Bestandtheil des ehemaligen Königreichs Polen bildeten. Zum Verständniß der heutigen Lage möge ein kurzer geschichtlicher Rückblick dienen. Das alte Polen war kein nationaler Staat. Die Bevölkerungszahl wird verschieden angegeben (13—20 Millionen), jedenfalls nicht viel für eine Fläche von 13 547 □ m. Von den Einwohnern kann nur die Hälfte zu den Polen gerechnet werden; im Norden hausten die Litauer und im Osten und Süden die Weißrussen und Kleinrussen (Ruthenen) in compakten Massen. Das ganze Land war dicht mit Juden (ungefähr 2 Millionen) besetzt, welche, national von den übrigen Bewohnern getrennt (wie noch heute), einen besonderen Jargon redeten (stark mit Deutsch vermischt) und einen Staat im Staate bildeten. Ferner befanden sich, namentlich im Bereiche des nun zu Preußen gehörigen Gebietstheiles,

sowie in Kron-Polen, viele Deutsche, in deren Ansiedlungen meist Lübbisches oder Magdeburger Recht herrschte. Im 18. Jahrhundert war zwar — von Deutschen abgesehen — der Protestantismus von keiner maßgebenden Bedeutung mehr, aber das Verhältniß der griechisch-unirten Russen (Union von Brest 1596) zu der römisch-katholischen Kirche ließ viel zu wünschen übrig. Die schismatischen Bestrebungen gewannen zusehends an Einfluß, und der polnische Klerus stand (einige Jesuiten ausgenommen) nicht auf der Höhe, um für die Union nachhaltig zu wirken, zudem war er vielfach zu sehr mit Politik beschäftigt. Nach der Theilung Polens verfielen die unirten Russen theils durch Ueberredung, theils durch brutale Gewalt dem Schisma, und das Polentum schwindet sichtlich.

Ein ferneres Gebrechen des polnischen Staatswesens bestand darin, daß es an dem Güter schaffenden und vertreibenden Mittelstande fehlte — diese Stellen nahmen die Juden und im Westen meist die Deutschen ein — und daß für die Hebung des hörigen Landvolks gar wenig geschah. Tiefergehende sociale Reformen verwirklichten erst die Theilungsmächte. Die schönen Reformpläne edler Patrioten blieben fromme Wünsche. Der Schwerpunkt der polnischen Nation lag in der Schlachta (Adel) — etwa 800,000. Von ihrer Tapferkeit, Hochherzigkeit, Liebenswürdigkeit u. s. w., aber auch von den entgegengesetzten Eigenschaften wissen polnische Dichter viel zu erzählen. Diese Gesellschaftsklasse, ängstlich bedacht auf Wahrung ihrer Rechte, verknöcherte in einem reformfeindlichen Conservativismus, lähmte mit ihrem Liberum Veto und ihren Intriguen die Initiative thatkräftiger Könige. Die Thätigkeit der Schlachzizen ging in den sogenannten liberalen Berufsarten auf, ihrer viele fristeten auch ein Parasitendasein bei den Magnaten. Der Betrieb von Handel und Gewerbe verwirkte die Adelsrechte. Bezeichnenderweise heißt Staat im Polnischen Panstwo (Herrentum). In den letzten Jahrzehnten polnischer Selbst-

ständigkeit lagen die Finanzen, Handel und Verkehr, Heerwesen und Volksbildung in arger Zerrüttung. Dazu war das Land vom Meer abgeschnitten, und gleich den Hebräern zeigten die Polen wenig Neigung für das Seewesen. Während in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in West-Europa das wirthschaftliche Leben einen neuen Aufschwung nahm, das Loos der niederen Volksklassen sich besserte, eine mächtig aufstrebende Literatur neue Ideen erzeugte und neue Probleme stellte, verzehrte sich Polen im Streite der Parteien und ging dem wirthschaftlichen Untergang entgegen. Dergestalt war damals das Polenreich ein Anachronismus in Europa. Erleuchtete Geister hatten die herrschenden Mißstände schon längst eingesehen, so der berühmte Jesuit Peter Skarga (1536–1612); aber sie lagen zu tief, ihre Beseitigung forderte nicht weniger als eine Erneuerung des Charakters und der Lebensgewohnheiten der Schlachzizen. Dem wackeren Patrioten und Priester Hugo Kollataj († 1812) kommen die einheimischen Zustände vor wie eine schlechte, verdorbene Maschine, die einer nicht vermag zu bewegen, alle zusammen nicht bewegen wollen, aber jeder für sich allein zum Stocken bringen kann. Seit Peter dem Großen hatte es Rußland nie an Einmischungen in Polen fehlen lassen, wodurch auch Reformen verhindert wurden; leider kam den Russen das landesverrätherische Treiben einiger Magnatenfamilien mit ihrem adeligen Troß zu Hilfe. Man kann über das Aufhören Polens verschiedener Ansicht sein; jedenfalls war es ein Verhängniß, daß das Land unter drei so verschiedene Mächte vertheilt wurde. Merkwürdigerweise kam der Verlust der politischen Selbständigkeit dem Aufschwung der polnischen Literatur zu statten, deren Erzeugnisse bis in die niedersten Volksschichten dringen und ein Ferment der politisch getrennten Volksgenossen bilden. Durch die Theilungen kam ein nicht unbeträchtlicher Theil von Polen an Preußen, aber auf dem Wiener Congreß (1815) fand eine Gebietsverschiebung zu

Gunsten Rußlands statt (unter anderm ging die wichtige Festung Kalisch verloren). Bei der Besitzergreifung sagte Friedrich Wilhelm III. den Bewohnern seiner neuen polnischen Besitzungen gleiche Rechte mit den übrigen Unterthanen, insbesondere Schutz für die Religion und Muttersprache zu. Von einer staatsrechtlichen Autonomie ist weder in den Wiener Verträgen, noch in der Erklärung des Königs die Rede. In dem zweiten Absatz des ersten Artikels der Wiener Schlußakte heißt es: „Die polnischen Unterthanen Rußlands, Oesterreichs und Preußens werden eine Vertretung und nationale Einrichtungen erhalten, geregelt nach dem Maße politischen Lebens, welches jede der Regierungen, zu denen sie gehören, für nützlich und passend halten wird, ihnen zu bewilligen“. Westpreußen bildete mit Ostpreußen die Provinz Preußen (welche 1878 getheilt wurde). Hier überwog die deutsche Nationalität, auch unter den Katholiken stark vertreten. Die Bezeichnung Großherzogtum Posen hat nur heraldische Bedeutung. In der Person des dem Könige treu ergebenen Fürsten Anton Radziwill († 1833, mit einer preußischen Prinzessin verheiratet) erhielt die Provinz einen Statthalter, welcher eine Mittelsperson zwischen dem Könige und den Eingesessenen, sein sollte; aber in Wahrheit hatte diese Würde nur dekorative Bedeutung. Die eigentliche Verwaltung lag in den Händen des freimaurerischen katholischen Oberpräsidenten Josef von Zerboni de Sposetti (1760—1831), welcher schon unter Friedrich Wilhelm II. im polnischen Gebiete (damals Südpreußen genannt) thätig war. Am Anfang des 19. Jahrhunderts machte er als Publicist (gegen den Staatsminister Hoym) von sich reden, wurde abgesetzt, zu langer Haft verurtheilt, dann begnadigt und später wieder angestellt. Er war ein schwacher Charakter von kleinlicher Eitelkeit, grämte sich darüber, daß ihm, obwohl seit 1810 Wirklicher Geheimer Rath, das Prädikat Excellenz versagt blieb.

Ein großer Theil der seither dem Napoleonischen Herzogtum

Warschau (unter sächsischer Scheinhoheit) angehörigen Beamten wurde in den preußischen Staatsdienst übernommen, aber bald als nachlässig, ungeschult und politisch unzuverlässig befunden und größtentheils noch vor 1830 verabschiedet. Von der revolutionären Erhebung in Russisch-Polen blieben die preußischen Landestheile nicht ganz unberührt, aber die Masse des preußisch-polnischen Volkes verhielt sich ruhig. War sie doch durch die preußische Regierung wirklicher Wohlthaten theilhaftig geworden: Aufhebung der Leibeigenschaft und der Patrimonial-Gerichtsbarkeit, geordnetes Gerichts- und Verwaltungsverfahren, Volksschulwesen, damals noch ohne germanisirende Tendenz. Das Verhältniß der deutschen zur polnischen Bevölkerung war in den Jahren 1815—31 etwa 1 : 4. Auch traten damals die nationalen Gegensätze nicht scharf auf. Allein durch die Ereignisse jenseits der Grenze beunruhigt hielt die Regierung in der Provinz Posen einen Wechsel des Verwaltungssystems geboten. Zum Oberpräsidenten wurde Eduard von Flottwell (1830—41, † 1865) ernannt.

Dieser, ein energischer, zielbewußter, aber auch rücksichtsloser Beamter, zudem der katholischen Kirche wenig hold, verfolgte eine germanisirende Politik. Die Landrathsstellen wurden fast ausschließlich mit deutschen Protestanten besetzt, und an Stelle der Gutspolizei traten staatliche Distriktskommissare (ebenso in Westpreußen). Durch Kabinetsordre vom 30. März 1833 wurden von den zur Subhastation gelangenden größeren Besitzungen die zur Wiederveräußerung sich eignenden auf Staatskosten angekauft und nach erfolgter Regulirung der bäuerlichen Werte an intelligente, wohlhabende und wohlgesinnte Erwerber deutscher Abkunft verkauft. So kamen unter Flottwell dreißig neue deutsche Rittergutsbesitzer in die Provinz, u. a. der noch lebende Kennemann, Mitbegründer des Ostmarkenvereins (Hakatisten). Auch für Hebung von Handel und Gewerbe, des mittleren und niederen Schulwesens war Flottwell ungemein rührig.

In den Volksschulen blieb das Polnische Hauptunterrichtssprache, d. h. in den katholischen Volksschulen, da sich damals (etwa 10,000 protestantische Polen in der Gegend von Adelnau und Schildberg abgerechnet) die Begriffe Katholisch und Polnisch, Deutsch und Protestantisch deckten. Unter Flottwell wurden die Klöster entweder aufgehoben oder auf den Aussterbeetat gesetzt. Auch an sonstigen Eingriffen in das kirchliche Gebiet fehlte es nicht. Flottwell suchte die Trockenlegung des Posener Klerikalseminars durchzusetzen und mit einem Jahresaufwand von 16 000 Thalern einen mit der Universität Breslau verbundenen Convikt zu errichten. Hierauf ging der Erzbischof nicht ein und wünschte, daß der einheimische geistliche Nachwuchs den Studien in Wien, Prag, München oder Rom obliege. Diese Forderung wurde in Berlin als unannehmbar erklärt, und so blieb es bei dem seitherigen Zustande.

Die Wirren bezüglich der gemischten Ehen unter Erzbischof Dunin fanden nach 1840 ihre Lösung ähnlich wie in den übrigen preußischen Provinzen. Unter den Polen hatten der Protestantismus und die Freimaurerei wenig Anhänger. In Warschau wurde 1767 eine Freimaurerloge „der tugendhafte Sarmate" gegründet, andere folgten, welche namentlich im hohen Adel Anhänger zählten. Auf Befehl Alexanders I. wurden die Logen gleich den übrigen geheimen Gesellschaften streng verboten (1821). Im preußisch-polnischen Gebiete arbeiteten die Freimaurer, von oben begünstigt, ohne Unterschied der Nationalität. Aber nach 1830 hörte der Zuzug von Polen auf, welche für diesen Geheimbund gleich den übrigen Slaven kein Interesse mehr zeigen. Der Protestantismus mehrte sich hauptsächlich durch Mischehen, fast gar nicht durch Uebertritte.

Trotzdem war nach dem Zeugniß Flottwells der katholische Klerus nicht ganz frei von liberalisirenden Ideen, ähnlich wie in Schlesien, die besonders in den Schriften der Gebrüder Theiner ihren Ausdruck fanden. In Westpreußen

standen sich die Confessionen, an Zahl ziemlich gleich, freundlich gegenüber, aber oft zum Schaden katholischer kirchlicher Gesinnung und Frömmigkeit. Einige auffallende Züge theilt Hans Plehn in seiner „Geschichte des Kreises Straßburg in Westpreußen" (Leipzig 1890) mit. Als ein protestantischer Pastor in Straßburg den Rothen Adlerorden IV Klasse erhielt, ließ ihm der Guardian eines ziemlich entfernt gelegenen Reformatenklosters durch einen Pater persönlich beglückwünschen, obwohl zwischen beiden gar keine persönlichen Beziehungen bestanden. Bei dem Begräbniß des Predigers in Gollub ließ der dortige katholische Dekan nicht nur die Glocken läuten, sondern schloß sich selbst an und seine Lehrer betheiligten sich an den protestantischen Leichengesängen. Als am 11. September 1834 der neue Bischof Athanasius Sedlay von Kulm in Straßburg eintraf, titulirte er den vorerwähnten protestantischen Pastor Thiel mit „Herr Bruder" und verweilte mit ihm vier Stunden in der protestantischen Schule. Nachher bat dieser den Bischof die Kirche zu besichtigen, was derselbe that, im bischöflichen rothen Ornate, mit Mitra und Hirtenstab versehen und von der katholischen Ortsgeistlichkeit begleitet. Der Prediger rühmte den frommen und gläubigen Sinn seiner Gemeinde. Sichtlich gerührt hätte der Bischof das protestantische Gotteshaus verlassen, indem er zu dem Pastor sagte: „Gott segne ferner Ihre Wirksamkeit".

Die von dem Vikar Czerski zu Schneidemühl ins Leben gerufene „christkatholische" Bewegung fand nach ihrer Vereinigung mit der Sekte von Ronge unter den Polen keinen Boden, schon wegen der ihnen anstößigen Benennung „Deutsch-Katholiken" (1844).

Kurz nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. (1841) kam ein anderes System in der Behandlung der Polen auf; man suchte „die Herzen zu gewinnen".

Flottwell erhielt anderweitige Verwendung. Die Polen verstanden die veränderte Lage nicht für sich auszunützen.

Es beginnt die Zeit der Verschwörungen und Putsche. Diese Bewegung fand ihren Schwerpunkt in der polnischen Emigration mit dem Hauptsitze in Paris, begünstigt von der Regierung des Bürgerkönigs. An der Spitze dieses „beständigen Volksausschusses" stand der Fürst Adam Czartoryski (1770—1861), ehemaliger Vertrauter von Kaiser Alexander I. Von hier aus wurde planmäßig auf die Revolutionirung der polnischen Gebiete gearbeitet. In Galizien war die Wirkung unerwartet, indem die polnischen Grundholden unter den adeligen Herren ein fürchterliches Blutbad anrichteten und nicht wenige Edelsitze in den Flammen aufgehen ließen. Mit Unrecht hat man polnischerseits für diese Gräuel den Fürsten Metternich verantwortlich gemacht. Viel trugen auch zur Erregung der Geister die Erzeugnisse der Emigrations-Literatur (Mickiewicz, Slowacki, Lelewel) bei. Der Hauptwühler im Posen'schen war Miroslawski (auch am Aufstand von 1863 hervorragend betheiligt). Aber die Regierungsorgane kamen hinter das Treiben, welches mit der Verhaftung von Miroslawski und 253 anderen Personen endigte. Am 3. Dezember 1847 wurden von dem Berliner Kammergerichte 8 Angeklagte zum Tode, 43 zu unterschiedlichen Freiheitsstrafen verurtheilt, die übrigen hingegen wegen mangelnder Beweise „vorläufig" freigesprochen und freigelassen. In den Märztagen 1848 erlangten sämmtliche Verurtheilte Amnestie. Die polnischen aufrührerischen Bewegungen von 1848 und die zweideutige Haltung eines großen Theiles der polnischen Bevölkerung in der Provinz Posen sind bekannt. Ungemein schwierig war die Stellung des Erzbischofs Leo von Przyluski, zumal da die Haltung der Behörden, besonders aber die des Königs auch schwankend war.

Damals wurde (ähnlich wie man es jetzt in Böhmen anstrebt) die administrative Theilung der Provinz in ein deutsches und polnisches Gebiet geplant. Die polnische Begehrlichkeit und Gründe der Staatsraison (Rücksichten auf den Zaren Nikolaus I.) ließen dies nicht zur Ausführung

kommen. Im Jahre 1848 hat es den Leitern der polnischen Bewegung gelinde gesagt — wie so oft bei den Polen — an dem nöthigen Takt gefehlt. Am 23. März 1848 empfing in Berlin der König unter Führung des Erzbischofs eine polnische Deputation. Der König war den Polen wohlgesinnt. Aber auffällig war schon, daß der Erzbischof von der Wiedergeburt Polens sprach und des Daseins der vielen Deutschen in der Provinz gar nicht erwähnte.

Der Deputirte Kraszewski (nicht der bekannte Romanschriftsteller) ging in seiner Ansprache weit über die Grenzen des Freimuths hinaus und verletzte den König durch Bemerkungen über den russischen Koloß mit den thönernen Füßen und durch unziemliche Aeußerungen über die österreichische Regierung gelegentlich der Metzeleien in Galizien (1847). So blieb das Ergebniß dieser Audienz bedeutungslos. Nach 1848 zog die Regierung die Zügel straffer an. Die neue Verfassung vom 31. Januar 1850 galt für den ganzen ungetrennten preußischen Staat und schloß jede Provinzialselbständigkeit aus. Dem stimmte der Landtag in der Sitzung vom 13. Februar 1850 zu, gegen die Stimmen der polnischen Abgeordneten.

Bis zum Jahre 1863 kamen ernstliche Störungen im preußisch-polnischen Gebiete nicht vor. Aber junge Brauseköpfe, sogar Gymnasiasten, reihten sich unter die Sensenmänner des unglückseligen Aufstands in Russisch-Polen. Dies hatte die zeitweise Schließung des Gymnasiums zu Tremessen zur Folge. Um Verwicklungen zu vermeiden, hatte die preußische Regierung an der Grenze umfassende Vorsichtsmaßregeln ergriffen. Bismarck nahm in den Landtagsreden vom 16. und 26. Februar und 19. November entschieden Stellung gegen die national-polnischen Bestrebungen, ebenso 1867 im Norddeutschen Reichstage, als die polnischen Abgeordneten gegen die Zugehörigkeit der Provinz Posen zum Norddeutschen Bunde Einspruch erhoben. Dagegen zollte der Bundeskanzler den loyalen polnischen Bauern,

und den tapferen Soldaten polnischer Nationalität Anerkennung.

Die Verheerungen des Culturkampfes zeigten sich in keinem preußischen Landestheile so arg wie in der Provinz Posen. Im Herbste 1885 wurden aus den östlichen Provinzen ziemlich viele Ausländer, meist Polen und Katholiken ausgewiesen. Im Jahre 1886 bewilligte auf Antrag Bismarcks das preußische Abgeordnetenhaus 100 Millionen Mark zum Auskaufe verschuldeten polnischen Grundbesitzes in Posen und Westpreußen und zur Ansiedlung deutscher Bauern. Der Abgeordnete Freiherr von Schorlemer-Alst erklärte die beabsichtigte Germanisation für gleichbedeutend mit Protestantisirung; die Ereignisse gaben ihm Recht. Im Jahre 1898 bewilligte das Abgeordnetenhaus für die angegebenen Zwecke weitere 100 Millionen und im Jahre 1902 sogar 150 Millionen (davon 100 Millionen für Domänen und größere Güter).

Zur Beurtheilung des heutigen Standes der polnischen Frage in Preußen darf man die Bewegung der Volkszahl beider Stämme seit der Besitzergreifung des Gebiets nicht außer Acht lassen. Im Jahre 1815 zählte die Provinz Posen auf 536,21 □m 779,000 Bewohner, ¼ davon deutscher Nationalität, im Jahre 1848: 1·350,100 Einwohner, darunter 571,000 Deutsche. Bismarck erklärte am 18. März 1867 im Abgeordnetenhause, die deutsche Bevölkerung der Provinz Posen verhalte sich zur polnischen wie 7:8. Im Jahre 1885 zählte man in der Provinz 1'663,592 Personen (1'131,870 Kath.), i. J. 1895: 1'786,912 (1'227,197 Kath.). So hatte innerhalb 10 Jahren in der Provinz Posen die protestantische Bevölkerung sich um 5,3%, die katholische dagegen um 8,4% vermehrt. Veranschlagt man die Zahl der Katholiken deutscher Nationalität auf 100,000, so ergibt sich ein starkes Anwachsen der Polen. Besonders in den kleinen Städten wird dies gut veranschaulicht, wie sich aus folgender Tabelle ergibt.

	1793		1885		1895	
	Protest.	Kath.	Protest.	Kath.	Protest.	Kath.
Bojanowo . .	2530	75	1812	310	1684	440
Fraustadt . .	3112	1049	4529	2800	4138	3173
Kobylin . . .	728	606	797	1201	700	1357
Lunitz . . .	865	571	1205	754	1165	849
Rackwitz . . .	793	246	1343	672	1181	932
Reisen . . .	901	416	742	403	679	454
Schmiegel . .	1479	437	1611	1955	1495	2155
Zduny . .	2609	602	2465	1014	2370	1122

Zugegeben, daß sich unter den Katholiken dieser Städte auch Zuzügler aus Deutsch-Schlesien befinden, so ist doch das Wachstum des polnischen Elements unverkennbar. Ein beträchtlicher Theil deutscher Handwerker und Krämer hat sich nach rein deutschen Gebieten verzogen. Hierüber mehr weiter unten. Wie überall, halten es die Juden im deutschen Osten mit der herrschenden Nationalität. Oft in unheimlicher Weise geben sie ihre deutsche Gesinnung kund. Gleiches findet sich in Paris, wo sich bei ihnen der Uebergang zum Franzosentum auffallend schnell vollzieht. Im Jahre 1895 betrug die Anzahl der Juden 40,019 in der Provinz Posen. Früher waren die Juden stärker vertreten, allein auch sie hat „der Zug nach dem Westen“ erfaßt, indem sie sich um 20,833 Seelen verminderten. Nach Seydlitz' Geographie (Große Ausgabe Breslau 1902) beträgt der Flächeninhalt der Provinz Posen 28 966 qkm (mehr als Baden und Hessen) mit 180,000 Einwohnern, davon 57 % Polen, 67 % Katholiken, 30,2 % Protestanten, 1,9 % Juden. Schließlich: von 1871—1895 haben sich die Protestanten um 9,6 %, die Katholiken um 21,5 % vermehrt, hingegen die Juden um 35 % abgenommen.

Ueber den Charakter der Polen urtheilen die Deutschen, besonders die deutschen Protestanten, wenig günstig; es wird ihnen Unzuverlässigkeit, Mangel an Wirthschaftssinn, geringer Bildungstrieb . . . und besonders Unaufrichtigkeit vorgeworfen. Letztere Untugend sucht man übrigens den Katholiken ins-

gemein anzuhängen. Umgekehrt sehen auch manche Katholiken in dem Stockpreußen, besonders in seinem Vorbilde Bismarck, eitel Verlogenheit und Tücke. Das sind alles unwürdige Beweismittel. In der Nähe gesehen, kranken die Polen mehr oder minder an den gleichen Fehlern wie andere Sterbliche auch. Andere sittliche Mängel bei den Polen finden ihre Erklärung in der traurigen Lage. So verleitet sie oft ihr überschäumendes Temperament zu Aeußerungen, deren Tragweite sie nicht ermessen, welche aber von Gegnern im schlimmsten Sinne gedeutet werden. Danach bemißt sich auch der wahre Werth von Hetzphrasen, nationaler Ueberhebung u. s. w., vornehmlich in den kleineren polnischen Blättern. Vom Vorwurfe der Unduldsamkeit und von Mangel an Rücksicht auf die Rechte Anderer ist dieser Volksstamm nicht ganz freizusprechen. Dieselben Rechte, welche unsere Polen in so rührend schönen Worten beanspruchen, verweigern ihre Brüder in Galizien häufig den stammesverwandten Ruthenen trotz der österreichischen Staatsgrundgesetze. Die Argumentation, daß dort die Polen den Ruthenen in der Cultur überlegen seien und von altersher die Polen die Hegemonie gehabt hätten (ähnlicher Beweisführung bedienen sich auch die Magyaren zur Rechtfertigung ihrer Politik gegenüber den Slowaken und Rumänen), ist zweischneidig, in Preußen werden die Polen für mindere Culturträger gehalten. Auch die Haltung der Polen gegenüber den deutschen Katholiken im Posen'schen ist nicht einwandfrei, man hat in der That oft mehr zu polonisiren als zu katholisiren gesucht. Ferner sieht man nicht gern den Zuzug deutscher Priester behufs Pastoration ihrer Landsleute. Auch die deutschen Katholiken in Petersburg, Odessa, Moskau sind von der polnischen Liebenswürdigkeit nicht verwöhnt. Mehr Interesse an den Arbeiten und Bestrebungen der Katholiken Deutschlands wäre bei der preußisch-polnischen Geistlichkeit auch zu wünschen. Dagegen ist die Klage, es geschähe zu wenig für deutsche Predigt und deutsche An-

dachten, kaum begründet, sie geht häufig aus von Katholiken, welche sich in erster Linie als Deutsche fühlen und oft einen Grund suchen, um ihre Unkirchlichkeit zu bemänteln. Im Jahre 1895 fanden 185 Uebertritte von Katholiken (darunter nicht wenige Beamte) zum Protestantismus und 29 Uebertritte zur katholischen Kirche statt. Die Vorwürfe der Protestanten und Alldeutschen in Bezug auf die Religiosität der polnischen Priester und Laien sind ungefähr gleicher Art, wie man sie gegenüber den deutschen Katholiken und ihren Priestern beliebt.

Der Pole, auch der Priester, treibt zu viel Politik. Wo die Politik überwiegt, kommen andere wichtige Interessen zu kurz, wie ein Blick auf die Verhältnisse in Spanien und Südamerika lehrt. Wende man nicht ein, dies zuviel Politik erkläre sich bei den preußischen Polen durch ihre Lage. Obwohl diese in Galizien günstiger ist, liegen dort die Dinge ebenso. Zuviele Universitätsprofessoren in Krakau und Lemberg sind Abgeordnete des Reichsrathes und des galizischen Landtages. Hierunter leidet die Pflege der Wissenschaft, welche z. B. der langjährige Parlamentarier Dunajewski, nachmaliger Finanzminister, nicht bereichert hat, obwohl er Vicepräsident der Akademie der Wissenschaften in Krakau ist. Dem Polen fehlt auch die Gabe des Regierens; die Mißstände der polnischen Verwaltung in Galizien, die Unregelmäßigkeiten und Unterschleife mit öffentlichen Geldern haben sich in jüngster Zeit bedenklich gemehrt.

Das Vaterland verloren zu haben und zwei Regierungen um Gotteswillen gehorchen zu müssen, welche dem Aufschwung der polnischen Nationalität die größten Hindernisse bereiten, ist gewiß hart. Aber theilweise sind doch die Polen an diesem Verhängniß schuld. Gewiß kann es ihnen nicht verdacht werden, wenn sie nach dem Worte des edlen Stanislaus Staßic aus Schneidemühl († 1826): „Fallen kann auch ein großes Volk, untergehen nur ein entartetes“ an der Weiterbildung und Vertiefung ihrer

Literatur arbeiten, deren beste Erzeugnisse ja zu den Perlen der Weltliteratur gehören. Wenn aber dieses berechtigte Streben zu sehr in die Vergangenheit schaut und die Erfüllung des Ideals in der Aufrichtung der staatlichen Selbstherrlichkeit erstrebt, können nimmermehr gute Beziehungen zu den Deutschen und Russen und ihren Regierungen entstehen. Kein Kenner wird leugnen, daß diese Tendenz sich in der polnischen Literatur von Mickiewics bis auf heute wiederspiegelt.

Von diesem Polonismus sind fast alle gebildeten Polen — wenn auch manchmal unbewußt — durchdrungen. Konnte doch selbst ein sonst tüchtiger und correkter Staatsmann wie der Statthalter Graf Agenor Goluchowski († 1875) im galizischen Landtag den Landboten erklären, sie ständen hier als Theil Polens. Diese Aeußerung kostete dem Grafen die Stelle (welche er nach Jahresfrist wieder erlangte), und er mußte durch einen Deutschen ersetzt werden. Auch der ehemalige Reichstagsabgeordnete Joseph v. Koscielski (Admiralski), ein sonst besonnener Mann, konnte seinen Polonismus auf der Lemberger Ausstellung (1894) nicht zügeln; die Folgen bekamen seine preußisch-polnischen Landsleute bald zu spüren. Ob und inwieweit eine Wiederherstellung Polens als Staat möglich ist, mag die Zukunft lehren. Angenehm wäre dann jedenfalls nicht die Lage der im preußischen Gebietstheile wohnhaften Deutschen.

Die auch die polnischen bürgerlichen Kreise beherrschende Adelssitte erzeugt oft ein wunderliches Selbstbewußtsein, welches sich im Essen, noch mehr im Trinken, im Spielen, kurzum in einem großen Mangel an wirthschaftlichem Sinn kundgibt. Mußte doch neuerdings der Erzbischof von Posen seine warnende Stimme gegen das überhandnehmende Hazardspiel erheben. Auch den Söhnen aus wohlhabenden adeligen Familien, welche aus begreiflichen Gründen meist Staats- und Militärdienst meiden, fehlt es häufig an einer ge-

ordneten Thätigkeit, man amusirt sich in Variétés, Tingel-Tangeln und — spielt.

Dieses Leben und Treiben hat auch in deutschen Kreisen Eingang gefunden, wirkt aber auf die moralische und wirthschaftliche Hebung der Polen zersetzender als die schärfsten Maßnahmen der Regierung und alle Feindschaft der „Hakatisten".

Mangel an Bildung läßt sich den heutigen Polen nicht vorwerfen. Trotz der Hindernisse unter russischem und preußischem Scepter entwickelt sich die Literatur in die Breite und Tiefe, mehren sich Volksschriften und Volksbibliotheken. An diesem Streben nehmen auch die vom Stammlande zersprengten Polen, sogar in Amerika, regen Antheil. Es läßt sich nicht leugnen, daß heute die polnische Literatur viel höher steht als vor hundert Jahren.

Auch im preußisch-polnischen Gebiet fehlt es nicht an der Pflege der Wissenschaft, wovon die Veröffentlichungen der „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft" in Posen, der Gräflich Dzyalinski'schen Bibliothek in Kunik und des Wissenschaftlichen Vereins in Thorn rühmliches Zeugniß ablegen. Natürlich thut die Regierung für diese Bestrebungen nichts. Jedenfalls herrscht unter den polnischen Gutsbesitzern mehr Sinn für Kunst und Wissenschaft als bei ihren deutschen Berufsgenossen in Posen und Westpreußen.

Bei uns ist die polnische Frage brennend seit dem Ansiedlungsgesetze (1886) und den darauffolgenden Maßnahmen, welche unter dem dehnbaren Begriffe „Stärkung des Deutschtums" erlassen wurden. Diese Politik sucht die herrschende Nation einer Minderheit gegenüber zu begünstigen, welch letztere thatsächlich unter Ausnahmegesetz gestellt wird. Vor den seit 1886 ins Leben getretenen Ansiedlungsstellen gab es laut der amtlichen Denkschrift von 1901 deren 4439 protestantische und 256 katholische. In Westpreußen wurden 1712 Ansiedlerstellen gegründet, keine davon war katholisch. Seitdem sind 192 protestantische Schulen und

gottesdienstliche Lokalitäten entstanden. Nicht selten werden in amtlichen Bekanntmachungen geradezu protestantische Käufer von Rentengütern gesucht.

Für die Protestantisirung von Posen und Westpreußen geben sich die protestantischen Vereine für innere Mission, Gustav Adolf-Verein, Evangelischer Bund, Alldeutscher Verein die größte Mühe, und dieses Streben ist nicht ohne Erfolg, da die Regierungsorgane fördernd zur Seite stehen. Wenn katholikenfeindliche Berliner Blätter, wie „Reichsbote" und „Tägliche Rundschau", sich gegen Zuziehung deutscher katholischer Ansiedler erklären, werden diese von anderer Seite gewünscht, um so klärlich zu erweisen, daß die Polenpolitik keine katholikenfeindlichen Absichten verfolge.

So Stumpfe in seiner jüngst erschienenen Schrift über das Ansiedlungswesen — aber er scheidet Bayern und Elsässer als für die Ansiedlungszwecke minder geeignet aus, so daß nur 9'310,000 deutsche Katholiken in Betracht kämen. Für sehr wünschenswerth hält dagegen Stumpfe die Zuziehung deutscher Protestanten aus Rußland, Rumänien, Oesterreich-Ungarn. Daß in den genannten Ländern auch deutsche Katholiken wohnen, scheint dieser Gelehrte gar nicht zu wissen. Unbedenklich erscheint ihm auch die Zulassung von Finnen und Letten. Ob die Ansiedlungspraxis für das Vaterland als Gewinn anzusehen ist, soll hier nicht weiter erörtert werden.

Das Beamtentum ist ausschließlich deutsch und überwiegend protestantisch, der katholischen Kirche meist feindlich gesinnt. Sogar der niedere Staatsdiener polnischer Nationalität auf harmlosen Stellen sucht sich die Regierung durch Versetzungen zu entledigen.

Auf kirchlichem Gebiete hat es seit 1886 keine ernstlichen Zwiste mit der Staatsgewalt gegeben. Der Rektor des Posener Priesterseminars sowie ein Theil der Professoren sind Deutsche. Dies ist gut, damit die meist polnischen Studirenden die Fühlung mit der deutschen Wissen-

schaft nicht verlieren, und sodann erfahren auf diese Weise die einseitig polnischen Nationalbestrebungen keine Förderung.

Obwohl die Thätigkeit des jetzigen Posener Erzbischofs Florian von Stablewski (seit 1891) von polen- und katholikenfeindlichen Spähern eifrig überwacht wird, kann man gegen ihn nichts vorbringen. Wenn es nach dem Kopfe der alldeutschen Katholikenfeinde ginge, müßten die polnischen Priester durch deutsche ersetzt werden. Männerklöster bestehen in der Erzdiöcese Gnesen-Posen nicht, in ihnen scheint die Regierung Herde polnischer Umtriebe zu wittern. Aber gerade einige Klöster mit deutschen Ordensleuten wären im Interesse des Deutschtums zu wünschen, um die Kluft zwischen beiden Nationalitäten zu überbrücken. So gut ein Prinz Edmund Radziwill Benediktinermönch bei der deutschen Beuroner Congregation wurde, so gut Elsässer und andere Deutschen in französische Klöster eintreten, können auch die dem Deutschen Reiche angehörigen polnischen Kleriker in deutschen Klöstern die Verwirklichung der evangelischen Rathschläge zu erfüllen suchen.

Bange Sorge macht den Polenfeinden die Besetzung des erzbischöflichen Stuhls. Allerdings ist es richtig, daß die Ernennung eines deutschen Erzbischofs in Posen dem kirchlichen Interesse nicht widerstreitet. Im 19. Jahrhundert hat es wiederholt Bischöfe gegeben, welche der Sprache eines Theiles ihrer Diöcesanen nicht mächtig waren und doch segensreich ihres hohen Amtes walteten. Andererseits hat es auch viel für sich, wenn der Oberhirt der nationalen oder volkstümlichen Eigenart seines Sprengels nicht fremd gegenübersteht. So ist seit 1815 keiner von den bayerischen Bischöfen Nichtbayer gewesen. Auch in den übrigen Bistümern (so neuerdings in Freiburg, Rottenburg, Fulda, Mainz, Köln) wählt man einen eingesessenen Priester zum Bischof. Doch überlassen wir diese Sorgen der Weisheit des apostolischen Stuhles. Dem zeitigen Inhaber des erzbischöflichen Stuhles wünschen wir noch langes Leben und gesegnete Wirksamkeit.

Am empfindlichsten treffen die Polen die Maßnahmen der Regierung in Bezug auf den Gebrauch der polnischen Sprache in Amt und Schule, in Bezug auf die Beseitigung polnischer Beamten und Lehrer. Eigentümlich berührt schon, daß in der Stadt Posen neue Straßen nach Flottwell, Miquel, Günther u. s. w., aber gar nicht nach polnischen verdienstvollen Männern der Provinz benannt werden.

Verbot der Muttersprache für einen in beträchtlicher Anzahl inwohnenden Volkstheil bedeutet Verletzung der Menschenrechte. Allein aus politischen Rücksichten kann eine Beschränkung anderer Sprachen im Interesse der Staatssprache gefordert werden. Letzterer muß Jeder mächtig sein, welcher auf Bildung und Verwendung im mittelbaren oder unmittelbaren Staatsdienst Anspruch macht. Frankreich erlaubt z. B. in Nizza und Korsika keine Zeitungen in italienischer Sprache, weil nur das Französische als Ausdruck der öffentlichen Meinung gilt. [1]) Selbst in einem Staatswesen mit so weitgehender persönlicher Freiheit wie den Vereinigten Staaten von Nordamerika müssen sich die fremdsprachigen Bewohner manche Beschränkung des Gebrauchs ihrer Muttersprache gefallen lassen. Trotz aller Berufung auf den Wiener Congreß werden sich die Polen mit der officiellen deutschen Sprache abfinden müssen. Die Forderung zweisprachiger Beamten in den sprachlich-gemischten Gebieten ist im Allgemeinen abzuweisen, weil dann oft die im Staatsinteresse gebotene Versetzung in andere Provinzen erschwert wird und dort leicht eine Sondertümelei entsteht, wohl gar provinzielle Autonomie angestrebt wird, welche dem Wortlaute und Geiste der preußischen Verfassung widerstreitet. Anders verhält es sich mit den Beamten, welche in unmittelbare Beziehung zu dem geringeren Volke treten. Hier wäre wirklich Kenntniß der betreffenden nichtdeutschen Sprache wünschenswerth, denn der Beamte, meinen wir, ist doch auch für das Volk da.

1) Vergl. Band 131 S. 306.

Hiervon will aber die preußische Staatsweisheit nichts wissen und sucht den Gebrauch der polnischen Sprache aus dem öffentlichen Leben möglichst zu beseitigen.

Die Gegner des Polentums wünschen ein Gesetz, welches die Anwendung des Polnischen in Volksversammlungen verbietet, da es an Polizeibeamten fehle, welche des Polnischen soweit kundig seien, um die Versammlung überwachen zu können. Ein solches freiheitswidriges Gesetz ist des 20. Jahrhunderts unwürdig und würde nur polnische Wühlereien in geheimen Conventikeln nähren. Warum ist es überhaupt so dringend nöthig, daß ein Polizeibeamter (manchmal ist es sogar ein Gendarm) Volksversammlungen überwacht? In anderen Ländern kommt man ganz gut ohne diese Bevormundung zurecht. Dann wird verlangt, daß polnische Zeitungen und Zeitschriften nebenher die deutsche Uebersetzung zu führen haben. Als Ergänzung dieses Gesetzentwurfs würde sich — was man aber nicht auszusprechen wagt — das Verbot ausländischer polnischer Blätter empfehlen, da diese ohne die geforderte Uebersetzuug erscheinen. Wie schmeckt dies nach der Preßcensur vor 1848! Wo sollen aber die Beamten herkommen, welche die Uebersetzung des polnischen Textes auf seine Richtigkeit prüfen, zumal Polen als Censoren ausgeschlossen sein würden?

Diese Maßregel dünkt auch W. von Massow in seinen Studien über die „Polennoth im deutschen Osten" (trotz seiner sonst polenfeindlichen Gesinnung) kleinlich und zwecklos, abgesehen davon, daß für eine Aenderung des Preßgesetzes der Reichstag zuständig ist.

Als Unterrichtssprache herrschte in den Landschulen des polnischen Gebiets bis 1873 das Polnische. Nach der preußischen Besitzergreifung befand sich das Volksschulwesen in den neuen Landestheilen — so weit es überhaupt vorhanden war — in dem Zustande entsetzlicher Verwahrlosung und es hielt sehr schwer, zumal bei der Abhängigkeit des Landvolks von der Gutsherrschaft, erträgliche Zustände zu

schaffen. Die Landgeistlichkeit, damals mehr der Landwirthschaft als der Wissenschaft zugethan, stand der Förderung des Volksschulwesens mehr apathisch gegenüber, freilich machte sich diese Förderung in einer kirchenfeindlichen Weise geltend. Auf dem Posener Provinzial-Landtag wurde seit 1827 die polnische Unterrichtssprache in allen Schulen gefordert, einerlei ob von polnischen oder deutschen Schülern besucht. Diese Forderung erhielt eine scharfe Abweisung in dem Landtagsabschied von 1841. Hier wird erklärt, daß das Großherzogtum Posen eine Provinz des Staates „in demselben Sinne, in derselben unbedingten Gemeinschaft sei, wie alle übrigen Provinzen“. In Bezug auf das Verhältniß der beiden Nationalitäten heißt es: „Mit dieser Stellung des Großherzogtums Posen ist die Stellung der verschiedenen Nationalitäten, die es in sich schließt, unverrückbar vorgezeichnet. Der polnischen Nationalität ist durch die Wiener Tractate und durch den Zuruf vom 15. Mai 1815 Berücksichtigung und Schutz verheißen. Die rühmliche Liebe jedes edlen Volkes zu seiner Sprache, seiner Sitte, seinen geschichtlichen Erinnerungen auch in den Polen zu achten und zu schützen, war der Vorsatz der Vollzieher des Wiener Tractates, und auch unter Unserer Regierung soll ihr Würdigung und Schutz zu Theil werden. Unsere ausdrücklichen Verheißungen, wie die Anordnungen, welche ihnen gefolgt sind, haben dafür Zeugniß gegeben. Aber wie jede Gabe an die Bedingung geknüpft ist, daß sie nicht mißbraucht werde, so können auch Wir Unsere Verheißungen und Unsere Absichten von dieser Bedingung nicht lösen. In der untrennbaren Verbindung mit Unserer Monarchie hat das Nationalgefühl der polnischen Unterthanen Unserer Provinz die Richtung seiner ferneren Entwickelung, die feste Schranke seiner Manifestation zu erkennen“.

Im Geiste dieser landesherrlichen Kundgebung erließ der damalige Cultusminister unterm 24. Mai 1842 die

„Instruktion für das Provinzialschulkollegium und die Regierungen der Provinz Posen in Beziehung auf die Anwendung der deutschen und der polnischen Sprache in den Unterrichtsanstalten der Provinz". Für die Landschulen wurde bestimmt: 1) In allen Landschulen, welche sowohl von Kindern deutscher als polnischer Abkunft in bedeutender Anzahl besucht werden, sollen, soweit die erforderliche Anzahl von Schulamtskandidaten vorhanden ist, nur solche Lehrer angestellt werden, welche sich beim Unterricht sowohl des Deutschen als auch des Polnischen mit Fertigkeit bedienen können. 2) Die Lehrer müssen in diesen Schulen von beiden Sprachen in der Weise Gebrauch machen, daß jedes Kind den Unterricht in seiner Muttersprache empfängt. 3) In Schulen, welche vorherrschend von polnischen Kindern besucht werden, ist die polnische Sprache, und in Schulen, in welchen vorherrschend deutsche Kinder sich befinden, die deutsche Sprache die Hauptunterrichtssprache. 4) Da die deutsche Sprache den polnischen Einwohnern der Provinz in allen Lebensverhältnissen fast unentbehrlich ist und deßhalb in vielen polnischen Gemeinden die Lehrer auch schon bisher auf den Wunsch der Eltern im Deutschen unterrichtet und die Kinder im Deutschsprechen geübt haben: so soll die deutsche Sprache an allen Schulen Unterrichtsgegenstand sein. Ebenso soll auch in vorherrschend deutschen Gemeinden der Lehrer Unterricht im Polnischen ertheilen, wenn es von den Eltern der Kinder gewünscht wird.

Aehnlich lauteten die Bestimmungen für die städtischen Schulen, nur daß hier auf die Fertigkeit im Deutschen mehr Gewicht gelegt wird. Vor 1873 waren in Ostrowo, Posen, Tromessen, Lissa u. s. w. die Nachrichten in den Schulprogrammen der Gymnasien und Realschulen auch in polnischer Sprache abgefaßt. Im Schuljahre 1863/64 wurde noch im katholischen Magdalen-Gymnasium zu Posen verordnet, daß in der Oberklasse die polnische Unterrichtssprache

auf Religion, Polnisch, Lateinisch, Griechisch und Hebräisch sich erstrecken soll. In der Tertia wird dies in Religion, Griechisch, Französisch, Mathematik und Naturkunde verlangt.

Aber seit 1873 wurde das Polnische in allen Schulen beseitigt und nur als wahlfreier Sprachunterricht (2 Stunden wöchentlich) für die Gymnasien und Realschulen gestattet. In der Verfügung des Oberpräsidenten vom 5. Juni 1873 soll in der Volksschule die polnische Sprache nur für Religion und Kirchengesang gelten, im übrigen Unterricht aber nur insoweit, als es das Verständniß unumgänglich nothwendig erscheinen läßt. Durch Verordnung von 1883 wurden für die deutschen katholischen Elementarschüler besondere Religionsabtheilungen angefügt. Später wurde die Ertheilung des katholischen Religionsunterrichts in polnischer Sprache nur auf der unteren Stufe gestattet und auch hier möglichst beseitigt.

Seit dem Jahre 1886 wurden im „Interesse des Dienstes“ die meisten Volksschullehrer polnischer Abstammung in deutsche Provinzen versetzt, ihnen rückten deutsche Lehrkräfte nach, der polnischen Sprache unkundig. An den anderen Lehranstalten sind außer den katholischen Religionslehrern kaum noch polnische Lehrer zu finden. Die Schulräthe, meist protestantisch oder altkatholisch, stehen dem Katholicismus feindlich gegenüber, was besonders von dem ältesten Provinzialschulrath Polte, einem Günstling von Ludwig Wiese, gilt. Nicht besser steht es mit den vielen Kreisschulinspektoren (die Schulaufsicht im Nebenamte hört gänzlich auf, auch für protestantische Elementarschulen). Gute Katholiken unter den Kreisschulinspektoren werden gemiß ihr peinliches Verhältniß zur Kirche fühlen und sich von dem Schauplatze ihrer Thätigkeit wegsehnen. In diesen, wie in den übrigen katholischen Beamtenkreisen der Provinz mehren sich die Mischehen mit protestantischer Kindererziehung in bedenklicher Art.

Daß der Elementarunterricht in der Volkssprache zu

ertheilen ist, galt seither als Postulat der Pädagogik. Darum wurden in Deutschland die Eingriffe der russischen oder ungarischen Regierung in dies geheiligte Recht der Muttersprache gerügt und hob man hervor, daß es keinem Volk so wie dem deutschen gegeben sei, in fremdes Geistesleben sich einzuleben und fremder Art gerecht zu werden. Hiervon sind aber die maßgebenden Kreise als von einer Gefühlsduselei abgekommen.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, an dieser Stelle das Recht der Muttersprache in Volksschule und kirchlicher Unterweisung zu vertheidigen. Anders gestaltet sich die Sache in der Mittelschule, wo in einer Klasse die Schüler beider Nationalitäten sich gleichkommen. Inwieweit hier der Religionsunterricht auf muttersprachlicher Grundlage zu ertheilen ist, mögen die Vertreter der Kirche entscheiden. An der Forderung aber, daß in Gymnasien und Realschulen der Unterricht in der Staatssprache gegeben werden muß (etwa ausgenommen auf der Unterstufe, je nach örtlichen Verhältnissen) ist festzuhalten. Diese Praxis ist in Belgien und Ungarn in Uebung, früher war es auch so im Elsaß unter französischer Herrschaft und in den slavischen Gebieten von Oesterreich. Dies schließt natürlich — auch auf der Oberstufe — eine Pflege der Muttersprache der Minderheit durch die Schule nicht aus. Ebenso ist zu verlangen, daß die deutschen Schüler in Posen und Theilen von Westpreußen sich die Kenntniß des Polnischen möglichst aneignen. Diese Forderung ist da überflüssig, wo die fremde Sprache mehr als Mundart lebt und dem Absterben nahe ist.

Unsere von einem überspannten Nationalitätsbewußtsein durchtränkten pädagogischen Wortführer behaupten bei dem „notorischen" Sprachtalent der slawischen Rasse hätten sich trotz der Ausschließung des Polnischen überraschend günstige Ergebnisse im Gebrauch der deutschen Sprache ergeben. Dieses Sprachtalent ist nicht „notorisch". Weil bis jetzt noch keine der slawischen Sprachen sich zum internationalen

Verständigungsmittel (wie das Englische, Französische, Deutsche und selbst das Italienische) für Handel und Verkehr und Wissenschaft entwickelt hat, schreiben viele slawische Gelehrten in den genannten Sprachen. So erscheint z. B. „das Archiv für slawische Philologie“ in deutscher Sprache. Diese Sprachfertigkeit haben sie sich schon früh im Elternhause (durch Lehrer der betr. Nation) angeeignet. Dazu kommt, wie schon erwähnt, daß früher in Oesterreich der Gymnasialunterricht fast ausschließlich in deutscher Sprache gegeben wurde. Heute aber liegen die Dinge anders. Freilich in der gewöhnlichen Umgangssprache wissen Slawen — je nach ihrem Temperamente — oft recht gewandt deutsch zu plaudern, aber die sprachliche Gewandtheit versagt ihnen oft, wenn es höher hinausgeht. Zwei Beispiele von vielen. An der Akademie zu Münster lehrte 12 Jahre lang (1880—92) der Nationalökonom Ochenkowski, jetzt in Lemberg. Obwohl dieser Mann früher in Jena docirte und in Breslau studirt hatte und eifrig die deutsche Literatur seines Faches verfolgte, machte ihm in den Vorlesungen der deutsche Ausdruck viel Schwierigkeit. Seit 1880 bekleidet der berühmte Slawist Alexander Brückner eine Professur an der Berliner Universität; voriges Jahr hat er eine gediegene Geschichte der polnischen Literatur veröffentlicht — in deutscher Sprache. Aber wieviel läßt der Stil zu wünschen übrig!

Was soll da nun in der einfachen Landschule, wo oft ein Lehrer 7—8 Jahrgänge zu unterrichten hat, herauskommen? Diese mechanisch erworbene Sprachfertigkeit hat am Elternhause, wo die Muttersprache herrscht, keine Stütze und findet nach der Entlassung aus der Schule keine Weiterbildung durch Lektüre und entsprechenden Verkehr mit Deutschen. Günstiger liegen schon die Verhältnisse in Städten, wo die Deutschen überwiegen oder doch meist in stattlicher Anzahl leben. Nun wird allenthalben über Lehrermangel, Unzulänglichkeit der Schulgebäude und der für Schulzwecke verwendeten Mittel geklagt. Um mit Erfolg zu germanisiren,

bedürfte es mindestens der sechsfachen Anzahl der vorhandenen Lehrkräfte. Die günstigen Berichte über den Fortschritt der deutschen Sprache unter der polnischen Schuljugend sind auch schon deßhalb mit Mißtrauen aufzunehmen, weil hier die Schulbehörden Partei im nationalen Kampfe sind und ängstlich „Unberufene" von einer Kenntnißnahme des Schulbetriebs fernzuhalten suchen. Protestanten und Chauvinisten verlangen energisch, daß polnischer Religionsunterricht für katholische Schüler völlig auszuschließen ist und werfen der katholischen Religionsunterweisung vor, es würde zu viel mechanisch auswendig gelernt, es fehle an „Innerlichkeit" und dergl.

Hier ist zu unterscheiden, wenn der Religionsunterricht im Gegensatze zu den kirchlichen Vorschriften in einer den Kindern nicht ganz verständlichen Sprache ertheilt wird, kann er wenig fruchtbringend sein. Er beschränkt sich dann auf die mechanische Aneignung des Gedächtnißstoffes und ermangelt der „Innerlichkeit". Ganz anders, wenn der Geistliche beim Communionunterricht die Töne der trauten Muttersprache anschlagen kann, wenn hier eine fromme Mutter zu Hause noch nachhilft. Dann zeigen sich auch die Früchte der religiösen Unterweisung.

Diesen oft mit großen Schwierigkeiten verbundenen Unterricht (weil die Kinder nicht genügend im Lesen und Verständniß abstrakter Begriffe in der Muttersprache geübt, in der Handhabung der deutschen Sprache noch unbeholfener sind, und zudem der Gendarm lauert, ob der Geistliche nicht auch polnischen Leseunterricht ertheilt) noch gegen die Angriffe der Kirchenfeinde zu vertheidigen, wäre an dieser Stelle geradezu unpassend.

Die Frage des katholischen Religionsunterrichts, vornehmlich in der Volksschule, kann leicht einen neuen „Culturkampf" entfachen. Die Staatsbehörde hat sich nicht selten auch durch ihre protestantischen Vertreter Eingriffe in den Religionsunterricht erlaubt, es wurden Unterrichtsbücher be-

anstandet und häufig katholische Priester ausgeschlossen, besonders in den Ostmarken. Diese Praxis verträgt sich nicht mit der Freiheit der Kirche. Dazu kommt, daß zwischen den jüngeren deutschen katholischen Volksschullehrern und den Organen der Kirche, sowie dem polnischen Elternhause ein gespanntes, wenn nicht selten feindseliges Verhältniß besteht. Der Elementarlehrer fühlt sich zu sehr als staatlicher Funktionär und wird oft von oben als Späher über die Thätigkeit der Priester gebraucht? Wohin soll das führen? Die Extremliberalen finden schnell eine Lösung: Fort mit dem Religionsunterricht aus der Schule! Die jetzige preußische Germanisirungspolitik findet auch Gegner unter unbefangenen in- und ausländischen Protestanten. In der von Professor Rade herausgegebenen „Christlichen Welt“ (1902 Nr. 2) äußert sich zu dieser Frage ein lutherischer Pastor in Rußland.

Danach wird dort trotz der rücksichtslosen Vertretung des nationalen Princips der protestantische und katholische Religionsunterricht in der Muttersprache ertheilt, sogar in Gymnasien und Realschulen. In der Volksschule macht man auch in anderen Unterrichtsgegenständen bei dem Anfangsunterricht der Muttersprache Concessionen. Eine Ausnahme bilden die Militärschulen und solche Lehranstalten im Innern des Reiches, wo die polnischen, deutschen, lettischen u. s. w. Kinder die Sprache ihrer Vorfahren nicht mehr sprechen, sondern die Reichssprache. Am Schlusse heißt es: „So lange noch den Kindern polnische Lieder an der Wiege gesungen werden, scheint es mir grausam und mit den Grundsätzen meines Christentums unvereinbar, die Kinder in dem, was ihr innerstes Leben ausmachen sollte, unter Anwendung von Gewaltmaßregeln in einer Sprache unterrichten zu lassen, die ihnen doch als eine fremde erscheinen muß“. Bei diesen Erörterungen könnte man leicht die so gut geordneten sprachlichen Verhältnisse der Schweiz heranziehen. Allein abgesehen von der günstigen geographischen Lage der Schweiz,

herrscht dort mehr politische Freiheit als bei uns und die dortigen drei Hauptsprachen sind ebenbürtig. Auch steht die Schweiz auf einer höheren Culturstufe als Posen und Westpreußen, die keine Hochschule besitzen, während jenes Land neben einem Polytechnikum sieben Hochschulen (stark von Fremden aus fast allen Weltgegenden besucht) unterhält. Ereignisse wie der Fall von Wreschen und Verbot polnischen Privatunterrichts würden dort (wie in England) unmöglich sein.

Was hat nun die preußische Regierung mit ihren Maßnahmen gegen die Polen erreicht? Offiziell wird beharrlich in Abrede gestellt, daß man das polnische Volk als solches zu beeinträchtigen suche; es handle sich lediglich um Abwehr polnischer Uebergriffe und um den Schutz des Deutschtums, fern liege auch jede Schädigung der katholischen Kirche. Allein in wirthschaftlicher Beziehung (Ansiedlung, Rentengüter, Stipendien, Vergebung von staatlichen Lieferungen) sind doch die Polen von Vergünstigungen ausgeschlossen. Ihrer nationalen Entfaltung bereitet ein ihnen feindliches und für Germanisation eingeschultes Beamtentum fortwährend Hindernisse. Der Protestantismus wird auf Schritt und Tritt begünstigt zum Schaden der katholischen Bewohner. Weit entfernt, daß die Regierung den Hetzereien des Ostmarkenvereins und anderer direkt polenfeindlicher Vereine entgegentritt, werden diese nach Möglichkeit gefördert und sonst tüchtige aber diesem Treiben abholde Beamte (Löning) gemaßregelt. Die Preßvergehungen der Polen werden — oft auch bei geringfügigen Anlässen — in der schärfsten Weise geahndet.

Durch die Germanisation will man die beiden Völker näher bringen und doch sondern sich die Polen immer mehr von den Deutschen ab. Man will die deutsche Sprache zur alleinherrschenden machen, aber die geschäftlichen Beziehungen verlangen Kenntniß der beiden Sprachen. Um den Einfluß der polnischen Adeligen zu brechen, hat man verschuldete Güter angekauft. Aber mit dem Erlöse haben sich jene in

den Städten niedergelassen, ihre Lage verbessert und der Werth der städtischen Bodenfläche ist sehr in die Höhe gegangen.

Man spricht viel von der Hebung des deutschen Mittelstandes, aber der durch die Regierung gezüchtete polnische Mittelstand macht ihm starke Konkurrenz, so daß sich die meist nur ihrer Muttersprache kundigen deutschen Handwerker und Handeltreibenden in andere Gegenden verziehen. Es heißt der Pole boykottire deutsche Geschäftsleute. Aber ist es nicht erklärlich, daß die Polen zusammenhalten, sich gegenseitig unterstützen, da ihnen doch von der Regierung nicht die geringste Begünstigung zu Theil wird. Man sagt, selbst der sonst so friedliche polnische Bauer ist national fanatisirt worden durch die wüsten Agitationen. Dank des wirthschaftlichen Aufschwungs beim polnischen Bauernstand und Dank der Regierungspolitik ist auch in dieser sonst geduldigen Volksschicht das nationale Bewußtsein erwacht.

Seit den letzten zwanzig Jahren gibt es auch im rheinisch-westfälischen Kohlengebiete eine Polenfrage. Die Zahl der dort eingewanderten inländischen Polen beläuft sich auf etwa 150000 Seelen und wächst bedenklich. Noch läßt es sich nicht absehen, ob diese Bevölkerungsverschiebung vorübergehend oder dauernd ist. Bei ihrem exclusiv nationalen Wesen, ihren fremdartigen Sitten, ihrer Abgeneigtheit sich der dortigen Volksart zu assimiliren haben sich in diesen Industriebezirken unerquickliche Zustände gebildet, wie sie früher niemand ahnen konnte. Auch die Abwanderung nach anderen Gegenden Deutschlands, sei es, um dort dauernd oder nur vorübergehend (Sachsengängerei) Arbeit zu finden, nimmt auffallend zu (etwa 130000). In politischer Beziehung sind diese durchgängig ungebildeten Menschen häufig von einem Fanatismus, welcher die Verständigung mit den deutschen Katholiken und leider auch mit der deutschen Geistlichkeit in hohem Grade erschwert.

Nicht zu leugnen ist, daß auch in Posen die radikale

Richtung bei den Jung-Polen einen bedrohlichen Aufschwung genommen hat. Derartige Erscheinungen dienen den Polenfeinden zur Rechtfertigung ihrer Politik, welche um jene widerharigen Elemente zu zügeln noch verschärft werden müßte. Andrerseits sagt man, diese ungesunde, extreme Strömung sei eine Frucht des neuen Polenkurses, worauf die Hakatisten erwiedern, wenn die Dinge jetzt schon so weit gekommen seien, wie soll es erst gehen, wenn man eine Versöhnungspolitik treibe. Wie kommt man aus diesem circulus vitiosus heraus?

Man weist auf Rußland hin, wo die Polen wirklich gedrückt, bei uns aber politischer Gleichberechtigung sich erfreuten. Aber diese ist mehr formaler Art; bei allem Fortschritt und Liberalismus sind bei uns — freilich auf legalem Wege — harte Bedrückungsmaßregeln möglich (Culturkampf, Socialistengesetz, Jesuitengesetz), und die meist nationalliberalen Polenfeinde verlangen gerade im Namen des Fortschrittes eine Verschärfung der seitherigen Polenpolitik. Daß die russische Regierung bei Ertheilung des katholischen Religionsunterrichtes in der Muttersprache entgegenkommend ist, wurde bereits gesagt, auch im Staatsdienste befinden sich viele Polen, zum Theil in wichtigen Stellungen. Aber die Hauptsache: das russische Volk steht dem polnischen Volke nicht feindlich gegenüber, während bei uns die hakatistische Agitation den Haß und die Feindschaft gegen die Polen in allen Theilen des Vaterlandes und in allen Schichten der Bevölkerung zu verbreiten sucht — und nicht ohne Erfolg. Kein Wunder, daß die panslawistischen Neigungen bei den preußischen Polen zunehmen, und daß sich in der ganzen Slawenwelt Abneigung, fast Haß gegen Deutschland zeigt.

Allerdings der feindliche Gegensatz zwischen Germanen und Slawen ist uralt, und das friedliche Zusammenwohnen, sowie die Achtung gegenseitiger Rechte war mehr in der Idee edler Geister als in der Wirklichkeit zu finden. Wie lag z. B. dem edlen, hochgebildeten Grafen Eduard Raczymski

(1786–1845) die Versöhnung zwischen Polen und Deutschen am Herzen, aber die Vergeblichkeit solcher Bemühungen einsehend, endigte er durch Selbstmord.[1])

Wer wollte leugnen, daß das Slawentum allerorts — ungeachtet langer und schwerer Bedrückungen — im Aufschwunge begriffen, und daß auch die slawische Gegenseitigkeit (Panslawismus) gewachsen ist.

Aber die preußische Regierung mit den ihr nahestehenden Parteien wird die seitherige Polenpolitik weiter verfolgen, die Gegensätze werden sich verschärfen und den Liberalismus im guten Sinne des Wortes zur Carrikatur machen.

Nun könnte einer fragen, was würdest Du thun, wenn Du an der Stelle der preußischen Regierung ständest? Die Antwort ist jetzt schwer zu geben, die Frage hätte dreizehn Jahre früher gestellt werden müssen. Außerdem wollen unsere Staatsweisen in der Polenfrage keine Vermittelungsvorschläge, hierüber lächeln sie höchstens und steuern wie mit verbundenen Augen auf einen Zustand hin, der in nicht allzuferner Zeit blutige Verwicklungen herbeiführen wird.

Aber — Dixi et animam meam salvavi.

---

1) Seine Sammlungen, darunter eine jetzt auf 70,000 Bände angewachsene Bibliothek (reichhaltig an Werken polnischer Literatur) vermachte er der Stadt Posen. Im Testament heißt es, als Bibliothekar sei vorzugsweise ein ehemaliger Gymnasiallehrer zu berücksichtigen. Auch aus dieser Stiftung sind die Polen herausgedrängt, und die jüngst erledigte Stelle wurde einem deutschen, des Polnischen völlig unkundigen, dazu harthörigen Gymnasiallehrer a. D. verliehen.

XXVIII.

Symbolik des Kirchengebäudes.

Seit wenigen Jahren beginnt sich die specifisch moderne Kunst wieder darauf zu besinnen, daß ihr Ziel höher liege, als nur den todten Reflex der sichtbaren Welt wiederzugeben, daß sie ihren Werken den Odem des Lebens einzuhauchen, ihnen Seele und Geist zu verleihen habe, ja daß sie eine Ahnung wecken soll von jenem wunderbaren Zusammenhang, der alles, was in die sinnenfällige Erscheinung tritt, mit ewigen Gedanken und Absichten, Gesetzen und Plänen verbindet, die wie ein stilles Geheimniß im Grunde aller Dinge ruhen. Man war fast zu indulgent, indem man bereits die ersten, unbewußten und tastenden Versuche dieser Art als die Richtung des Symbolismus bezeichnete. Viele, welche diese Wendung in der modernen Kunst wie die Entdeckung eines neuen Seeweges um das Kap der guten Hoffnung bejubeln, werden es nicht ahnen oder wenigstens nicht wissen wollen, daß längst eine breite und bekannte Heerstraße diese Richtung führt: die alte und ewig junge christliche Kunst. Ein Beispiel, welchen Gedankenreichtums jene Richtung fähig war, und zwar in den an sich stummen Werken der Architektur, unterstützt durch ihre treuen Schwesterkünste, liefert die schöne Schrift von Joseph Sauer: „Symbolik des Kirchengebäudes und seiner Ausstattung in der Auffassung des

Mittelalters, mit Berücksichtigung von Honorius Augustodunensis, Sicardus und Durandus".[1])

Dem Verfasser war es darum zu thun, dieses Thema, nachdem es F. X. Kraus in seiner christlichen Kunstgeschichte im Grundrisse vorgezeichnet hatte, in vollendeter Ausführung vorzuführen. Seine Absicht ist, „eine vollständige, systematische Untersuchung der symbolischen Elemente am Gotteshaus in ihrem Ursprung, ihrer Fortentwicklung, ihrer Verwendung in der Kunst und in ihrem Zusammenhang mit der mittelalterlichen Cultur" (S. 47) zu bieten.

Mit der menschlichen Art, das Geistige und Uebernatürliche sich zu vergegenwärtigen und zu veranschaulichen, hängt es zusammen, daß die Kirche ebenso wie ihre Vorläuferin, die Synagoge, auf die Bildersprache hingewiesen war, und zwar in Lehre und Cult. Auf dem Gebiete des Cultes insbesondere eröffnete sich der kirchlichen Symbolik das weiteste Feld der Entwicklung. Alles, was mit demselben zusammenhängt, wurde in die Sphäre einer höheren Bedeutung hinaufgerückt. So war es unausbleiblich, daß von frühester Zeit an die eigentliche Stätte der Liturgie mit einem sich stets erweiternden Systeme symbolischer Beziehungen in Zusammenhang gebracht wurde, das sich seit der Blüthezeit der symbolischen Deutungsart, dem 12. Jahrhundert, zu einem Ganzen zusammenschloß, nachdem bereits das karolingische Zeitalter einer allumfassenden allegorisirenden Auffassung im Gebiete der Liturgie vorgearbeitet hatte.

Der Verfasser sucht die ersten Spuren dieser Symbolik in der ältesten christlichen Literatur auf; er beschäftigt sich eingehend mit den Hauptrepräsentanten der symbolischen Literatur im Mittelalter, nämlich Honorius Augustodunensis, Sicardus, Durandus; er gibt eine dankenswerthe Uebersicht über die moderne Literatur von einem Montalembert, Rio,

1) Freiburg i. Br., Herder, 1902. XXIII, 410. (6.50 M.)

Ozanam, Cahier-Martin u. s. w. bis Springer und Kraus, die sich bemühten, eine zwar verdunkelte aber nie ganz vergessene Gedankenwelt wieder in das Bewußtsein der Gegenwart zurückzurufen.

Eine wesentliche Voraussetzung für die symbolische Auffassung des Kirchengebäudes bildete die allegorisch-typologische Schriftauslegung. Gewissen Motiven derselben liegen aber uralte Ueberzeugungen der Menschheit zu Grunde, so wenn die Zahlen und die Himmelsrichtungen Einfluß gewinnen auf die Gestaltung des Gotteshauses.

Wenn das Kirchengebäude im Ganzen als Bild der Gemeinschaft der Gläubigen, des Leibes Christi, des himmlischen Jerusalem, als Schiff oder auch als Sinnbild der gläubigen Seele gedacht wurde, so bot die heilige Schrift selbst dafür die Anhaltspunkte dar. Patristik und Mittelalter brauchten nur diese gegebenen Keime entfalten. Und in welchem Maße ist dies thatsächlich geschehen! Alles und jedes am Gotteshause begann für das Mittelalter allmählich Sinn und Bedeutung zu gewinnen, alles und jedes redete seine eigene symbolische Sprache, nicht nur der Grund- und Eckstein des Baues (Christus), die Fundamente (Propheten und Apostel), die Wände (Gesammtheit der Gläubigen, Lehre der vier Evangelien, Tugenden), die einzelnen Steine (lapides vivi, einzelne Gläubige), auch Dach und Fußboden, Thüren und Fenster, selbst der die Steine verbindende Mörtel. „Der kochende Kalk, sagt Durandus, ist die Liebe, die sich mit dem Sande, d. h. dem Irdischen, vereinigt, weil die wahre Liebe die Sorge um das Irdische für Arme und Dürftige nicht unterläßt. Damit aber Liebe und Werkthätigkeit zur Haltbarkeit der Mauer etwas beizutragen vermögen, muß sich noch das Wasser des hl. Geistes hinzugesellen" (S. 114). Alles, was das Auge traf in der Kirche, die Säulen und Pfeiler, die Stufen und Schranken u. s. w., alles, was die Kirche außen umgab, wie Friedhof, Kreuzgang und Atrium, wurden in diese Symbolik hereinbezogen. Es

ward nicht vergessen, auch dem Aufgang nach oben in der Mauerdicke der Kirche seine Bedeutung zuzuweisen: das Streben nach dem Ueberirdischen, nach den verborgenen Geheimnissen der ewigen Wahrheit. Als sich dem Kirchengebäude im Laufe des Frühmittelalters allmählich ein neues Bauglied, der Glockenthurm, anzuschmiegen begann, rankte sich alsbald auch an ihm jene geistliche Symbolik empor (Glockenthurm = Symbol der lauten Predigt, der zur Predigt verpflichteten Prälaten, Marias als Thurm Davids, der Kirche selbst), um sich auch seiner letzten Theile, des Thurmknopfes und des wachsamen Hahnes darüber, zu bemächtigen. Es ist begreiflich, daß einer zu sehr aufs Kleine und Kleinliche gerichteten Versinnbildlichung ein tieferer Gedankeninhalt und ein feineres Empfinden verloren gehen mußte, daß sie den Boden des Trivialen und Grotesken streifte. Daneben geschah es, daß sie dem Wichtigeren und Bedeutungsvolleren zuweilen nicht das zu erwartende Maß von Aufmerksamkeit schenkte. Beinahe lassen die mittelalterlichen Symboliker den Brennpunkt der Liturgie, den Altar, in den Hintergrund treten gegenüber alledem, was sie über die Meßgeräthe bis zu den Meßkännchen hinab zu sagen wissen. Nicht nur über die Meßgeräthe und die ganze reiche Altarausstattung des Mittelalters, sondern auch über manche Kuriositäten mittelalterlicher Kircheninventare ertheilt das vorliegende Buch wünschenswerthe Aufschlüsse.

In dem Kapitel über die Ausschmückung der Kirche behandelt der Verfasser die Darstellungen Christi und der Apostel, der Kirche und der Synagoge, der Tugenden und Laster, des Baumes des Lebens und des Todes, des Jahres und der Monate, des Glücksrades u. s. w., mit einem Worte er führt kundig und rasch und auf gerader Straße durch das weit ausgedehnte Feld mittelalterlicher Ikonographie. Mit einer principiellen Erwägung wendet er sich zum Schlusse dieses Abschnittes.

Wenn wir, so meint er, an die mittelalterlichen Autoren

die Frage stellen, worauf der glänzende Aufwand der darstellenden Künste in ihrer Zeit abziele, wozu all der Reichtum an Bildwerk und Schmuck des Gotteshauses dienen soll, so vernehmen wir von den berufensten Stimmführern der Zeit wie aus einem Munde nur die eine Antwort: die Bilder seien gleichsam „scripturae et lectiones laicorum", der ganze Aufwand habe keine andere Bestimmung, denn erbauliches Hilfsmaterial für die ungebildeten Kreise zu sein. So antworten ein Beleth und Durandus, ein Bonaventura und Thomas von Aquin. „Nirgends tritt in diesen Erörterungen der ästhetische Gesichtspunkt hervor; nirgends auch nur der Gedanke daran, daß auch das Schöne Gott verherrlichen und seine irdische Cultstätte zieren soll." „Das Moment des Schönen an sich fehlt in dieser ganzen Literatur. Was diesen Menschen als Kunst erscheint, ist nichts anderes als ins Stoffliche übersetzte Theologie, wie ja auch der Abschnitt über kirchliche Kunst und Kunstwerke als ein Bestandtheil der Liturgik gefaßt wird" (S. 279). Die Kunst des Mittelalters war die „Magd der Theologie" (S. 281).

Daß hiemit Wesen und Endzweck der mittelalterlichen Kunst erschöpfend und endgiltig gekennzeichnet wäre, scheint mir doch fraglich zu sein. Wohl mag der retrospektive Doktrinarismus der Scholastiker auf die oben aufgeworfene Frage nach einem halben Jahrtausend und später noch immer die conventionell gewordene Antwort eines hl. Gregor d. Gr. im Munde führen, die Bilder seien die Bücher der Ungelehrten. In Wahrheit hatte dieser Satz in seiner Ausschließlichkeit nie gegolten und insbesondere die mittelalterliche Praxis in der Kunst hatte ihn längst widerlegt. Daß wir aber von dieser thatsächlichen Uebung keinen Reflex in den theoretischen Aeußerungen des Mittelalters gewahren, hat darin seinen Grund, daß es den Scholastikern überhaupt an einer Aesthetik gebrach, die zu einer Richtigstellung ihrer einseitigen Angaben hätte führen müssen.

Und trotzdem war ihnen eine Betrachtungsweise, die auch dem Schönen als solchem im Allgemeinen wenigstens gerecht wurde, nicht völlig fremd. Gerade der Klausner Honorius Augustodunensis, welcher seit Langem bei den über die mittelalterliche Kunstgeschichte schreibenden Autoren und so auch bei Sauer eine große Rolle spielt, stimmt einmal geradezu einen Hymnus auf die gottgewollte, durch die Mannigfaltigkeit der Wesen in der Welt bedingte Schönheit der Schöpfung an. Mit den Sternen am Himmel beginnend, durcheilt er im Geiste alle die Reiche von Wesen, die in den Elementen sich regen, in der Luft, im Wasser, auf der Erde, um ihre Schönheit zu preisen. Er preist die Schönheit des Menschen, seines Leibes, der menschlichen Gesellschaft. Und alle platonisirende und sonst im Mittelalter herrschende Denkweise (z. B. bezüglich der Zurückführung der Sprachunterschiede auf die Sünde) gänzlich verleugnend, bricht er in Bewunderung aus über die Verschiedenheit der Stämme, der Völker, der Sprachen, der Gesetze, des Rechtes u. s. w. Ja, was noch mehr in Staunen setzt, der merkwürdige Klausner Honorius rühmt, seinen ascetischen Standpunkt etwas in den Hintergrund rückend und wie vom Hauche des Minnegesangs [1]) berührt, das schöne Geschlecht

1) Wenn Sauer meint, daß Männer wie Honorius Augustodunensis „sicherlich nicht unter der Einwirkung des Sinnes für Frauenminne“ (S. 308) schrieben, so ist das nicht zu bestreiten. Andererseits wird auch ein gewisses Hereinspielen des Minnewesens der Zeit in die geistliche Literatur und Kunst nicht geleugnet werden können. Ich möchte hieher die allegorische Liebestheorie bei Honorius Expositio in Cant. Cant., Prol., Migne 172, 351a rechnen, deren getreue Wiedergabe wenigstens bezüglich der drei zuletzt angeführten gradus amoris ich in dem St. Jakobsportal in Regensburg erblicke, nämlich in den beiden Liebespaaren im Verein mit der thronenden Madonna daselbst. Vergl. meine demnächst zur Ausgabe gelangende Schrift: „Das St. Jakobsportal in Regensburg und Honorius Augustodunensis“. Kempten, Kösel. 1903. S. 47 ff.

und den Reiz, den ihm die Vorzüge der Abkunft, der Anmuth, der Würde, der Liebenswürdigkeit verleihen. Alle die im Gottesreiche oder, wie Honorius sich auch ausdrückt, im „Hause des Herrn" aufgespeicherte Schönheitsfülle überblickend, hat er den Eindruck wie von einem entzückenden Gemälde, von einem Gemälde, an dem Gott selbst Hand angelegt und die einzelnen Farben, jede an ihrem Orte, aufgesetzt hat. Nachdem er die Farbenscala an dieser pictura dei vom Schwarz der Sünder bis zum schimmernden Goldglanz der reinen Geister aufgeführt, schließt er seine Betrachtung: „Das insgesammt schmückt und verklärt jene höchste Schönheit, welche jedem einzelnen Wesen seine eigentümliche Zier verleiht." [1])

---

1) Der bezügliche Passus vom Inevitabile des Honorius fehlt in der Druckausgabe bei Migne, weßhalb ich ihn nach Cod. lat. Mon. 22225 s. 12 (ehemals Windberg gehörig) hier folgen lasse:

[Migne 172, 1217 D . . pretiosius effecit.] fol. 79: Et ut summatim singula percurram, quasi aliquos flosculos inde ad coronulam carpam.

De stellis. Quenam pulchritudo esset, si omnes stelle in celo pares essent? Nunc gratia est prestantior, dum alia alii maior, alia alii conspicitur clarior. In aere quoque que esset speciositas, si omnes aves unius generis et unius coloris pares faceret equalitas. Nunc vero qualis illis inest uarietas in genere, in colore, in feritate, in mansuetudine.

De piscibus. Quid autem haberet pulchritudinis, si in mari non essent nisi pisces unius generis. Nunc o qualis est pulchritudo cernere in eo diuersa genera piscium, diuersa animalium, uoluchrum et quedam forma, quedam magnetudine ab aliis distare.

De bestiis. [79'] Porro que pulchritudo esset, si in terra non esset nisi unum genus bestiarum, unum arborum, unum lapidum, unum herbarum, unus color florum. Nunc o quam miranda pulchritudo in bestiis, in reptilibus, in serpentibus consideratur, que cum diuerso genere, diuerso colore, diuersa natura inter se multum distent, maiorem dilectionem intuentibus prebent.

Wohl spricht hier Honorius nicht eigens vom Kunstschönen als solchem, aber doch in so enger Anlehnung daran, daß wir sein warmes Herz für dasselbe deutlich durchfühlen, daß wir empfinden: er steckte das Ziel der kirchlichen Kunst

---

De arboribus. O quam magna diversitas est in arboribus et in earum foliis et floribus, quam gloriosa distentia.

De lapidibus. In lapidibus et in eorum coloribus quam mirifica uarietas.

De herbis et floribus. In herbis et in earum floribus quam delectabilis et quam uaria gratia in coloribus. Hec diversitas singulorum maiorem gratiam considerantibus et admirationem prebet, quam si non nisi unum genus existeret. De parvis ad maiora transeamus.

De homine. Que pulchritudo in homine esset, si omnia unum membrum esset. Nunc multo pulchrius est esse diversa membra, esse uisum, auditum, odoratum, guestum, esse manus et pedes et cetera membra, quam uno totum corpus concludi. In humano autem genere que pulchritudo si omnes homines pares essent. Que pulchritudo esset in clero omnes esse presules aut in populo omnes esse reges.

De prelatis. O quam gloriosa uariatio in clero quosdam esse presules, quosdam inferioris gradus sacerdotes, quosdam in aliis gradibus constitutos; in populo vero quosdam esse reges, quosdam duces, quosdam comites, quosdam milites, quosdam agriculas.

De diversitate rerum. Quam mira uarietas est esse diuersas gentes, diuersas nationes, diuersas linguas, diuersas conditiones, diuersas dignitates, diuersas ciuitates, diuersas leges, diuersa iura, diuersa conciliabula.

De mulieribus. Porro quam suavis delectabilisque diuersitas est inter mulieres, quod una alteram precellit in genere, illa illam in pulchritudine, alia aliam in dignitate, alia in amabilitate.

De etatibus. O quam mente oblectat teneritas infantum, robur iuuenum, gratuitas senum et in his omnibus magnam esse distantiam et for[80]marum et morum. Sed et hoc auget decorem in uniuscuiusque patrisfamilias domo esse diuersa uasa, quedam utputa aurea et argentea ad honorem, quedam vero sicuti ferrea et lignea ad contumeliam. Que

höher, als nur Tabellen für den Anschauungsunterricht der scholastischen Theologie herzustellen. Wie wäre sonst auch der Enthusiasmus zu erklären, mit dem er vom künstlerischen Schaffen selber spricht: „Wie herrlich ist es, zu

omnia quamvis non sint in uno loco uel paria, tamen omnia sunt in domo necessaria. Hec omnia consideranti in dei republica ingerunt stupenda cuiusdam picture oblectamenta.

De regno dei. Denique deus in regno suo, quod esti celum, terra, infernus et omnia his coherentia uel subiecta, disposuit cuncta, ut placuit et ut decens fuit. Angelos namque per dilectionem sibi adherentes in palatio celi utpota amicos collocavit, demones per superbiam a se deficientes carceri inferni ut hostes mancipauit, homines suum mandatum transgredientes ut seruos contemptores exilio mundi destinavit, reconciliatus per filium suum in paschuis paradysi statuit, nolentes reconciliari in lacu inferiori torquendos tradidit. Et licet ab insipientibus non intelligatur, ab omni creatura par laus deo referri a sapientibus non ignoratur. Sic enim ab excellentia angelorum magnificatur, sic ab existentia hominum uel animantium glorificatur. Et sic de celo laudatur, quod sole, luna, stellis illustratur. Sic de terra honoratur, quod floribus, fructibus, nemoribus decoratur. Sic iusticie laus ei ab inferno fertur, dum iustum iudicium in eo super reprobos exercetur. In ipso vero dei palatio, quod regnum celorum uocamus, quam dulcis et gloriosa diuersitas esse creditur, dum aliam gloriam angeli, aliam archangeli, aliam et aliam illi et illi ordines et aliam patriarche uel prophete, aliam apostoli, aliam martyres, aliam confessores, aliam uirgines, aliam vidue, aliam coniugati et aliam alii gradus habere leguntur. Hec omnia tam uariabili pulchritudine et stupenda admiratione diuersa ab eterno instituit semper eadem et inuariabilis dei sapientia.

D[iscipulus]. Gratias ago deo, quod tam incredibilis pulchritudinis insignia in domo, in quam me introduxisti, perspicere uideo. Clausa decenter reserasti, inuoluchra eleganter resigilasti. Sed cum deus [80'] hec ab eterno tam ordinabiliter, tam miro ordine ordinaverit, ad quid ultimum iudicium restabit?

[Magister.] De iudicio. Iustitie ratio . . . honoretur [Migne 172, 1217 D — 1218 A].

malen und zu zeichnen und zu meißeln, oder Gold und Silber mit dem Hammer zu treiben, verschiedene Formen damit zu beschreiben!" 1)

Das Beispiel des Honorius lehrt, daß die echte Ab... für das Schöne als solches bei den mittelalterlichen Mensche...

De coloribus picture dei. Sicut enim pictor, cum singulos colores posuerit, unumquemque in suo loco, prout uisum fuerit, ac ultimum nigro colore discriminat, ut totius picture ornatus melius clarescat, ita deus omnem varietatem sui preclari operis prout uult, disposuerit, ad extremum reprobos ab electis, ut nigrum a pretioso colore segregabitur, ut de nigredine illorum supplicii splendidior fiat claritudo istorum gaudii.

Diuersi ordines: diuersi colores. Denique patriarche et prophete pro uiridi colore, apostoli pro aerio, martyres pro rubeo, confessores pro croceo, monachi pro purpureo, uirgines pro albo, continentes pro crisco (!) coniugati pro ferrugineo, peccatores pro nigro in pictura dei accipiuntur, que omnia ordo angelicus cingit ut uarius auri color limbus. Hec uniuersa illa summa pulchritudo ornat et illustrat, que singulis suum proprium decorem prestat.

D[iscipulus]. Iam totum decorem domus domini te demonstrante conspicio, nunc etiam babilonie ciuitatis edificia cernere desidero. . Per orientalem ergo hanc portam me educito et cur homo in paradysum positus sit, cum non ibi permansurus esset, edicito.

[Magister.] De septem sigillis. Ab ipso sunt pandenda meche ciuitatis [81] misteria, qui per spiritum sanctum carnem assumendo (I), de uirgine nascendo (II), mortem crucis patiendo (III), in sepulchro quiescendo (IV), ad inferna descendendo (V), a mortuis resurgendo (VI), ad celos ascendendo (VII) aperuit VII libri signacula. In monte igitur hoc te statuo et uniuersa habitacula predicte ciuitatis demonstrabo.

De adam. Protoplastus . . . [Migne 172, 1218 A].

1) Quam gloriosum (est) pingere vel scribere vel sculpere aut aurum aut argentum malleo attenuare, in diversas species mutare! Offendiculum c. 29. Revue des sciences ecclés. Amiens-Paris 1877, 555; Libelli de lite 3, 48.

vorhanden war, nur lag sie meist nicht an seichter Oberfläche. Der ausschlaggebende Beweis dafür sind die Leistungen des Mittelalters, in erster Linie die himmelanstrebenden Münster und Dome, die über alle dicta magistrorum hinaus das Vorhandensein eines vollendeten und fruchtbaren Schönheitssinnes bekunden.

Zu den schwierigsten Problemen, welche die mittelalterliche Kunstgeschichte aufzuweisen hat, zählt Sauer die seit ein paar Menschenaltern aufgeworfene Frage nach dem Zusammenhang oder der Vermittlung der im Mittelalter geltenden symbolischen Gedankenwelt mit den ausübenden Künstlern. Wie mir scheint, gilt es hier vor allem, die Fragestellung scharf ins Auge zu fassen Geschieht es doch zuweilen, daß durch die Art der Fragestellung Schwierigkeiten geschaffen werden, wo solche nicht vorhanden sind. Die Voraussetzung, unter der die Frage bisher gestellt wurde, als habe es einer besonderen Vermittlung des symbolischen Ideenkreises an die ausübenden Künstler bedurft, hat für das frühere Mittelalter wenigstens gar keine Berechtigung. Waren es ja doch dieselben Männer, welche predigten, die Schauspiele in Scene setzten, mit Verständniß der Liturgie oblagen u. s. w., die auch die mittelalterliche Kunst erzeugten. In den Geistlichen sehen wir die intellektuellen Urheber der mittelalterlichen Kunst, aus geistlichen Kreisen stammten zumeist auch die Kräfte, die die Werke im früheren Mittelalter ausführten. Es war somit ein ihnen vertrauter, durch sie allmählich entwickelter Gedankeninhalt, dem sie Ausdruck gaben. Nicht so fast für die ausübenden Künstler bedurfte es einer Vermittlung jenes Inhalts, als vielmehr für das Volk, sollte nicht die kirchliche Kunst als das unverstandene Arcanum eines einzelnen Standes mitten im Volksleben aufragen. Daß aber für die Aufklärung des Volkes die mündliche Unterweisung, ganz besonders also die Predigt, die erste Rolle spielte, ist mir keinen Augenblick zweifelhaft. Bei diesem Standpunkte bleiben Sonderfragen von der Art,

welchen Einfluß die Liturgie, das geistliche Schauspiel, einzelne commentirende Liturgiker auf die Kunstübung gewonnen haben, in ihrem ganzen Rechte bestehen.

Als zusammenfassenden Ausdruck der mittelalterlichen Kirchensymbolik betrachtet Sauer die Bildercyklen an den Kirchenportalen und Kirchenfassaden. Mögen sonst die Elemente der symbolischen Denkweise „weniger Quellen von Motiven für den Künstler, als der religiösen Unterweisung für den Laien" (S. 300) gewesen sein, an den Haupteingängen der Kirchen fand jene Symbolik ihrem Gesammtinhalte nach eine einheitliche monumentale Darstellung

Ursprünglich bestand die figürliche „Inschrift" an den Kirchenportalen lediglich aus einem Kreuze, dem Monogramme Christi, dem Gotteslamme u. s. w. Aber allmählich wichen jene einfachen Darstellungen der Gestalt des göttlichen Heilandes, und zwar in seiner Herrlichkeit aufgefaßt (Majestas Domini), von den Evangelistenzeichen oder Aposteln und Propheten umgeben. Im weiteren Verlaufe nimmt die Darstellung mit Vorliebe den Charakter der Weltgerichtsscene an, allerdings nicht nur als eine Scheidung der Guten und Bösen gedacht, sondern als die entscheidende Schlußscene der in ihren wesentlichsten Momenten angedeuteten gesammten Heilsgeschichte. Die spätromanische und gothische Kunst fand hieran einen ergiebigen Gegenstand, sich zu entfalten, sofern er die ganze Perspektive des Heilsplanes Gottes vom ersten Menschenpaare an durch die Reihen der alttestamentlichen Patriarchen, Propheten, Könige, durch das Leben Marias und des Heilandes hindurch eröffnete und auch eine reiche Schilderung dessen zuließ, was in das Menschenleben bestimmend eingreift, wie die vita contemplati a et activa, Tugenden und Laster, Wissenschaften (die sieben artes liberales) und Künste u. s. w.

Hatte in früher Zeit Christus den Mittelpunkt und das Ziel aller symbolischen Deutung gebildet, so trat hierin ungefähr seit dem 12. Jahrhundert ein Umschwung ein:

„jetzt beherrscht die Geister mit zwingender Gewalt die großartige Vorstellung vom irdischen Gottesreich der Kirche, deren innige Vereinigung mit Christus allgemein wie das Verhältniß von Braut und Bräutigam aufgefaßt wird“ (S. 9). Deshalb begegnen wir seit diesem Zeitpunkte immer häufiger, namentlich an dem Scheidungspfeiler gothischer Portale, dem Bilde der Gottesmutter, das ebensosehr der Darstellung jenes symbolischen Gedankens, als der geschichtlichen Persönlichkeit Marias gewidmet ist.

Der Verfasser verfolgt in überaus lehrreicher Weise und mit Berufung auf unzählige Beispiele, besonders aus dem Bereiche der französischen Kunst, gegen welche die deutsche Kunst vielleicht etwas über Gebühr zurücktritt, das Thema der Portalausstattung bis zum Beginne der Renaissance. Als würdigen und wirkungsvollen Schlußstein fügt er dem Abschnitte die eingehende ikonographische Deutung des Portalcyklus vom Freiburger Münster ein.

Nur mit größter Befriedigung wird jedermann den Inhalt des Buches sich zu eigen machen, dessen Verfasser, was Tiefe der Auffassung, ausgedehnte Literatur- und Sachkenntniß, Anmuth der sprachlichen Form betrifft, sich als gelehrigen Schüler des Kunsthistorikers F. X. Kraus erweist. Daß die großzügige Ausführung des bedeutenden Themas in der kunstgeschichtlichen Literatur eine breite Spur hinter sich eröffnen wird, daran ist nicht zu zweifeln. Es wäre nur zu bedauern, wenn die Wirkung der Schrift lediglich innerhalb des Kreises der Kunstgelehrten verliefe. Denn auch für den Seelsorgsklerus bietet sie eine Fülle werthvoller Belehrung und Anregung, während sie für die im Dienste der Kirche arbeitenden Künstler zuweilen die Bedeutung einer Inspiration erlangen könnte. Ueberhaupt aber wird sie jedem Freunde der christlichen Vorzeit Dolmetsch einer Denkweise und eines Gedankeninhaltes sein, welche in so umfassendem Zusammenhange bisher einer Darstellung entbehrten.

Endres.

XXIX.

Culturkampf, sociale und wirthschaftliche Frage in Frankreich.

Voriges Jahr erließ Combes gleich nach Kammerschluß (Juli) Dekrete, um 2600 von Schwestern geleitete Schulen plötzlich unter Androhung der Gewalt, selbst der Waffenmacht, zu schließen. Dieses Jahr forderte er (im Mai) die Bischöfe zur Schließung der nicht gesetzlich ermächtigten Kapellen auf, wozu jedoch nur wenige die Hand boten, obgleich Combes zugleich ihre Anträge für Gründung nothwendiger neuer Pfarreien erwartete. Die Kapellen der vertriebenen Ordensleute wurden darauf durch die Polizei geschlossen; in Paris mit einem Schlage zwölf, welche sämmtlich in den neueren, entfernten Stadtvierteln sich befinden, wo es an Pfarrkirchen fehlt. Vielfach kam es bei diesen Schließungen zu Zusammenstößen mit dem Volk.

Vor Thorschluß genehmigte die Kammer noch zwei schlimme Verschärfungen des Juligesetzes. Die eine verweist alle durch Auflösung von Ordensniederlassungen entstehenden Rechtshändel an das Gericht, welches die Auflösung und die damit verbundene Ausschüttung des Eigentums verordnet hat. Da ist z. B. ein in Paris sitzender Massenverwalter für das Eigentum aller in Frankreich belegenen Niederlassungen der Jesuiten und anderer Orden eingesetzt. Bei jeder außerhalb Paris belegenen Niederlassung bestellt derselbe einen Vertreter, der mit Hilfe der dortigen Polizei und Gerichte vorgeht. Aber die Eigentümer der von den Jesuiten bewohnten, innegehabten Häuser müssen vor dem Pariser Gericht ihre Sache vertheidigen, dort einen Anwalt beauftragen. Während die Massenverwalter u. s. w. auf

Kosten der beschlagnahmten Habe leben, sind die Eigentümer des Genusses derselben beraubt, auf die Straße geworfen, haben doppelte Unkosten durch Reisen und Vertretung in Paris.

Das zweite Gesetz gebietet: „Vom Augenblick der Schließung einer Ordensniederlassung wird, drei Jahre lang, jede Anstalt im selben oder einem angrenzenden Ort als Ordensniederlassung angesehen und gesetzlich verfolgt, sofern deren Leitung oder Unterricht von einem oder mehreren Mitgliedern der aufgelösten Niederlassung besorgt wird, ausgenommen wenn der Gegenbeweis geführt wird." Den verweltlichten Ordensleuten wird also selbst der Aufenthalt in dem Ort oder der Nachbarschaft ihrer früheren Thätigkeit unmöglich gemacht. Mehrfach wurden dieselben mit Gewalt aus den Häusern vertrieben, in welchen sie Aufnahme, Gastfreiheit gefunden. Selbst mehrere Radikale empörten sich gegen diese Bestimmung, welche trotzdem von dem Block genehmigt wurde. Dazu sind mehrfach außerhalb solchen Bereiches wohnende Hausbesitzer, als Mithelfer bei Gründung einer unerlaubten Ordensniederlassung, verfolgt worden, weil angenommen wurde, die Verweltlichung der bei ihnen wohnenden Ordensleute sei nur scheinbar, dieselben hätten, durch Wohnen unter einem Dach, ihre Gemeinschaft erneuert! Hiemit kann jedem früheren Ordensmitglied der Aufenthalt in Frankreich unmöglich gemacht werden. Weder im Vereins- noch in irgend einem andern Gesetz ist nämlich der Begriff Orden, Gemeinschaft, Ordensmitglied näher umschrieben, kann es auch kaum sein, da die französische Gesetzgebung keinen Orden als solchen auch nur kennt oder nennt, von Gelübden erst recht nichts weiß; Gerichte und Behörden können daher ganz nach Willkür und Gutdünken einen Verein, eine Hausgenossenschaft als Gemeinschaft, deren Mitglieder als Ordensleute erklären und das Juligesetz auf sie anwenden. Doch haben einige Gerichte die Zumuthung abgelehnt, die Verfolgten müßten den Beweis führen, daß sie keinem Orden angehören. Die Verweltlichung wurde bisher grundsätzlich von den Behörden nicht anerkannt. Denn Combes erklärte dieselbe in Senat und Kammer ausdrücklich nur als Schein. Wenn ein alleinwohnender früherer Ordensmann von einem Schicksalsgenossen besucht wird, wenn Beide zusammen speisen, ist der Beweis des Fortbestandes des Ordens

Wohl spricht hier Honorius nicht eigens vom Kunstschönen als solchem, aber doch in so enger Anlehnung daran, daß wir sein warmes Herz für dasselbe deutlich durchfühlen, daß wir empfinden: er steckte das Ziel der kirchlichen Kunst

---

De arboribus. O quam magna diversitas est in arboribus et in earum foliis et floribus, quam gloriosa distentia.

De lapidibus. In lapidibus et in eorum coloribus quam mirifica uarietas.

De herbis et floribus. In herbis et in earum floribus quam delectabilis et quam uaria gratia in coloribus. Hec diversitas singulorum maiorem gratiam considerantibus et admirationem prebet, quam si non nisi unum genus existeret. De parvis ad maiora transeamus.

De homine. Que pulchritudo in homine esset, si omnia unum membrum esset. Nunc multo pulchrius est esse diversa membra, esse uisum, auditum, odoratum, guestum, esse manus et pedes et cetera membra, quam uno totum corpus concludi. In humano autem genere que pulchritudo si omnes homines pares essent. Que pulchritudo esset in clero omnes esse presules aut in populo omnes esse reges.

De prelatis. O quam gloriosa uariatio in clero quosdam esse presules, quosdam inferioris gradus sacerdotes, quosdam in aliis gradibus constitutos; in populo vero quosdam esse reges, quosdam duces, quosdam comites, quosdam milites, quosdam agriculas.

De diversitate rerum. Quam mira uarietas est esse diuersas gentes, diuersas nationes, diuersas linguas, diuersas conditiones, diuersas dignitates, diuersas ciuitates, diuersas leges, diuersa iura, diuersa conciliabula.

De mulieribus. Porro quam suavis delectabilisque diuersitas est inter mulieres, quod una alteram precellit in genere, illa illam in pulchritudine, alia aliam in dignitate, alia in amabilitate.

De etatibus. O quam mente oblectat teneritas infantum, robur iuuenum, gratuitas senum et in his omnibus magnam esse distantiam et for[80]marum et morum. Sed et hoc auget decorem in uniuscuiusque patrisfamilias domo esse diuersa uasa, quedam utputa aurea et argentea ad honorem, quedam vero sicuti ferrea et lignea ad contumeliam. Que

höher, als nur Tabellen für den Anschauungsunterricht der scholastischen Theologie herzustellen. Wie wäre sonst auch der Enthusiasmus zu erklären, mit dem er vom künstlerischen Schaffen selber spricht: „Wie herrlich ist es, zu

omnia quamvis non sint in uno loco uel paria, tamen omnia sunt in domo necessaria. Hec omnia consideranti in dei republica ingerunt stupenda cuiusdam picture oblectamenta.

De regno dei. Denique deus in regno suo, quod esti celum, terra, infernus et omnia his coherentia uel subiecta, disposuit cuncta, ut placuit et ut decens fuit. Angelos namque per dilectionem sibi adherentes in palatio celi utputa amicos collocavit, demones per superbiam a se deficientes carceri inferni ut hostes mancipauit, homines suum mandatum transgredientes ut seruos contemptores exilio mundi destinavit, reconciliatus per filium suum in paschuis paradysi statuit, nolentes reconciliari in lacu inferiori torquendos tradidit. Et licet ab insipientibus non intelligatur, ab omni creatura par laus deo referri a sapientibus non ignoratur. Sic enim ab excellentia angelorum magnificatur, sic ab existentia hominum uel animantium glorificatur. Et sic de celo laudatur, quod sole, luna, stellis illustratur. Sic de terra honoratur, quod floribus, fructibus, nemoribus decoratur. Sic iusticie laus ei ab inferno fertur, dum iustum iudicium in eo super reprobos exercetur. In ipso vero dei palatio, quod regnum celorum nocamus, quam dulcis et gloriosa diuersitas esse creditur, dum aliam gloriam angeli, aliam archangeli, aliam et aliam illi et illi ordines et aliam patriarche uel prophete, aliam apostoli, aliam martyres, aliam confessores, aliam uirgines, aliam vidue, aliam coniugati et aliam alii gradus habere leguntur. Hec omnia tam uariabili pulchritudine et stupenda admiratione diuersa ab eterno instituit semper eadem et inuariabilis dei sapientia.

D[iscipulus]. Gratias ago deo, quod tam incredibilis pulchritudinis insignia in domo, in quam me introduxisti, perspicere uideo. Clausa decenter reserasti, inuoluchra eleganter resigilasti. Sed cum deus [80'] hec ab eterno tam ordinabiliter, tam miro ordine ordinaverit, ad quid ultimum iudicium restabit?

[Magister.] De iudicio. Iustitie ratio . . . honoretur [Migne 172, 1217 D — 1218 A].

malen und zu zeichnen und zu meißeln, oder Gold und Silber mit dem Hammer zu treiben, verschiedene Formen damit zu beschreiben!“ [1])

Das Beispiel des Honorius lehrt, daß die echte Ader für das Schöne als solches bei den mittelalterlichen Menschen

---

De coloribus picture dei. Sicut enim pictor, cum singulos colores posuerit, unumquemque in suo loco, prout uisum fuerit, ac ultimum nigro colore discriminat, ut totius picture ornatus melius clarescat, ita deus omnem varietatem sui preclari operis prout uult, disposuerit, ad extremum reprobos ab electis, ut nigrum a pretioso colore segregabitur, ut de nigredine illorum supplicii splendidior fiat claritudo istorum gaudii.

Diuersi ordines: diuersi colores. Denique patriarche et prophete pro uiridi colore, apostoli pro aerio, martyres pro rubeo, confessores pro croceo, monachi pro purpureo, uirgines pro albo, continentes pro criseo (!) coniugati pro ferrugineo, peccatores pro nigro in pictura dei accipiuntur, que omnia ordo angelicus cingit ut uarius auri color limbus. Hec uniuersa illa summa pulchritudo ornat et illustrat, que singulis suum proprium decorem prestat.

D[iscipulus]. Iam totum decorem domus domini te demonstrante conspicio, nunc etiam babilonie ciuitatis edificia cernere desidero. . Per orientalem ergo hanc portam me educito et cur homo in paradysum positus sit, cum non ibi permansurus esset, edicito.

[Magister.] De septem sigillis. Ab ipso sunt pandenda meche ciuitatis [81] misteria, qui per spiritum sanctum carnem assumendo [I], de uirgine nascendo [II], mortem crucis patiendo [III], in sepulchro quiescendo [IV], ad inferna descendendo [V], a mortuis resurgendo [VI], ad celos ascendendo [VII] aperuit VII libri signacula. In monte igitur hoc te statuo et uniuersa habitacula predicte ciuitatis demonstrabo.

De adam. Protoplastus . . . [Migne 172, 1218 A].

1) Quam gloriosum (est) pingere vel scribere vel sculpere aut aurum aut argentum malleo attenuare, in diversas species mutare! Offendiculum c. 29. Revue des sciences ecclés. Amiens-Paris 1877, 555; Libelli de lite 3, 48.

vorhanden war, nur lag sie meist nicht an seichter Oberfläche. Der ausschlaggebende Beweis dafür sind die Leistungen des Mittelalters, in erster Linie die himmelanstrebenden Münster und Dome, die über alle dicta magistrorum hinaus das Vorhandensein eines vollendeten und fruchtbaren Schönheitssinnes bekunden.

Zu den schwierigsten Problemen, welche die mittelalterliche Kunstgeschichte aufzuweisen hat, zählt Sauer die seit ein paar Menschenaltern aufgeworfene Frage nach dem Zusammenhang oder der Vermittlung der im Mittelalter geltenden symbolischen Gedankenwelt mit den ausübenden Künstlern. Wie mir scheint, gilt es hier vor allem, die Fragestellung scharf ins Auge zu fassen Geschieht es doch zuweilen, daß durch die Art der Fragestellung Schwierigkeiten geschaffen werden, wo solche nicht vorhanden sind. Die Voraussetzung, unter der die Frage bisher gestellt wurde, als habe es einer besonderen Vermittlung des symbolischen Ideenkreises an die ausübenden Künstler bedurft, hat für das frühere Mittelalter wenigstens gar keine Berechtigung. Waren es ja doch dieselben Männer, welche predigten, die Schauspiele in Scene setzten, mit Verständniß der Liturgie oblagen u. s. w., die auch die mittelalterliche Kunst erzeugten. In den Geistlichen sehen wir die intellektuellen Urheber der mittelalterlichen Kunst, aus geistlichen Kreisen stammten zumeist auch die Kräfte, die die Werke im früheren Mittelalter ausführten. Es war somit ein ihnen vertrauter, durch sie allmählich entwickelter Gedankeninhalt, dem sie Ausdruck gaben. Nicht so fast für die ausübenden Künstler bedurfte es einer Vermittlung jenes Inhalts, als vielmehr für das Volk, sollte nicht die kirchliche Kunst als das unverstandene Arcanum eines einzelnen Standes mitten im Volksleben aufragen. Daß aber für die Aufklärung des Volkes die mündliche Unterweisung, ganz besonders also die Predigt, die erste Rolle spielte, ist mir keinen Augenblick zweifelhaft. Bei diesem Standpunkte bleiben Sonderfragen von der Art,

welchen Einfluß die Liturgie, das geistliche Schauspiel, einzelne commentirende Liturgiker auf die Kunstübung gewonnen haben, in ihrem ganzen Rechte bestehen.

Als zusammenfassenden Ausdruck der mittelalterlichen Kirchensymbolik betrachtet Sauer die Bildercyklen an den Kirchenportalen und Kirchenfassaden. Mögen sonst die Elemente der symbolischen Denkweise „weniger Quellen von Motiven für den Künstler, als der religiösen Unterweisung für den Laien“ (S. 300) gewesen sein, an den Hauptgängen der Kirchen fand jene Symbolik ihrem Gesammtinhalte nach eine einheitliche monumentale Darstellung.

Ursprünglich bestand die figürliche „Inschrift“ an den Kirchenportalen lediglich aus einem Kreuze, dem Monogramme Christi, dem Gotteslamme u. s. w. Aber allmählich wichen jene einfachen Darstellungen der Gestalt des göttlichen Heilandes, und zwar in seiner Herrlichkeit aufgefaßt (Majestas Domini), von den Evangelistenzeichen oder Aposteln und Propheten umgeben. Im weiteren Verlaufe nimmt die Darstellung mit Vorliebe den Charakter der Weltgerichtsscene an, allerdings nicht nur als eine Scheidung der Guten und Bösen gedacht, sondern als die entscheidende Schlußscene der in ihren wesentlichsten Momenten angedeuteten gesammten Heilsgeschichte. Die spätromanische und gothische Kunst fand hieran einen ergiebigen Gegenstand, sich zu entfalten, sofern er die ganze Perspektive des Heilsplanes Gottes vom ersten Menschenpaare an durch die Reihen der alttestamentlichen Patriarchen, Propheten, Könige, durch das Leben Marias und des Heilandes hindurch eröffnete und auch eine reiche Schilderung dessen zuließ, was in das Menschenleben bestimmend eingreift, wie die vita contemplativa et activa, Tugenden und Laster, Wissenschaften (die sieben artes liberales) und Künste u. s. w.

Hatte in früher Zeit Christus den Mittelpunkt und das Ziel aller symbolischen Deutung gebildet, so trat hierin ungefähr seit dem 12. Jahrhundert ein Umschwung ein:

„jetzt beherrscht die Geister mit zwingender Gewalt die großartige Vorstellung vom irdischen Gottesreich der Kirche, deren innige Vereinigung mit Christus allgemein wie das Verhältniß von Braut und Bräutigam aufgefaßt wird“ (S. 9). Deshalb begegnen wir seit diesem Zeitpunkte immer häufiger, namentlich an dem Scheidungspfeiler gothischer Portale, dem Bilde der Gottesmutter, das ebensosehr der Darstellung jenes symbolischen Gedankens, als der geschichtlichen Persönlichkeit Marias gewidmet ist.

Der Verfasser verfolgt in überaus lehrreicher Weise und mit Berufung auf unzählige Beispiele, besonders aus dem Bereiche der französischen Kunst, gegen welche die deutsche Kunst vielleicht etwas über Gebühr zurücktritt, das Thema der Portalausstattung bis zum Beginne der Renaissance. Als würdigen und wirkungsvollen Schlußstein fügt er dem Abschnitte die eingehende ikonographische Deutung des Portalcyklus vom Freiburger Münster ein.

Nur mit größter Befriedigung wird jedermann den Inhalt des Buches sich zu eigen machen, dessen Verfasser, was Tiefe der Auffassung, ausgedehnte Literatur- und Sachkenntniß, Anmuth der sprachlichen Form betrifft, sich als gelehrigen Schüler des Kunsthistorikers F. X. Kraus erweist. Daß die großzügige Ausführung des bedeutenden Themas in der kunstgeschichtlichen Literatur eine breite Spur hinter sich eröffnen wird, daran ist nicht zu zweifeln. Es wäre nur zu bedauern, wenn die Wirkung der Schrift lediglich innerhalb des Kreises der Kunstgelehrten verliefe. Denn auch für den Seelsorgsklerus bietet sie eine Fülle werthvoller Belehrung und Anregung, während sie für die im Dienste der Kirche arbeitenden Künstler zuweilen die Bedeutung einer Inspiration erlangen könnte. Ueberhaupt aber wird sie jedem Freunde der christlichen Vorzeit Dolmetsch einer Denkweise und eines Gedankeninhaltes sein, welche in so umfassendem Zusammenhange bisher einer Darstellung entbehrten. Endres.

XXIX.

Culturkampf, sociale und wirthschaftliche Frage in Frankreich.

Voriges Jahr erließ Combes gleich nach Kammerschluß (Juli) Dekrete, um 2600 von Schwestern geleitete Schulen plötzlich unter Androhung der Gewalt, selbst der Waffenmacht, zu schließen. Dieses Jahr forderte er (im Mai) die Bischöfe zur Schließung der nicht gesetzlich ermächtigten Kapellen auf, wozu jedoch nur wenige die Hand boten, obgleich Combes zugleich ihre Anträge für Gründung nothwendiger neuer Pfarreien erwartete. Die Kapellen der vertriebenen Ordensleute wurden darauf durch die Polizei geschlossen; in Paris mit einem Schlage zwölf, welche sämmtlich in den neueren, entfernten Stadtvierteln sich befinden, wo es an Pfarrkirchen fehlt. Vielfach kam es bei diesen Schließungen zu Zusammenstößen mit dem Volk.

Vor Thorschluß genehmigte die Kammer noch zwei schlimme Verschärfungen des Juligesetzes. Die eine verweist alle durch Auflösung von Ordensniederlassungen entstehenden Rechtshändel an das Gericht, welches die Auflösung und die damit verbundene Ausschüttung des Eigentums verordnet hat. Da ist z. B. ein in Paris sitzender Massenverwalter für das Eigentum aller in Frankreich belegenen Niederlassungen der Jesuiten und anderer Orden eingesetzt. Bei jeder außerhalb Paris belegenen Niederlassung bestellt derselbe einen Vertreter, der mit Hilfe der dortigen Polizei und Gerichte vorgeht. Aber die Eigentümer der von den Jesuiten bewohnten, innegehabten Häuser müssen vor dem Pariser Gericht ihre Sache vertheidigen, dort einen Anwalt beauftragen. Während die Massenverwalter u. s. w. auf

Kosten der beschlagnahmten Habe leben, sind die Eigentümer des Genusses derselben beraubt, auf die Straße geworfen, haben doppelte Unkosten durch Reisen und Vertretung in Paris.

Das zweite Gesetz gebietet: „Vom Augenblick der Schließung einer Ordensniederlassung wird, drei Jahre lang, jede Anstalt im selben oder einem angrenzenden Ort als Ordensniederlassung angesehen und gesetzlich verfolgt, sofern deren Leitung oder Unterricht von einem oder mehreren Mitgliedern der aufgelösten Niederlassung besorgt wird, ausgenommen wenn der Gegenbeweis geführt wird." Den verweltlichten Ordensleuten wird also selbst der Aufenthalt in dem Ort oder der Nachbarschaft ihrer früheren Thätigkeit unmöglich gemacht. Mehrfach wurden dieselben mit Gewalt aus den Häusern vertrieben, in welchen sie Aufnahme, Gastfreiheit gefunden. Selbst mehrere Radikale empörten sich gegen diese Bestimmung, welche trotzdem von dem Block genehmigt wurde. Dazu sind mehrfach außerhalb solchen Bereiches wohnende Hausbesitzer, als Mithelfer bei Gründung einer unerlaubten Ordensniederlassung, verfolgt worden, weil angenommen wurde, die Verweltlichung der bei ihnen wohnenden Ordensleute sei nur scheinbar, dieselben hätten, durch Wohnen unter einem Dach, ihre Gemeinschaft erneuert! Hiemit kann jedem frühern Ordensmitglied der Aufenthalt in Frankreich unmöglich gemacht werden. Weder im Vereins- noch in irgend einem andern Gesetz ist nämlich der Begriff Orden, Gemeinschaft, Ordensmitglied näher umschrieben, kann es auch kaum sein, da die französische Gesetzgebung keinen Orden als solchen auch nur kennt oder nennt, von Gelübden erst recht nichts weiß; Gerichte und Behörden können daher ganz nach Willkür und Gutdünken einen Verein, eine Hausgenossenschaft als Gemeinschaft, deren Mitglieder als Ordensleute erklären und das Juligesetz auf sie anwenden. Doch haben einige Gerichte die Zumuthung abgelehnt, die Verfolgten müßten den Beweis führen, daß sie keinem Orden angehören. Die Verweltlichung wurde bisher grundsätzlich von den Behörden nicht anerkannt. Denn Combes erklärte dieselbe in Senat und Kammer ausdrücklich nur als Schein. Wenn ein alleinwohnender früherer Ordensmann von einem Schicksalsgenossen besucht wird, wenn Beide zusammen speisen, ist der Beweis des Fortbestandes des Ordens

erbracht, die Verweltlichung wird als Schein erklärt. In Ermangelung eines zweiten verweltlichten Ordensmannes wird der Hauswirth, Zimmervermiether zum Mitglied oder Mitschuldigen der fortdauernden oder neuhergestellten Gemeinschaft erklärt! Das Gesetz über die Verweltlichung ist noch nicht durch den Senat genehmigt. Aber die Genehmigung ist sicher, die Regierung kann also vorgehen, sie ist durch die in der Kammer erfolgte Genehmigung gedeckt, wurde im Senat wie in der Kammer gesagt, von Combes bekräftigt. Wir sind demnach aller Willkür der Regierer preisgegeben, befinden uns in Ausnahmezuständen, in voller Gesetzlosigkeit.

Rabier (Protestant) behauptet in seinem Ausschußbericht für die Ablehnung der Gesuche von 81 lehrenden Frauengemeinschaften um die im Juligesetz vorgesehene gesetzliche Anerkennung im Bausch, es handle sich im Grunde um 55000 Schwestern, die zu den früheren auf das Pflaster geworfen werden sollen. Er bekennt auch die Grundursache der Verfolgung der Ordensleute: „Von dem Kreis der Kenntnisse, welche die Frauengemeinschaften vermitteln (lehren), ist sorgsam all dasjenige ausgeschlossen, was die geistige Befreiung der Frau fördern könnte.“ Geistige Befreiung bedeutet in der Sprache der Radikalen, Socialisten und sonstigen Genossen: Befreiung vom Christenglauben und von der aus demselben fließenden Sittenlehre. Combes rühmte höhnend: „Die Stellung als öffentliche Lehrerin wird immer mehr gewürdigt. Die Gesuche sind immer zahlreicher. Wir können jetzt schon die 3545 Schwestern, die sich noch in öffentlichen Schulen befinden, durch weltliche Lehrerinen ersetzen.“ Der Block, oder wenigstens die dessen Mehrheit bildenden Radikalsocialisten und Socialisten, wollen aber alle Ordensleute, selbst die Krankenpflegenden und Wohlthätigen, ausrotten, vertilgen.

Am 20. Mai legte Combes der Kammer dar: „Die religiöse Politik des Ministeriums hat keinen anderen Zweck, als ehrliche, vollständige Durchführung der Concordatsgesetze. Es ist unmöglich, ein Wort, eine That anzuführen, welche dem Concordat widersprechen. Aber das Concordat, mit den organischen Artikeln als innewohnenden Bestandtheilen, bedingt wechselseitige Pflichten. Der Staat erfüllt die seinigen. Man muß es wissen, daß die

Verantwortung der Kündigung des Concordates, wenn sie sich aufdrängen sollte, denjenigen zufallen würde, welche dasselbe nicht eingehalten. Die Regierung hatte das Recht und die Pflicht, die Kapellen zu schließen, sowie den Ordensleuten die Kanzel zu verbieten. Es ist eine Rückkehr zu den Ueberlieferungen, die man mit Unrecht aufgegeben. Man muß der Regierung Dank wissen, daß sie dieselben neu belebt. Das Concordat weiß nichts von Ordensleuten als Predigern, obgleich der Vatikan die Anerkennung einiger Orden erreichen wollte. Der Ordensmann kann die Rechte anderer Priester nur erlangen, wenn seine Verweltlichung zur Wirklichkeit geworden. Die Regierung wird sich durch Schein und Hinterlist nicht betrügen lassen. Ich bin vorsichtig geworden durch die Weisungen, worin der Vatikan den Ordensleuten empfiehlt, sich zu gedulden, bis ihre Gemeinschaften wieder neu gebildet werden können. Man erhofft den Tag, an welchem, durch eine Bündelung, das gottlose, verfolgungssüchtige Ministerium gestürzt sein wird. . . . . . Alle predigenden Ordensleute sind von dem Geist der Auflehnung und des Trotzes beseelt. Die Verweltlichung der Mitglieder der Gesellschaft Jesu kann nicht anerkannt werden, selbst wenn letztere nicht mehr in Frankreich besteht. Sie kann nur durch Rückkehr in den Heimatsprengel, nie aber am Sitz der Gemeinschaft statthaben. . . . . . Die Regierung besitzt nur ungenügende Waffen, um ihre Rechte zu wahren. Die Berufung wegen Amtsmißbrauch trägt nicht weit. Die Entziehung des Einkommens ist wirksamer, aber die Bischöfe machen sich wenig daraus. Es kann vorkommen, daß sie dieselbe absichtlich ertrotzen wegen des geldlichen Vortheils, den sie dabei finden (indem das Einkommen mehrfach durch freiwillige Gaben ersetzt wird). Bleibt das Gefängniß. Gewiß hätte man das Recht, die aufsässigen Bischöfe gefangen zu setzen, aber es wäre vielleicht nicht klug, ein solches Mittel zu gebrauchen. Die Regierung überläßt es lieber der Oeffentlichkeit, über die Bischöfe zu urtheilen. . . Bis 1876, unter den monarchischen Regierungen, waren die Beziehungen zwischen Kirche und Staat befriedigend. Seit zwanzig Jahren ist es anders geworden. Die Regierung hat den Gedanken der Freiheit herrschen lassen. (Allgemeines Hohngelächter.) Deshalb empörte sich die Geistlichkeit. Sie verband

sich mit den monarchischen Parteien, um die Landesgesetze zu bekämpfen. Bei jedem Anlaß ergehen sich die Würdenträger in Kundgebungen gegen die freiheitlichen Gesetze. . . . Die niedere Geistlichkeit ist von ihrer geistlichen Aufgabe abgekommen, um Dinge und Personen der Regierung herabzusetzen. Wenn es bei den ungenügenden Strafmitteln also fortgeht, wird die öffentliche Meinung zu dem Schluß kommen, daß das Concordat sich überlebt hat. Entweder Trennung von Kirche und Staat, oder gründliche Aenderung der Kirchenpolizei. Die Regierung wird die Rechte des Staates mit unermüdlicher Festigkeit vertheidigen. Sie wird eher abtreten, als einen Zoll zurückweichen bei der herrschenden Frage, besonders was die Fassung der Bullen über die Ernennung der Bischöfe betrifft. Man wird ihre Festigkeit nicht besiegen."

Die Regierung läßt nämlich seit vorigem Jahr zwei Bischöfe nicht ihre Sitze einnehmen, weil die Ernennung die herkömmliche Fassung nobis nominavit besitzt, während die Regierung ein förmliches, ausdrückliches Recht beansprucht, die Bischöfe ohne vorherige Verständigung mit dem Papst zu ernennen. Doch hat sie die Ernennung dreier weiterer Bischöfe noch nicht veröffentlicht, in welche der Papst nicht vorher eingewilligt, auch nicht darob befragt worden war.

Im Senat hat Combes schon früher erklärt, „ich werde bis zum äußersten gehen", nämlich bezüglich der Ordensleute.

In der vorletzten Sitzung (3. Juli) des Senats machte Combes noch einmal seinem Haß gegen die Ordensleute Luft. Es handelte sich um die Anerkennung der von Dom Bosco gestifteten Salesianer, die auch in Frankreich einige (15) Anstalten besitzen.

Bei deren Vertreibung könne man viel Elend mildern mit den 3'700,000 Frcs., welche ihr Grundstück in Paris werth sei. „Keine Gemeinschaft ist weiter, als diese, von dem französischen Ideal entfernt. Ich lasse ihren auswärtigen Ursprung außer Spiel. Aber es ist unbestreitbar, daß die Gründungen Dom Boscos auf Gewinn zielen. Die Gemeinschaft arbeitet nicht für die Kinder, sondern für sich. Doch hat sie sich in den letzten Jahren etwas gemildert, da sie scharf beurtheilt wurde. Der leichte Firniß jüngeren Edelmuthes kann ihr nicht als Ent-

schuldigung dienen. Unter dem Schein der Mildthätigkeit entbehrt sie jeglichen Edelmuthes . . . . ihr Wohlthun deckt Propaganda, politische Zwecke. Die Anstalten der Salesianer setzen sich an Stelle der Thätigkeit des Staates auf einem Gebiete fest, welches ihm gehört, seine erste Pflicht ist. Die kirchlichen Gemeinschaften stehen im Widerspruch, im Gegensatz zu unserer Zeit. Der Glauben, welcher jeden Tag mehr schwindet, macht sie unerklärlich. Der Ordensberuf ist gewöhnlich vom Eigennutz eingegeben. Wenn wir nicht gegen diese schädliche Neigung kämpfen, welche einen Theil unserer Jugend antreibt, dem Kampf des Lebens zu entrinnen, würden wir unsere Pflicht versäumen. Wir bedürfen all unserer Kraft bei dem Wettkampf der Völker."

Der Ausschußberichterstatter behauptet, die Anstalten der Salesianer ließen vieles in gesundheitlicher Hinsicht zu wünschen übrig. Anderntheils richten sie die kleinen Geschäftsleute durch ihren Mitbewerb zu Grunde! Aber, wie sollen die 500 in Paris von ihnen erzogenen Knaben die 100,000 und mehr kleinen Gewerbtreibenden besiegen? Lamarzelle betont, daß von den 350,000 in den Salesianer-Anstalten der verschiedenen Länder erzogenen jungen Leuten kein einziger eine Verurtheilung erlitten hat. Dies ist ja gerade die Ueberlegenheit dieser Anstalten, daß sie ihren Zöglingen feste Grundsätze und Willenskraft beibringen, sie zu tüchtigen Handwerkern oder Ackerbauern ausbilden und dadurch ganz vorzüglich für den Kampf des Lebens ausrüsten. Die Salesianer- und sonstigen von Ordensleuten gegründeten ähnlichen Anstalten bestehen seit Jahrzehnten, selbst Jahrhunderten. Wo sind diejenigen des Staates? Warum ist derselbe auf diesem — nach Combes und allen Kirchenfeinden ihm gehörigen eigenen Gebiet — den Ordensleuten nicht zuvorgekommen? Warum hat er ihnen das Gebiet fast ganz überlassen?

Wie steht es auf dem Gebiet der Schule, auf welches der Neustaat so eifersüchtig ist, daß er es ganz, als Monopol, beansprucht? Nach dem letzten amtlichen Ausweis (1896–1897) kostet der Volksunterricht jährlich 214 Millionen für 4'642,609 Kinder, oder durchschnittlich 246 Frcs. auf jedes Kind. Unter der Republik sind diese Ausgaben um 160 Millionen gestiegen, wogegen Schulgeld (36 Mill.) und Zuschüsse der Gemeinden (etliche 40 Mill.) wegfielen. Die Steigerung wurde besonders

auch durch die Entfernung von etwa 25,000 Ordensleute
den öffentlichen Schulen bewirkt. Die großen Städte,
durch die Verbrauchsteuer gute Einnahmen besitzen, er
keine Zuschüsse für ihre Schulen. Paris steigerte seine
ausgaben von 7 auf etliche 30 Millionen. Die Beschaffu
Schulhäuser, zu welchen der Staat ein Drittel beisteuert,
auf 299 Frcs. für jeden Platz zu stehen.

Trotz ihrer Ausweisung aus den öffentlichen S
besaßen die Ordensleute (1898) mehr Zöglinge als
(1886), nämlich 1'618,457. Diese kosten Staat und Gem
keinen Heller. Werden die Ordensleute vertrieben, wie
Plan liegt, so müssen 87 Millionen mehr ausgegeben w
um diese Kinder in öffentliche Schulen aufzunehmen. Di
schaffung der nöthigen Schulräume und Einrichtungen erf
1388 Millionen, die mit 54 Mill. jährlich verzinst und
werden müssen. Also zusammen eine Steigerung der Aus
um 143 Millionen.

Hauptsächlich wegen des Mitbewerbes der Ordensan
sind die Ausgaben für den Mittel= (Gymnasial= u. s. w.) Unt
unter der Republik von 11 auf 32 Millionen gesteigert w
Bei jeder neuen Forderung wies der Minister stets a
Ordensleute hin, denen man es gleichthun müsse. Bes
wurden auch 3—4000 Freistellen (mit Verpflegung) ges
Dies hat aber die Fortschritte der Ordensschulen nicht aufge
welche jetzt ebenso viele Schüler zählen, als die staatlich
stalten, nämlich 80,000. Sollen alle geistlichen Schulen ges
werden — eine Anzahl sind es schon —, so sind weitere
35 Mill. erforderlich, um die Zöglinge in staatliche An
aufzunehmen. Dazu die Gebäude, Gehaltsteigerungen und
gehälter.

Allein auf dem Gebiete des Unterrichts sind daher 20
lionen Mehrausgaben vorauszusehen, wenn „bis aufs Aeu
gegangen, alle Orden unterdrückt, und die Unterrichtsfreih
geschafft wird. Letzteres wäre ein wuchtiger, folgens
Schlag, wodurch die Vertreibung der Orden noch empfin
werden würde. Denn solange diese Freiheit besteht,
immer noch freie Schulen unter Leitung von Weltgeistlich
Lehrern erhalten bleiben.

Der Culturkampf hat eigentlich damit seinen Anfang gehabt, daß Gambetta (1878) den Arbeitern die 1200 Millionen der Gemeinschaften als Altersversorgung versprach. Deshalb wurde der Besitz der Ordensgemeinschaften seither auch mit Ausnahmesteuern belegt, wohl 4 Millionen das Jahr. Bei Einbringung des Vereinsgesetzes wurde zu dessen Begründung der Besitz der Gemeinschaften nach amtlichen Erhebungen auf 1076 Millionen angegeben. Nach Bestreitung der Unkosten bei der Ausschüttung, Rückgabe der Schenkungen und Stiftungen soll aus dem etwaigen Rest bedürftigen Mitgliedern der aufgelösten Gemeinschaften ein Jahrgeld bezahlt werden. Die bei Auflösung der Gemeinschaften eingesetzten Massenverwalter stießen aber sofort auf ein schweres Hinderniß: die Gebäude, Liegenschaften gehörten nicht den dieselben benützenden Gemeinschaften, was die Behörden doch längst am besten wissen mußten. Die nicht anerkannten Gemeinschaften, um welche es sich vorerst handelt, sind nicht rechtsfähig, können also nichts besitzen. Die von ihnen benützten Liegenschaften sind auf die Namen Dritter, sei es Einzelpersonen oder Gesellschaften, gesetzlich eingetragen. Dieser gesetzliche Eigentümer gehört oft der Gemeinschaft gar nicht an, muß in jedem Fall den vollen Schutz des Gesetzes genießen. Und zwar umsomehr, als alle möglichen Vereine, protestantische Gemeinschaften, Freimaurerlogen u. s. w. ganz in derselben Weise ihr Eigentum besitzen, welches nie angefochten wurde. Das am 1. Juli 1891 eingeführte Vereinsgesetz enthält nun eine Bestimmung, wonach diese gesetzlichen Eigentümer als vorgeschobene Personen betrachtet, ihr Grundstück als Eigentum der darauf wohnenden, dasselbe benützenden Gemeinschaft zu behandeln, also wegzunehmen ist. Aber dieses Verhältniß besteht schon seit Jahrzehnten, selbst Jahrhunderten, da einige Gemeinschaften die Revolution überdauerten und ihren Besitz, wenn auch nur theilweise, retteten. Die Massenverwalter sind daher schon mehrfach gerichtlich gegen die Eigentümer vorgegangen. Bis jetzt liegt noch kein Entscheid vor, kein Gericht hat sich noch ernstlich mit einer solchen Sache befaßt. Bevor aber nicht gerichtlich festgestellt ist, daß eine Liegenschaft oder Fahrhabe wirklich einer laut dem Juligesetz aufgelösten Gemeinschaft gehört, kann dieselbe nicht angegriffen werden. Jedoch hat letzter Tage

XXIX.

Culturkampf, sociale und wirthschaftliche Frage in Frankreich.

Voriges Jahr erließ Combes gleich nach Kammerschluß (Juli) Dekrete, um 2600 von Schwestern geleitete Schulen plötzlich unter Androhung der Gewalt, selbst der Waffenmacht, zu schließen. Dieses Jahr forderte er (im Mai) die Bischöfe zur Schließung der nicht gesetzlich ermächtigten Kapellen auf, wozu jedoch nur wenige die Hand boten, obgleich Combes zugleich ihre Anträge für Gründung nothwendiger neuer Pfarreien erwartete. Die Kapellen der vertriebenen Ordensleute wurden darauf durch die Polizei geschlossen; in Paris mit einem Schlage zwölf, welche sämmtlich in den neueren, entfernten Stadtvierteln sich befinden, wo es an Pfarrkirchen fehlt. Vielfach kam es bei diesen Schließungen zu Zusammenstößen mit dem Volk.

Vor Thorschluß genehmigte die Kammer noch zwei schlimme Verschärfungen des Juligesetzes. Die eine verweist alle durch Auflösung von Ordensniederlassungen entstehenden Rechtshändel an das Gericht, welches die Auflösung und die damit verbundene Ausschüttung des Eigentums verordnet hat. Da ist z. B. ein in Paris sitzender Massenverwalter für das Eigentum aller in Frankreich belegenen Niederlassungen der Jesuiten und anderer Orden eingesetzt. Bei jeder außerhalb Paris belegenen Niederlassung bestellt derselbe einen Vertreter, der mit Hilfe der dortigen Polizei und Gerichte vorgeht. Aber die Eigentümer der von den Jesuiten bewohnten, innegehabten Häuser müssen vor dem Pariser Gericht ihre Sache vertheidigen, dort einen Anwalt beauftragen. Während die Massenverwalter u. s. w. auf

Kosten der beschlagnahmten Habe leben, sind die Eigentümer des Genusses derselben beraubt, auf die Straße geworfen, haben doppelte Unkosten durch Reisen und Vertretung in Paris.

Das zweite Gesetz gebietet: „Vom Augenblick der Schließung einer Ordensniederlassung wird, drei Jahre lang, jede Anstalt im selben oder einem angrenzenden Ort als Ordensniederlassung angesehen und gesetzlich verfolgt, sofern deren Leitung oder Unterricht von einem oder mehreren Mitgliedern der aufgelösten Niederlassung besorgt wird, ausgenommen wenn der Gegenbeweis geführt wird.“ Den verweltlichten Ordensleuten wird also selbst der Aufenthalt in dem Ort oder der Nachbarschaft ihrer früheren Thätigkeit unmöglich gemacht. Mehrfach wurden dieselben mit Gewalt aus den Häusern vertrieben, in welchen sie Aufnahme, Gastfreiheit gefunden. Selbst mehrere Radikale empörten sich gegen diese Bestimmung, welche trotzdem von dem Block genehmigt wurde. Dazu sind mehrfach außerhalb solchen Bereiches wohnende Hausbesitzer, als Mithelfer bei Gründung einer unerlaubten Ordensniederlassung, verfolgt worden, weil angenommen wurde, die Verweltlichung der bei ihnen wohnenden Ordensleute sei nur scheinbar, dieselben hätten, durch Wohnen unter einem Dach, ihre Gemeinschaft erneuert! Hiemit kann jedem frühern Ordensmitglied der Aufenthalt in Frankreich unmöglich gemacht werden. Weder im Vereins- noch in irgend einem andern Gesetz ist nämlich der Begriff Orden, Gemeinschaft, Ordensmitglied näher umschrieben, kann es auch kaum sein, da die französische Gesetzgebung keinen Orden als solchen auch nur kennt oder nennt, von Gelübden erst recht nichts weiß; Gerichte und Behörden können daher ganz nach Willkür und Gutdünken einen Verein, eine Hausgenossenschaft als Gemeinschaft, deren Mitglieder als Ordensleute erklären und das Juligesetz auf sie anwenden. Doch haben einige Gerichte die Zumuthung abgelehnt, die Verfolgten müßten den Beweis führen, daß sie keinem Orden angehören. Die Verweltlichung wurde bisher grundsätzlich von den Behörden nicht anerkannt. Denn Combes erklärte dieselbe in Senat und Kammer ausdrücklich nur als Schein. Wenn ein alleinwohnender früherer Ordensmann von einem Schicksalsgenossen besucht wird, wenn Beide zusammen speisen, ist der Beweis des Fortbestandes des Ordens

erbracht, die Verweltlichung wird als Schein erklärt. In Ermangelung eines zweiten verweltlichten Ordensmannes wird der Hauswirth, Zimmervermiether zum Mitglied oder Mitschuldigen der fortdauernden oder neuhergestellten Gemeinschaft erklärt. Das Gesetz über die Verweltlichung ist noch nicht durch den Senat genehmigt. Aber die Genehmigung ist sicher, die Regierung kann also vorgehen, sie ist durch die in der Kammer erfolgte Genehmigung gedeckt, wurde im Senat wie in der Kammer gesagt, von Combes bekräftigt. Wir sind demnach aller Willkür der Regierer preisgegeben, befinden uns in Ausnahmezuständen, in voller Gesetzlosigkeit.

Rabier (Protestant) behauptet in seinem Ausschußbericht für die Ablehnung der Gesuche von 81 lehrenden Frauengemeinschaften um die im Juligesetz vorgesehene gesetzliche Anerkennung im Bausch, es handle sich im Grunde um 55000 Schwestern, die zu den früheren auf das Pflaster geworfen werden sollen. Er bekennt auch die Grundursache der Verfolgung der Ordensleute: „Von dem Kreis der Kenntnisse, welche die Frauengemeinschaften vermitteln (lehren), ist sorgsam all dasjenige ausgeschlossen, was die geistige Befreiung der Frau fördern könnte.“ Geistige Befreiung bedeutet in der Sprache der Radikalen, Socialisten und sonstigen Genossen: Befreiung vom Christenglauben und von der aus demselben fließenden Sittenlehre. Combes rühmte höhnend: „Die Stellung als öffentliche Lehrerin wird immer mehr gewürdigt. Die Gesuche sind immer zahlreicher. Wir können jetzt schon die 3545 Schwestern, die sich noch in öffentlichen Schulen befinden, durch weltliche Lehrerinen ersetzen.“ Der Block, oder wenigstens die dessen Mehrheit bildenden Radikalsocialisten und Socialisten, wollen aber alle Ordensleute, selbst die Krankenpflegenden und Wohlthätigen, ausrotten, vertilgen.

Am 20. Mai legte Combes der Kammer dar: „Die religiöse Politik des Ministeriums hat keinen anderen Zweck, als ehrliche, vollständige Durchführung der Concordatsgesetze. Es ist unmöglich, ein Wort, eine That anzuführen, welche dem Concordat widersprechen. Aber das Concordat, mit den organischen Artikeln als innewohnenden Bestandtheilen, bedingt wechselseitige Pflichten. Der Staat erfüllt die seinigen. Man muß es wissen, daß die

Verantwortung der Kündigung des Concordates, wenn sie sich aufdrängen sollte, denjenigen zufallen würde, welche dasselbe nicht eingehalten Die Regierung hatte das Recht und die Pflicht, die Kapellen zu schließen, sowie den Ordensleuten die Kanzel zu verbieten. Es ist eine Rückkehr zu den Ueberlieferungen, die man mit Unrecht aufgegeben. Man muß der Regierung Dank wissen, daß sie dieselben neu belebt. Das Concordat weiß nichts von Ordensleuten als Predigern, obgleich der Vatikan die Anerkennung einiger Orden erreichen wollte. Der Ordensmann kann die Rechte anderer Priester nur erlangen, wenn seine Verweltlichung zur Wirklichkeit geworden. Die Regierung wird sich durch Schein und Hinterlist nicht betrügen lassen. Ich bin vorsichtig geworden durch die Weisungen, worin der Vatikan den Ordensleuten empfiehlt, sich zu gedulden, bis ihre Gemeinschaften wieder neu gebildet werden können. Man erhofft den Tag, an welchem, durch eine Bündelung, das gottlose, verfolgungssüchtige Ministerium gestürzt sein wird. . . . . . Alle predigenden Ordensleute sind von dem Geist der Auflehnung und des Trotzes beseelt. Die Verweltlichung der Mitglieder der Gesellschaft Jesu kann nicht anerkannt werden, selbst wenn letztere nicht mehr in Frankreich besteht. Sie kann nur durch Rückkehr in den Heimatsprengel, nie aber am Sitz der Gemeinschaft statthaben. . . . . . Die Regierung besitzt nur ungenügende Waffen, um ihre Rechte zu wahren. Die Berufung wegen Amtsmißbrauch trägt nicht weit. Die Entziehung des Einkommens ist wirksamer, aber die Bischöfe machen sich wenig daraus. Es kann vorkommen, daß sie dieselbe absichtlich ertrotzen wegen des geldlichen Vortheils, den sie dabei finden (indem das Einkommen mehrfach durch freiwillige Gaben ersetzt wird). Bleibt das Gefängniß. Gewiß hätte man das Recht, die aufsässigen Bischöfe gefangen zu setzen, aber es wäre vielleicht nicht klug, ein solches Mittel zu gebrauchen. Die Regierung überläßt es lieber der Oeffentlichkeit, über die Bischöfe zu urtheilen. . . Bis 1876, unter den monarchischen Regierungen, waren die Beziehungen zwischen Kirche und Staat befriedigend. Seit zwanzig Jahren ist es anders geworden. Die Regierung hat den Gedanken der Freiheit herrschen lassen. (Allgemeines Hohngelächter.) Deshalb empörte sich die Geistlichkeit. Sie verband

sich mit den monarchischen Parteien, um die Landesgesetze zu bekämpfen. Bei jedem Anlaß ergehen sich die Würdenträger in Kundgebungen gegen die freiheitlichen Gesetze. . . . Die niedere Geistlichkeit ist von ihrer geistlichen Aufgabe abgekommen, um Dinge und Personen der Regierung herabzusetzen. Wenn es bei den ungenügenden Strafmitteln also fortgeht, wird die öffentliche Meinung zu dem Schluß kommen, daß das Concordat sich überlebt hat. Entweder Trennung von Kirche und Staat, oder gründliche Aenderung der Kirchenpolizei. Die Regierung wird die Rechte des Staates mit unermüdlicher Festigkeit vertheidigen. Sie wird eher abtreten, als einen Zoll zurückweichen bei der herrschenden Frage, besonders was die Fassung der Bullen über die Ernennung der Bischöfe betrifft. Man wird ihre Festigkeit nicht besiegen."

Die Regierung läßt nämlich seit vorigem Jahr zwei Bischöfe nicht ihre Sitze einnehmen, weil die Ernennung die herkömmliche Fassung nobis nominavit besitzt, während die Regierung ein förmliches, ausdrückliches Recht beansprucht, die Bischöfe ohne vorherige Verständigung mit dem Papst zu ernennen. Doch hat sie die Ernennung dreier weiterer Bischöfe noch nicht veröffentlicht, in welche der Papst nicht vorher eingewilligt, auch nicht darob befragt worden war.

Im Senat hat Combes schon früher erklärt, „ich werde bis zum äußersten gehen", nämlich bezüglich der Ordensleute.

In der vorletzten Sitzung (3. Juli) des Senats machte Combes noch einmal seinem Haß gegen die Ordensleute Luft. Es handelte sich um die Anerkennung der von Dom Bosco gestifteten Salesianer, die auch in Frankreich einige (15) Anstalten besitzen.

Bei deren Vertreibung könne man viel Elend mildern mit den 3'700,000 Frcs., welche ihr Grundstück in Paris werth sei „Keine Gemeinschaft ist weiter, als diese, von dem französischen Ideal entfernt. Ich lasse ihren auswärtigen Ursprung außer Spiel. Aber es ist unbestreitbar, daß die Gründungen Dom Boscos auf Gewinn zielen. Die Gemeinschaft arbeitet nicht für die Kinder, sondern für sich. Doch hat sie sich in den letzten Jahren etwas gemildert, da sie scharf beurtheilt wurde. Der leichte Firniß jüngeren Edelmuthes kann ihr nicht als Ent-

schuldigung dienen. Unter dem Schein der Mildthätigkeit entbehrt sie jeglichen Edelmuthes . . . . ihr Wohlthun deckt Propaganda, politische Zwecke. Die Anstalten der Salesianer setzen sich an Stelle der Thätigkeit des Staates auf einem Gebiete fest, welches ihm gehört, seine erste Pflicht ist. Die kirchlichen Gemeinschaften stehen im Widerspruch, im Gegensatz zu unserer Zeit. Der Glauben, welcher jeden Tag mehr schwindet, macht sie unerklärlich. Der Ordensberuf ist gewöhnlich vom Eigennutz eingegeben. Wenn wir nicht gegen diese schädliche Neigung kämpfen, welche einen Theil unserer Jugend antreibt, dem Kampf des Lebens zu entrinnen, würden wir unsere Pflicht versäumen. Wir bedürfen all unserer Kraft bei dem Wettkampf der Völker."

Der Ausschußberichterstatter behauptet, die Anstalten der Salesianer ließen vieles in gesundheitlicher Hinsicht zu wünschen übrig. Anderntheils richten sie die kleinen Geschäftsleute durch ihren Mitbewerb zu Grunde! Aber, wie sollen die 500 in Paris von ihnen erzogenen Knaben die 100,000 und mehr kleinen Gewerbtreibenden besiegen? Lamarzelle betont, daß von den 350,000 in den Salesianer-Anstalten der verschiedenen Länder erzogenen jungen Leuten kein einziger eine Verurtheilung erlitten hat. Dies ist ja gerade die Ueberlegenheit dieser Anstalten, daß sie ihren Zöglingen feste Grundsätze und Willenskraft beibringen, sie zu tüchtigen Handwerkern oder Ackerbauern ausbilden und dadurch ganz vorzüglich für den Kampf des Lebens ausrüsten. Die Salesianer- und sonstigen von Ordensleuten gegründeten ähnlichen Anstalten bestehen seit Jahrzehnten, selbst Jahrhunderten. Wo sind diejenigen des Staates? Warum ist derselbe auf diesem — nach Combes und allen Kirchenfeinden ihm gehörigen eigenen Gebiet — den Ordensleuten nicht zuvorgekommen? Warum hat er ihnen das Gebiet fast ganz überlassen?

Wie steht es auf dem Gebiet der Schule, auf welches der Neustaat so eifersüchtig ist, daß er es ganz, als Monopol, beansprucht? Nach dem letzten amtlichen Ausweis (1896–1897) kostet der Volksunterricht jährlich 214 Millionen für 4'642,609 Kinder, oder durchschnittlich 246 Frcs. auf jedes Kind. Unter der Republik sind diese Ausgaben um 160 Millionen gestiegen, wogegen Schulgeld (36 Mill.) und Zuschüsse der Gemeinden (etliche 40 Mill.) wegfielen. Die Steigerung wurde besonders

auch durch die Entfernung von etwa 25,000 Ordensleuten aus den öffentlichen Schulen bewirkt. Die großen Städte, welche durch die Verbrauchsteuer gute Einnahmen besitzen, erhalten keine Zuschüsse für ihre Schulen. Paris steigerte seine Schulausgaben von 7 auf etliche 30 Millionen. Die Beschaffung der Schulhäuser, zu welchen der Staat ein Drittel beisteuert, kommt auf 299 Frcs. für jeden Platz zu stehen.

Trotz ihrer Ausweisung aus den öffentlichen Schulen besaßen die Ordensleute (1898) mehr Zöglinge als vorher (1886), nämlich 1'618,457. Diese kosten Staat und Gemeinden keinen Heller. Werden die Ordensleute vertrieben, wie es im Plan liegt, so müssen 87 Millionen mehr ausgegeben werden, um diese Kinder in öffentliche Schulen aufzunehmen. Die Beschaffung der nöthigen Schulräume und Einrichtungen erfordert 1388 Millionen, die mit 54 Mill. jährlich verzinst und getilgt werden müssen. Also zusammen eine Steigerung der Ausgaben um 143 Millionen.

Hauptsächlich wegen des Mitbewerbes der Ordensanstalten sind die Ausgaben für den Mittel- (Gymnasial- u. s. w.) Unterricht unter der Republik von 11 auf 32 Millionen gesteigert worden. Bei jeder neuen Forderung wies der Minister stets auf die Ordensleute hin, denen man es gleichthun müsse. Besonders wurden auch 3—4000 Freistellen (mit Verpflegung) geschaffen. Dies hat aber die Fortschritte der Ordensschulen nicht aufgehalten, welche jetzt ebenso viele Schüler zählen, als die staatlichen Anstalten, nämlich 80,000. Sollen alle geistlichen Schulen geschlossen werden — eine Anzahl sind es schon —, so sind weitere 30 bis 35 Mill. erforderlich, um die Zöglinge in staatliche Anstalten aufzunehmen. Dazu die Gebäude, Gehaltsteigerungen und Ruhegehälter.

Allein auf dem Gebiete des Unterrichts sind daher 200 Millionen Mehrausgaben vorauszusehen, wenn „bis aufs Aeußerste“ gegangen, alle Orden unterdrückt, und die Unterrichtsfreiheit abgeschafft wird. Letzteres wäre ein wuchtiger, folgenschwerer Schlag, wodurch die Vertreibung der Orden noch empfindlicher werden würde. Denn solange diese Freiheit besteht, könnten immer noch freie Schulen unter Leitung von Weltgeistlichen und Lehrern erhalten bleiben.

Der Culturkampf hat eigentlich damit seinen Anfang gehabt, daß Gambetta (1878) den Arbeitern die 1200 Millionen der Gemeinschaften als Altersversorgung versprach. Deshalb wurde der Besitz der Ordensgemeinschaften seither auch mit Ausnahmesteuern belegt, wohl 4 Millionen das Jahr. Bei Einbringung des Vereinsgesetzes wurde zu dessen Begründung der Besitz der Gemeinschaften nach amtlichen Erhebungen auf 1076 Millionen angegeben. Nach Bestreitung der Unkosten bei der Ausschüttung, Rückgabe der Schenkungen und Stiftungen soll aus dem etwaigen Rest bedürftigen Mitgliedern der aufgelösten Gemeinschaften ein Jahrgeld bezahlt werden. Die bei Auflösung der Gemeinschaften eingesetzten Massenverwalter stießen aber sofort auf ein schweres Hinderniß: die Gebäude, Liegenschaften gehörten nicht den dieselben benützenden Gemeinschaften, was die Behörden doch längst am besten wissen mußten. Die nicht anerkannten Gemeinschaften, um welche es sich vorerst handelt, sind nicht rechtsfähig, können also nichts besitzen. Die von ihnen benützten Liegenschaften sind auf die Namen Dritter, sei es Einzelpersonen oder Gesellschaften, gesetzlich eingetragen. Dieser gesetzliche Eigentümer gehört oft der Gemeinschaft gar nicht an, muß in jedem Fall den vollen Schutz des Gesetzes genießen. Und zwar umsomehr, als alle möglichen Vereine, protestantische Gemeinschaften, Freimaurerlogen u. s. w. ganz in derselben Weise ihr Eigentum besitzen, welches nie angefochten wurde. Das am 1. Juli 1891 eingeführte Vereinsgesetz enthält nun eine Bestimmung, wonach diese gesetzlichen Eigentümer als vorgeschobene Personen betrachtet, ihr Grundstück als Eigentum der darauf wohnenden, dasselbe benützenden Gemeinschaft zu behandeln, also wegzunehmen ist. Aber dieses Verhältniß besteht schon seit Jahrzehnten, selbst Jahrhunderten, da einige Gemeinschaften die Revolution überdauerten und ihren Besitz, wenn auch nur theilweise, retteten. Die Massenverwalter sind daher schon mehrfach gerichtlich gegen die Eigentümer vorgegangen. Bis jetzt liegt noch kein Entscheid vor, kein Gericht hat sich noch ernstlich mit einer solchen Sache befaßt. Bevor aber nicht gerichtlich festgestellt ist, daß eine Liegenschaft oder Fahrhabe wirklich einer laut dem Juligesetz aufgelösten Gemeinschaft gehört, kann dieselbe nicht angegriffen werden. Jedoch hat letzter Tage

das Pariser Gericht den Einspruch der Kapuziner, Franziskaner u. s. w. gegen die Einsetzung von Massenverwaltern ihres Besitzes abgewiesen, als unstatthaft. Dann steht der Wegnahme desselben nichts mehr im Wege!

Außerdem stellte sich sofort heraus, daß sozusagen alle Liegenschaften der Gemeinschaften mit Grundschulden belastet sind, so daß die genannten 1076 Millionen Liegenschaft auf 800 oder 700 Mill., wahrscheinlich noch weiter herabsinken müssen. Die Massenverwalter, nebst Vertretern und Rechtsanwälten, zehren jetzt schon von der Masse, von dem Eigentum der Gemeinschaften. Die Rechtsstreite werden ein Uebriges kosten, so daß in einzelnen Fällen die Masse nicht ausreichen, die Staatskasse statt Einnahmen nur Ausgaben haben wird, indem sie die Kosten tragen muß. Natürlich hat die Regierung Gelegenheit, manchen ihrer Leute als Massenverwalter, Anwälte u. s. w. hiebei Einnahmen und Gewinn zuzuwenden. Der frühere Minister Millerand (Socialist) hat sich denn auch sofort zum Rechtsanwalt des Massenverwalters der Grande Chartreuse bestellen lassen. Deren Besitz wird freilich auf Millionen geschätzt, aber derselbe hat nie den Karthäusern gehört, sondern der Domherr Rey zu Grenoble ist seit längeren Jahren der gesetzmäßige Besitzer des ihm in durchaus gesetzmäßiger Weise zugekommenen Eigentums. Es wird jedenfalls noch Jahre dauern, bis etwas von dem Besitz der Gemeinschaften flüssig gemacht, in die Hand des Staates kommen und von diesem für die alten Arbeiter verwendet werden kann.

Weil überhaupt nicht viel mit der „Milliarde der Congregationen“ zu rechnen, und um etwas von den vielen seit Jahrzehnten gemachten Verheißungen zu erfüllen, hat die Regierung denn auch ein Gesetz der Altersversorgung der Arbeiter vorgelegt, welches der frühere Handelsminister Millerand schon ausgearbeitet hatte. Dasselbe gewährt den mittellosen, 72 Jahre alten Greisen mindestens 10 Frcs. pro Monat, den nur 65 Jahre alten 8 Frcs. Jedoch ist keinerlei Verpflichtung zu Beiträgen auferlegt, durch welche der Bedürftige sich das Recht zu dieser Unterstützung erkaufen, sichern muß. Besitzt der Greis — Arbeitsunfähige, Unheilbare, Krüppel — ein 60 Frcs. nicht übersteigendes Einkommen, oder eine Rente (durch langjährige Mit-

gliedschaft eines Vereins zu gegenseitiger Unterstützung), so wird nur die Hälfte dieses Ueberschusses auf die 120 Frcs. angerechnet (abgezogen), welche der Staat ihm jährlich zahlt. Leuten, welche drei Kinder bis zum Alter von 16 Jahren erzogen, wird selbst ein eigenes Einkommen von 120 Frcs. nicht auf das Jahrgeld des Staates angerechnet.

Die Versorgung ist also sehr bescheiden. Ein Kundiger berechnet, daß trotzdem dieselbe nahezu eine halbe Milliarde jährlich kosten wird. Andere bringen eine viel niedrigere Summe heraus, alle aber geben zu, die Sache werde theuer zu stehen kommen. Denn es ist immer nur der erste Schritt. Ist die Sache einmal eingeführt, dann werden die Erhöhungen des Jahrgeldes schon folgen. Die Berathung in der Kammer (der Senat wird erst in der Herbsttagung die Sache vornehmen) hat aber wichtige Aufschlüsse über die Wohlthätigkeit der Kirche und die von ihr geweckte Freithätigkeit gebracht. Der Abgeordnete Sibille wies (30. Mai) nach, das Gesetz drohe die freie Wohlthätigkeit zu vernichten, indem es dieselbe heuchlerisch von einem Gebiete vertreibe, auf dem der Staat nicht vermöge, mehr und besser zu wirken. (Mehrere Socialisten: Sie reden wie die Kirche.) Ich weiß nicht, ob ich wie die Kirche rede. Ich bin einfach Freidenker, suche Mittel zur Bekämpfung des Elendes, ohne mich um Bekenntnißfragen zu kümmern. Sie aber wollen nichts von den Hunderten und aber Hunderten Millionen wissen, welche durch freie Wohlthätigkeit den Nothleidenden zugewandt werden. Es wird Sie vielleicht überraschen, daß die bewundernswerthen Kleinen Armenschwestern in ihren Häusern mehr als 18,000 Greise versorgen. (Contant, Dejeante: Sie beuten die Armen aus! Beifall der Socialisten.) Ein amtliches Schriftstück, der Bericht des Oberrathes des Armenwesens, zollt diesen bewundernswerthen Frauen die größte Anerkennung, und ich stimme bei. Diese Schwestern ersparen der Staatskasse mindestens 10 Millionen jährlich. (Dejeante, Contant, Chauvière, Fournier u. s. w. stoßen weitere Lästerungen aus: Die Armenschwestern sind reich!) Brache ruft: „Wenn man solche Anschuldigungen erhebt, muß man sie beweisen.“ Der Präsident muß nachdrücklich eingreifen, um die Socialisten zur Ruhe zu bringen.

Sibille, fortfahrend: In manchen Anstalten, kirchlichen wie

Meinung, das Volk, nicht zu sehr aufgeregt werden darf,
unterdessen — vom Juli ab — 9800 Ordensschulen geschl
werden sollen. Es sind Zweigniederlassungen anerka
Mutterhäuser, denen die nachgesuchte Anerkennung von der
gierung versagt wurde. Die Betroffenen werden nicht so
widerstreben, da sie besorgen müssen, daß auch ihre Mu
häuser geschlossen, ihnen die Anerkennung entzogen w
Zugleich wird gegen die der Predigt und Seelsorge oblieg
65 Männer-Gemeinschaften, mit 251 Niederlassungen
3000 Mitgliedern vorgegangen. Die Gesuche derselben
Anerkennung wurden von der Kammer im Bausch abgel
Da dies dem Wortlaut des Vereinsgesetzes und den bei d
Berathung gemachten Erklärungen nicht entspricht, haben
betroffenen Ordensleute sich an die Gerichte gewandt.
diese entscheiden, Berufung eingelegt und schließlich der h
Gerichtshof entschieden haben wird, kann längere Zeit,
über ein Jahr, hingehen. Deßhalb wird jetzt ein an
Weg eingeschlagen. Der von der Regierung gesetzte Ma
verwalter beantragt Ausweisung der Ordensleute, weil dies
die Instandhaltung ihrer Gebäude vernachlässigen. Le
beansprucht nämlich der Staat, muß also einer Schädi
derselben vorbeugen, folglich dieselben in Besitz nehmen.
sollen, laut Juligesetz, zu Geld gemacht, mit diesem die Gläu
befriedigt, die Stiftungen zurückerstattet, die Kosten der
schüttung und Verwaltung bestritten werden. Bleibt noch e
übrig, so können den bedürftigen, arbeitsunfähigen Mitglieder
aufgelösten Gemeinschaft daraus Unterstützungen gewährt we
Es haben sich auch schon Richter gefunden, welche die M
verwalter zur Besitznahme der Klostergebäude ermächtigt h
Die Ordensleute jedoch weichen nur der Gewalt, so da
Waffenmacht gegen sie gebraucht werden muß. Dagegen
die Gerichte nicht eingewilligt, die auf den Liegenschafte
Ordensleute ruhenden Grundschulden als verfallen zu erkl
Die Schulen der Männer-Gemeinschaften, denen die Anerken
versagt worden, wuden mit Ende des Schuljahres (Juli
schlossen. Einzelne dürfte man mit weltlichen Lehrkr
fortzusetzen suchen. Von den meist schon voriges

geschlossenen 3000 Mädchenschulen sind etwa 1500 mit weltlichen Lehrerinen fortgesetzt worden. Wegen der Häuser und des Besitzes dieser schon geschlossenen oder noch zu schließenden männlichen und weiblichen Ordensschulen werden sich allenfalls noch Rechtsstreitigkeiten entwickeln.

Trotzdem sie alle Mittel der Vertheidigung, des Widerstandes erschöpfen wollen, beginnen die Orden, denen die Anerkennung versagt wurde, allenthalben mit der Auswanderung. Es ergaben sich dabei auch manche Anknüpfungen. Benediktiner und Schwestern aus der Bretagne haben sich in Wales angesiedelt und Schulen eröffnet. Ihre bretagnische Sprache ist so nahe mit der wallisischen (gaelischen) verwandt, daß sie diese in kurzer Zeit vollkommen beherrschen, sich von Anbeginn hinreichend verständigen konnten. Es stellt sich übrigens nun auch heraus, daß diejenigen am klügsten thaten, welche die Anerkennung nicht nachsuchten, sondern auswanderten: Jesuiten, Benediktiner, Karthäuser, Karmelitinen u. s. w. Sie konnten ihre Habe sichern, sind aller Scherereien überhoben. Die Regierung hat wohl Massenverwalter ernannt, aber diese stoßen auf Personen, Besitzgesellschaften, welche schon seit Jahrzehnten Eigenthümer der Liegenhabe, also unangreifbar sind.

Combes trat in der Kammer für das Cultusbudget und gegen den Antrag auf Trennung von Kirche und Staat ein, welcher dann auch abgelehnt wurde, da auch dreißig Mitglieder des Blockes dagegenstimmten, andere sich enthielten. Hier wäre also ein Halt in der Verfolgung. Jedoch ist solches noch keine Gewähr. Die Kugel ist im Rollen, vielleicht schon so sehr, daß es kaum möglich erscheint sie aufzuhalten. Combes kann überrannt werden, die äußersten Parteien, Socialisten und Radikalsocialisten bilden seine Kerntruppe, treiben ihn an. Er hat immer die zahlreichste Mehrheit hinter sich, wenn er am heftigsten gegen die Kirche, ihre Anstalten, Bischöfe und Ordensleute loslegt. Die führenden Blätter — Lanterne, Aurore, Rappel, Petite Republique, Action, Radical u. s. w. — erklären oft genug: „Erst die nicht anerkannten, dann die anerkannten Orden, erst die lehrenden, dann die krankenpflegenden Brüder und Schwestern, dann die Weltgeistlichen, Schließung der

Meinung, das Volk, nicht zu sehr aufgeregt werden darf, weil unterdessen — vom Juli ab — 9800 Ordensschulen geschlossen werden sollen. Es sind Zweigniederlassungen anerkannter Mutterhäuser, denen die nachgesuchte Anerkennung von der Regierung versagt wurde. Die Betroffenen werden nicht so sehr widerstreben, da sie besorgen müssen, daß auch ihre Mutterhäuser geschlossen, ihnen die Anerkennung entzogen werde. Zugleich wird gegen die der Predigt und Seelsorge obliegenden 65 Männer-Gemeinschaften, mit 251 Niederlassungen und 3000 Mitgliedern vorgegangen. Die Gesuche derselben um Anerkennung wurden von der Kammer im Bausch abgelehnt. Da dies dem Wortlaut des Vereinsgesetzes und den bei dessen Berathung gemachten Erklärungen nicht entspricht, haben die betroffenen Ordensleute sich an die Gerichte gewandt. Bis diese entscheiden, Berufung eingelegt und schließlich der höchste Gerichtshof entschieden haben wird, kann längere Zeit, selbst über ein Jahr, hingehen. Deßhalb wird jetzt ein anderer Weg eingeschlagen. Der von der Regierung gesetzte Massenverwalter beantragt Ausweisung der Ordensleute, weil dieselben die Instandhaltung ihrer Gebäude vernachlässigen. Letztere beansprucht nämlich der Staat, muß also einer Schädigung derselben vorbeugen, folglich dieselben in Besitz nehmen. Sie sollen, laut Juligesetz, zu Geld gemacht, mit diesem die Gläubiger befriedigt, die Stiftungen zurückerstattet, die Kosten der Ausschüttung und Verwaltung bestritten werden. Bleibt noch etwas übrig, so können den bedürftigen, arbeitsunfähigen Mitgliedern der aufgelösten Gemeinschaft daraus Unterstützungen gewährt werden. Es haben sich auch schon Richter gefunden, welche die Massenverwalter zur Besitznahme der Klostergebäude ermächtigt haben. Die Ordensleute jedoch weichen nur der Gewalt, so daß die Waffenmacht gegen sie gebraucht werden muß. Dagegen haben die Gerichte nicht eingewilligt, die auf den Liegenschaften der Ordensleute ruhenden Grundschulden als verfallen zu erklären. Die Schulen der Männer-Gemeinschaften, denen die Anerkennung versagt worden, wuden mit Ende des Schuljahres (Juli) geschlossen. Einzelne dürfte man mit weltlichen Lehrkräften fortzusetzen suchen. Von den meist schon voriges Jahr

(1882) Millionen. Die seither noch jeden Tag von den Radikalen und Socialisten als Missethäter-Bande gebrandmarkte Nationalversammlung hat also doch die Hauptaufgabe einer jeden Regierung erfüllt, sie sorgte für Frieden und Beruhigung, bedrängte die Kirche nicht und hat doch wohl etwas zu dem damaligen wirthschaftlichen Aufschwung beigetragen. Frankreich bietet also, wenn auch in umgekehrter Folge, dasselbe Beispiel wie Deutschland: dieses hat mit dem Culturkampf einen beispiellosen wirthschaftlichen Niedergang und Katzenjammer durchmachen müssen, bei dem in einem Jahre (1882) bis 220,000 Menschen auswanderten, während mit dem Aufhören des Culturkampfes ein Aufschwung beginnt, wie er ähnlich nur in vorlutherischer Zeit zu finden sein dürfte. Die Auswanderung ist auf 20–25,000 Seelen gesunken, was bei 700 bis 850,000 Köpfen natürlicher Mehrung nichts bedeutet, besonders da eine namhafte Einwanderung statthat und 800,000 Ausländer im neuen Reiche leben.

XXX
Die württembergische Steuerreform.

Der 17. Juli hat dem Schwabenland neue Steuergesetze gebracht, die nicht allein wegen des Umstandes, daß achtjährige Arbeit zum Gelingen nöthig war, eine Besprechung an dieser Stelle verdienen, sondern in erster Linie deßhalb, weil sie in ganz hervorragender Weise von socialem Verständniß getragen sind. Die „katholische Rückständigkeit“ hat hier ein Meisterwerk geschaffen; denn mit vollem Recht wird dasselbe in den Tagesblättern als eine „Lex Gröber“ bezeichnet. Ohne dessen unausgesetzte Bemühungen und ohne dessen eminentes parlamentarisch diplomatisches Geschick könnte Württemberg auf das Zustandekommen der Steuerreform noch ebenso lange warten wie die jungen Socialdemokraten auf den Zukunftsstaat. Während aber ein früherer Referent in Steuergesetzen (der spätere Minister Schmid) per catastera ad astra gestiegen ist, kommt in dem ehemaligen „protestantischen Kirchenstaat“ — so nennt Minister Golther Altwürttemberg — der verdiente Centrumsführer nicht eine Sekunde in die Verlegenheit, ob er ein höheres Staatsamt annehmen oder ablehnen soll. Eine schlaue Regierung könnte ja hiedurch die erste parlamentarische Kraft des Landes lahmlegen! Doch zur Arbeit ist das Centrum noch immer und überall willkommen gewesen; den Hafer erhalten dann andere.

Eine Reform der gesammten Steuergesetzgebung war absolut nothwendig, da diese fast durchweg auf dem alten und veralteten System der Ertragssteuern ruhte und so fast gar keine Anpassungsfähigkeit an die Leistungsfähigkeit des Einzelnen gestattete, keinen

Schuldenzinsenabzug ermöglichte, die namentlich in der Landwirthschaft seit Anlegung der Kataster total veränderten Verhältnisse nicht berücksichtigte u. s. w. Alle in Betracht kommenden Faktoren waren auch vom Anfang an über die Reformbedürftigkeit einig und wenn es trotzdem 8 Jahre dauerte, bis das neue Werk das Tageslicht erblickte, so beweist dies nur, wie schwierig es ist, neue Steuergesetze zu schaffen, da die Empfindlichkeit des Portemonnaies eine sehr große ist. Während dieser 8 Jahre thürmten sich oftmals anscheinend unüberwindliche Hindernisse zwischen der Kammer der Standesherren und der Abgeordnetenkammer auf; die socialen Gesichtspunkte der letzteren aber eroberten sich Schritt für Schritt weiter Land und so entsprang der parlamentarischen Werkstätte zwar kein ideales Steuergesetz — Steuergesetze können überhaupt nicht ideal sein — wohl aber ein Gesetz, das mit Fug und Recht sich als das erste, social gerechteste und freisinnigste aller deutschen, ja europäischen Steuergesetze bezeichnen darf. Der größte Fortschritt liegt auf dem Gebiet der Staatssteuer, während bei der communalen Steuergesetzgebung es sich mehr um die Anpassung an die staatliche handelte, doch erreichte auch hier der sociale Gedanke einige schöne Erfolge.

I. Die staatliche Steuergesetzgebung.

Die der Reform unterworfenen Steuern sind: die Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer, sowie die Dienst- und Berufseinkommensteuer nebst der Kapitalsteuer. Als neue Steuer, die den Rückgrat der gesammten Reform darstellt, wurde die allgemeine progressive Einkommensteuer, die die Einkommen jeder Art erfaßt, geschaffen; die Dienst- und Berufseinkommensteuer fällt dadurch von selbst weg; die Sätze der Kapitalsteuer sind zu ermäßigen. Eine nicht leichte Frage war die: was beginnt man mit der Ertragssteuer? welche Steuer soll neben der Einkommensteuer als Ergänzungssteuer laufen? Obwohl der Redner der Volkspartei die gleichzeitige Schaffung einer Vermögenssteuer im Jahre 1895 noch als unmöglich, ja einen „Sprung in's Dunkle“ bezeichnet hatte, muthete dieselbe Partei Regierung und Ständen im Jahre 1900 zu, diesen Sprung zu machen. Das Centrum verhielt sich namentlich

deßhalb ablehnend, weil nur das Schlagwort Vermögenssteu
aufgeworfen wurde, aber kein näherer Plan. Die Klagen d
preußischen Landwirthschaft über die dortige Vermögenssteu
sind auch nicht ermunternd, da man dem Bauer jede Henne a
Vermögen nachrechnen kann; der Großkapitalist ist hier vi
lustiger. So wurde denn auch beschlossen, diese Ertragssteu
auf eine Reihe von Jahren noch bestehen zu lassen, aber
verminderter Höhe. An dem Gewerbekataster sind Abzüge vo
40—60 % gestattet, da hier der persönliche Arbeitsverdie
ausscheidet; die Steuer auf Grund und Gebäude wurde u
1/3 ermäßigt und auf Antrag des Centrums an den landwirt
schaftlichen Katastern mit Ausnahme der Waldungen ein Abz
von 20 % gestattet, um den veränderten Verhältnissen Rechnun
zu tragen.

Die allgemeine progressive Einkommensteu
ist ein ganz modern sociales Werk mit geringer Steuer f
die wirthschaftlich Kleinen, Schonung des Mittelstandes u
Steigerung des Steuersatzes für die Großen bis zu einer Höh
die sonst kein deutscher Staat aufweist. Sämmtliche Einkomm
unter 500 Mark sind überhaupt steuerfrei; dazu tritt aber d
Vergünstigung, daß verheiratete Steuerpflichtige mit 1 od
2 Kindern unter 15 Jahren und weniger als 2000 Mark Ei
kommen, um eine Steuerstufe niedriger angesetzt werden; si
3 und mehr Kinder da, so kommen 2 Steuerstufen weg; f
letztere Fälle ist das steuerfreie Einkommen 800 Mark. Ab
auch Steuerpflichtige zwischen 2000 und 3200 Mark werd
eine Steuerstufe niedriger veranlagt, wenn sie 3 und me
Kinder haben. Treten aber bei einem Steuerpflichtigen unt
5000 Mark Einkommen noch „besondere, die Leistungsfähigk
wesentlich beeinträchtigende Verhältnisse" (außergewöhnliche B
lastung durch Erziehung der Kinder, Unterhalt mittelloser A
gehöriger, Krankheit, Unglücksfälle u. s. w.) hinzu, so kann er ei
weitere Vergünstigung um 3 Stufen beanspruchen, so daß f
das steuerfreie Einkommen auf 1400 Mark erhöht oder z.
ein Steuerpflichtiger mit 2000 Mark nur nach dem Tarif v
1100 Mark zur Steuer herangezogen wird. Der Steuerta
selbst beginnt mit äußerst niedrigen Sätzen; er umfaßt v
500 bis 5000 Mark je Stufen von 150 Mark, von da b

7000 Mark solche von 200 Mark, bis 10,000 Mark von 300 Mark, bis 15,000 Mark von 500 Mark, bis 30,000 Mark von 1000 Mark, bis 60,000 Mark von 5000 Mark, bis 200,000 und mehr Mark von 10,000 Mark. So gestaltet sich die Steuer folgendermaßen:

Einkommen	Steuer
500— 650 M.	2 M.
650— 800 M.	3 M.
800— 950 M.	4 M.
950—1100 M.	5 M.
1100—1250 M.	7 M.
1250—1400 M.	9 M.
1400—1550 M.	11 M.
1550—1700 M.	13 M.
1700—1850 M.	16 M.

Bei 2000 Mark wird sodann 1 % erhoben, bei 3200 Mark 1½ %, bei 4000 Mark 2 %, bei 5400 Mark 2,5 %, bei 7000 Mark 3 %, bei 10,000 Mark 3,4 %, bei 20,000 Mark 3,72 %, bei 30,000 Mark 4 %, bei 50,000 Mark 4,15 %, bei 100,000 Mark 4,50 %, bei 150,000 Mark 4,75 % und bei 200 000 Mark und mehr 5 %. Die Kammer der Standesherren hatte an diesem hohen Tarif keine besondere Freude; sie machte ihre Zustimmung zu demselben von einer politischen Machterweiterung abhängig. Während seit 1819 die Abgeordnetenkammer für sich allein das Recht hatte, in Verbindung mit der Regierung die Steuersätze festzustellen, forderte nun die erste Kammer, daß eine einseitige Erhöhung dieser Einheitssätze der Einkommensteuer der ordentlichen Gesetzgebung, in der beide Kammern coordinirt sind, vorbehalten sei. Im Jahre 1899 scheiterte die gesammte Reform an dieser Forderung des erweiterten Budgetrechts; diesmal gaben die Freisinnigen nach und das Werk konnte marschiren. Steuerfreiheiten sind sowohl für sociale wie kirchliche Institute vorgesehen; zu den ersteren gehört die Steuerfreiheit der Pensionsanstalten der Beamten und Bediensteten, der Krankenkassen, Berufsgenossenschaften und Versicherungsanstalten, der öffentlichen Unterrichts- und Erziehungsanstalten, der Stiftungen für milde Zwecke und der Sparkasseneinlagen. Ein heftiger Kampf tobte um die Steuerfreiheiten für kirchliche Zwecke; die „Stiftungen für gottes-

dienstliche Zwecke" wurden ohne wesentliche Bedenken auch vo
der liberalen Seite für steuerfrei erklärt; aber den zähest
Widerspruch setzte diese der Steuerfreiheit der „allgemeine
kirchlichen Fonds" entgegen. Hiezu gehört in erster Linie d
in diesen Blättern früher schon viel genannte[1]) katholisch
Interkalarfonds mit seinem Vermögen von $2^1/_2$ Millione
Mark. Steuerfreiheit für diesen ist nur ein Akt der Gerechtigke
und eine winzig kleine Abschlagszahlung des Staates für d
vielen und großen Ausgaben, die der Interkalarfonds, ei
reines Kirchenvermögen unter staatlicher Verwaltung, seit Jahre
an Stelle des Staates geleistet hat und noch leistet. Auch lä
es sich social rechtfertigen, da dieser namentlich arme Ge
meinden im Bau von Gotteshäusern unterstützt. Aber diese
„größte Bankinstitut des Landes" hätten dieselben Leute
ungemein gerne gerupft, die den Aktionären gestatteten, da
sie von ihren Dividenden nur den Theil zu versteuern habe
der höher als 3 % ihres Aktienkapitals ist, da das Gesamm
einkommen der Aktiengesellschaften schon versteuert werde un
sonst eine Doppelbesteuerung eintreten würde, während do
der Gesammtreingewinn aus einem Gewerbebetriebe und d
Theildividende ein Kapitaleinkommen ist. Da aber die Kamme
der Standesherren in Sachen des Interkalarfonds nicht nachgab
so fand sich schließlich auch in der Abgeordnetenkammer ein
Mehrheit für Steuerfreiheit.

Die Abzüge, die an dem Jahreseinkommen gemach
werden dürfen, bekunden großes sociales Verständniß; wi
nennen hier nur: die zur Sicherung, Erwerbung und Er
haltung des Einkommens verwendeten Ausgaben (Betrieb
und Geschäftsunkosten, Prämien für Haftpflichtversicherun
Lohn für im Betriebe stehende Familienangehörige mit Aus
nahme der Ehefrau), die jährlichen Abnutzungen und Ab
schreibungen; die staatlichen Steuern ohne die Einkomme
steuer selbst, die Beiträge zu Kranken-, Unfall, Invaliden
versicherungs-, Wittwen-, Waisen- und Pensionskassen. A
hervorstechendste Errungenschaft aber ist hier der Abzug d

1) Jahrgang 1853, Band 32.

Schuldenzinsen anzusehen; was dies allein für die Landwirthschaft bedeutet, sagt uns die Verschuldungssumme derselben von rund 500 Millionen Mark mit jährlich 20—25 Millionen Zinsen, die mitversteuert werden mußten! So zeigt sich überall sociale Gerechtigkeit.

Das gesammte Verfahren der Steuer-Einschätzung, -Beschwerde und -Erhebung ist ein ungemein liberales und freisinniges. Die mit Recht nicht genehmen staatlichen „Steuertiger" sind stark in die Ecke gedrängt, während das Laienelement vorherrscht. Für sämmtliche Steuerpflichtige besteht das Recht der Abgabe einer eigenen Steuererklärung, solche mit mehr als 2600 Mk. Jahreseinkommen sind hiezu aufzufordern. Diese Selbsteinschätzung wird sodann von der Einschätzungscommission nachgeprüft; in dieser sitzt nur ein einziger staatlicher Beamter und neben ihm 1–3 Ortsschätzer und ebensoviele Bezirksschätzer, je nach der Größe der Gemeinden. Diese Laienschätzer werden jedoch nicht von der Regierung ernannt; die Ortsschätzer wählt der Gemeinderath, die Bezirksschätzer werden von der Amtsversammlung vorgeschlagen. Bei jeder Beweisaufnahme der Einschätzungscommission hat der Steuerpflichtige das Recht der Anwesenheit; die Sachverständigen sollen nach seinem Vorschlag gewählt werden; wird die Richtigkeit der Selbsteinschätzung bezweifelt, so ist dies mit Gründen zu belegen. Gegen das Gesammtergebniß der Einschätzung steht dem Steuerzahler das Recht der Beschwerde zu; über diese entscheidet in erster Linie eine Commission, die sich aus 3 höheren Steuerbeamten und 4 Landesschätzern, welche aus der Reihe der Bezirksschätzer zu nehmen sind, zusammensetzt. Der Beschwerdeführer kann seine Sache vor dieser Commission auch mündlich vertreten, neue Thatsachen und neue Beweismittel vorführen, Einsichtnahme in die Akten verlangen für den Fall der Ablehnung einer Begründung. Die Beschwerde geht dann weiter an das Finanzministerium und zuletzt an den Verwaltungsgerichtshof. Die Frage der Steuererhebung wurde lange heiß umstritten; es ist nämlich ein Jahrhunderte altes Privileg der Gemeinden, daß sie auch die Staatssteuer einziehen und abliefern. Der Staat ist hiebei gut gefahren, indem die Haftbarkeit der Gemeinden ihm den vollen Betrag sicherte. Diese Art des Steuereinzuges

enthielt aber gleichzeitig eine Garantie gegen rigorose Eintreibung, da die Gemeinde länger stunden kann als ein Beamter, der hiedurch sich nur seine Carriere verderben würde; auch haben, namentlich in ländlichen Gemeinden, sehr viele Steuerzahler eine Gegenrechnung an die Gemeinde. Diese Gründe veranlaßten das Centrum, an dem Gemeindeeinzug festzuhalten, während erste Kammer und Regierung dem Staate dieses Geschäft übertragen wollten. So entstand das Compromiß: Der Einzug erfolgt durch die Staatssteuerbehörden, in denjenigen Gemeinden aber, die sich hiezu bereit erklären, im Auftrage des Staates durch die Gemeinde; wo der Sitz eines staatlichen Steueramtes ist, besorgt dieses den Steuereinzug. Den Gemeinden wird für den Einzug eine kleine Entschädigung zu theil. Die Strafbestimmungen sind scharf, aber gerecht, besonders angesichts des liberalen Einschätzungsverfahrens. Steuerdefraudation wird mit dem 7–10fachen Betrag der gefährdeten Abgabe bestraft; die Verjährung tritt erst nach 10 Jahren ein, für Erben eines Defraudanten nach 5. Erfolgt Selbstanzeige, so sind nur die Steuern der letzten drei Jahre nachzuzahlen; eine Strafe tritt aber nicht ein. Das Gesetz selbst tritt mit dem 1. April 1905 in Kraft; durch königliche Verordnung kann dieser Termin auf 1. April 1904 vorgerückt werden.

II. Die Gemeindebesteuerung.

Auf diesem Gebiete handelte es sich in erster Linie um Anpassung an die neuen Staatssteuergesetze; ganz neue Steuerarten wurden nicht geschaffen. Die von der Regierung vorgeschlagene Lustbarkeitsabgabe fand kein Gefallen; das Centrum beantragte eine Luxussteuer (Automobile, Fahrräder, Rennpferde u. s. w.), konnte aber nichts erreichen. Am schärfsten sprach sich gegen diese die Socialdemokratie aus, just wie in der Zolltarifscommission bei den Luxuszöllen. So wurden als Gemeindesteuern festgelegt: 1. Umlage auf Grundeigentum, Gebäude und Gewerbe; 2. Kapitalsteuer; 3. Einkommensteuer; 4. Wohnsteuer; 5. Verbrauchsabgaben; 6. Grundstückumsatzsteuer; 7. Hundeabgabe. Die erste dieser Steuern erhielt eine Ausdehnung in doppelter Weise: durch Einführung einer Bauplatzsteuer und der Waarenhaussteuer. Die Bauplatzsteuer

die in erster Linie für große Gemeinden in Betracht kommt, wird in Form einer Werthzuwachssteuer erhoben und gibt den Gemeinden auch einen Theil des Gewinnes, der in sehr vielen Fällen lediglich auf die Gestaltung des Stadtbauplanes, Anlegung von Straßen und Kanalisationen u. s. w. zurückzuführen ist. Die Waarenhaussteuer hatte ein wechselreiches Schicksal; das Centrum forderte sie als obligatorische Steuer; Regierung und erste Kammer wollten sie nur fakultativ einführen; doch siegte nach langem Kampfe die Anschauung des Centrums Die Gemeindeeinkommensteuer ist ein Zuschlag auf die staatliche Einkommensteuer, der aber im Höchstsatz nur 50 % der Staatssteuer betragen darf. Gemeinden mit 2 % Umlage auf Grund, Gebäude und Gewerbe erhalten das Recht zur Erhebung auf diese Steuer; ist die Umlage höher als 6 %, so sind sie hiezu verpflichtet. Ebenso ist es bei der Wohnsteuer, die für einen Mann 2 Mk., für eine selbständige Frauensperson 1 Mk. beträgt. Von den Verbrauchsabgaben darf die Fleischsteuer nur noch bis 31. März 1903 erhoben, in der Zwischenzeit aber nirgends mehr neu eingeführt werden. Die Abgaben auf Bier, Gas und Elektricität erfahren keine solche Beschränkung. Die Hundeabgabe, die 8 – 20 Mk. betragen darf, ist nun ganz der Gemeinde zugewiesen worden.

Sämmtliche Steuergesetze sind in der Kammer der Standesherren einstimmig, in der Abgeordnetenkammer mit erdrückender Mehrheit angenommen worden; neben einem fast altersschwachen Ritter stimmten nur die Socialdemokraten gegen das Gesetz, dabei in den Fußstapfen von Karl Marx wandelnd und die „Ueberstrumpfungspolitik“ befolgend. Der bayerische Genosse von Vollmar hat schon 1891 diese Politik als eine „Politik von Kindern“ bezeichnet, womit er auch das Verhalten seiner württembergischen Gesinnungsgenossen verurtheilte. Möge das so mühsam errungene Werk zum Segen des Landes sich gestalten!

Stuttgart im Juli 1903. M. Erzberger.

XXXI.

Ein russisches Urtheil über die Expansion der französischen Nation.[1]

Der durch zahlreiche social-politische Schriften bekannte Novicow stellt folgende für manchen Forscher parador klingende These auf: „Die Zahl der Franzosen am Ende des 20. Jahrhunderts wird sich auf ungefähr 100 Millionen belaufen, in den französischen Kolonien werden höchst wahrscheinlich 200 Millionen die französische Sprache sprechen; außerdem ist es fast sicher, daß 4 Millionen Europäer, die der Elite angehören, sich für alle höheren Zwecke des Französischen bedienen und theilweise Franzosen werden". Wer an die überlegene That- und Lebenskraft der germanischen Nationen gegenüber den romanischen glaubt, wem die ungeheure kulturelle Ueberlegenheit der germanischen über die romanischen Völker eine ausgemachte Wahrheit ist, wird ungläubig den Kopf schütteln, der Forscher aber wird die vorgebrachten Beweise sorgfältig prüfen und die Gründe abwägen. Die Zahl der Geburten hat seit Ludwig XVI. stetig abgenommen und ist von 39 % auf 24 % herabgesunken, auch in England, Deutschland, Belgien nimmt man ein ähnliches Sinken wahr. Die Geburten haben zwischen 1874—92 um rund 6, 4½, 4 % abgenommen, während in Frankreich die Bevöl-

---

1) Novicow, J. L'Expansion de la Nationalité Française. Coup d'oeil sur L'avenir p. 216. Paris, Librairie A. Colin, 1903.

kerung voraussichtlich in der Zukunft steigen wird, wird sie in den oben erwähnten Ländern fallen, entweder weil das Land seine Bewohner nicht nähren kann, oder weil dieselben nicht auswandern wollen. Die Lage Frankreichs ist eine weit günstigere, weil die französischen Kolonien sich für Besiedelung durch Weiße weit besser eignen als die deutschen und die meisten englischen, überdies von der Heimat weit weniger entfernt sind. Wie wir anderswo gezeigt haben, können die modernen Engländer ihre Abneigung gegen die Einsamkeit des Landlebens und den Ackerbau nicht überwinden und haben nur Lust zu Bergwerkarbeit, Gewerbe und Handel; dagegen haben die Franzosen sich von ihrer übertriebenen Anhänglichkeit an die Heimat frei gemacht und als Siedler in Algier und Tunis Tüchtiges geleistet. Der Bann ist gebrochen, viele werden künftighin den Wohlstand im Ausland den beschränkten Verhältnissen zu Hause vorziehen. Ueber die Zahl und die Beschäftigungen der Franzosen im Ausland kursieren manche Irrtümer, sie sind weit zahlreicher als man annimmt und weit verträglicher als die Engländer, die, wenn sie in größerer Zahl beisammen sind, sofort Cliquen bilden. Ihre Beschäftigungen im Ausland als Sprachlehrer, Gouvernanten, Köche, Friseure verleihen ihnen ein gewisses Ansehen, das sie durch ihr savoir faire erhöhen. Die großen Niederlagen des Jahres 1870 haben mit manchen Vorurtheilen unter den besseren Klassen aufgeräumt und zum Studium der politischen und sozialen Verhältnisse des Auslandes angeregt. Die von Colin, Fontemoing, Alcan ꝛc veröffentlichten Bücher und zahlreiche Zeitschriften bekunden eine seltene Beobachtungsgabe und ein gesundes Urteil ihrer Verfasser, und haben auch unter den niederen Klassen viel Licht verbreitet.

Dank ihren weisen Lehren habe die Regierung, die von ihr bestellten Beamten und die Kolonisten manche Fehler ihrer Vorgänger vermieden. Die von Engländern ‚ad nauseam' wiederholte Behauptung, die Franzosen seien keine guten Kolonisten, ist einfach lächerlich, denn letztere haben die Sympathie und das Anempfindungsvermögen, durch welche Fremde angezogen werden, vor den Engländern voraus. Es ist richtig,

eine Handvoll Engländer verwaltet und regiert große Bezirke mit Hilfe einiger eingeborenen Unterbeamten; aber das französische System hat den Vortheil, daß die zahlreichen sehr mäßig bezahlten Beamten mit den Eingeborenen auf freundlichem Fuß stehen und sie gewinnen, während der gut bezahlte Engländer dieselben abstößt. Die englischen Beamten bilden eine aristokratische Kaste und sind darum der Gegenstand des Hasses für die Eingeborenen, der französische ist ein kleiner Mann, der keinen Neid erregt. Während die englischen Kolonien verarmt sind, die Unterthanen die schweren Lasten nicht erschwingen können, leben die hohen englischen Beamten in Saus und Braus. Da die Engländer nicht einmal nach Canada und Australien Siedler zu senden vermögen, ist es höchst unwahrscheinlich, daß das englische Element in den tropischen oder halb tropischen Gegenden zunehmen werde; hörten sie auf, Herren von Indien zu sein, so würde ihre Sprache verschwinden, denn nur die Sprache erhält sich, die geliebt wird. Infolge des Mangels an Volksschulen ist nur ein geringer Bruchtheil der Hindus und anderer Eingeborenen mit der englischen Sprache bekannt.

Ist es möglich, ja wahrscheinlich, daß sowohl in dem Vereinigten Königreich Großbritannien als in den Vereinigten Staaten neben der englischen noch andere Sprachen, wie die slavische, öffentliche Geltung erlangen, dann ist ein Wachstum der englischen Sprache ausgeschlossen, da weder die deutsche noch die englische in den Vereinigten Staaten seßhafte Rasse sich mit der slavischen oder lateinischen Rasse an Kinderreichtum messen kann. Das Wachstum der Bevölkerung ist überhaupt so vielen Schwankungen unterworfen, daß jede Berechnung problematisch ist. Wir glauben jedoch, daß die Vermehrung von 2 Millionen Canadier um das Zwanzigfache innerhalb eines Jahrhunderts wahrscheinlich ist. Die Zahl 40'000,000 Seelen für Amerika, 45 Mill. für Europa, 3—4 Mill. für Afrika scheint uns nicht zu hoch gegriffen, somit könnte sich die französisch sprechende Bevölkerung im Jahre 1991 leicht auf 90 Millionen belaufen.

Die französischen Colonien kommen an Umfang gleich nach

den englischen, die Bewohner derselben sind verhältnißmäßig jung und kräftig; in ihren Versuchen, dieselben zu civilisiren, ist kein Conflikt mit einer älteren Cultur und einer ausgebildeten Literatur zu fürchten, wie seitens der Hindus und Mohammedaner in Indien und Egypten. Die Unvollkommenheit und die Schwierigkeit der Erlernung der Sprachen der Eingeborenen, andererseits die Leichtigkeit der französischen Sprache macht die Einführung der letzteren in den Colonien möglich; der Französirung der Colonien stünde nach Annahme der französischen Sprache wenig im Wege.

Unter geordneten friedlichen Verhältnissen kann sich die Bevölkerung der französischen Colonien, die in runder Zahl 51 Millionen Seelen beträgt, während eines Jahrhunderts leicht vervierfachen und im Völkerconcert eine sehr wichtige Rolle spielen.

Der eigentliche Ruhm Frankreichs besteht keineswegs in der weiten Ausdehnung seiner Grenzen, der Zahl seiner Bewohner, dem Reichtum seiner Mittel, sondern vor allem in dem geistigen Einfluß seiner großen Männer und Frauen, die den Ton angaben, und seiner Literatur. Nowicows Nachweis von der Verbreitung der französischen Sprache unter der lateinischen, slavischen, deutschen und englischen Rasse ist äußerst interessant und dürfte manchem Verächter des Franzosentums die Augen öffnen. Trotz der Betonung des Nationalitätsprincips in der Neuzeit, dem Wiederauftauchen von Sprachen und Dialekten, die nur noch von der niederen Volksklasse gesprochen wurden, hat sich das Französische mit großer Zähigkeit als Umgangssprache in feineren gebildeten Kreisen behauptet. Die lateinischen Nationen, die spanisch, portugiesisch und in geringerem Grade die italienisch sprechende Bevölkerung ist nicht nur theilweise für die Belletristik, sondern fast vollständig für die wissenschaftlichen Lehrbücher und Encyklopädien auf Frankreich angewiesen. Fast alle Gebildeten der romanischen Länder können das Französische lesen, viele sprechen es sehr geläufig, während das Englische und Deutsche fast unbekannt sind. Der deutsche und englische Geist ist von dem romanischen verschieden; nur Wenige

nehmen sich die Mühe, tiefer in den fremden Sprach- und Nationalgeist einzudringen. Wie die bestimmte, präcise, glatt-geschliffene Sprache der modernen Welt besser zusagt, als die deutsche und englische, so besitzt auch die französische Literatur einen größeren Reiz. Es sind leider nicht immer die Vorzüge der französischen Werke, sondern zuweilen ihre Fehler, welche einen Leserkreis erobern. Die französischen Dramen und Romane sind häufig so populär, weil sie sich über die von Anstand und Sitte gezogenen Schranken hinwegsetzen. Wer indeß Zola und andere Pornographen gelesen hat, der macht sich auch mit der übrigen Literatur bekannt.

Eine Weltstadt in des Wortes vollster Bedeutung ist eben nur Paris. London, New-York, Berlin, Wien sind Reichs-hauptstädte und allenfalls Emporien des Handels, die von Kaufleuten und Reichsangehörigen besucht werden; aber das Stelldichein für die höhere Gesellschaft ist Paris, das alles bietet, was Aug' und Ohr und ein verfeinerter Geschmack verlangen kann. London, New-York, Washington mögen wohl schönere Parke und ebenso schöne Straßen haben; aber es fehlt die Uebereinstimmung und Harmonie der Theile, der Zugang zu den schönsten Plätzen führt bisweilen durch häßliche Gassen. Die Boulevards mit den herrlichen Alleen, die auf die Bois de Boulogne ausmünden, sind einzig. Paris ist gleichsam der innere Park, der in größerer oder geringerer Entfernung von anderen Städten mit ihren Anlagen umgeben ist; wir erinnern hier nur an das herrliche Seineufer mit seinen prächtigen Anlagen und Villen, an die alten königlichen Residenzen St. Germain und Versailles, an Chantilly und Fontainebleau rc. Die Schönheiten der Natur werden übertroffen durch die wunderbaren Werke des menschlichen Geistes, die man in Paris vereinigt findet. Theater, Concerte, öffentliche Volksspiele, das Leben und die Sitten des Volkes, die man ungestört beobachten kann, sind immer neue Bilder, die an dem Auge des Fremden vorübergehen und ihn angenehm unterhalten. Können wir uns nach allem dem wundern, daß die Männer- und ganz besonders die Frauenwelt sich nach Paris sehnt, und, nachdem sie es einmal gesehen hat, dorthin zurückzukehren sucht? Die materiellen

Vortheile, welche Frankreich aus dem Besuch der Fremden zieht, sind wahrlich nicht gering anzuschlagen, kommen aber gar nicht in Betracht gegen die geistigen, die den gebildeteren Klassen aus dem Umgang mit den geistig bedeutendsten Politikern, Gelehrten und Geschäftsleuten des Auslandes erwachsen. Unsere deutschen Gelehrten, die sich ihres Kosmopolitismus rühmen, sind oft so einseitig befangen, weil ihnen der Verkehr mit der Welt abgeht.

Harnack hat in seiner Geschichte der Berliner Akademie hervorgehoben, daß die Professoren der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts weit idealer gewesen seien als die jetzigen, andere betonen, daß uns die Schneidigkeit nicht liebenswürdiger gemacht habe; Fremde, wie Novicow, gehen noch weiter. Letzterer sagt (p. 100): „Der deutsche Geist hat einen verhältnißmäßig wilden Charakter angenommen, durch den er sehr zahlreiche Sympathien unter den Russen verscherzt hat. Das Licht kommt nicht mehr von Deutschland, auch interessiren sich die Russen gegenwärtig weniger um das, was im deutschen Reiche vorgeht. Ein Beweis mehr, daß die nationale Expansionskraft eines Volkes bisweilen im umgekehrten Verhältniß zu seiner militärischen Expansionskraft steht". Novicow räth Deutschland zu den edlen und großherzigen Traditionen, die am Ende des 18. Jahrhunderts herrschten, zurückzukehren, meint aber, daß auch in diesem Fall das viel schwierigere Deutsch das leichtere Französisch nicht verdrängen könne.

Die friedlichen Eroberungen des französischen Geistes und der französischen Literatur haben unseres Erachtens eine weit tiefere Bedeutung als man gemeiniglich annimmt, und nach 1870 einen Krieg mit Deutschland verhindert, in dessen Interesse eine Zerschlagung Frankreichs läge, um sich während des Kampfes mit Rußland den Rücken frei zu halten. Die öffentliche Meinung Europas würde diesen Kampf nimmermehr gestatten. So kann Frankreich ungestört durch seine Literatur und Sprache sich die Sympathien der Völker gewinnen und später seinen politischen Einfluß vermehren. Die russische Bundesgenossenschaft wurde durch die moralischen Eroberungen

angebahnt und erleichtert. Frankreich wird, soferne es Frieden hält und Deutschland keinen Anlaß zum Kriege bietet, sich noch weitere Bundesgenossen erwerben.

Die zwei Rassen, welche mit dem Hauptvertreter der romanischen den Wettkampf aufnehmen, haben jedenfalls einen schweren Stand. Die deutsche Sprache und Religion werden mit Gewalt und durch die Proselytenmacherei der Russen in den baltischen Provinzen zurückgedrängt, so lange die Deutschen unter russischem Scepter stehen; die Deutschen, die sich in den Vereinigten Staaten ansiedeln, gehen schon in der zweiten, sicher in der dritten Generation verloren, ungefähr dasselbe gilt für England und die englischen Colonien. Unsere Landsleute schämen sich meistens ihrer deutschen Herkunft, nur wenige verrathen durch hervorragende wissenschaftliche Leistungen ihre Abkunft vom Volke der Denker. In der Schweiz wird die Sprachgrenze immer mehr zu Gunsten der Italiener und Franzosen verrückt; die Zahl der gebildeten Schweizer, die nur Französisch sprechen oder beider Sprachen sich bedienen, hat zugenommen. Selbst in Elsaß-Lothringen hat das Deutsche trotz aller oder gerade wegen der Gewaltmaßregeln keine Fortschritte gemacht. „Die hohe Bourgeoisie in den Städten, sagt der Straßburger Professor Werner Wittich (bei Novicow S. 132), und die Notabeln auf dem Lande geben in Wirklichkeit dem Französischen den Vorzug ohne dem Patois zu entsagen, in dem sie die Dienstboten und Arbeiter anreden".

Einen ähnlichen Rückgang der deutschen Sprache bemerkt man auch in Ostpreußen gegenüber den Polen. Anstatt von Siegen über Nachbarstaaten zu träumen, thäten wir besser daran, unsere Volksschulen den wirklichen Bedürfnissen der Arbeiterbevölkerung anzupassen. Wir sind in den Fehler der Engländer gefallen, welche die Iren aus ihrer Insel vertrieben, dafür aber England mit einer Menge von Arbeit suchenden Armen überschwemmten, welche eine Herabsetzung der Löhne und eine Schädigung der englischen Arbeiter verursachten. Der Umstand, daß das Deutsche an vielen Orten als Geschäftssprache das Englische verdrängt hat, ist ein Gewinn, aber selbst

in Ländern wie den Vereinigten Staaten, Belgien, Holland, Spanien findet ein deutscher Professor für seine Vorträge kaum ein Zehntel der Zuhörer, die einem Brunetière lauschen. Gerade in den Vereinigten Staaten, wo die deutschen Einwanderer nach Millionen zählen, hätte man das umgekehrte Verhältniß erwartet. Diese auf den ersten Blick auffallende Erscheinung erklärt sich leicht. Jeder ältere wohlhabende Amerikaner hat sich in Paris aufgehalten, für das jüngere Geschlecht ist Paris das Ziel der Wünsche; darum studirt man Französisch; zudem ist die französische Wissenschaft im Kurs gestiegen und wird der deutschen vorgezogen. Das Selbstgefühl und die Steifheit der Deutschen sticht sehr ab gegen die Freundlichkeit und Gefälligkeit der Franzosen. Die jüngsten politischen Zerwürfnisse, die schon deshalb nicht vorübergehend sind, weil sie in der Furcht vor dem deutschen Uebergewicht ihren Grund haben, wird dem Studium der deutschen Sprachen nicht förderlich sein. Von einer Unterjochung der übrigen Rassen durch die englisch-deutsche kann schon deshalb nicht die Rede sein, weil Engländer, Deutsche, Amerikaner ganz entgegengesetzte Ziele verfolgen und sich nie einigen können. A.

XXXII.

Zur Urgeschichte des Christentums.

Daß die menschliche Forschung trotz jahrhundertlanger Mühe immer Neues zu finden und zu entdecken weiß auf Gebieten, die als längst durchforscht gelten mögen, weiß man schon lange und wurde immer wieder bestätigt; ein wahrer Trost für kommende Geschlechter. Denn bei dem riesigen Eifer, der heute überall herrscht, Neues zu entdecken, möchte man leicht fürchten, späteren Geschlechtern könnte der Stoff ausgehen.

Dieser Gedanke drängte sich mir auf bei der Lektüre der schönen Erstlingsschrift von Andreas Bigelmair: „Die Betheiligung der Christen am öffentlichen Leben in vorkonstantinischer Zeit, ein Beitrag zur ältesten Kirchengeschichte," München 1902, die aus Knöpflers kirchenhistorischem Seminare hervorging. Nachdem der Verfasser das Thema schon 1897 in einer Preisarbeit behandelt und 1900 auf dem internationalen Gelehrtencongreß einen Theil zum Vortrag gebracht hatte, blieb er Jahre hindurch bemüht, die Frage nach allen Seiten zu verfolgen. Mit großer Hingebung, großer Genauigkeit und Gründlichkeit hat er die altchristliche Literatur durchforscht und die gefundenen Resultate ansprechend dargestellt. Daß er viel Neues fand, beweist schon ein Vergleich dessen, was Bigelmair, und dessen, was Künstle seinerzeit über die Stellung der Christen zum Soldatenberufe mittheilte. Nicht minder Neues erfahren wir über ihre Stellung zu den Staatsämtern. Mit Recht hat er auf diese beiden Punkte das Hauptaugenmerk gerichtet; vielleicht hätte er gut gethan, sich überhaupt auf die Stellung zum Staate zu beschränken. Es läßt sich ja freilich nicht bezweifeln, daß unter dem öffentlichen Leben, das der Titel

anzeigt, auch das Gesellschaftsleben, Familienleben, Wirthschaftsleben einbezogen werden kann, allein eine Abgrenzung zwischen dem, was hier öffentlicher und was privater Natur ist, fällt sehr schwer, was der Verfasser wohl fühlte, indem er sich in einigen Stücken ziemlich kurz faßte. In letzterer Hinsicht ließe sich noch manches beibringen; so fehlt z. B. die eigentümlich theaterfreundliche Stelle des Origenes in Levit. hom. 12, 4, vgl. c. cels. 8, 21.

Man hat dem Verfasser den Vorwurf gemacht, daß er das epigraphische Material zu wenig ausgenützt habe; er beschränkte sich im Allgemeinen auf die altchristlichen Schriftsteller und hat, der „exakten Forschungsmethode" folgend, auch Quellen zweiten Ranges, sogenannte Hilfsmittel, wenig berücksichtigt. Wenn diese exakte Methode nur nicht oft so selbstbewußt und undankbar gegen Vorarbeiten wäre! Andere haben vor uns auch gedacht und die Quellen angeschaut, und wie viel auf dieses Anschauen ankommt, zeigt zur Genüge die Bibelexegese. Man kann aus sekundären Quellen viel lernen. Das andere Verfahren, das von ihnen absieht, gleicht allzusehr dem freien Forschen der Protestanten und führt wohl zu einseitigen, irrigen Auffassungen. Man sucht in den Quellen, was man finden will! Auf diese Weise kam man neuerdings dazu, mit fast vollständiger Umdrehung früherer Vorstellungen, die Christen als Staats-, Welt- und Culturfreunde darzustellen. Gewiß waren sie es und es wäre einseitig, ihre Staatsfeindschaft, Culturfeindschaft so scharf hervorzuheben, wie es die Aufklärer, etwa Gibbon, thaten. Aber alles in allem genommen scheint mir doch der Gegensatz zur Welt schärfer hervorzutreten als die Weltfreundschaft. Es ist doch zu klar, daß die Christen Reichtum, Macht und Glanz verschmähten, und wenn man neuerdings sich bemüht, die Reichen und Vornehmen aufzuzählen, die man in ihren Reihen fand, so kann das ganz falsche Vorstellungen erwecken. Meinte doch jüngst ein feingebildeter Herr mir gegenüber, als wir darauf zu sprechen kamen, es werde damals ähnlich gewesen sein wie heute: wenn ein armes Weiblein zu den Christenversammlungen sich begab, habe sich niemand darum geschert, aber ein Vornehmer habe Eindruck gemacht; da habe sich mancher gesagt,

es müsse doch etwas dahinter stecken. Ohne mich hier auf eine Widerlegung dieser Anschauung einzulassen, kann ich nur sagen, daß mir diese Auffassung die Wahrheit geradezu auf den Kopf zu stellen scheint.

Das Weltfeindliche, das Asketische am Urchristentum möglichst in den Hintergrund zu stellen, haben die liberalen Protestanten allen Anlaß, und so begreift man, daß auch Harnack diese Seite möglichst unterschlägt, wenigstens so weit es sich um die reine Idealkirche, um die echten, ungetrübten Quellen des Evangeliums handelt. Den offenkundigen Rigorismus der ersten Christen, die radikale Ablehnung der Theater, Spiele, des Schmuckes und vieler unschuldigen Vergnügungen behandelte man als einen Abfall, der, sei es unter jüdischen oder unter griechisch philosophischen Einflüssen, stattfand, und behandelte ihn also ähnlich wie den Dogmatismus, das Hauptkreuz der protestantischen Theologie. Ebendaher sind protestantische Darstellungen mit Vorsicht zu benützen.

Daß die protestantische Theologie trotzdem um die Aufhellung des christlichen Altertums sich ungeheuere Verdienste erwarb, ist allgemein anerkannt. Einen neuen ganz hervorragenden Beitrag in dieser Richtung liefert Harnack in seiner Schrift, Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten, die einen mit wahrer Bewunderung vor der Arbeitskraft des bekannten Mannes erfüllt. Die Kritik muß hier schweigen vor der Umsicht und dem Scharfsinn, vor dem umfassenden Wissen des Verfassers, der über eine Frage, über die wir bisher so wenig wußten, einen vollen Strom des Lichtes sich ergießen läßt. Was er an Thatsächlichem vorbringt, wird wohl kaum ernstlich bestritten werden können. Anders bei gewissen Auffassungen, wo der protestantische oder spezifisch Harnacksche Standpunkt hereinspielt, so wenn er den Mysterien einen zu starken Einfluß auf die christliche Entwicklung zugesteht! Echt charakteristisch ist das Lob des Porphyrius S. 353: dort, wohin Porphyrius, meint er, den Streit zwischen religionsphilosophischer Wissenschaft und Christentum versetzt hat, liegt er noch heute; auch heute noch ist Porphyrius nicht widerlegt, und er ist überhaupt nur zu widerlegen, wenn man ihm zunächst Recht gibt und dem-

gemäß das Christentum auf seinen Kern zurückführt. Nur an einem Punkte hat er das Christentum unerbittlich bekämpft, nämlich darin, daß es Gott und die Welt zu scharf unterschied. weil die Christen Gott und die Welt durch die Schöpfung zu stark schieden, haben sie beide falsch wieder verbunden und eine unsinnige Erlösungslehre aufgestellt. „In allem übrigen aber, meint Harnack, ist er mit der christlichen Religionsphilosophie einig gewesen, und er war sich dieser Einigkeit bewußt“. Man merkt den warmen durch Sperrdruck hervorgehobenen Sätzen Harnack's an, wie sehr er mit Porphyrius sympathisirt. Nun hat aber kein einziger Kirchenvater eine solche Sympathie gezeigt, ein deutlicher Beweis, wie stark sich die protestantische Theologie verirrt. Wenn die Kirchenväter Anlehen machen bei dem Platonismus, bei der Mysterienphilosophie, so darf man nicht vergessen, daß die philosophischen Begriffe einen ganz neuen Sinn erhalten. Der Logos der Philosophen und der Logos der Christen haben nicht viel mehr als das Wort gemeinsam; wie wenig es aber schließlich auf Worte ankommt, das beweist der radikale Unterschied zwischen dem Deus der Heiden und dem Deus der Christen, den eine ganze Welt von einander trennt.

Grupp.

XXXIII.

Das Wirthschaftsprogramm der Kirche des Mittelalters.

Weniger als die genannten Schriftsteller verfällt Sommerlad in seinem neuen Buche „Das Wirthschaftsprogramm der Kirche des Mittelalters“ dem Fehler, die Culturfreundschaft der Urkirche zu übertreiben. Das Werk behandelt nämlich die wirthschaftlichen Anschauungen des christlichen Altertums bis zu Augustinus. Trotzdem der Verfasser immer von Wandlungen spricht, ergibt sich aus seinen Darstellungen und aus den angeführten Sätzen, daß die kirchliche Anschauung sich im ganzen gleich blieb. Die Ambrosius, Basilius führen nur weiter aus, was schon die älteren Schriftsteller, ein Clemens,

ein Cyprian und vor diesen die apostolischen Väter gelehrt haben Wenn Sommerlad hier von Reaktionen und von Reaktionen gegen reaktionäre Theorien spricht, so läßt sich das durch die mitgetheilten Texte nicht rechtfertigen. Im übrigen ist die Auffassung Sommerlads eine gerechte und billige, abgerechnet einige Stellen, die ein Katholik leicht selbst corrigirt. Schon in seinem Wirthschaftsleben hat er redlich gestrebt, der Kirche des Mittelalters, so weit es sich mit seinem Standpunkt verträgt, gerecht zu werden. In diesem Buche ist ihm das Bestreben noch mehr gelungen, wie er denn z. B. seinen früheren Vergleich zwischen Augustinus und Markus stark einschränkt. Das Buch kann daher zum Studium wohl empfohlen werden, da es die ökonomische Anschauung der Kirchenväter in einer alle Vorgänger übertreffenden Ausführlichkeit behandelt.

In einigen wirthschaftlichen Fragen muß ich allerdings Widerspruch erheben. So, wenn er die Oikentheorie von Rodbertus durch Eduard Meyer endgiltig widerlegt sein läßt, wovon gar keine Rede sein kann (S. 83). Noch auffallender aber ist es, wenn er sogar den starken Bevölkerungsrückgang, den so ziemlich alle Forscher, auch Beloch und E. Meyer anerkannten, mit Bezug auf Tert. de anima 30 bestreitet, S 55, eine Stelle, die sich ungezwungen anders erklären läßt, abgesehen davon, daß bei Cyprian in seinen Bericht an den Arion das gerade Gegentheil steht. Bei der Behandlung des Zinses z. B. S. 124, S. 82, vermißt man einen Hinweis auf die Schriften von Billeter und Funk. Auch die Werke von Ratzinger hätten für den einen und anderen Punkt eine Ausbeute gewährt.

Grupp.

XXXIV.

Die ehemaligen Benediktinerklöster Schottlands.

Ihre Gründung, ihre Wirksamkeit und ihr Untergang.

Schottland war im Mittelalter mit Klöstern der verschiedenen Orden gleichsam übersäet. Die Könige und das Volk, der Adel und die Geistlichkeit liebten und schätzten den Stand des gottgeweihten Lebens, und während die Mächtigen und Reichen es sich angelegen sein ließen, allenthalben fromme Stätten für die Pflege desselben zu errichten, eilten Hohe und Niedere, dem göttlichen Rufe gehorsam dahin, sie zu bevölkern. So bedeckte sich das Land nach und nach mit zahlreichen Ordenshäusern der Benediktiner und Cistercienser, der Franziskaner und Dominikaner, der Augustiner und anderer Religiosen.

Der Benediktinerorden zählte zwölf Niederlassungen für Männer. Leider ist ihre Geschichte vielfach in ein Dunkel gehüllt, welches jetzt nicht mehr ganz aufgehellt werden kann. Die Reformation zerstörte mit den Klostergebäuden meist auch die werthvollen Klosterbibliotheken und -Archive; sie erfüllte überdies den Geist der schottischen Nation mit einem so glühenden Hasse und einem so gründlichen Abscheu vor den Klöstern, daß Jahrhunderte vergingen, ehe die Gelehrten des reformirten Schottland es wagten, sich mit der Klostergeschichte ihres Vaterlandes zu befassen. Wie Vieles mußte daher mittlerweile der Vergessenheit anheimfallen! Im Laufe des 19. Jahrhunderts sind nun zwar von schot-

tischen Geschichtsforschern und Altertumsvereinen manche zerstreute Urkunden gesammelt und nebst einigen Klosterchroniken, die zufällig der allgemeinen Vernichtung entgingen, veröffentlicht worden; allein zu viele Urkunden und Quellenschriften sind vernichtet und verloren, als daß sich eine vollständige Geschichte des Ordens in Schottland schreiben ließe. Immerhin haben die erwähnten Veröffentlichungen die Kenntniß der schottischen Ordensgeschichte bedeutend gefördert und erweitert.

Gestützt auf diese Quellen und andere einschlägige Geschichtswerke, hat der Benediktiner D. Michael Barrett aus der Abtei Fort Augustus einen Abriß der Geschichte der schottischen Benediktinerklöster verfaßt, der seinerzeit in der Dublin Review erschien.[1]) Bei dem kärglichen Quellenmaterial, das dem Verfasser zu Gebote stand, mußte die Skizze natürlich lückenhaft und dürftig ausfallen; gleichwohl ist sie eine interessante und verdienstliche Arbeit und beansprucht, als erste und einzige Darstellung aus katholischer Feder, unsere besondere Beachtung. Wir glauben daher, bei den Lesern dieser Zeitschrift und bei den Freunden der Ordensgeschichte uns Dank zu verdienen, wenn wir nach den Artikeln der trefflich redigirten englischen Review kurz die Gründung der verschiedenen schottischen Benediktinerklöster erzählen, dann dem Leser das allseitige, besonders culturelle Wirken der Mönche in einzelnen bemerkenswerthen Zügen schildern und zum Schlusse die gewaltsame Zerstörung der benediktinischen Gotteshäuser berichten.

Die zwölf Klöster der schottischen Benediktiner zerfallen nach ihrem Ursprunge in drei Gruppen. Die erste Gruppe ist eine Abzweigung vom Stamme der englischen Benediktiner. Zur zweiten Gruppe zählen die Häuser, die durch Mönche der französischen Congregation von Tiron besiedelt wurden.

---

1) Dublin Review Jahrg. 1899 und 1900.

Die dritte Gruppe endlich besteht aus den Niederlassungen, welche die berühmteste Congregation des Mittelalters, die von Clugny, daselbst gründete.

Beginnen wir mit der ersten Gruppe!

Wohl das älteste, jedenfalls das berühmteste der schottischen Benediktinerklöster war die königliche Abtei Dunfermline in der Diöcese St. Andrews in der Grafschaft Fife. Das Kloster wurde von der hl. Margaretha, der Gemahlin Malcolms III. von Schottland, zum Andenken an ihre Vermählung, die im J. 1069 in Dunfermline stattfand, gestiftet und der allerheiligsten Dreifaltigkeit geweiht. Der Bau der prächtigen Kirche, die zugleich als Familienbegräbniß dienen sollte, begann um das J. 1075. Einige Schriftsteller haben behauptet, das Gotteshaus sei von der Stifterin zuerst einer Genossenschaft von Kuldeern übergeben worden; doch die dafür vorgebrachten Beweise sind nicht stichhaltig. Man muß daher wohl mit der alten Tradition annehmen, daß die sächsische Prinzessin auf dem schottischen Thron für ihre Stiftung gleich anfangs englische Mönche herbeigezogen habe, wie denn auch ihr Beichtvater und Biograph Turgot ein englischer Benediktiner aus dem Kloster des hl. Cuthbert in Durham war. Urkundlich stand schon 1120 ein Benediktiner dem Kloster als Prior vor. Vier Jahre später, 1124, berief König David I., ein Sohn der hl. Margaretha, 13 Mönche aus dem Christuskloster von Canterbury nach Dunfermline zur Verstärkung der bereits vorhandenen Ordensfamilie. Der Führer der Ankömmlinge, Gottfried, bisher Prior in Canterbury, wurde zum ersten Abte des Dreifaltigkeitsklosters ernannt. Gegen Ende seiner dreißigjährigen Regierung im J. 1150 ward die Abteikirche eingeweiht.

Hundert Jahre später trat ein Ereigniß ein, das dem Gotteshause von Dunfermline neuen Glanz verlieh und ihm den ersten Rang unter den schottischen Klöstern sicherte. Als die hochverdiente Königin Margaretha am 16. November 1093 starb, wurden ihre sterblichen Ueberreste in der von

ihr gestifteten Abteikirche beigesetzt. Ihr leuchtendes Tugendbeispiel aber lebte frisch im Andenken des schottischen Volkes fort, und mehrfache, an ihrem Grabe oder sonst auf ihre Fürbitte geschehene Wunder bezeugten laut die Heiligkeit der ehemaligen geliebten Landesmutter. Daher begab sich gegen Mitte des 13. Jahrhunderts der Abt von Dunfermline, mit den nöthigen Dokumenten versehen, nach Rom, um beim apostolischen Stuhle die Heiligsprechung der Königin zu erwirken. Seine Bemühungen waren nicht vergeblich. Am 5. August 1249 erklärte Innocenz IV. Margaretha als eine Heilige der Kirche Gottes. Ein eigenes päpstliches Breve meldete alsbald dem Abte und der Klostergemeinde das frohe Ereigniß. Im Oktober desselben Jahres gewährte der Papst für alle Zeiten den Christgläubigen, welche das Grab der Heiligen an ihrem Festtage besuchen, einen Ablaß von 40 Tagen. Mittlerweile hatte man hinter dem Hochaltar ein prächtiges Mausoleum errichtet und am 19. Juni 1150 wurde der heilige Leib erhoben und in sein neues Grab übertragen. Diese Uebertragung gestaltete sich zu einer großartigen Feierlichkeit; es nahmen daran Theil König Alexander III., ein Nachkomme der Heiligen, seine Gemahlin nebst dem ganzen Hofstaat, die Reichsbarone, 11 Bischöfe und sehr viele Aebte. Fortan blieb das Gotteshaus von Dunfermline nahezu 400 Jahre lang das hochverehrte Nationalheiligtum Schottlands und das Ziel ungezählter Schaaren frommer Pilger, an deren Züge noch heute die Namen verschiedener Oertlichkeiten der Umgegend erinnern. Auch erhielt seit Beginn des 14. Jahrhunderts das Dreifaltigkeitskloster den Beinamen von der hl. Margareth.[1])

---

1) Papst Innocenz IV. schreibt in seinem auf die Heiligsprechung der frommen Königin bezüglichen Briefe: Cum corpus clare memorie Margarite Regine Scotie coruscet miraculis infinitis. Diese Worte hat der protestantische Herausgeber der Annalen von Dunfermline in ergötzlicher Weise mißverstanden, und dann zum

Mit der Abtei Dunfermline wurden in der Folge zwei Priorate verbunden: Coldingham und Urquhart-Pluscarden. Coldingham in der Grafschaft Berwick, das bedeutendere derselben, hatte eine viel ältere Geschichte als Dunfermline, da schon im 7. Jahrhundert der hl. Aidan hier ein Doppelkloster für Mönche und Nonnen gründete. Im Jahre 1098 richtete König Edgar, ein Sohn der hl. Margareth, daselbst das Männerkloster wieder auf, besetzte es mit Mönchen aus der Abtei des hl. Cuthbert von Durham und schenkte es dieser englischen Abtei aus Dankbarkeit gegen den hl. Cuthbert, dessen mächtiger Fürsprache er seinen Sieg über den Thronräuber Donald IV. zuschrieb. Das neue Priorat blieb ganz von Durham abhängig und die Mönche der Abtei hatten bei der Wahl des Priorats gleiches Stimmrecht mit den Brüdern

---

Anlaß genommen, in boshafter Weise den Abt und die Mönche zu schmähen. Ebenezer Henderson, Prediger und LL·D·, meint nämlich, der Papst rede hier von „wunderbaren, blitzartigen Feuerflammen", die gemäß dem vom Abte erstatteten Berichte „aus den Ueberresten der Königin oder aus ihrem Grabe hervorgebrochen seien" und knüpft dann an seine klassische Leistung folgende Betrachtung: „Ist es wahrscheinlich, daß der Chronist oder Schwarzkünstler der Jahre 1243–1249 im Stande war, auf Verlangen die Erscheinungen hervorzubringen, die man am Grabe der „seligen" Margaret gesehen haben wollte? Vor der Zeit dieses des ersten Lord-Abtes von Dunfermline hatte man von solchem funkelnden, blitzartigen Aufleuchten nie etwas gehört; und nachdem er aufgehört hatte Abt zu sein — er ward Cistercienſermönch —, wird auch niemals mehr darauf angespielt; vielleicht war es unnöthig, die Wunder jetzt noch zu wiederholen, nachdem der erstrebte Zweck erreicht war, nämlich die Canonisation der hl. Königin, ein glänzendes neues Grabmal und Heiligtum für die canonisirte Heilige, und endlich die sichere Aussicht, daß fortan für alle Zukunft durch die Schaaren der Frömmler, die ununterbrochen von Nah und Fern zu ihrem Schreine pilgern würden, um hier ihre Anbetung ihr darzubringen, immerdar das Geld in die Kasse der Abtei strömen werde." Annals of Dunfermline. By E. Henderson. 1879. S. 81.

von Coldingham; daher standen stets Engländer als Obere an der Spitze. Da aber das Priorat auf schottischem Gebiete lag und auch kirchlich zu dem schottischen Bistum St. Andrews gehörte, so betrachteten die späteren Könige Schottlands das Kloster stets mit Mißtrauen und Argwohn, zumal der Grenzdistrikt, worin es lag, den beständigen Zankapfel der schottischen und der englischen Könige bildete. Wiederholt machten sie daher Versuche, selbst mit Waffengewalt, Coldingham von seinem Verbande mit Durham zu lösen und es mit der Abtei Dunfermline zu vereinigen. Allein Durham wußte all diesen Versuchen gegenüber mit Hilfe der Herrscher Englands seine Rechte auf Coldingham zu behaupten. Erst im J. 1509 endigte der Streit, indem Papst Julius II. auf die Bitte Jakobs IV. von Schottland das Priorat von der Abtei Durham trennte und unter Dunfermline stellte. Die Verbindung dauerte bis zum allgemeinen Untergang der Klöster.

Das Priorat Urquhart (oder Urchard), in der Nähe der Stadt Elgin in der Grafschaft Moray gelegen, wurde im J. 1125 von König David I. gegründet. Die ersten Mönche kamen von Dunfermline und der Abt des Mutterklosters ernannte auch den jeweiligen Prior. Da im J. 1453 das Priorat nur noch zwei Mönche zählte, wurde es mit dem nicht weit entfernten Caulitenpriorat Pluscarden (oder Pluscardyn) verschmolzen. Die Cauliten, gälisch Kail-Glen-Mönche genannt, ein Zweig der Karthäuser, der mit der Regel des hl. Bruno die der Cistercienser verband, hatten durch den Bischof Wilhelm Malvoisin, einen Prälaten französischer Abkunft, Eingang in Schottland gefunden und drei Häuser gegründet. Eines davon war das von König Alexander II. im J. 1230 errichtete Priorat Pluscarden in dem schönen Thale des Lossie. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts war auch hier die Zahl der Mönche bis auf 6 gesunken. Da bei dem niedrigen Einkommen und bei der geringen Zahl der Ordensbrüder weder in Urquhart noch in Pluscarden

die Uebungen und Pflichten des Ordenslebens vollständig ausgeführt werden konnten, so gestattete Papst Nikolaus V. im J. 1454 auf Bitten des Priors von Urquhart die Verschmelzung der beiden Priorate. Die Cauliten gaben ihre Regel auf und nahmen das Gewand und die Regel des Benediktinerordens an. Das neue Benediktinerpriorat Pluscarden ward von Dunfermline abhängig und erhielt von da auch seinen ersten Prior, Wilhelm von Boyis. Die Zahl der Mönche belief sich im J. 1524 mit dem Prior auf 13.

Zahlreicher als die der englischen Congregation entsprossenen Häuser waren die Niederlassungen der „Schwarzen Mönche" von Tiron. Dieselben besaßen in Schottland vier große Abteien und zwei Priorate, sowie das altberühmte Kloster des hl. Columba auf Jona.

Die Abtei und Congregation von Tiron verdankte ihren Ursprung dem Seligen Bernhard von Abbeville, einem Schüler und vertrauten Freunde des Seligen Robert von Arbrissel, des Gründers der Congregation von Fontevraud (Eberhardsbrunn). Bernhard erbaute, nachdem er seine Würde als Abt von St. Cyprian in Poitiers niedergelegt hatte, in den Wäldern von Tiron in der Picardie im J. 1109 ein bescheidenes Klösterlein, dessen bewunderenswürdige Zucht bald eine Menge Ordensjünger anlockte und das zum Mittelpunkte einer großen Congregation wurde. Eine besondere Eigentümlichkeit der Ordenszucht bestand darin, daß jeder Mönch, die Priester eingeschlossen, ein nützliches Handwerk lernen und zeitlebens üben mußte. Anfangs trugen die Mönche ein Kleid von aschgrauer Farbe; später nahmen sie das im ganzen Benediktinerorden übliche schwarze Gewand an.

Die Verpflanzung dieser „Schwarzen Benediktiner" nach Schottland war das Verdienst Davids I., des jüngsten Sohnes der hl. Margareth, der seinem Bruder Alexander I. im J. 1124 auf dem schottischen Throne folgte. Noch als Prinz berief er im J. 1113 Tironer Mönche in das Kloster, das er für sie in der Nähe seines damaligen Wohnsitzes Selkirk

errichtete. Doch die Lage des Ortes erwies sich als ungeeignet für eine Abtei. Daher erbaute der hochherzige Stifter ein neues Kloster in der Nähe seiner königlichen Residenz Roxburgh. Dasselbe lag auf einer kleinen Anhöhe, Kalso (= Calchou, Kalkhügel) genannt, am Flusse Tweed. Der Bau der Abtei und Kirche wurde 1128 begonnen und die Klostergemeinde konnte unter ihrem dritten Abte, Herbert, in ihr neues Heim übersiedeln; die Vollendung der großartigen Klostergebäude nahm indessen noch viele Jahrzehnte in Anspruch. Mit der Zeit erstand um das Kloster her eine neue Stadt, welche schließlich die alte königliche Residenz an Bedeutung weit überflügelte, und heute ist Roxburgh nur noch eine Vorstadt von Kelso. Die Abtei Kelso wurde eine wichtige Stätte des Ordenslebens und die glückliche Mutter anderer großer Abteien.

Als älteste Tochter Kelsos gilt allgemein die Abtei Kilwinning in der Diöcese Glasgow und Grafschaft Ayr. Ihre Gründung fällt wahrscheinlich in das Jahr 1140. Von der Person des Stifters weiß man mit Sicherheit nur so viel, daß er ein Glied der adeligen Familie Morville war, derselben Familie, der auch einer der Mörder des hl. Thomas Becket angehörte. Der Name Kilwinning bedeutet „Kirche“ oder „Zelle des Wynnin“. Wynnin war ein irischer Glaubensbote, der in der Grafschaft Ayr zuerst das Evangelium verkündete und nach Reeves Ansicht mit dem hl. Fynnan von Moville und dem hl. Frigidian, Bischof von Lucca in Toscana, ein und dieselbe Person ist. Die Abtei erhob sich an der Stelle, wo schon bisher ein ihm geweihtes Heiligtum bestand. Die neue Kirche war eines der stattlichsten Gotteshäuser im westlichen Schottland.

An Schönheit, Macht und Ansehen wurde Kilwinning noch übertroffen von der zweiten Tochter Kelsos, von der herrlichen Abtei Arbroath, oder Aberbrothok am Nordseestrande, in der Diöcese St. Andrews und in der Grafschaft Forfar (oder Angus). Sie wurde im Jahre 1178 von

König Wilhelm dem Löwen zu Ehren des hl. Thomas Becket gestiftet. Wilhelm hatte in seiner Jugend, als er am englischen Hofe weilte, mit Thomas in enger Freundschaft gestanden und trug eine hohe, innige Verehrung zu dem Vertheidiger der kirchlichen Freiheit und glorreichen Martyrer, nachdem derselbe 1173, drei Jahre nach seinem Tode, canonisirt worden war. Die Abteikirche Arbroath dürfte demnach, wenn nicht die allererste, doch eine der ältesten dem hochgefeierten Martyrer gewidmeten Kirchen sein. Seinen Namen erhielt das Kloster von seiner Lage an der Mündung des Baches Brothoc (oder Broathic) in die Nordsee; denn „Aber" bedeutet im Schottischen die Mündung. An Größe stand das Münster von Arbroath nach seiner Vollendung nicht viel hinter dem von Dunfermline zurück, übertraf es aber durch die Schönheit seiner architektonischen Verhältnisse. Eine besondere Auszeichnung ward der Abtei dadurch zu Theil, daß der königliche Stifter die hochberühmte Reliquie des hl. Columba, den Brecbennach,[1]) dem Abte zur Aufbewahrung und Obhut anvertraute.

Die vierte zur Tironer Congregation gehörige Abtei Schottlands war Lindores in der Grafschaft Fife. In den Urkunden kommt auch der Name Londores und Lundores vor; er bedeutet einen „stillen, ruhigen Wohnsitz jenseits des Wassers". Die Abtei lag auf einer sanften Abdachung des Geländes am Flusse Tay nicht weit von der heutigen Stadt Newburgh entfernt. Die Gründung, die zwischen 1178 und 1190 erfolgte, ging von dem Grafen David von Huntington, einem Enkel des Königs Wilhelm des Löwen, aus. Die Legende besagt, durch diese Stiftung habe der Graf ein Gelübde lösen wollen, das er in einem Schiffbruch gemacht; in der Stiftungsurkunde wird jedoch davon nichts erwähnt. Im Jahr 1198 bestätigte Innocenz III. durch eine Bulle die Klosterstiftung.

---

1) Ueber diese Reliquie siehe Bellesheim, Geschichte der kath. Kirche in Schottland I. 465.

Zur Besiedelung der neuen Abtei wurden Mönche von Kelso geschickt. Guy (Vitus), der erste Abt von Lindores, konnte während seiner 28-jährigen Regierung den größeren Theil von Kirche und Kloster errichten; bei seinem Tode bestand die klösterliche Gemeinde, der auch der fromme Stifter durch Ablegung der Gelübde sich anschloß, aus 26 Mönchen.

Zu Kelso gehörte das Priorat Lesmahago, bisweilen auch Lesmachute genannt, in dem einsamsten, abgeschiedensten Theile der Grafschaft Lanark. König Darid I. errichtete dasselbe im Jahre 1144, wie es im Stiftungsbriefe heißt, „für so viele Mönche, als die zugewiesenen Schankungen zu ernähren vermögen, sowie für die gastliche Aufnahme armer Reisenden". Zugleich bekam das Kloster das Asylrecht; vier Kreuze bezeichneten die Grenze des Bannes, auf den das Recht ausgedehnt war. Lesmahago oder Lesmachute bedeutet „Kirche oder Garten des hl. Machutius"; Les oder Lys heißt im Keltischen überhaupt ein eingefriedeter Platz; und Machutius ist niemand anders als der in der Bretagne so wohl bekannte hl. Malo oder Maclon, von dem man einige Reliquien in Clydesdale, wo das Kloster erstand, seit langem besaß und verehrte.

Auch von der Abtei Arbroath war ein Priorat abhängig, nämlich die Zelle Fyvie in der Grafschaft Aberdeen. Graf Fergus von Buchan stiftete dieselbe im Jahre 1179 und übergab sie der erwähnten Abtei.

Den bisher aufgezählten Klöstern der Tironer Congregation müssen wir auch das hochberühmte Kloster des hl. Columba auf der Hebrideninsel Hy (Jona, Columkill) beifügen. Der letzte in der langen Reihe der Aebte, welche dem großen Apostel Schottlands in seiner Würde folgten, war 1099 gestorben. Im Anfange des 12. Jahrhunderts kam Jona mit den übrigen westlichen Inseln unter die Herrschaft Norwegens, und nach der Mitte dieses Jahrhunderts war es im Besitz des Inselkönigs Reginald oder Ranald. Dieser stellte das seit langer Zeit verlassene und verfallene

Kloster wieder her und übergab es Benediktinern. Seit Spottiswood war es bisher allgemeine Meinung, Ranald habe Clugniazenser berufen; doch der gelehrte Kenner der schottischen Geschichte, Skene, hat mit triftigen Gründen diese Meinung zurückgewiesen und festgestellt, daß es Mönche der Tironer Congregation waren, denen Ranald das ehrwürdige Erbe des hl. Columba übergab. In der That werden auch in einem Verzeichniß der Clugniazenser Niederlassungen auf den britischen Inseln, das nach amtlichen Visitationsberichten aus den Jahren 1298, 1390 und 1405 angefertigt ist, nur die zwei Abteien Paisley und Croßraguel als schottische Mitglieder der Congregation aufgeführt. Im Jahre 1203 wurde die Stiftung des Inselkönigs durch eine Bulle des Papstes Innocenz III. bestätigt.

Die größte und ausgebreitetste der mittelalterlichen Congregationen des Benediktinerordens, die Clugniazenser, war auch in Schottland vertreten, aber nur durch die zwei ebengenannten Abteien Paisley und Croßraguel. Paisley, nach Kelso das bedeutendste Kloster im südlichen Schottland, wurde als Priorat gegründet und erst später zur Abtei erhoben. Seine Entstehung verdankt es der Hochherzigkeit des Ahnherrn der schottischen Königsfamilie Stuart. Walter Fitz Allan, der Sprosse einer anglo-normannischen Adelsfamilie in der englischen Grafschaft Shropshire, hatte bei der Belagerung von Winchester 1141 die Gunst des Schottenkönigs David I. in dem Maße gewonnen, daß dieser ihn nach Schottland einlud und ihm das Erbamt eines Reichshofmeisters für Schottland („High Steward") verlieh. Als der Reichshofmeister mit der Zeit ein großes Gebiet in der schottischen Grafschaft Renfrew erwarb, stiftete er auf einem seiner dortigen Güter, zu Paisley, südwestlich von Glasgow, ein Priorat, wie er in der Stiftungsurkunde sich ausdrückt, „zum Heile der Seele des Königs David, des Königs Heinrich (Heinrich I. von England), des Grafen Heinrich, und für das Seelenheil meiner eignen Anverwandten und

Wohlthäter, für die leibliche und geistliche Wohlfahrt des Königs (Malcolm IV.) und für mein eignes Beste und zur Ehre Gottes, der mir die Gnade geschenkt hat, dies gute Werk zu thun."

Seine ersten Bewohner, dreizehn Mönche mit einem Prior, erhielt das neue Kloster aus dem Clugniazenser-Priorat Wenlock in der Grafschaft Shropshire, der englischen Heimat des Stifters. Der Zeitpunkt ihrer Ankunft in Paisley fällt zwischen die Jahre 1163 und 1169. Zu Patronen der Kirche wurden erwählt die allerseligste Jungfrau Maria, der hl. Apostel Jakobus, die hl. Milburga und der hl. Mirinus. Die Clugniazenser nahmen Unsere Liebe Frau überhaupt gerne zur Patronin ihrer Kirchen; zudem war die Kirche in Renfrew, wo die Mönchskolonie zuerst eine Zeitlang gewohnt hatte, der seligsten Jungfrau nebst dem hl. Jakobus geweiht; den letzteren verehrte die Familie Fitz Allan noch besonders als ihren himmlischen Beschützer. Die Verehrung der hl. Milburga brachten die Mönche aus ihrem Kloster Wenlock mit, wo die Reliquien dieser berühmten angelsächsischen Königstochter und heiligen Äbtissin aufbewahrt wurden. Der hl. Mirinus aber, ein irischer Mönch aus Bangor, der im 6. Jahrhundert als erster Glaubensprediger in Paisley gewirkt hatte, genoß schon vor Errichtung des Klosters bei den Bewohnern der Gegend große Verehrung; sein Grab in Paisley blieb auch bis zur Reformation ein vielbesuchter Wallfahrtsort.

Achtzig Jahre lang war Paisley bloß ein Priorat, und nahm daher neben den großen Abteien des Landes nur eine sehr bescheidene Stelle ein zum großen Bedauern der Familie des Stifters. Dem Aufschwunge des Priorats stand besonders seine Abhängigkeit von der französischen Mutterabtei La Charité hinderlich im Wege; denn bei der weiten Entfernung beider Klöster ergaben sich für die Aufnahme und Profeß-ablegung neuer Mitglieder in Paisley allerhand Hemmnisse und Schwierigkeiten. Die Stuartfamilie wünschte daher sehr,

Paisley möchte von La Charité getrennt und zur selbstständigen Abtei erhoben werden, und der Enkel des Stifters wandte sich, wie es scheint, dieserhalb an König Alexander III. um seine Vermittlung beim apostolischen Stuhl. Auf die Bitte des Königs ernannte Honorius III. im Jahre 1219 eine aus dem Bischof von Glasgow und den Aebten von Kelso und Melrose bestehende Kommission zur Untersuchung der Angelegenheit. Ihr Urtheil fiel günstig aus; aber ohne die Zustimmung des Abtes von Clugny war es unwirksam, und dieser war, wie es scheint, einer solchen Rangerhöhung nicht besonders geneigt. Erst 26 Jahre später, als im Jahre 1245 einige schottische Prälaten, die dem allgemeinen Conzil von Lyon beigewohnt hatten, auf der Heimreise in Clugny einkehrten und bei dem Abte ihr Wort für Paisley einlegten, erfolgte dessen Zustimmung und nun wählten die Mönche erstmals einen Abt. Benedikt XII. gestattete den Aebten von Paisley im Jahre 1334 den Gebrauch der Pontifikalien.

Croßraguel, das zweite Kloster von der Clugniazenser Observanz in Schottland, lag etwa zwei Meilen von der Stadt Maybole entfernt in der Grafschaft Ayr. Der Stifter war Graf Duncan von Carrick. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts übergab derselben dem Prior von Paisley beträchtliche Ländereien zur Errichtung eines Klosters in Croßraguel, ferner eine große Anzahl Bücher für die Mönche und eine Menge schöner Gerätschaften für die zu erbauende Kirche. Der Prior beeilte sich indessen keineswegs den Willen des Stifters auszuführen, sondern begnügte sich vorderhand, in Croßraguel eine kleine Kapelle zu erbauen, in welcher der Gottesdienst von Paisley aus durch einige Mönche besorgt wurde. Ueber diese Saumseligkeit war der Graf ungehalten und beschwerte sich bei dem Oberhirten der Diöcese, dem Bischof von Glasgow. Von beiden Parteien als Schiedsrichter aufgestellt, sprach der Bischof sich zu Gunsten des Grafen aus. Jetzt erfolgte im Jahre 1244 endlich die Gründung. Der klösterlichen Gemeinde von Croß-

raguel ward das Recht freier Abtswahl zugesichert; der Abt von Paisley sollte im Namen des Generalobern der Congregation von Clugny die jährliche Visitation vornehmen. Graf Duncan überwachte bis zu seinem Tode im Jahre 1250 die Aufführung der Gebäude.

Soviel von der Gründungsgeschichte der schottischen Benediktinerklöster. Versuchen wir nun, das Leben und Wirken ihrer Bewohner während des Mittelalters zu schildern. Der Mangel an genügenden Quellen macht sich hier besonders fühlbar, und so können wir nur einzelne Züge und Thatsachen darbieten, die das klösterliche Leben der Mönche und die gesegnete Culturarbeit der Abteien beleuchten und bekunden.

Was zunächst in der äußeren Stellung unserer Klöster besonders auffallend hervortritt, ist das enge, freundschaftliche Verhältniß, das zwischen ihnen und den edlen Stiftern und deren Nachkommen allzeit bestand. Die Könige, denen ja die meisten Klöster ihren Ursprung verdankten, beehrten häufig die Aebte und Mönche mit ihrem Besuche und oft genug wurden die Klöster zum förmlichen königlichen Hoflager und zum Schauplatz wichtiger politischer und nationaler Vorgänge. Im Jahre 1265 sehen wir König Alexander III. als Gast in der Abtei Lindores; hundert Jahre später feiert König David III. ebendaselbst mit den Mönchen das Weihnachtsfest. Als im Jahre 1255 Alexander III. in Roxburgh eine Zusammenkunft mit Heinrich III. von England hatte, gab der Abt von Kelso den beiden Monarchen im Kloster ein glänzendes Gastmahl. Robert Bruce hielt sich oft in der Abtei Arbroath auf und versammelte im Jahre 1320 sogar ein Parlament in ihren Mauern. Ebenda verweilte Jakob IV. zweimal während des Jahres 1489. In der Abtei Dunfermline wurden zu wiederholten Malen Bündnisse zwischen Schottland und Frankreich abgeschlossen. Als im Jahre 1460 König Jakob II. im Lager bei Roxburgh durch das Bersten einer Kanone ums Leben kam, wurde in der nahen Abtei

Kelso sein sechsjähriges Söhnlein Jakob von den Reichsbaronen zum Nachfolger seines Vaters ausgerufen und in der Abteikirche als Jakob III. gekrönt. Jakob IV. war ein häufiger Gast in der Abtei Paisley; im Jahre 1507 verweilte er mit seiner Gemahlin Margaretha acht Tage daselbst und wohnte regelmäßig dem Gottesdienste der Mönche bei. Der Umstand, daß manche Könige die von ihnen gegründeten Gotteshäuser zu ihrer Begräbnißstätte erwählten, schlang ein neues Band der Theilnahme um die Abteien und die königliche Familie und bot häufig dazu Anlaß, daß der königliche Hof, die weltlichen Großen und die Prälaten des Reiches sich in diesen Klöstern einfanden. Dies war namentlich der Fall bei Dunfermline und Paisley; im Dome von Dunfermline wurden neben der hl. Margareta viele ihrer Nachkommen bestattet; auch der berühmte Robert Bruce wählte hier seine Ruhestätte; in Arbroath hatte sich der Stifter des Gotteshauses, König Wilhelm der Löwe, sein königliches Grab erkoren, während Paisley, das Erbbegräbniß der Stuart, viele Glieder dieser Familie, zuletzt König Robert III., in seine Grüfte aufnahm.

Um so zahlreiche und hohe Gäste beherbergen und bewirthen zu können, mußten die Klostergebäude von ungewöhnlichem Umfange sein. Dem war auch in Wirklichkeit so, wie wir aus einzelnen Beschreibungen derselben erfahren. Matthäus von Westminster z. B. schreibt, wahrscheinlich aus eigener Anschauung, von Dunfermline, das Kloster sei so groß gewesen, daß drei Könige nebst Gefolge darin Platz hatten; das Refektorium war nicht weniger als 121 Fuß lang, 34 Fuß breit und 30 Fuß hoch. Die Abtei Arbroath konnte bequem 200 Ritter mit ihren Knappen zumal aufnehmen.

Aus dem Wohlwollen der Herrscher und Großen gegen die Mönche erklärt sich zum Theil der Reichtum der Klöster. Die schottischen Stifte waren in der That sehr begütert. Schon von ihren Gründern wurden sie mit ausgedehnten Ländereien und vielfachen Gerechtsamen ausgestattet und im

Laufe der Jahrhunderte mehrte sich das Vermögen nicht bloß durch neue Schenkungen frommer Gönner, sondern auch in Folge der meist musterhaften Bewirthschaftung der Klostergüter. Die Besitzungen der königlichen Abtei Dunfermline umfaßten beinahe die ganze Westhälfte der Grafschaft Fife und viele Theile der östlichen und südlichen Distrikte; die Einkünfte waren dementsprechend überaus bedeutend. Zuletzt besaß die Abtei 37 Kirchen und Kapellen, die ihr von verschiedenen Königen geschenkt worden waren. Im südlichen Schottland ragten Paisley und Kelso durch Reichtum hervor. Die Abtei Kelso erhielt bereits von ihrem frommen Stifter, König David I., liegende Güter in beträchtlicher Menge und hatte, noch ehe das 13. Jahrhundert zu Ende ging, bereits 34 Pfarrkirchen in Besitz, die in 9 Grafschaften lagen und dem Kloster einen großen Einfluß in kirchlicher und politischer Hinsicht verschafften. Das Jahreseinkommen der Abtei belief sich um die Mitte des 16. Jahrhunderts ungefähr auf 10,000 Pfd. Sterl. nach heutigem Geldwerth. Die meisten schottischen Bischöfe hatten kein so hohes Einkommen als der Abt von Kelso. Unmittelbar auf Kelso folgte in Bezug auf das Vermögen die Abtei Paisley. Eine Gründung der Stuart, erfuhr sie nach Erhebung der Familie auf den schottischen Königsthron von ihr erhöhte Gunst. Die Zahl der ihr einverleibten Pfarreien betrug zur Zeit der Reformation über dreißig. Auch die anderen Abteien und Priorate konnten sich meist eines sehr ansehnlichen Landbesitzes rühmen.

Bemerkenswerth waren manche der den Ordensleuten gewährten Nutzungen und Gerechtsame. Nach Anordnung des Königs Robert I. mußten dem Kloster Coldingham alljährlich fünf Hirsche aus den königlichen Forsten von Selkirk geliefert werden, damit „die Ordensbrüder mit ihren Dienstleuten das Patronatsfest ihrer Kirche, das Fest der Uebertragung des hl. Cuthbert, würdig und freudig begehen könnten“. Paisley erhielt gleichfalls seinen Antheil an dem

Wilde, das in den benachbarten Stuart'schen Forsten erlegt wurde. Dem Kloster Kelso sprach König Malcolm IV. die Hälfte vom Specke der Walfische zu, die man am Ufer des Forth gestrandet finden würde. Der Stifter der Abtei Lindores räumte dieser auf ewige Zeiten das Recht ein, sich das nöthige Baumaterial an rothem Sandstein aus seinem Steinbruch in Hyrneside zu holen; und ein Graf von Wynton machte eben diesem Kloster eine Schenkung, wonach dasselbe jährlich 200 Fuhren Reisig aus dem nahen Wald und das Recht zur ausschließlichen Benützung eines der gräflichen Torfmoore erhielt.

Man hat den schottischen Königen, namentlich Alexander I. und David I., einen schweren Vorwurf daraus gemacht, daß sie gegen die Kirche und insonderheit gegen die Klöster so freigebig, ja verschwenderisch waren. Dieser Tadel wäre berechtigt, wenn die Bereicherung der Klöster dem Lande, dem Volke oder der Krone Nachtheil gebracht hätte. Dies war aber durchaus nicht der Fall; sie diente im Gegentheil dem allgemeinen Besten. Der schottische protestantische Geschichtsschreiber Cosmo Innes und andere schottische Gelehrte heben hervor, daß diesen großen Schenkungen der Könige ebenso große Leistungen von Seiten der Klöster entsprachen, da die Regenten in den Klöstern häufig Hof hielten. Wie sehr dies durch die Geschichte der Klöster bestätigt wird, haben wir oben gesehen, wo von der engen Beziehung der Herrscherfamilien zu den Stiften die Rede war. Innes [1]) erklärt geradezu, daß diese Begünstigung der Kirche und der Orden nur einen weiteren Schritt auf der Bahn der Civilisation Schottlands bedeutete und sagt: „Sollte der Monarch seine Kronländereien zu edleren Zwecken denn zum bloßen Bezug von Revenüen verwenden, dann konnten die Besitzungen des schottischen Königshauses kaum in höherem Grade dem Nutzen der Bevölkerung dienen, als wenn sie der

---

1) S. Bellesheim A., Geschichte d. kath. Kirche in Schottland I. 204.

Verwaltung geistlicher Stifter unterstellt wurden". Auch dafür liefert die Geschichte die offenbarsten Beweise.

Unter den Benediktineräbten Schottlands waren viele ausgezeichnete Männer, die wegen ihrer staatsmännischen Talente und ihrer erprobten Treue gegen das Herrscherhaus zum Besten des Landes mit wichtigen öffentlichen Aemtern und Geschäften betraut wurden oder wegen ihrer kirchlichen Tüchtigkeit bischöfliche Stühle besteigen mußten. So regierte der Abt Robert Keldelecht von Dunfermline während der Minderjährigkeit Alexanders III. als Kanzler das Reich; Richard von Bothuel, Abt des nämlichen Klosters, war 1449 Mitglied des Parlamentsausschusses, der für die Legalisirung der früheren Parlamentsbeschlüsse eingesetzt war; Abt Bernhard Linton von Aberbrothok bekleidete unter Robert Bruce die Würde eines Oberschatzmeisters und Reichskanzlers; zum Oberschatzmeister ernannte Jakob III. im Jahre 1495 den Abt Georg Shaw von Paisley; dasselbe Amt erhielt im Jahre 1515 der Abt Hepburn von Dunfermline. Der Abt von Croßraguel, Wilhelm Kennedy, war unter Jakob V. eine Zeitlang Mitglied des königlichen Geheimrathes und nahm überhaupt an den Staatsgeschäften bedeutenden Antheil. Natürlich hatten, seitdem in Schottland ein Parlament bestand, die Aebte in demselben Sitz und Stimme.

Der Kirche gaben die Abteien eine Reihe trefflicher Oberhirten. Die Aebte Herbert († 1164) und Arnold († 1162) von Kelso zierten in ihren spätern Jahren die bischöflichen Sitze von Glasgow und St. Andrews. Aus der Abtei Arbroath erhielt im Jahre 1239 die bischöfliche Kirche von Aberdeen einen wahrhaft apostolischen Hirten in dem Abte Rudolf (Ralph) Lamley. Von ihm wird berichtet, daß er seinen ausgedehnten, beschwerlichen Sprengel stets zu Fuß durchwanderte, überall dem Volke predigte und alle Kirchen besuchte, um die religiösen Zustände kennen zu lernen. Auch als Bischof behielt er ganz die Lebensweise bei, die er als Mönch in seinem Kloster beobachtet hatte. Ein anderer Abt

von Arbroath, der schon genannte Bernhard Linton, wurde 1328 zum Bischof des Sprengels der (Hebriden) Inseln erwählt. Jakob Bethune (Beton, Beaton), Abt von Dunfermline (1504), wurde in der Folge Erzbischof von Glasgow, und zuletzt (1522), als Erzbischof von St. Andrews, Primas von Schottland. Den Abtesstuhl von Paisley hatte Abt Robert Shaw im Jahre 1525 mit dem bischöflichen Stuhle von Moray zu vertauschen. Sein Nachfolger in der Abtswürde war Johann Hamilton, bisher Mönch in Kilwinning. Er bestieg, nachdem er einige Zeit das Bistum Dunkeld verwaltet hatte, im Jahre 1549 den Erzstuhl von St. Andrews, behielt indeß seine Abtei, für die er bis zu seinem Tode väterlich sorgte. Treu der Kirche und seinem hohen Amte, vertheidigte er mit Festigkeit den katholischen Glauben gegen die protestantischen Neuerer, deren grimmigen Haß er sich dadurch zuzog. Er fiel, als Opfer seiner Standhaftigkeit, indem ihn die Reformirten im Jahre 1571 in seinen bischöflichen Gewändern am Galgen aufknüpften.

Das äußere politische Schicksal des Reiches theilten die Mönche treulich mit den übrigen Bewohnern des Landes. Namentlich hatten die Klöster im südlichen Schottland Vieles und Schweres bei den langwierigen Kriegen und blutigen Fehden zu leiden, in denen die schottische und die englische Krone um den Besitz des Grenzdistriktes miteinander stritten. Als nach dem Tode Alexanders III. im Jahre 1286 die Schotten zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit die Waffen gegen England ergriffen, gab es keine treueren Patrioten als die Mönche; die Helden Wallace und Robert Bruce fanden mehr als einmal in Abteien eine vorübergehende Zufluchtsstätte. Als König Balliol die ihm im Jahre 1284 aufgedrungene Oberlehensherrlichkeit Eduards I. von England abschüttelte, hatte niemand den Muth den Absagebrief Balliols dem englischen Herrscher zu überbringen, als der Abt Heinrich von Arbroath. Plünderung, Zerstörung, Brand war öfters das Loos der Abteien. Im Jahre 1306 war Eduard I.

zum letzten Male in der Abtei Dunfermline, wo man ihn seiner königlichen Würde gemäß aufnahm; zum schnöden Dank dafür gab er beim Abzug seinen Soldaten Befehl, das Gotteshaus in Brand zu stecken. Doch die rohen englischen Krieger hatten mehr Ehrfurcht vor dem Schreine der hl. Margareth als ihr König und schonten das Heiligtum; nur die Konventsgebäude erlitten beträchtlichen Schaden. In den Kriegswirren des 14. Jahrhunderts wurde Paisley größtentheils in Trümmer gelegt, aus denen es sich erst im 15. Jahrhundert wieder vollständig erhob. Zur Beschaffung der nöthigen Geldmittel ertheilte König Jakob II. dem Abte Thomas Tervas ein Schankprivileg: es durfte an der Klosterpforte Wein verschänkt werden. Ueberaus traurig war vielfach das Loos der Mönche von Kelso. Vorsichtshalber hatte man zwar als Zufluchtsstätte bei feindlichen Einfällen nahe der Kirche einen massiven, 91 Fuß hohen Thurm errichtet, der mit seinen gewaltigen Mauern, kräftigen Strebepfeilern und trotzigen Zinnen mehr an einen normannischen Zwinger als an einen Klosterbau erinnerte. Allein er bot doch den Mönchen nicht immer genügenden Schutz. Aus einem Schenkungsbrief des Bischofs Wilhelm Lamberton von St. Andrews († 1328) erfahren wir, daß damals das Kloster der hl. Jungfrau von Kelso durch die häufigen Kriege, Plünderung und Feuersbrünste zerstört war und die Mönche und Laienbrüder sich gezwungen sahen in Schottland umherzuziehen und sich in andern Ordenshäusern Nahrung und Kleidung zu erbetteln.

Werfen wir nun einen Blick auf das innere klösterliche Leben; auch hierüber sind uns nur gelegentliche, spärliche Nachrichten erhalten, sie legen indessen ein gutes Zeugnis für die bestehende Ordenszucht ab. So rühmt der Bischof von St. Andrews im Jahre 1300 in einer Schenkungsurkunde die vortreffliche Zucht, die im Kloster Dunfermline herrsche, und die glühende Liebe der Klostergemeinde, welche Gott zur Ehre und den Nächsten zur Erbauung gereiche. Da in

dieser Abtei die Zahl der Mönche ziemlich bedeutend war — um die Mitte des 13. Jahrhunderts waren es deren 50 —, so konnte auch das Chorgebet, eine Hauptaufgabe der Söhne des hl. Benediktus, hier mit größerer Feierlichkeit verrichtet werden; und daß dies geschah, läßt sich aus dem Umstande schließen, daß die Kirche schon um 1250 eine Orgel besaß. In einem Schenkungsbrief für die Abtei Kelso aus dem 14. Jahrhundert weist der Bischof von St. Andrews rühmend darauf hin, wie würdig daselbst der Chordienst gehalten werde. Mit welchem Eifer die Mönche der Abtei Lindores dem Dienste Gottes oblagen, bezeugt ein Brief des Papstes Nikolaus III. vom Jahre 1279 an die dortige Klostergemeinde. „Man hat uns mitgetheilt", schreibt der Papst, „daß bei Euch einer althergebrachten Sitte gemäß an hohen Festtagen eine Anzahl von Mönchen, mit Alben und seidenen Chormänteln bekleidet, aber barhaupt, der ganzen Feier der hl. Geheimnisse beiwohnt; und es wurde uns vorgestellt, daß darum in Folge des kalten Klimas, das in Euerem Lande herrscht, manche von den Mönchen sich schwere Erkältungen und langwierige Krankheiten zugezogen haben. Deßhalb gewähren wir Euch durch gegenwärtiges Schreiben die Vergünstigung, bei solchen Gelegenheiten und bei Umzügen, wo ihr in heiligen Gewändern erscheinen müßt, das Haupt zu bedecken, ausgenommen während der Zeit, da das Evangelium gesungen oder die hl. Hostie erhoben wird; zugleich mahnen wir Euch, im übrigen alle gottesdienstlichen Handlungen mit gebührender Ehrfurcht zu vollziehen".

(Schluß folgt.)

XXXV.

Wissenschaft und Schule in den oberschwäbischen Klöstern Zwiefalten u. Wiblingen am Vorabend der Säkularisation.

I. Zwiefalten.

In einem kleinen, romantischen Seitenthale der Donau, eine Stunde von der Eisenbahnstation Zwiefaltendorf entfernt, liegt die ehemalige Reichsabtei Zwiefalten. Das Kloster wurde gestiftet von den Brüdern Cuno und Luithold, Grafen von Achalm, im Jahre 1089. Die ersten Mönche (17) kamen aus dem Kloster Hirsau. Der selige Wilhelm von Hirsau gab (1091) ihnen in der Person des Nodger den ersten Abt. Die neue Stiftung blühte rasch empor, so daß sie im Jahre 1138 bereits 170 Mönche und 130 Laienbrüder zählte. Das Kloster brannte mehrmals nieder und wurde im dreißigjährigen Kriege dreimal geplündert, wobei viele schätzbare Urkunden verloren gingen.

In wissenschaftlicher Beziehung hatten sich die Aebte Gregor I. (1431—36) und Gregor II. (1474—1514) besondere Verdienste erworben. Unter ihnen hatte die Klosterschule Lehrstühle für Humanitätsstudien, für Kirchenrecht und das ganze Gebiet der Theologie, sogar das Privilegium, akademische Grade zu ertheilen und Doktordiplome zu verleihen, welches in Zwiefalten thatsächlich ausgeübt wurde. Hervorragende Schüler der Zwiefalter Schule sind Ortlieb, Berthold, Georg Haller, Thomas Metzler, Bernhard Ott, Stephan

Bochenthaler, Arsenius Sulger, deren Namen in der gelehrten Welt einen guten Klang hatten und die bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Abtei auf wissenschaftlicher Höhe erhielten.

Wenn mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts nach dieser Seite ein merklicher Rückgang eintrat, so zeigte sich doch auch, besonders in der zweiten Hälfte desselben, im Kloster, in der Klosterschule und in dem vom Kloster unterhaltenen und geleiteten Collegium zu Ehingen wieder regeres wissenschaftliches Leben und Streben und läßt sich eine immerhin respektable Zahl gelehrter Männer auch aus dieser Periode namhaft machen.

An der Spitze der Gelehrten und Schriftsteller, die im 18. Jahrhundert aus dem Kloster Zwiefalten hervorgingen, steht P. Magnoald Ziegelbauer, ein in der Geschichte des Benediktinerordens sehr gefeierter Mann. Derselbe wurde im Jahre 1689 zu Ellwangen geboren, zeigte frühzeitig hervorstechende Anlagen und trat anno 1707 in das Kloster Zwiefalten ein. Der damalige Abt des Klosters, Wolfgang Schmid (1699—1715), ein großer Freund und Gönner der Wissenschaft, verstand es, in seinem Kreise eine tüchtige niedere und höhere Schule zu halten. Sechs Jahre widmete sich hier Ziegelbauer den philosophischen und theologischen Studien. Er hatte die lateinische Sprache vollkommen in seiner Gewalt und erhielt schon im Jahre 1713 einen Lehrauftrag für Philosophie. Nach dem Tode des Abtes Wolfgang ging P. Ziegelbauer mit Erlaubnis der Oberen nach Kloster Reichenau, um einer ihm mißgünstigen Partei in Zwiefalten auszuweichen. Nach einem offiziellen Besuch in Wien und einem kürzeren Aufenthalt im Kloster Göttweig, wo er mit Auszeichnung lehrte, kam Ziegelbauer im Jahre 1733 zum zweiten Mal in die österreichische Haupt- und Residenzstadt und übernahm die Stelle eines Hauslehrers der jungen Barone von Latermann. Er benützte die freie Zeit zur Ausbeutung der dortigen litterarischen Schätze. Als Früchte seiner damaligen Studien entstanden die beiden lateinisch

geschriebenen, historischen Abhandlungen über das St. Georg-panier, die Kriegsfahne der deutschen Ritterschaft (1735) und über den hl. Stephanus, den Hauptpatron von Wien (Acta S. Stephani Protomartyris, Viennae 1736). In Wien wurde Ziegelbauer mit den gelehrtesten Männern bekannt und besonders mit dem berühmten P. Oliver Legipont, Benediktiner von St. Martin in Köln, aufs engste befreundet. Um dieselbe Zeit reifte in ihm der Entschluß, eine Literärgeschichte des Benektinerordens zu verfassen. Er sammelte dafür mit unverdrossenem Eifer, trat mit den Gelehrten Calmet und Montfaucon in Verbindung und ersuchte sie um Beiträge, nebenbei immer noch mit der Ausarbeitung kleinerer Schriften beschäftigt. Im Jahre 1739 wurde der erste Band des Conspectus rei literariae Benedictinae vollendet, das bedeutendste Werk P. Ziegelbauers, das eine staunenswerthe Belesenheit und einen außerordentlichen Sammelfleiß verräth und für die Geschichte des Benediktinerordens eine werthvolle Fundgrube bildet.

Im Jahre 1740 folgte Ziegelbauer der Einladung des Abtes von St. Margareth in Brznow bei Prag, um eine diplomatische Geschichte dieses alten und berühmten Klosters zu schreiben. Dieselbe vollendete er, von einigen Mönchen unterstützt, innerhalb dreier Monate (Epitome historica regii . . . monasterii Brenoviensis vulgo S. Margarethae prope Pragam, Coloniae 1740). Während seines böhmischen Aufenthaltes beschäftigte sich Ziegelbauer überdies mit dem Gedanken, eine Bibliotheca scriptorum rerum Bohemicarum zu verfassen, mußte aber wegen Ungunst der Zeiten von diesem Plane wieder abstehen. Nach Wien zurückgekehrt, entwarf er mit dem Großkanzler des Königreichs Böhmen, Grafen Joseph Kinsky, den Plan einer Akademie für Adelige in Prag, welche den Benediktinern übertragen werden sollte. Zu diesem Zwecke kam (1744) Ziegelbauer wieder nach Prag, um mit Legipont und dem Benediktiner Ulerich Weiß aus Brznow im Einzelnen den Plan zu besprechen. Die Ar-

beiten wurden jedoch durch den plötzlichen Einfall Friedrichs II. in Prag unterbrochen.

Im Jahre 1747 wurde P. Ziegelbauer die Ehre zu theil, von der gelehrten Mährischen Gesellschaft in Brünn zum Mitglied ernannt zu werden. Dies mochte ihn veranlassen, nach Brünn zu ziehen, um das Amt eines Sekretärs jener Gelehrtensocietät zu übernehmen. Hier verfaßte er als seine Inauguralarbeit das Centifolium Camaldulense, Notizen über die Schriftsteller des Camaldulenserordens. Im Jahre 1749 folgte ein zweibändiges Geschichtswerk über die Kirche von Olmütz, fast eine ganze Geschichte von Mähren in sich schließend. Andere Schriften theologischen und asketischen Inhalts übergehen wir. In den „Studien und Mittheilungen aus dem Benediktiner- und Cisterzienserorden" (IV [1883] 1, 70 ff.) werden von dem Benediktinerpater Aug. Lindner unter genauer Titelangabe 28 Schriften des P. Ziegelbauer aufgeführt.

Der liebenswürdige, fleißige und gelehrte Mann starb zu Olmütz am 13. Juni 1750. Am besten hat Oliver Legipont für das Andenken seines Freundes Ziegelbauer gesorgt durch die Vermehrung, Verbesserung und mit viel Schwierigkeiten verbundene Herausgabe seines Hauptwerkes „Historia rei literariae Ordinis S. Benedicti" (Aug. Vind. 1754) in vier Foliobänden. Der erste Band enthält eine Abhandlung über den Ursprung der wissenschaftlichen Thätigkeit im Benediktinerorden, eine kleine Geschichte der ausgezeichneten Schulen dieses Ordens, eine Aufzählung der berühmtesten Männer, welche aus diesem Orden hervorgingen und der ausgezeichnetsten Beschützer und Patrone derselben, eine Darstellung der gelehrten Reisen der Benediktiner und eine Geschichte ihrer Bibliotheken und Archive. Der zweite Theil gibt eine Geschichte der Wissenschaften im Orden im engeren Sinn d. h. eine Geschichte der einzelnen Disciplinen in den verschiedenen Jahrhunderten. Daran reihen sich im dritten Band Biographien der hervorragendsten Gelehrten des

Benediktinerordens. Der vierte Band ist bibliographisch und enthält nach Fächern geordnet die von den Benediktinern über die verschiedensten Zweige des Wissens herausgegebenen Werke.

Durch diese Literärgeschichte hat sich P. Magnoald Ziegelbauer einen bleibenden Namen in der Gelehrtenwelt verschafft, in erster Linie unter den Historikern und Schriftstellern des Ordens, dem er zugehörte. „Qui traxit e mortis sepulcro tot illustres viros, perire mortis in sinu numquam potest.“

Die beiden Aebte Augustin Stegmüller (1725—44) und Benedikt Mauz (1744—65) widmeten ihr Hauptaugenmerk dem Neubau der Klosterkirche, die im Jahre 1738 in großartigem Maßstab begonnen wurde. Ueber dieses Bauwesen haben wir ein höchst interessantes Schriftstück, die Aufzeichnungen eines schlichten Klosterbruders (im Besitz des Landesconservators Dr. Paulus, eine Abschrift im Pfarrarchiv in Zwiefalten), ohne viel Sachkenntnis, aber mit Aufnahme vieler, nicht uninteressanter Einzelheiten geschrieben. Die anspruchslosen Notizen einer mittheilsamen Feder gewähren uns einen Einblick in die Bauverhandlungen und den Gang des Baues der Kirche. Ihre Anlage ist ganz die der Barockkirchen jener Zeit, die Ornamentik ist die des Zopfstils. Sie wurde vollendet im Jahre 1753. Die großen Sorgen und Opfer, welche dem Abte Augustin aus dem Bau der neuen Klosterkirche erwuchsen, mögen es einigermaßen erklären, warum unter seiner Regierung für wissenschaftliche Zwecke weniger geschehen ist, als bei den meisten seiner Vorgänger der Fall war.

Während der Amtsperiode des Abtes Benedikt Mauz († 1765), der seit 1715 zu Ehingen Professor der Grammatik, Rhetorik und Philosophie gewesen, seit 1723 im Kloster Rhetorik, Philosophie und Theologie dozirte und in den Jahren 1734—42 dem Ehinger Collegium als Superior vorgestanden, kam der nachmalige Abt von St. Blasien,

Martin Gerbert, auf seiner großen litterarischen Reise, die er in einem eigenen, interessanten Buche beschrieben hat, über Wiblingen und Ehingen, wo er im Jahre 1731 die Anfangsgründe der lateinischen Sprache zu legen angefangen, nach dem Kloster Zwiefalten (Februar 1760), dessen handschriftliche Schätze von ihm untersucht und zum Theil dargestellt worden sind. „Man spare", sagt er u. a. in genanntem Buche, „keine Kosten, die Gelehrsamkeit und Wissenschaft in Aufnahme zu bringen".

Man glaubt aus diesen Gerbert'schen Worten einen leisen Vorwurf über die Vernachlässigung der wissenschaftlichen Studien herauslesen zu müssen, die seit dem Tode des Abtes Wolfgang Schmid (1699—1715) im Kloster Zwiefalten offensichtlich eingerissen hatte und auch unter Abt Benedikt noch fortbestanden zu haben scheint

Eine entschiedene Wendung zum Besseren wurde eingeleitet mit dem Regierungsantritte des Abtes Nikolaus II. Schmidler (1765—87). Persönlich ein sehr gebildeter Mann, war derselbe von Anfang an eifrigst bemüht, die literarischen Bestrebungen in seinem Kloster zu heben und zu fördern. Er gab der Klosterschule eine neue Organisation mit einem neuen Lehrplan, sandte talentvollere Conventualen auf Universitäten, besonders nach Salzburg, um sie später selbst als Lehrer an der Klosterschule und am Collegium in Ehingen zu verwenden. Er selbst lehrte Philosophie und übernahm nach überstandener schwerer Krankheit eine Professur in Ehingen, wo er fünfzehn Jahre lang (sieben Jahre als Vorstand) Syntax, Rhetorik, Poesie und Philosophie lehrte, bis er am 29. Juli 1765 zum Abt gewählt und zugleich zum Präses der Universität Salzburg erhoben wurde. Abt Nikolaus II. hinterließ „37 opera canonica, in quibus peccati horrorem et virtutis amorem singulari cum industria et dexteritate docuit"; außerdem „Theses philosophiae universae" (1760). Das Elogium unter seinem Porträt in

der Klosterkirche rühmt ihn als „Musarum cultor“. Er starb im Jahre 1787.

Nikolaus II. Nachfolger und letzter Abt in Zwiefalten war Gregorius Weinemer (bis 1802). Unter ihm erfreute sich das Kloster nicht nur materiellen Wohlstandes, sondern auch regen Eifers für wissenschaftliche Studien, besonders für orientalische Sprachen und Musik. Wesentliche Verdienste hat Abt Gregor sich um die Klosterbibliothek erworben. Der Bibliothekar Gabriel Haas nennt ihn „bibliothecae restaurator“. Vom letzten Zwiefalter Abt existiren noch zwei schöne Porträts. Das eine ist im Pfarrhaus in Zwiefalten, das andere in der Kirche. Letzteres ist datirt vom 2. August 1797. —

Ueber die wissenschaftliche Thätigkeit verschiedener Patres des Zwiefalter Klosters zu Anfang des 18. Jahrhunderts, wie des Ernestus Zangerer, Maurus Schellhammer, Martin Mayr, Franz Sales Zehnter, Männer, die sonst in Ehren genannt werden, fehlen die Nachrichten fast ganz.

Der erste Conventuale aus jener Zeit, von dem wir bestimmte Anhaltspunkte haben, daß er ein Mann vielseitiger Gelehrsamkeit und ein emsiger Schriftsteller war, ist P. Michael Knittel, seit 1728 Prior. Er schrieb eine Anzahl Abhandlungen über die Rechte und Geschichte des Klosters, worunter eine Series Abbatum. Er fertigte auch Abschriften der Chronik Ortliebs, vom Chronicon minus ab a. 538—1272 für das Kloster Mölk und den Ephemerides Zwifaltenses von 1692—96.

P. Columban Habisreitinger († 1755) war Professor der Theologie und Philosophie, wohlbewandert in den klassischen und neueren Sprachen, nebenbei vorzüglicher Musiker und Componist. Er gab heraus: „Melodiae ariosae“, 114 Arien zu den „in teutsche Verse gebundenen vier Büchern von der Nachfolge Christi“, schöne Melodien mit einfachem Generalbaß. — P. Thomas Wegele († 1758), Professor der Rhetorik und Theologie, ein vielseitig gelehrter Mann ver-

fertigte eine Beschreibung des Klostergebiets und neue Grundbücher. „Jussu superiorum descripsit terminos ditionis Zwiefaltensis". — P. Franz Xaver Stapf († 1766) war im Kloster, später in Reichenau und Ehingen, Lehrer der Philosophie und Theologie und als solcher hochgeschätzt. — P. Maurus Hueber (geb. 1764) wird in der Rotel als „linguarum orientalium peritissimus" bezeichnet. — P. Alois Aicham († 1785) lehrte nach Persolvirung seiner Studien in Weissenau und Ottobeuren in der Klosterschule Grammatik, 12 Jahre in Ehingen Philosophie und hernach 6 Jahre Theologie im Kloster. „Soliditate simul et claritate docuit" (Rotula). Derselbe schrieb logische und metaphysische Handbücher (Ulm, Wagner 1778) für den Gebrauch der Studenten. P. Bernhard Joseph Neher († 1793), „vir erat vere venerabilis, moribus gravis, iurium nostrorum vindex acerrimus, orator, poeta, theologus et iuris peritissimus". Er verfaßte als Manuskript „Annales imp. M. Zwif. ad annum 1654", welche, wie es scheint, verloren gingen. — P. Tiberius Sartori Dr. theol. († 1798) tractirte als Studienpräfekt im Kloster die klassischen Sprachen, später in Weissenau und Ottobeuren Theologie, war 1790—95 Professor an der Universität Salzburg und zuletzt Klosterbibliothekar. Unter den drei ungedruckten Schriften, die von ihm vorhanden sind, ist besonders eine pädagogischen Inhalts „Ueber den christlichen Volksunterricht" (Salzburg 1793) erwähnenswerth. — P. Placidus Wescher hatte einen Ruf als tüchtiger Mathematiker und Kartograph. „Vir erat venerabilis . . . et quia in mathematicis eruditus apprime excelluit . . . ingenti compendio atque emolumento bona, fundos, fines, praedia ditionis universae descripsit, ... in mappas curatissimas distinxit". — P. Stephan Haid († 1802) Dr. theol. studirte in Salzburg, war Professor der inferiora und Philosophie im Kloster, der humaniora in Ehingen, 1774 Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Freiburg. Später amtirte er als Superior in Ehingen

und Archivar. Er hinterließ drei Schriften hermeneutischen Inhalts.

Noch sind sechs Gelehrte und tüchtige Schulmänner zu erwähnen, welche die Säkularisation ihres Klosters miterlebten und deren Lebensabend weit ins 19. Jahrhundert hineinreicht: Beda Beck, Joachim Diener, Vital Menner, Be[illegible] Kling, Magnus Rief und Gabriel Haas.

P. Beda Beck († 1823) war nach der Aufhebung des Klosters Professor und Rektor am Gymnasium in Rottweil. Er gab ein Gebet- und Erbauungsbuch für Studirende (Rottweil 1818) heraus und schrieb einige homiletische Abhandlungen ins Konstanzer Pastoralarchiv. Ueber P. Joachim Diener († 1814) sagt ein Bericht vom 13. Februar 1803 (Archiv in Stuttgart): „Seine feinen Sitten, edler Charakter und ungemeine Kenntnisse machen ihn der höchsten Gnade würdig“. Im selben Berichte lesen wir von P. Vital Menner († 1828): „Er war ein sehr lebhafter, gebildeter Mann, der sich mehr der Philosophie, besonders den modernen mathematischen Wissenschaften, als der Philologie und Theologie gewidmet hat und daher auch zu einem Lehramte tauglicher war, als zur Seelsorge“. Er war eine Zeit lang Professor der Physik an der Universität Salzburg und hinterließ als Manuskript: „De personis illustribus et historia M. in Zwif.“ (Stuttgart, Staatsarchiv). — P. Magnus Rief († 1811) war Pfarrer in Dürrenwaldstetten. Seine Einträge in das dortige Kirchenbuch zeigen einen kenntnißreichen Theologen, Historiker und gewandten lateinischen Dichter. — P. Gabriel Haas († 1838) war Professor in Ehingen (1781–90), 1795 Professor und Bibliothekar im Kloster. Von ihm existirt ein trefflicher Katalog der Handschriften und Inkunabeln der Klosterbibliothek, der später in die Hände des Rottenburger Bischofs Joh. Bapt. Keller kam und von Dr. Menzdorf im Serapeum edirt wurde.

Eine regere Thätigkeit als auf schriftstellerischem Gebiete finden wir bei den Zwiefalter Mönchen auf dem Gebiete

des Schulwesens, das gerade im 18. Jahrhundert einen besonderen Aufschwung nahm. Das beweist die Geschichte des Collegiums zu Ehingen, das mit Zwiefalten's Kloster und Klosterschule aufs engste verwachsen war.

Am 29. Januar 1686 wurde von dem Abte Johann Glenz (1675—1692), einem geborenen Riedlinger, die Ehinger Anstalt (anfänglich Studium, mitunter auch schon Gymnasium, seit 1706 Lyceum genannt) eröffnet. Ein lateinischer Schulmeister lehrte die Anfangsgründe, drei Patres die übrigen fünf Fächer. Der Franzoseneinfall 1688 brachte eine kurze Unterbrechung. Dann aber fingen die Zwiefalter Mönche an (1692), die Anstalt durch Erwerbung des sogen. Schlößchens zu erweitern, errichteten 1697 zwei weitere Professorenstellen für Philosophie und Moral und bauten schließlich das stattliche Collegium (jetzt kath. Convikt), das 1706 eröffnet wurde. In den Jahren 1712—19 wurde die prächtige Kirche angebaut, ein im Lande Württemberg einzig dastehender origineller Centralbau im Barokstil. Unter tüchtigen Lehrern von etwa hundert Schülern besucht, wurde die Anstalt trotz mancher Zwistigkeiten zwischen der ungern zahlenden, gern sich in die inneren Verhältnisse einmischenden Stadtbehörde und dem fortgesetzt viel leistenden Kloster bis 1802 fortgeführt.

Die Organisation des Ehinger Gymnasiums in damaliger Zeit betreffend, haben wir wenige Nachrichten. Den Statuten derselbeu lassen sich einzelne Notizen entnehmen. Dierektor und Oberschulbehörde der Anstalt war der jeweilig Abt von Zwiefalten, die unmittelbare Aufsicht, das Rektorat, stand dem Superior des Collegiums zu, dem ein Studienpräfekt, gleichfalls ein Pater aus Zwiefalten, zur Seite stand. Das Collegiumsgebäude enthielt außer den Gelassen für die Professoren und Vorstände lauter Räumlichkeiten für die Lehranstalt: die Klassenzimmer, einen Bibliotheksaal, ein gut eingerichtetes physikalisches Cabinett und seit 1750 auch einen Theatersaal mit dem entsprechenden Comfort. Dra-

matische Aufführungen wurden in Zwiefalten sowohl als in Ehingen von Anfang an eifrig gepflegt. Man legte ihnen einen bedeutenden pädagogischen Werth bei. Die Statuten erwähnen endlich noch monatliche Klassenscriptionen, Disputationen und Prüfungen je am Schlusse des philosophischen Kurses.

Die Ausdehnung des humanistischen Studiums dürfte dieselbe gewesen sein, wie an den damaligen Jesuitengymnasien, mit denen die Benediktinerschulen concurriren mußten. Vermuthlich wurde an letzteren auch griechischer Unterricht ertheilt. Während die Ehinger Schule hinsichtlich der sogen. Realien hinter einem modernen Gymnasium jedenfalls weit zurückstand, ging sie über den Normallehrplan eines solchen vielleicht hinaus durch die eingehende Behandlung der philosophischen Fächer, zu denen, wie es scheint, auch die Moral gerechnet wurde. Dieselben wurden wohl unter Zugrundelegung von Handbüchern tractirt, welche einzelne Professoren verfaßten. Im Ganzen hatte das Ehinger Lyceum acht Unterrichtsstufen: die Humaniora, dazu Philosophie d. h. Mathematik, Physik, Logik, Metaphysik und Moral.[1])

So hatte Ehingen dank dem Opfersinn des Klosters Zwiefalten, welches das Collegium nicht nur glänzend ausstattete, sondern auch mit tüchtigen Lehrkräften versah, das ganze 18. Jahrhundert hindurch eine Lehranstalt, um die es von anderen, größeren Städten beneidet wurde. Zwiefalten war auch das einzige Benediktinerkloster, das auf die Dauer für eine auswärtige Studienanstalt in liebevollster Weise, zur Förderung der Ehre Gottes und zum Nutzen und Frommen der studirenden Jugend, wie es in der Vertragsurkunde von 1706 heißt, sorgte, da die übrigen Abteien in Schwaben (Weingarten, Ochsenhausen, Wiblingen, Neresheim)

---

1) Hehle, Culturgeschichtliches aus Neuwürttemberg 2c. Festschrift. Stuttgart 1889.

alle ihr Gymnasium am Sitze des jeweiligen Klosters hatten.

Dieselbe Organisation und denselben Unterrichtsbetrieb, wie die Schule in Ehingen, hatte ohne Zweifel auch die Klosterschule in Zwiefalten. Und wenngleich letztere mit dem Aufstreben der Ehinger Anstalt an Zahl der Schüler zurückging, so hat doch auch sie durch das achtzehnte Jahrhundert hindurch trotz mancher Wechsel- und Mißgeschicke im Ganzen ein lebenskräftiges Dasein und gesegnetes Wirken entfaltet. Die Zwiefalter Klosterschule genoß bis auf die letzten Jahre ihres Bestandes großes Ansehen und Vertrauen. Sie war durchschnittlich von vierzig bis fünfzig Schülern, für die damalige Zeit eine stattliche Zahl, besucht, von welchen der kleinere Theil später ins Kloster eintrat, die meisten sich einem weltlichen Berufe widmeten und manche als Aerzte, Juristen und Staatsmänner sich einen geachteten Namen erwarben. Mit Beginn des 19. Jahrhunderts waren auch die Tage der Klosterschule gezählt. Sie hatte unter dem Trubel der immer mehr sich häufenden Kriegsereignisse und der damit zusammenhängenden Säkularisation stark zu leiden, um am 1. Dezember 1802 mit dem Kloster selbst zu erlöschen.

(II. Artikel folgt.)

XXXVI.

Reichsschatzamt und Reichsfinanzwirthschaft.

Der bisherige Ministerialdirektor und bayerische stellvertretende Bundesbevollmächtigte Hermann Freiherr von Stengel in Berlin ist am 20. August 1903 zum Staatssekretär des Reichsschatzamts ernannt worden.

Bisher haben Bayern noch keine Chefstellen von Reichsämtern erhalten. Graf Berchem und Frhr. v. Rotenhan waren nur Unterstaatssekretäre des Auswärtigen Amtes, von Schraut Unterstaatssekretär im Reichsschatzamt. Mit Frhrn. v. Stengel gelangt der erste Bayer an die Spitze einer Reichsbehörde.[1]) Der Vorgang fällt schon aus diesem Grunde auf.

---

1) Es wird jetzt wieder Reichskanzler Fürst Hohenlohe angeführt. Der verstorbene Fürst war in Schillingsfürst als nachgeborner Sohn zur Welt gekommen. Allein er hatte an preußischen Universitäten studirt, war in preußische Staatsdienste getreten und ist, die kurze Unterbrechung durch sein bayerisches Ministerpräsidium ausgenommen, in preußischen Diensten thätig gewesen. Wenn er Schillingsfürst nicht wider Erwarten geerbt hätte, wäre er schwerlich mehr in Verbindung mit Bayern gekommen. Hohenlohe war seiner ganzen Gesinnung und Haltung nach eher Preuße als Bayer.

In der Tagespresse ist auch gebührend auf die bayerische Herkunft des neuen Schatzsekretärs hingewiesen worden. Die „Berliner Neuesten Nachrichten“ [1]) bemerkten, „Graf Bülow zeigt dabei mit Recht, daß er nicht alles Gute und Heil bloß von Preußen erwartet“. Und in der „Kölnischen Zeitung“ [2]) wurde die Freude ausgedrückt, „daß wieder einmal ein Süddeutscher in ein hohes Reichsamt berufen wird, weil ein solches Ereigniß immer geeignet erscheint, die Solidarität der einzelnen Bundesstaaten zu betonen und zu stärken“. Wir können eine solche Gesinnung, wenn sie von Preußen den Südstaaten entgegengebracht wird, nur willkommen heißen. Es ist zu begrüßen, wenn alle Reichstheile zur Reichsverwaltung herangezogen werden, damit durch diese Mischung der preußische Geist im Reiche nicht bloß formal, sondern auch thatsächlich ein deutscher sei.

Der Vorgang erhält aber noch eine besondere Bedeutung durch einen Depeschenwechsel zwischen Prinzregent Luitpold und Kaiser Wilhelm II. In einer Depesche vom 20. August an den Kaiser drückte der Regent seine Freude über Stengel's Berufung aus, zugleich die Hoffnung, „daß es dessen bewährter Tüchtigkeit gelingen werde, sich an jener Stelle den großen Aufgaben gewachsen zu erweisen, welche für das fernere Gedeihen des Reiches wie der Einzelstaaten heute von dringendster Wichtigkeit sind“. Auf diese Andeutung der gerade von Bayern in den Vordergrund gestellten Reichsfinanzreform ist der Kaiser in seiner sehr herzlich gehaltenen Antwort nicht eingegangen. Er spricht lediglich seinen „innigsten Dank“ dem Regenten aus für die Ueberlassung dieses „tüchtigen Beamten“ und wünscht, daß sie „beiden

1) Siehe „Allgem. Zeitung“ Nr. 234 vom 24. August 1903.

2) Nr. 772 vom 24. August 1903.

Ländern"[1]) zum Segen gereiche. In einer Unterredung[2]) sagte der neue Staatssekretär Frhr. v. Stengel außerdem bestätigend, er habe das neue Amt nicht angestrebt; wenn er es dennoch übernommen, so sei es in Erfüllung einer patriotischen Pflicht geschehen. Nicht nur der Kaiser und der Reichskanzler hätten großen Werth auf die Besetzung der Stelle durch ihn (Stengel) gelegt, sondern dieses sei vor Allem in vollstem Einverständniß mit dem Prinzregenten erfolgt.

So hat man es also mit einem außerordentlichen Vorgang zu thun, wie er sonst bei Aemterbesetzungen sich nicht zuzutragen pflegt.

Es sei fern, das Ereigniß, dessen Bedeutung, wenn man will, in den vorhin angedeuteten Imponderabilien der Politik liegt, zu unterschätzen. Allein die Ueberschätzung der Ernennung eines Bayern zum Reichsschatzsekretär muß nicht minder ferngehalten werden.

Die Bedeutung des Reichsschatzamtes ist wesentlich nur die einer Rechenstelle. Es spielt im Verwaltungsorganismus des Reiches eine bescheidene Rolle und ist außerdem durch die unumgänglich nothwendige föderalistische Gestaltung des Reichsfinanzwesens brach gelegt.

Die heutige Gliederung der Reichsbehörden ist aus dem Norddeutschen Bund herausgewachsen. In ihm war die einzige oberste Verwaltungsbehörde das Bundeskanzleramt, welches centralistisch die ihm zustehenden Geschäfte, auch das Finanzwesen, verwaltete und zwar in drei Abtheilungen. Sie waren: a) die Central-

---

1) Der merkwürdige Ausdruck „beide Länder" für Bayern und das Reich ist anscheinend bei der Stilisirung der Kaiserdepesche übersehen worden.

2) Mit einem Redakteur der „Münchener Neuesten Nachrichten". Siehe Nr. 398 vom 27. August 1903.

abtheilung, b) das Generalpostamt, c) die Generaldirektion der Telegraphen.

Ausgenommen vom Geschäftskreis des Bundeskanzleramtes waren, worauf schon hier das Augenmerk besonders hingelenkt werden möge, gerade jene Ressorts, aus denen vornehmlich die Ausgaben des Bundesstaates fließen: 1) Armee, 2) Marine, die im Norddeutschen Bund mit Oberbefehl und Verwaltung dem König von Preußen unterstehen, 3) die auswärtigen Angelegenheiten, welche einen Zweig der preußischen Staatsverwaltung bildeten. Infolge Beschlusses des Norddeutschen Reichstages, dem der Bundesrath zustimmte, wurde jedoch mit dem 1. Jan. 1870 das bisherige preußische Ministerium des Aeußern in eine unmittelbare Bundesbehörde umgewandelt, indeß nicht mit dem Bundeskanzleramt verbunden, sondern als eigene Behörde neben dieses gestellt. Nominell blieb das preußische Ministerium des Aeußeren bestehen als preußische Behörde; sein Wirkungskreis wurde aber beschränkt auf den diplomatischen Verkehr Preußens mit den anderen deutschen Bundesstaaten.[1])

Bei der Gründung des Deutschen Reichs finden wir diesen Organismus vor. Das Bundeskanzleramt führt jetzt den Namen Reichskanzleramt (Kaiserlicher Erlaß vom 12. Mai 1871). Es steht unter der unmittelbaren Leitung des Reichskanzlers; nach dem seine Errichtung anordnenden Erlasse umfaßt sein Geschäftskreis die Verwaltung und Beaufsichtigung der durch die Reichsverfassung zu Gegenständen der Reichsverwaltung gewordenen, beziehungsweise unter die Aufsicht des Kaisers gestellten Angelegenheiten, sowie die dem Reichskanzler zustehende Bearbeitung der übrigen Reichsangelegenheiten, soweit nicht im Wege der Reichsgesetzgebung für einzelne Zweige derselben besondere Behörden geschaffen sind.[2])

1) Laband, Das Staatsrecht des Deutschen Reiches, Bd. I S. 368.
2) Rönne, Das Staatsrecht des Deutschen Reiches, Bd. I, S. 302/3.

Die Schaffung besonderer Behörden ging nur langsam vor sich. Das Reichskanzleramt blieb vorerst der Mittelpunkt für alle Geschäfte. Dort wurde ausgeschieden wie im Norddeutschen Bund. Die Centralabtheilung führt die allgemeine Verwaltung, Abtheilung I im Bundeskanzleramt ist das Generalpostamt, Abtheilung II die Generaldirektion der Telegraphen. Als III. Abtheilung wurde eine für Elsaß-Lothringen hinzugefügt, und als IV. Abtheilung die Reichsjustizverwaltung.

Daneben bestand als eigene Behörde nur das Auswärtige Amt. Die Reichsfinanzen wurden nach wie vor von der Centralleitung versehen.

Das Marinewesen blieb Sache des preußischen Marineministeriums, das den Charakter einer preußischen Behörde behielt, wenngleich die Kosten desselben aus Reichsmitteln bestritten wurden; die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers bestand nur für die Beobachtung des durch Reichsgesetz festgestellten Etats. Laband[1]) nennt diese Einrichtung direkt verfassungswidrig, weil Art. 53 der Reichsverfassung keinen preußischen Oberbefehl und keine Verwaltungsbefugnisse des Königs von Preußen mehr kennt, sondern lediglich vom Kaiser spricht. Erst durch Erlaß vom 1. Jan. 1872 wurde das preußische Marineministerium in die „Kaiserliche Admiralität" umgewandelt, deren Chef in seiner Person Verwaltung und Oberkommando vereinigt. Allein durch kaiserlichen Erlaß vom 30. März 1889 wurde das Oberkommando von der Verwaltung wieder getrennt und das Reichsmarineamt gebildet; der kommandirende Admiral führt das Oberkommando nach den Anordnungen des Kaisers und nimmt dienstlich die Stellung eines kommandirenden Generals der Armee ein. Die Quelle der Ausgaben ist also nach wie vor bei der Marine der Reichsverwaltung entzogen.

---

1) Staatsrecht, Bd. I S. 361.

Vollständig frei von der Reichsverwaltung ist das Militärwesen. In der Verwaltung des Militärwesens tritt, so legt Rönne[1]) dar, der föderative Charakter des Reichsverbands entschieden hervor und prägt sich hierin das erhebliche Maß von Selbständigkeit aus, welches den Einzelstaaten in Bezug auf die Stellung ihrer Contingente zum Reichsheere belassen worden ist. Die Militärbehörden Bayerns stehen sogar völlig außerhalb des Kreises der Reichsbehörden und sind lediglich Landesbehörden. Bei den übrigen Bundesstaaten ist die Verwaltung eines jeden Contingents Sache der Commandeure dieser Contingente; sie haben jedoch die für das preußische Contingent ergehenden administrativen Anordnungen als maßgebende Normen zu befolgen. Innerhalb dieses Rahmens hat jeder Contingentschef die Verwaltung seines Contingents selbständig zu führen. Diese verfassungsmäßige Einrichtung ist jedoch dadurch „vereinfacht", daß Preußen mit den kleineren Staaten Verträge abgeschlossen hat, welche deren Contingente in die preußische Verwaltung überführten. Es bestehen somit nur in Preußen, Sachsen, Württemberg selbständige Militärverwaltungen; Bayern nimmt eine Sonderstellung ein. Die Kriegsministerien dieser drei Staaten bilden keine unmittelbaren Reichsbehörden, sondern werden von den Landesregierungen besetzt, sind jedoch verpflichtet, den Anordnungen des Kaisers Folge zu leisten, und insoferne sind sie als mittelbare Reichsbehörden anzusehen. Das preußische Kriegsministerium dient zugleich als Organ zur Ausübung der dem Reiche, bezw. dem Kaiser zustehenden Rechte der obersten Leitung und Controlle. Demgemäß gibt es kein Reichsarmeeamt, sondern Alles ist der Reichsverwaltung entzogen.

Erst nach und nach entstanden die anderen Reichscentralbehörden. Der wachsende Geschäftsumfang erforderte

---

1) Das Staatsrecht des Deutschen Reiches, Bd. II S. 129 u. 130.

die Loslösung einer Sparte nach der andern vom Reichskanzleramt. Es wurden gebildet: das Reichseisenbahnamt (Gesetz vom 27. Juni 1873), das Reichspostamt (Verordnung vom 22. Dezember 1875 und 6. Januar 1876), das Reichsamt für Elsaß-Lothringen,[1]) ferner das Reichsjustizamt (beide durch Verordnung vom 1. Januar 1877), ganz zuletzt das Reichsschatzamt (Erlaß vom 14. Juli 1879). Der Wirkungskreis, welcher für das Reichskanzleramt noch übrig blieb, betraf nur noch solche Angelegenheiten, welche herkömmlicher Weise zu dem Ressort des Ministeriums des Innern gerechnet wurden; demgemäß wurde die nicht mehr zutreffende Bezeichnung desselben durch Erlaß vom 24. Dezember 1879 in Reichsamt des Innern umgewandelt.[2])

Und nun das Schlußglied: der Reichskanzler. Die selbständigen obersten Reichsverwaltungsbehörden, welche von einander vollkommen getrennt und unabhängig sind und von denen jede einen besonderen Chef hat, der bei der Mehrzahl den Amtstitel „Staatssekretär" hat, entsprechen hinsichtlich ihrer Funktion den Ministerien anderer Staaten, unterscheiden sich aber von denselben ganz wesentlich dadurch, daß über ihnen allen der Reichskanzler als Oberminister gebietet.[3]) Der leitende, verantwortlichte Reichsminister ist allein der Reichskanzler.

Es ist durchaus zeitgemäß, sich diese verfassungsrechtliche Lage und den Werdegang des Verwaltungsorganismus des Reichs zu vergegenwärtigen. Das Facit aus dieser Sachlage ist für das Reichsschatzamt folgendes: Militär

1) Durch Reichsgesetz vom 4. Juli 1879 wurde die reichsländische Abtheilung wieder aufgehoben und dessen Geschäftskreis an das in Straßburg eigens gebildete Ministerium für Elsaß-Lothringen verwiesen.

2) Laband Staatsrecht Bd. I S. 361.

3) Laband, Staatsrecht, Bd. I S. 362.

und Marine, welche die großen finanziellen Engagements des Reiches schaffen, sind der civilen Reichsverwaltung vollständig entrückt. Das Pensionswesen und das Alters- und Invalidengesetz sind selbstthätig. Das Auswärtige Amt, die weitere Quelle der großen Ausgaben (s. Chinafeldzug, Colonien) steht als Reichsbehörde ausschließlich unter preußischem Einfluß. Die übrigen Staaten erfahren von den Dingen das, was man ihnen mitzutheilen für gut findet. Der Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten (Art. 8 Abs. 3 der Reichsverfassung) hat infolge des Bundesschlafes der in jenem Ausschuß vereinigten Glieder (Bayern, Sachsen, Württemberg) nichts von der Bedeutung gewonnen, die man bei Berathung der Verfassung ihm zugeschrieben hat.

So gestaltet sich die thatsächliche Lage für das Reichsschatzamt also: Auswärtiges Amt, Armee und Marine verlangen und der Reichsschatzsekretär hat zu suchen, wie er die Mittel auftreibt. Dem Reichsschatzamt fehlt auch sonst jede Handhabe, Einfluß auf die Ausgaben zu gewinnen. Da wir keine Reichsministerien haben können, weil sie mit dem Bundesstaat unvereinbar sind, so fehlt die politische Verantwortung. Es fehlt ebenso für die einzelnen Ressorts die zusammenhängende autoritative Collegialberathung; die Ressorts sind vollständig von einander unabhängig. Das Finanzministerium eines Einheitsstaates ist für alle Ressorts der wichtigste Faktor für die Ausgabenfestsetzung; in dieser Hinsicht steht im Verwaltungsorganismus des Reiches das Reichsschatzamt ganz entblößt da.

Was hier von der Ausgabenfestsetzung constatirt wurde, gilt ganz ebenso für das Gebiet der Reichseinnahmen.

Der Grund liegt in der föderalistischen Gestaltung der Finanzwirthschaft des Reiches. Rönne[1]) bemerkt in der Hinsicht: „die Reichsverfassung

1) Staatsrecht. Band II S. 92. Was gegen Einzelheiten dieser Ausführungen einzuwenden ist, folgt weiter unten.

gewährt dem Reiche eine unbeschränkte facultative Gesetzgebungscompetenz auf dem Gebiete des Besteuerungsrechts, führt jedoch gleichzeitig durch die Gestaltung der Erholung von Matrikularbeiträgen als vorläufiges Auskunftsmittel eine Societätsabrechnung ein, mit welcher kein rationeller Besteuerungsgrundsatz vereinbar ist". Laband[1]) behandelt die Reichsfinanzverwaltung ebenfalls als eine Societätswirthschaft. Bei der Staatswirthschaft sind die Einnahmen und Ausgaben einheitliche und ungetheilte. Dagegen wird „das charakteristische Moment der Societätswirthschaft der Staaten gebildet durch die Matrikularbeiträge zu den Ausgaben des Reiches und durch Ueberweisungen (Clausel Frankenstein) von Antheilen an den Einnahmen des Reiches". So Laband. Er begründet es[2]) kurz wie folgt: „Durch die den süddeutschen Staaten eingeräumten Sonderrechte auf dem Gebiete des Post- und Telegraphenwesens und der Verbrauchsabgaben und durch die besondere Stellung Bayerns in Betreff des Militär-, Eisenbahn- und Heimathwesens sind Complexe von Einnahmen und Ausgaben gebildet worden, an denen nicht sämmtliche Staaten gleichmäßig betheiligt sind. Dasselbe ist in anderen Beziehungen durch die Verhältnisse Elsaß-Lothringens herbeigeführt worden". In besonderem Maße wird die Societätswirthschaft durch die Clausel Frankenstein gefördert. Es ist bekannt, daß bei der Erhöhung der Zölle und Tabaksteuer durch das Reichsgesetz vom 15. Juli 1879 (§ 8), durch das Reichsstempelgesetz vom 1. Juli 1881 (§ 32) und durch das Branntweinsteuergesetz vom 24. Juni 1887 (§ 39) das System der Matrikularbeiträge und der Ueberschußvertheilung (Matrikularantheile) eine verstärkte Bedeutung erhalten hat. Ursprünglich (1879) bestimmte die Clausel Frankenstein, daß alle Summen, die über den Betrag

1) Staatsrecht Bd. IV S. 376.
2) Staatsrecht, Bd. IV S. 377.

von 130 Millionen hinaus aus den Zöllen und der Tabaksteuer vereinnahmt wurden, an die Bundesstaaten abgeführt werden. Im Jahre 1881 wurde gesetzlich ausgesprochen, daß der Ertrag der Stempelabgaben in die Reichskasse fließt und von dort den einzelnen Bundesstaaten nach dem Maßstab der Bevölkerung, mit welcher sie zu den Matricularbeiträgen herangezogen werden, überwiesen wird; das Branntweinsteuergesetz (1887) setzt fest, daß der Reinertrag der Verbrauchsabgabe den einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe der matrikularmäßigen Bevölkerung, mit welcher sie zum Gebiete der Branntweinsteuergemeinschaft gehören, zugestellt wird.

Hieraus sind drei Feststellungen vorzunehmen.

Die Societäts-Finanzwirthschaft des Reiches mit der Verstärkung durch die Clausel Frankenstein ergibt eine so enge Verbindung der Reichsfinanzen mit denen der Einzelstaaten, daß die Finanzminister der Letzteren nothwendiger Weise die Zügel im Bundesrath selbst führen müssen und dem Reichsschatzamt ein erhebliches Maß von Selbständigkeit nicht zukommen lassen können. Die Gesammtheit der Finanzminister der Einzelstaaten ist der wirkliche „Reichsfinanzminister“, nicht der Reichsschatzsekretär. Bennigsen hat wiederholt die Forderung gestellt, daß ein verantwortlicher Reichsfinanzminister geschaffen werde, der dem Reichskanzler coordinirt sei. Allein das wäre, abgesehen von der staatsrechtlichen Unthunlichkeit, bei der Ordnung des Reichsfinanzwesens doch nur ein anderer Name für die gleichbleibende Sache.

Ferner statuirt das Reichsfinanzsystem, daß weite Gebiete der indirekten Steuern der Reichsfinanzverwaltung entzogen sind, auf welchen das Reichsschatzamt lediglich eine calculatorische Thätigkeit entfalten kann.

Endlich ist hervorzuheben, daß zwar die direkten Steuern staatsrechtlich nicht dem Reiche verschlossen sind,

daß sie sich aber von selbst verbieten aus dem Geist der Verfassung und der thatsächlichen Lage heraus. Das Recht der direkten Besteuerung fürs Reich wird von den Vertretern desselben abgeleitet aus zwei Stellen der deutschen Reichsverfassung. Artikel IV Absatz 2 der Reichsverfassung bestimmt, daß der Gesetzgebungscompetenz des Reiches unterstehen: „die Zoll- und Handelsgesetzgebung und die für die Zwecke des Reichs zu verwendenden Steuern". Rönne[1]) theilt hiezu mit, daß in dem von den Bundesregierungen vorgelegten Entwurfe der norddeutschen Bundesverfassung dem Bunde nur das Recht eingeräumt war, „indirekte" Steuern einzuführen. Der constituirende Norddeutsche Reichstag beschloß jedoch, im Art. 4 Ziffer 2 vor dem Worte „Steuern" das Wort „indirekt" zu streichen. Immerhin ist damit nicht erwiesen, daß jene Verfassungsstelle direkte Reichssteuern bezweckt, denn das ist nicht ausgesprochen. Ferner ist Art. 70 der Reichsverfassung anzuführen, der die Matrikularbeiträge anordnet, „solange Reichssteuern nicht vorhanden sind." Daß diese gerade „direkte" sein sollen, geht daraus auch noch nicht hervor. Theoretisch wird indeß dem Reich die Competenz, direkte Reichssteuern einzuführen, fast allgemein zugeschrieben. Sie ist auch einmal praktisch zur Geltung gekommen durch die Wehrsteuervorlage vom 18. März 1881, gegen die man sich im Bundesrath lange sträubte, eben weil sie eine direkte Steuer, die man aber schließlich doch dem Reichstag vorlegte, wo sie bekanntlich am 7. Mai abgelehnt wurde.

Aber es ist darauf hinzuweisen, daß direkte Reichssteuern gegen den Geist der Verfassung sind. Seydel[2]) hebt darum hervor, daß das Streben nach einer gemeinsamen direkten Reichssteuer in seiner Folge zu der Forderung führe, daß die Reichszuständigkeit auf die Feststellung

---

1) Staatsrecht, Bd. II, S. 92 in der Anmerkung.

2) Commentar zur Verfassungsurkunde S. 65.

gemeinsamer Grundsätze über die Besteuerung ausgedehnt werde, und daß sich im Falle der Einführung einer direkten Reichssteuer mindestens eine mittelbare Nöthigung für die Einzelstaaten ergeben werde, ihr Steuersystem dem des Reiches anzupassen. Man kann diese wichtige Feststellung Seydels noch ergänzen durch den Hinweis auf die Vorgänge bei der Wehrsteuer. Die Ausschüsse des Bundesraths stimmten 13. Januar 1881 der Wehrsteuervorlage zu; „nur verlangten sie, daß die gesammte Controlle zur Ermittlung und Heranziehung der Steuerpflichtigen sowie zur Aufbringung der Wehrsteuer nicht, wie der Reichskanzler auf Grund des Art. 36 [1]) der Reichsverfassung vorgeschlagen hatte, den Reichs- sondern den Landesbehörden übertragen werden solle. Bismarck erhob gegen diese Abänderung keinen Widerspruch". [2]) Es liegt darin eine Bestätigung der durchaus zutreffenden Auffassungen Seydels.

Der neue Staatssekretär des Reichsschatzamts Freiherr v. Stengel nimmt zur Frage der direkten Reichssteuern gleichfalls eine ablehnende Haltung ein. [3]) Er ist der Meinung, daß vom Standpunkt der Verfassung ein Bedenken gegen direkte Reichssteuern nicht bestehe. Dagegen hat er die „ernstesten finanziellen und politischen Bedenken". Für die großen und kostspieligen Culturaufgaben ständen den Einzelstaaten als letzte und einzige Hilfsquelle nur noch zu Gebote die direkten Steuern. Daran aber würden sie

---

1) „Der Kaiser überwacht die Einhaltung des gesetzlichen Verfahrens durch Reichsbeamte, welche er den Zoll- oder Steuerämtern und den Direktivbehörden den einzelnen Staaten, nach Vernehmung des Ausschusses des Bundesraths für Zoll- und Steuerwesen, beiordnet." Fürst Bismarck hätte diese auf das indirekte Steuerwesen bezügliche Verfassung auch für die Wehrsteuer eingeführt und damit den ersten Einbruch in das direkte Steuersystem der Einzelstaaten gemacht.

2) Dr. Hans Blum, „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks", S. 361.

3) Reichstagsrede vom 13. Januar 1903.

gehindert, sobald das Reich in das Gebiet der direkten Steuern übergreift. Dazu komme die große Gefahr, daß, wenn einmal der erste Schritt gethan, bei dem wachsenden Bedarf des Reiches die direkten Steuerquellen in steigendem Maße für die Reichskasse in Anspruch genommen würden. Er befinde sich hierin in voller Uebereinstimmung mit der Auffassung und den Empfindungen der sämmtlichen verbündeten Regierungen. Es kommt also das direkte Steuerwesen für das Reich nicht in Betracht.

Das Gesammtbild ergibt somit, daß nach der ganzen Lage des Reichsfinanzwesens dem Reichsschatzamt nur ein engbegrenzter Raum zur Bethätigung eigener Initiative gegeben ist. Vor Jahren glaubte die „Allgemeine Zeitung"[1]) das verneinen zu sollen; nicht die Aufgabe und Stellung der Behörde an sich gründe die bisher thatsächlich vielfach bemerkte Unselbständigkeit der Staatssekretäre des Reichsschatzamts, sondern die Persönlichkeiten der bisherigen Inhaber hätten dazu beigetragen, daß dieser Behörde eine größere Bedeutung nicht beigelegt worden. Damals waren schon drei Schatzsekretäre gescheitert. Inzwischen sind wieder drei spurlos vorüber gezogen. Selbst der hochbefähigte Reichsschatzsekretär Graf Posadowsky, jetzt Staatssekretär des Innern, war vollständig in der Hand Preußens. An den seitherigen Schatzsekretären waren allerdings auch Aussetzungen nach mancherlei Richtung zu machen. Man kann sagen, daß eigentlich jetzt zum ersten Male ein Finanzfachmann ersten Ranges Chef der Reichsfinanzwirthschaft wird. Frhr. v. Stengel hat seine ganze Laufbahn im Finanzdienst zurückgelegt und befindet sich seit 1884 auf seinem Berliner Posten als Vertreter des bayerischen Finanzministeriums. Er gilt als hervorragender Finanzfachmann, tüchtiger Arbeiter, befähigter Redner, als gern gelitten bei

---

1) Nr. 262 vom 20. September 1888.

allen Parteien.[1]) Allein trotz Allem muß bezweifelt werden, ob Frhrn. von Stengel mehr Glück beschieden sein wird. Der Wirkungskreis des Reichsschatzamts bietet dazu keine Unterlage. Es wäre wahrlich zuträglicher gewesen, endlich einmal den doch nicht mehr lange verschiebbaren Wechsel im bayerischen Finanzministerium eintreten zu lassen, und dort eine so tüchtige Kraft wie die des Freiherrn v. Stengel in der rechten Weise nutzbar zu machen.

Die ganze Lage der Reichsfinanzwirthschaft bringt es mit sich, daß nur die einzelstaatlichen Finanzminister im Bundesrath das Schicksal der Reichsfinanzen leiten.

Eine Aenderung dieser Sachlage ist nicht zu erwarten und vom bundesstaatlichen Standpunkt durchaus nicht zu wünschen. Gerade darum ist es nothwendig, Reich und Einzelstaaten in finanzieller Abhängigkeit von einander zu erhalten durch Beibehaltung der Matrikularbeiträge und der Clausel Frankenstein. Das Budgetrecht des Reichstags wird durch die alljährliche Feststellung der Matrikularbeiträge befestigt. Wenn es auch nur ein formales Recht ist und der Reichstag die Matrikularbeiträge nach dem rechnungsmäßig festgesetzten Bedarf genehmigt, so können doch Verhältnisse eintreten, in denen der Reichstag auch anders verfährt. Die Clausel Frankenstein ergänzt dieses Recht wirksam und gestaltet es bundesstaatlich aus. Der Mehrertrag aus Zöllen und Reichsabgaben würde ohne die Clausel Frankenstein zur Verminderung und Abschaffung der Matrikularbeiträge verwendet worden sein, wobei der etwa verbleibende Ueberschuß dem Reiche zur Verfügung ge-

---

1) Die „Kölnische Zeitung" sagt von Herrn v. Stengel: „Er gilt in Finanzfragen für eine Autorität, und solche Personen, die amtlich oder halbamtlich mit ihm in Berührung gekommen sind, glauben, daß seine Wahl zum Staatssekretär eine sehr glückliche sei". Nr. 768 vom 22. August 1903.

standen hätte. Die Einzelstaaten wären auf die jährliche Bewilligung durch den Reichstag und Bundesrath angewiesen gewesen. Ohne die Clausel Frankenstein wäre das Reich frei in den Einnahmen und unabhängig vom Reichstag.

Die Vertreter des Unitarismus in Wissenschaft, Parlament und Presse, aber auch die Vertreter grauer Theorien wenden sich gerne aus finanzwirthschaftlichen Gründen gegen die Matrikularbeiträge und die Matrikularantheile (Clausel Frankenstein). Staatsrechtslehrer Rönne macht, wie oben schon angeführt, geltend, daß eine „rationelle Besteuerungsart“ verhindert werde. Dieser Einwand kann heute nicht mehr geltend gemacht werden, weil unter den verbündeten Regierungen daran festgehalten wird, daß die direkten Steuern den Einzelstaaten verbleiben sollen und das Reich auf das indirekte Steuersystem angewiesen bleibe. Die ganze Reichsentwicklung hat das so befestigt, daß es außer der Socialdemokratie keine Partei mehr gibt, die daran rütteln möchte. Laband[1]) erblickt die Schädigung fürs Reich darin, daß, da die Matrikularbeiträge nicht schädlich wirken sollen auf die Einzelstaaten, „die finanziellen Mißstände in den Einzelstaaten die Grundlage zerstören können, auf denen die Finanzkraft des Reiches ruht“. Außerdem werden durch die Ueberweisungen verhindert, „daß das Reich in guten Jahren weder zur Schuldentilgung noch zur Ansammlung ein Reserve- oder Ausgleichsfonds für schlechte Zeiten kommt“. Diese Einwendungen des Staatsrechtslehrers sind bedingt durchaus zutreffend, nämlich dann, wenn die Finanzminister der Einzelstaaten im Bundesrath nicht ihre Aufgabe erfüllen und die Ausgabenvermehrung eindämmen. Wenn das Reichsschatzamt allein die Finanzhoheit des Reiches durchzuführen hätte, so würde es als untergebene Stelle des Reichskanzlers in weit ungünstigerer Lage sein, als die Gesammtheit der Finanzminister der

1) Staatsrecht, Band IV S. 379.

Einzelstaaten, die unabhängig vom Reichskanzler im Bundesrath das Interesse ihrer Staaten gegen die der Reichsverwaltung zum Theil verfassungsmäßig, zum Theil thatsächlich entzogene Ausgabenmehrung durch Heer und Marine und Auswärtiges Amt geltend machen können. Das finanzwirthschaftliche Interesse der Einzelstaaten aber besteht darin, daß sie möglichst wenig an Matrikularumlagen leisten und möglichst viel an Matrikularantheilen erhalten.[1])

Bisher haben die Einzelstaaten allerdings nur tapfer mitgeholfen, den Karren erst recht in den Sumpf zu schieben. Das Deutsche Reich hat jetzt glücklich 3 Milliarden Schulden; von einer Tilgung ist keine Rede. Gegenwärtig sind infolge des Rückgangs der wirthschaftlichen Conjunktur die Reichsfinanzverhältnisse so schlecht, daß in steigendem Maße die Einzelstaaten zu den Matrikularbeiträgen herangezogen werden und diese die Matrikelantheile vom Reiche weit übersteigen. Seit 1899 sind die Matrikularbeiträge höher als die Ueberweisungen. Sogar Zuschußanleihen nimmt jetzt das Reich auf, um ein besseres Gleichgewicht zwischen Matrikularumlagen nnd Matrikularantheilen herzustellen. Das sind ganz ungesunde Verhältnisse. Man erhebt deßhalb den Ruf nach einer Reichsfinanzreform. Allein diese kann nach Lage des Reichsfinanzwesens nur in der Sparsamkeit liegen.

Die früheren Versuche auf diesem Gebiet sind erfolglos geblieben. Nach dem Gesetzentwurf von 1893

---

1) Der andere Einwand Labands (Staatsr. Bd. IV S. 379), daß wegen der Unstetigkeit der Ueberweisungssteuern die Finanzwirthschaft der Einzelstaaten bald eine Hochfluth, bald eine Ebbe aufweise, ist ganz und gar hinfällig. Die Einzelstaaten haben ja auch selbst solche Einnahmen, Bayern z. B. aus den Eisenbahnen, den Staatsforsten, dem Malzaufschlag, den Besitzveränderungsgebühren rc., die alle großen Schwankungen unterworfen sind.

sollte eine automatisch funktionirende Regelung erfolgen. Es sollten — zunächst für 5 Jahre — ein jährlicher Ueberschuß der Ueberweisungen über die Matrikularbeiträge von 40 Millionen festgesetzt werden. Die Bundesstaaten sollten also mit jährlich 40 Millionen abgefunden werden. Die darüber hinaus eingehenden Mehrerträge sollten zu einem Ausgleichsfonds für Fehljahre in der Reichsfinanzverwaltung angesammelt werden bis zu einer Höhe von 40 Millionen. Würde diese erreicht, so sollten weitere Mehreinnahmen zur Reichsschuldentilgung verwendet werden. Aus dem Gesetzentwurf ist nichts geworden und auch die dazu vorgeschlagene Wein- und Tabaksteuer wurde abgelehnt. Dagegen wurden von 1896 bis 1900 die vom Abg. Dr. Lieber beantragten Gesetze erlassen, die durchaus die Clausel Frankenstein wahrten, wie auch der strenge Finanzcensor Richter zugab[1]) und nur den Betrag aus den Zöllen und der Tabaksteuer, den das Reich behält, etwas erhöhten (1896 von 130 auf 143 Mill., 1897 auf 180, 1898 auf 172 Millionen).

Es ist heute gar nicht denkbar, daß die sogenannte Reichsfinanzreform irgend einen Erfolg haben könne. Was will man denn machen? Die früheren Versuche wiederholen? Es ist nicht zuviel gesagt, wenn hier ausgesprochen wird, daß die deutsche Centrumsfraktion einstimmig alle Versuche, die Vorschläge automatischer Regelung von 1893 auf Nebenwegen einzuführen, abweisen wird. Wir sprechen das mit vollem Nachdruck aus in Kenntniß der Stimmung aller einzelnen Theile der Centrumsfraktion. Die „Freisinnige Zeitung" Richters[2]) hat dem neuen Staatssekretär des Reichsschatzamts Frhrn. v. Stengel die Mission zugeschrieben, den bayerischen Theil des Reichstags-

---

1) Reichstags-Finanzausschuß 13. März 1896. Siehe „Kölnische Volksztg." Nr. 177 vom 14. März 1896.

2) Nr. 200 vom 25. August 1903.

zentrums für die Automatenwirthschaft zu ködern. Das ist aber eine vollständige Verkennung der thatsächlichen Lage. Die bayerische Centrumspresse[1]) hatte in der Besprechung der Ernennung Stengels eine so entschiedene Haltung eingenommen, daß solche Deutungen der „Freis. Ztg." von selbst zerfließen mußten. In der Berliner „Germania"[2]) wurden außerdem noch von bayerischer Centrumsseite die Interpretationen der „Freis. Ztg." ganz speciell und mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen. Dasselbe geschah in der „Donau-Zeitung", hier vom Abg. Dr. Pichler selbst.[3])

Staatssekretär Frhr. v. Stengel ist ein Anhänger der „organischen Reichsfinanzreform". Er hat sie am 13. Jan. 1903 im Reichstag vertreten und sich zu den Plänen von 1893 bekannt, allerdings solle man deren Fehler beseitigen. Was er darunter verstanden wissen will, ist nicht ersichtlich. Das muß abgewartet werden. Damals sagte Frhr. v. Stengel, die Frage der Reichsfinanzreform sei „augenblicklich noch nicht spruchreif". In dem schon erwähnten Interview[4]) verlangt er die „Beseitigung der schlimmsten Uebelstände". Im Uebrigen scheint auch er den Effekt der Zollerhöhungen in den neuen Handelsverträgen abwarten zu wollen. Was

---

1) „Augsb. Postztg." Nr. 188 vom 25. August, „Bayer. Kurier" Nr. 235 vom 25. August.
2) Nr. 196/I vom 28. August.
3) Nr. 193 vom 29. August 1903. Die Stelle lautet: „Wir halten Herrn v. Stengel für viel zu klug, als daß er einer solchen Hoffnung auch nur für den ersten Moment sich hingeben würde. Gerade im bayerischen Landtag ist von Abgeordneten der Centrumspartei bei verschiedenen Gelegenheiten mit aller Bestimmtheit betont worden, daß eine Finanzreform unannehmbar sei, welche das Interesse der einzelstaatlichen Finanzminister an der Gestaltung der Reichsfinanzen ausschaltet". Die Finanzminister der Einzelstaaten müßten gezwungen werden, im Bundesrath auf größere Sparsamkeit hinzuwirken.
4) Neuest. Nachr. Nr. 398 vom 27. August.

aber die „Beseitigung der schlimmsten Ueblstände" anlangt, so möchte dem neuen Reichsschatzsekretär zu rathen sein, als schlimmsten Uebelstand endlich einmal die unsinnige Anlage der Matrikularbeiträge zu beseitigen, die eine Kopfsteuer sind. Sie werden erhoben nach dem Kopfe der Bevölkerung ohne Rücksicht auf die wirthschaftlichen Kräfte der einzelnen Bundesstaaten.[1])

Aber sonst gibt es kein anderes Medicament als rücksichtslosen Sparsinn des Bundesraths und der einzelstaatlichen Finanzminister. Ohne diese sind alle Erörterungen eine Drehung um die eigene Axe im circulus vitiosus.

---

1) Der verstorbene Finanzminister Dr. v. Miquel hat dies als Abgeordneter im constituirenden Norddeutschen Reichstag hervorgehoben und betont, diese Lastenvertheilung schlage allen Grundsätzen der Volkswirthschaft geradezu ins Gesicht, man kehre zurück ins Mittelalter zu den ersten Anfängen der Steuergesetzgebung. „Eine Vorlage, welche 100,000 Bremer gleichmäßig trifft wie 100,000 Bewohner des Thüringer Waldes, eine solche Umlegung der Lasten kann unmöglich die dauernde Basis des Steuersystems des Bundes sein." (Stenogr. Berichte des constit. Reichstags 1867, Bd. I S. 114).

XXXVII.

Pastors Papstgeschichte in neuer Auflage.[1]

So manchem Historiker ist es schon zum Vorwurf gemacht worden, daß er die mehr praktische Seite der Geschichtsschreibung vernachlässigend, sich in vielem von den strengen Gesetzen der historischen Methode entbunden glaubt und namentlich sich über die Pflicht einer fortdauernden Vervollkommnung der Neuauflagen hinwegsetzt. Von der im Uebrigen so großartig angelegten Kirchengeschichte von Kraus nicht zu sprechen, der es verschmähte, die zahlreichen einzelnen Auflagen mit dem jeweiligen Stand der Forschung auf gleichem Schritt zu halten, hat z. B. die Glanzleistung von Burckhardt mit jedem weiteren Erscheinen gerade dadurch zunehmend an Werth verloren, daß es nie von der kundigen Hand des Verfassers den neuen Resultaten entsprechend umgegossen worden ist. Das beste Buch kann an diesem Fehler zu Grunde gehen.

Bekanntlich besaß ihn auch Ranke. Die neuen Auflagen waren fast nur unveränderte Wiedergaben der alten: nicht einmal zur Berücksichtigung der gedruckten Literatur ließ er sich herab. Darum ist auch seine Geschichte der Päpste vor der Zeit veraltet und verdienen manche Partien heute nur noch

---

1) Ludwig Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Erster Band. Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance bis zur Wahl Pius' II. Dritte und vierte, vielfach umgearbeitete und vermehrte Auflage. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung, 1901. Preis 12 M., geb. 14 M.

literarhistorische Beachtung. Denn mag auch das Werk sowohl als die arbeitende Kraft noch so tüchtig sein, wer an den Fortschritt der Wissenschaft und namentlich der Geschichtsforschung glaubt, und das muß jeder wenigstens nach der extensiven Richtung hin, der wird sich nicht mit der relativen Höhe einer einmaligen Leistung zufrieden geben, der verlangt eine organische Biegsamkeit wenigstens für solche Werke, welche einen dauernden Anspruch auf eine mehr als gewöhnliche Autorität erheben wollen.[1]) Historiker wie Laien, Forscher wie Studirende, die sich wirkliche Belehrung verschaffen wollen, folgen nur mit einem peinlichen Gefühl der Unsicherheit einer Darstellung, bei der sie jeden Augenblick sich fragen müssen, ob das Gesagte nicht schon von unserer unglaublich schnell fortschreitenden Gesammt- und Einzelforschung überholt ist; denn niemand kann von den Lesern verlangen, daß sie alles Schritt für Schritt selbst nachcontrolliren, ergänzen und berichtigen. Das ist vielmehr Sache des Autors, gewiß eine recht mühsame und dornenvolle Aufgabe: mit unermüdlicher Geduld und Ausdauer, mit weitem Blick und einem von langjähriger Uebung geschärften Auge, mit einer überlegenen Sach- und Literaturkenntniß muß er der vielverästeten und weit auseinanderliegenden Forschung bis in ihre versprengtesten Arme, bis in die entlegensten Zeitschriften und Zeitungsbeilagen, nicht minder aber auch den Quellenpublikationen und archivalischen Funden nachgehen; mit Geschick muß er das Gefundene seinem Werke eingliedern, nicht lose und mechanisch, sondern daß alles zu einem einheitlichen Ganzen werde. Nur ein solches von nie rastender Hand gefeiltes Produkt eines durch Jahre und Generationen dauernden Fleißes, der mit der Zeit sich selbst fortsetzt, kann das seltene Anrecht haben, nicht als Eintagsfliege nach Verlauf eines

1) Dies schon vom Gesichtspunkt der Continuität der Geschichts-
wissenschaft aus: mag auch der Einzelne noch so genial sein, das
Gebiet der Vergangenheit ist zu groß und zu ausgedehnt, al[s]
daß das Individuum- oder auch nur das Einzelgeschlecht es
erschöpfen könnte, daß es jeden Beitrag aus anderer Hand
entbehren und das Zusammenwirken ganzer Nationen und Ze[…]
aufzuwiegen imstande wäre.

Menschenalters in den Staub zu sinken und unter die Antiquitäten zu wandern, sondern in ununterbrochener Jugendkraft sogar Jahrhunderte hindurch fortzuleben.

Eine solche Leistung haben wir wie in Janssens Geschichte des deutschen Volkes so in Pastors Papstgeschichte vor uns, und das Große ist es eben, daß eine und dieselbe Feder beide gewaltigen Werke mit unversiegender Kraft auf ihrer Höhe hält und der Entwicklung der Geschichtswissenschaft anpaßt, indem sie dabei zugleich Neues zu schaffen versteht. Eine Probe davon bietet wieder die vorliegende, vom hl. Vater selbst mit Freuden begrüßte Auflage des ersten Bandes der Geschichte der Päpste. Schon deshalb wird es interessant sein, die minutiöse Arbeit des rastlos bessernden Verfassers im Einzelnen zu verfolgen, da der allgemeine Charakter des Buches in dieser Zeitschrift bereits ihre Besprechung gefunden hat.

Obschon die angezogene Literatur bereits bei den früheren Ausgaben einen Stand erreicht hat, der auch dem strengsten Kritiker nichts zu wünschen übrig läßt, hat sie doch nicht unbedeutende Vermehrungen erfahren, die wir nicht alle aufzählen wollen; wir erinnern nur an die Vervollständigung der Literatur über Petrarca. Seine Unterscheidung zwischen heidnischer und christlicher Renaissance erhält Pastor im wesentlichen aufrecht und nimmt dabei Stellung zu den Gegnern Cian und Renier, ohne es zu verschmähen, einiges nach ihren Einwendungen zu berichtigen (15, 1). Bedeutend ist die Darstellung der wichtigen Schrift des Lorenzo Valla De voluptate geändert worden (16 ff.). Auch die Abhandlung des Humanisten Raimondi, die zum Vergleich mit Valla herangezogen wird, fand sich noch nicht in der früheren Ausgabe (17). Die Charakterisirung der Prediger in der Renaissancezeit, speziell Bernardino's von Siena, ist viel lichtvoller und vertiefter (36—40). Wie die Literatur über Vittorino da Feltre und im Anschluß daran die Zeichnung dieser lieblichen Pädagogengestalt (51), so ist auch die Ausführung über den reformeifrigen Dominikaner Dominici reicher und besser geworden (56).

Ein ganz neuer Abschnitt, der vorher empfindlich vermißt wurde, weil er einen tiefen Einblick in eine Periode gewährt, in welcher das Geld immer mehr zur treibenden Kraft wurde,

bildet die knappe Behandlung des päpstlichen Abgabenwesens, die auf zwei Seiten die Quintessenz der verdienstvollen Forschungen über das päpstliche Finanzwesen in der avignonesischen Zeit wiedergibt (69—71). Weitere neue Beiträge für die avignonesische Epoche sind u. a. die Literaturvermerke über die kirchenpolitischen Streitschriften zur Zeit Ludwigs des Bayern, im besondern über Marsilius von Padua, der einen so tiefgehenden Einfluß auf die Anschauungen der Folgezeit ausgeübt (84), die interessante Notiz über das erste Auftauchen der dreifachen Papstkrone (89, 1), die Beschreibung der Opposition in England, namentlich der so vielsagenden Beschwerden des englischen Parlaments auf Grund der Loserth'schen Studien (93), die Literaturangabe über den Restaurator des Kirchenstaates Albornoz (96, 4), die Schilderung der Rückkehr Gregors XI. nach Rom, entsprechend den Forschungen von Kirsch und Mirot (109). Am reichsten ist aber die Kunst der avignonesischen Epoche von der neuen Auflage bedacht worden, wofür namentlich die ausgezeichneten Arbeiten des Franzosen Müntz gute Dienste geleistet haben: man vergleiche die werthvolle Aufzählung seiner Werke (73, 4), die an A. Gosche sich anlehnende Feststellung des Wirkens von Simone Martini und seines Schülers in Avignon (79), die kurze Beleuchtung der fortschreitenden Französirung der päpstlichen Baukunst und Malerei (92, 2), das tiefere Eingehen in die Restaurationsthätigkeit Urbans V. in dem verfallenen Rom (98). Pastor hat auf diese Weise mit einer modernen Strömung Rechnung getragen, welche ihr Hauptinteresse der Kunstentwicklung zuwendet und auch die Kirchengeschichte sich nicht ohne eine breite kunstgeschichtliche Seite denken kann; dabei hat er ein so allseitiges kunstkritisches Urtheil an den Tag gelegt, daß er auch die volle Anerkennung einer so maßgebenden Autorität wie Kraus in einer der letzten Recensionen, die derselbe geschrieben, gefunden hat.

Die Zeit des Schismas tritt in der neuen Auflage in besserer Fassung und gleichfalls mit neuer Literatur bereichert auf. Die Ansicht Pastors von der Gültigkeit der Wahl Urbans VI. ist jetzt fast allgemein in historischen wie theologischen Kreisen getheilt; dadurch, daß z. B. die Hierarchia catholica immer noch Johann XXII. als rechtmäßigen Papst

aufzählt, wird sie nicht erschüttert. Bemerkenswerth ist, daß Franzelin vom dogmatischen Boden her über die Wahl Alexanders V. zum gleichen Resultat gelangt ist. Verfasser schließt sich an die Meinung von Beß und Wenck an, daß Valois, dessen Vermuthung von der Mittheilung der Wahl an den französischen König er durch den Fund der Maihinger Bibliothek bestätigt findet (128, 2), sich zu sehr vom Bestreben leiten ließ, die französischen Cardinäle zu entschuldigen (128, 3). Valois hat übrigens neben Denifle die Daten hergegeben zur völligen Umänderung der Darstellung der französischen Politik im Schisma, des Verhältnisses Karls V. zum Gegenpapst (133*—136). Ebenso ist die Stellung des Kaisers zu Urban VI. eine ganz andere geworden, dank den neuesten Ausführungen von Steinherz über das Schisma (137). Auf einer stattlich vermehrten Literatur beruht ferner der Zuwachs beim Abschnitt über die Eingriffe der Fürsten in die kirchliche Sphäre (145) Noch gewaltiger ist die Literatur über die ketzerischen Bewegungen in dieser kritischen Periode angewachsen (157, 2). Gründlich umgearbeitet und vermehrt ist dann das Pontifikat Bonifaz IX. (164), nicht minder, wiederum nach Valois und Denifle, die Beziehung Frankreichs zu seinem Papst Clemens VII. (172—175). Das Verhalten Sigismunds haben die Forschungen von Göller klargelegt (177), die auch das ungünstige Urtheil über Johann XXII. bestätigten (192, 2). Präciser und vollständiger ist weiter die Partie über die neuen Concilstheorien geworden (182 ff.). Mit dem Konstanzer Concil setzen die Studien von Finke ein, dessen Hypothese über die Autorschaft von De modis uniendi festgehalten wird (193, 2), und dessen Schüler (Fromme, Keppler, Reinke und Göller) im folgenden benützt sind. S. 202 und sonst ist das Buch von Franz über Nikolaus Magni verwerthet worden.

Die Verbesserungen und Bereicherungen des Pontifikats Martins V. beginnen mit dem Monument Martins in Mailand (212, 3) und dem Grabmal Johanns XXIII. in Florenz (213). Umgearbeitet ist namentlich die interessante Beschreibung des Verfalls Roms und seiner antiken wie mittelalterlichen Bauten bei der Rückkehr des Papstes (215 f.). Auch hier ist der Kunst ein breiterer Raum als in der früheren Auflage gewidmet

worden: wir verweisen nur auf die Ehrendegen und goldenen Rosen (220), dann auf das kunstfördernde Wirken der Cardinäle Branda und Orsini (268—270). Aber auch die kirchliche Restaurationsthätigkeit Martins V. ist besser bedacht worden (229). Der Gehorsam des Bernardino von Siena gegen ihn ist in ein glänzenderes Licht getreten (232). Das Jubiläum Martins V. ist für 1423 festgehalten (231), da Kraus, der es angriff, die Fassung des Berichts bei Niccola della Tuccia übersehen hat (799). Das für uns so wichtige Kapitel über die Deutschen und namentlich ihr Hospiz in Rom, die Anima, deren Bedeutung nicht genug gewürdigt werden kann, hat sich die verdienstvollen Arbeiten von Nagl-Lang und von de Waal zu Nutzen gemacht (243, 247); ähnliches ist für die Kirchen und Anstalten der anderen Nationen in Rom der Fall (250—253). Schließlich sind noch die letzten Spuren der Kirchenspaltung einer durchgreifenden Erneuerung nach Fromme und Valois unterzogen worden (271 f.).

In die Periode Eugens IV. haben Hallers Publikationen fördernd und klärend eingegriffen (vergl. 318). Zu dem merkwürdigen Tod Vitelleschi's hat die neue Auflage weitere Belege beigebracht (294, 1). Zu Eugens Wirken in der Türkennoth lieferte das serbische Werk von de Voynovic über Ragusa und das osmanische Reich ausgezeichnetes Material (315 ff.). Auch für Eugen IV. haben die Partien über die Thätigkeit auf dem Gebiete der kirchlichen Reform und der christlichen Kunst nicht unerheblich zugenommen (vergl. 343).

Wir müssen uns kürzer fassen. Die Zahl der Mitglieder des Conklaves Nikolaus' V., die bisher überall, auch bei Ciacconius, falsch angegeben war, ist nun endgültig auf 26 festgesetzt (357, 1). Daß des Papstes Mutter Andreola bei der Wahl noch lebte, ergibt sich aus der Depesche von Florenz (360, 3). Auch über die Bildnisse des Nikolaus hat die neue Auflage interessante Nachrichten zusammengestellt (364, 1). Für das 2. Kapitel (die ersten Regierungsjahre) haben ein Manuskript aus Salzburg (375, 2), ein Aufsatz von Bresincky, eine italienische Schrift von Galante und Alberts Dissertation über Döring die werthvollsten Beiträge geliefert; auch Nikolaus' V. Verhalten gegen die Ketzer und seine kirchliche

Wirksamkeit haben eine bessere und erweiterte Gestalt gewonnen (411). Im 3. Kapitel ist das Bild der Wallfahrer zum Anno Santo ein belebteres geworden (417); die Bemerkung über die hl. Pforte bildet eine Ergänzung zu Paulus' Aufstellungen (416, 2); daß sich hinsichtlich der „Jubelspiele" von 1450 Kolbe blamirt hat, unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr (441, 1). Schön ist der befruchtende Einfluß der Heiligsprechung Bernardinos auf die redende wie bildende Kunst dargestellt (422). Für die Sendung des Cardinals Cusa nach Deutschland haben vor allem die Monographien von Linneborn, Berlière und Pool, dann Handschriften aus Salzburg, Wien, Nürnberg und Bamberg neue Aufschlüsse gebracht. Den Beschreibungen des damaligen Rom ist eine intensivere Berücksichtigung zu Theil geworden (432 ff.). Dem 4. Kapitel über die Kaiserkrönung von 1452 ist die Abhandlung von Martens zu statten gekommen, dessen Irrungen im Einzelnen berichtigt sind, weiter Codices von München und Nürnberg; auch die bildliche Darstellung der Krönung ist zur Sprache gelangt (494, 1). Im 5. Kapitel tritt die Kunst wieder in den Vordergrund; wir heben hervor, was über die Zerstörung der alten Monumente, über den Bau des Vatikans nach Ehrle, das künstlerische Schaffen des Fiesole in der Kapelle von San Lorenzo und anderswo (513), über die goldenen Rosen und Ringe (525) hinzugefügt ist. Die Zusätze zu der literarischen Geschichte beruhen auf Manuskripten von Salzburg, Belluno, Perugia und Sandaniele. Die des 6. Kapitels über die Verschwörung des Porcaro bauen sich auf den wichtigen Funden in Bologna und im Haag auf (530); die des 7. Kapitels über die Türkengefahr auf Pierling und anderer Spezialliteratur, sowie auf 2 Handschriften aus Haag und Wilhering; die des 8. Kapitels über die italienischen und deutschen Verhandlungen auf demselben Codex im Haag und der Studie Schrötters über den Dr. Mair. Endlich ist auch das Schlußurtheil über Nikolaus V. vertieft und erweitert worden.

Für die Anfänge von Calixt III., auf dessen Porträts näher eingegangen wird (640, 4 und 671, 3), sind zum ersten Mal die Urkunden der Monumenta S. J. (über Borgia) verwandt worden. Was im 2. Kapitel (Stellung gegenüber Türken und Orient) neu gesagt ist, stammt größtentheils aus

dem seltenen Werk von Capece über die Nuntien von Neapel, dem norgewischen Diplomatarium und dem Schrifttum über Kalteisen. In das 3. Kapitel sind die Resultate des Franzosen Jorga und aus handschriftlichem Material in Perugia und Salzburg eingeflossen; die Literatur über die Schlacht von Belgrad ist vervollständigt. Ebenso im 4. Kapitel die Literatur über Skanderbeg; Carvajals Legation in Bosnien hat größere Aufmerksamkeit gefunden. Für die letzte Zeit Calixts, dessen kirchliche Thätigkeit ein frisch entdecktes Manuskript aus Perugia illustrirt, kommt eine Schrift von Nunziante über Ferdinand von Arragonien in Betracht.

Man sieht, wie der Fortschritt der neuen Auflage sich in der Hauptsache von fremden Forschungen abhängig machte, aber auch welche Fülle von literarischen Erzeugnissen zu überwältigen war: darin liegt eben das Fortschreiten der ganzen Geschichtswissenschaft, daß eine synthetische Kraft die disparatesten Elemente sich zu eigen zu machen und zu einem harmonievollen Ganzen zusammenzufassen weiß. Und dies hat Pastor meisterhaft verstanden. Wir haben die Neuerungen nur in ihren Hauptzügen skizzirt; aber auch in's Einzelnste, überall hin ist der klärende, bessernde Geist des Historikers gedrungen. Das ganze Buch hat nicht nur ein wahrheitsgetreueres, sondern auch ein gefälligeres und durchsichtigeres Gewand angezogen. Der Text ist um mehr als 100 Seiten vergrößert worden, und trotzdem konnten den Dokumenten, die kleiner gedruckt wurden, drei neue beigefügt werden.

Schmerzlich gewiß bemerkt man, daß auch in der neuen Auflage die kirchliche Thätigkeit der Päpste ihrer politischen gegenüber tief im Hintergrund geblieben ist. Doch die Schuld liegt nicht, wie mancher glauben könnte, an dem Verfasser, sondern an seinen Quellen, die meist nur der weltlichen Erscheinung der Häupter der Christenheit ihr Augenmerk zuwenden, und leider auch oft am Gegenstand. Es beginnt die für den Aufschwung von Wissenschaft und Kunst so segensreiche, für das innere, übernatürliche Leben der Kirche so gefahrvolle Zeit, wo so manche der Päpste vom Glanze ihrer äußeren Machtstellung umstrahlt sich fast mehr als Könige denn als

Priester fühlten und über ihren Herrschertalenten ihre erhabenere, weltumfassendere Aufgabe zu vergessen drohten. Mit unerschrockener Objektivität ist der Forscher dieser Bewegung in allen ihren Phasen und Symptomen gefolgt, ohne auch nur irgendwie von der begeisterten Ueberzeugung des Katholiken abzuweichen, welcher auf der Stirn des Papsttums ohne Rücksicht auf seinen Träger stets das Siegel der göttlichen Stiftung aufgedrückt sieht, und es ist nicht weniger eine Garantie für die unentwegte Kirchlichkeit der Papstgeschichte, als ein glänzender Beweis des reinen Wahrheitsstrebens des Papstes, der „keine Furcht vor der Oeffentlichkeit der Dokumente" hat, daß der große Leo XIII. die Widmung dieser neuen Auflage angenommen hat.

Pastors Unternehmen wird dank dieser Objektivität und dank seiner ewigen Jugend ein solches bleiben, das den Wechsel der Meinungen überdauert und dem Freunde Liebe, dem Feinde Achtung abzwingen muß. Gewiß hat es auch ihm nicht an den heftigsten Gegnern gefehlt, und namentlich im Anfang hat es unter schweren Kämpfen sich zu allgemeiner Anerkennung durchgerungen. Aber diejenigen, welche dies Werk in seiner Basis zerstören und es mit Bausch und Bogen verwerfen wollten, haben ihre Bedenken zumeist aus der Rumpelkammer confessioneller oder antireligiöser Voreingenommenheit geholt, und mit geradezu lächerlicher Eintönigkeit brachten verschiedene diese alten Ladenhüter hervor, welche zugleich die Grundlagen der christlichen Geschichtsauffassung negirten und vom Historiker nichts weniger als das Aufgeben seines katholischen Standpunktes verlangten, der einer wahren Erforschung der Vergangenheit nicht nur keinen Hemmschuh bereitet, sondern gemäß seiner tiefsittlichen Kraft dazu anspornen soll. Pastor selbst ist gewiß der letzte, der für vorliegenden Theil speziell, welcher vielfach nur Einleitung ist, eine abschließende Vollkommenheit in Anspruch nimmt oder es selbst Gesinnungsgenossen verübelt, wenn sie dieses Gebiet der Papstgeschichte mehr, jenes weniger bei ihm vertreten zu sehen wünschen würden. Im Einzelnen wird ohne Zweifel die Zukunft noch manches verbessern und vertiefen: im Ganzen aber ist und bleibt Pastors Arbeit ein

Monumentalwerk, über welches die spätere Forschung in wesentlichen Punkten nicht mehr hinausgehen wird. Mögen uns bald auch die Neuauflagen des 2. und 3. Bandes beschert weerden. Möge vor allem dem Verfasser noch Muße und Kraft genug vergönnt sein, um das so glücklich Begonnene bis in die neueste Vergangenheit herauf fortzusetzen und zu beschließen.

S. H.

XXXVIII.

Culturgeschichte der römischen Kaiserzeit. [1]

Unter diesem Titel hat der gelehrte Bibliothekar in Maihingen aus der Einsamkeit des alten Klosters ein Werk in die Oeffentlichkeit geschickt, welches sowohl wegen der Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes, als auch wegen der Vorzüge der Darstellung die weiteste Verbreitung und das regste Interesse der gebildeten Kreise verdient. An überschwenglichen Lobrednern über die römische Cultur hat es bis heute nicht gefehlt, wohl aber an nüchternen kritischen und echt christlichen Beurtheilern der reichen römischen Culturwelt, welche allen Culturverhältnissen bis ins Einzelne und Einzelnste in der Forschung nachgehend, Licht und Schatten entsprechend vertheilen konnten. Der Verfasser hat ein gewaltiges Material verarbeitet, wie seine reichen Quellenangaben und die zahlreichen interessanten Details beweisen, welche seine Schrift in gewisser Weise illustriren. Seine ausgezeichneten Sprachkenntnisse offenbaren sich in der ganzen

---

1) Culturgeschichte der römischen Kaiserzeit von Georg Grupp. I. Band. Untergang der heidnischen Cultur. München 1903. Allgemeine Verlags-Gesellschaft.

Darstellung. Diese fließt einfach, edel, anschaulich und durchaus anziehend dahin; nirgends wird der Leser durch lange, oder schwer verständliche Perioden aufgehalten, weßwegen dem Buche auch in den weiteren gebildeten Kreisen eine gute Aufnahme zu wünschen ist. Der Verfasser zieht, wie es an einem Beispiel gezeigt werden soll, häufig Parallelen mit der Gegenwart und den jetzigen Verhältnissen, was das Buch wichtig und lehrreich macht. Einen Wunsch, nemlich mehr Daten anzugeben und am Schlusse eine Uebersicht, eine Zusammenfassung der gefundenen Resultate zu geben, kann der Autor in einer Neuauflage, oder Letzteres im II. Bande erfüllen, wo sich ja Gelegenheit zu einem abschließenden Gesammturtheil ergibt. Den reichen Inhalt des Buches kann man im engen Raume eines Artikels nicht wiedergeben, weßhalb dieser nur eine Anregung zum Studium sein soll. Heben wir einige Hauptpunkte hervor.

Die Römer waren ein religiöses Volk. Die Religion spielte im römischen Staate eine wichtige Rolle und die Staatsmänner lehrten, als die guten Zeiten schwanden und der einfache alte Glaube wankte, man müsse die Staatsreligion wenigstens äußerlich achten, wenn man auch innerlich anders denke. Und so behielten viele wenigstens den abergläubischen Theil der Religion bei auch zur Zeit der Aufklärung. Aber die Grundstimmung war eine dunkle Furcht vor dem Jenseits. Weil die Religion mehr äußerlich und oberflächlich war und weder über Weltentstehung noch Weltende, weder über den Ursprung des Bösen, noch über eine Ueberwindung desselben und Erlösung aus demselben, noch über das Menschendasein und seinen Zweck einen Aufschluß gab, so trieben die Uebel zum Selbstmord, welcher eine erschreckliche Ausdehnung erreichte und durch die Philosophie seine Rechtfertigung und Anpreisung fand. Mit jedem unterjochten Volke wurden neue Götter nach Rom gebracht und so wuchs die Zahl derselben immer mehr, bis sie im großen Pantheon eine Heimstätte erhielten. Jedes Haus, jeder Stand, jeder Gau hatte wieder besondere Götter und so gab es auch viele Götterfeste wie z. B. die Saturnalien und Bacchanalien. Große Tempel, die als Versammlungsorte des Volkes dienen konnten, nach Art unserer Kirchen, gab es nicht, denn man dachte sich den Gott

an sein Bild, den Fetisch, gebunden. Hohe Verehrung zollten die Römer der Vesta, der Göttin des hl. Herdfeuers; eigene Priesterinen, die Vestalinen, mußten es unterhalten und genossen wegen ihrer strengen Verpflichtung zur Reinheit die höchste Achtung und Ehre. Die Religion mündete schließlich im Kaisercultus. Der Kaiser wurde nach seinem Tode zum Gotte erklärt, später sogar noch zu Lebzeiten göttlich verehrt. Bei der Göttervielheit bildete der Kaisercult noch das stärkste Band der Einheit. Bei diesen Verhältnissen erklärt es sich wohl, daß die Herrschaft zum Despotismus ausartete, denn sie hob den Träger der höchsten Gewalt in eine schwindelnde Höhe und ließ seine Leidenschaften groß werden bis ins Ungemessene. Majestätsverbrechen wurden daher um so grausamer bestraft. Knechtische Gesinnung und entwürdigende Schmeichelei gegenüber der unbeschränkten Herrschermacht regierten die Massen. Die Kaiser selbst hatten keine weitblickende, sichere und feste Regierungsart, sondern schwankten und wechselten in ihren Maßnahmen.

Die Römer waren wie ein religiöses, so ein durchaus praktisches Volk. Im Bauwesen, im Landbau, in der Anlage von Straßen und Wasserleitungen haben sie Großes geleistet. Sie bevorzugten das Viereck und führten in demselben ihre Häuser und Städte auf. Ihre Häuser, in früherer Zeit sehr einfach, waren gegen die Straße zu abgeschlossen und sehr ruhig. Die Erfindung des Kalkmörtels brachte eine große Umgestaltung, indem der Steinbau dadurch erleichtert wurde. Die Wohnungen wurden größer und luxuriöser. Den Hauptreiz der Landhäuser wie der Stadthäuser bildeten die Gärten und Parke der Reichen. Auch die innere Ausstattung, anfangs sehr einfach, wurde bei dem zunehmenden Luxus immer kostbarer. Goldene und silberne Geräthe schmückten die Räume und zeugten für den Reichtum und die Vornehmheit der Bewohner. Einfach wie die Tracht war ursprünglich die Nahrung. Sie bestand aus Gemüsen und Mehlspeisen und, als Viehzucht und Gartenbau sich hoben, aus Fleisch und Gemüsen. Das einzige Mahl des Römers fiel auf den Abend. Später wurde die Schwelgerei in den Häusern der Reichen, die vielen und üppigen Gastmahle den Theilnehmern verderblich und führten zum Siechtum. Bei

den Römern wurde die Einehe anfangs strenge gehalten und es bleibt ihr Verdienst, auch auf andere Völker dadurch veredelnd eingewirkt zu haben. Die Vollehe mit ihren Vorrechten stand nur den römischen Bürgern zu. Der Familienvater herrschte mit beinahe schrankenloser Gewalt über sein Haus. Nicht nur die Sklaven, welche zur Familie, zum Haus gehörten, sondern auch Frau und Kinder waren mehr oder weniger rechtlos und ihre Arbeit, ja ihr Leben gehörte dem Vater, weshalb Vermietung der Frau, Aussetzung, Austreibung und Verkauf der Kinder vorkamen. Das Strafrecht des Vaters war nahezu unbegrenzt, so daß sogar Hinrichtungen der Söhne und Töchter geschehen konnten. Der römische Hausvater war zugleich Priester, er unterhielt den hl. Herd; die Hausgötter und Manen der Verstorbenen zu ehren, blieb die religiöse Pflicht seiner Erben. Die Ueberspannung der hausväterlichen Gewalt drückte die Frau fast zur Sklavin herab und der Verfasser corrigirt von diesem Verhältnisse aus die Ansicht Chamberlain's in seinem berühmten Buche: „Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts" von der Vorzüglichkeit und Hoheit der römischen Ehe und der Ehrung und Achtung der Hausfrauen. Die Zeit drängte und trieb immer mehr zur Verselbständigung zuerst der Frau, dann der Kinder, endlich der Sklaven. Die Hausvatergewalt löste sich nach und nach auf, die Heiligkeit der Ehe und des Hauses schwand. Die Sitte wurde um so lockerer, je mehr Selbständigkeit die Frau errang — eine Lehre für die heutigen extremen Emancipationsgelüste und Freiheitsrufe der Frauenwelt, wie der Verfasser betont. Mit der persönlichen und sittlichen Werthung und Hebung der Frau hat das Christentum aus dem Extrem herausgeführt. Auch die „freie Liebe" der jetzigen Weltverbesserer bringt den Frauen nur Erniedrigung, wie in der Periode der Entartung römischer Ehe und Sittlichkeit. Ehelosigkeit und Scheinehen nehmen zu, da eigene Gesetze, nachdem die Mißachtung und Auflösung der Ehen überhandgenommen hatten, außer Stande waren, eine Regeneration zu bewirken. Schon zur Zeit des Augustus war Kinder- und Ehelosigkeit ein Schreckensgespenst geworden, welches immer drohendere Gestalt annahm. Damit hing die stark zunehmende Entvölkerung zusammen, welche mit der Entsittlichung,

Verweichlichung und Genußsucht eine Ursache des Unterganges wurde. Das Altertum zählte nur etwa 1/5 der jetzigen Weltbevölkerungsziffer und das weibliche Geschlecht stand auch numerisch hinter dem männlichen bedeutend zurück. Aus dem Kinderfund, Kinderkauf und Kinderraub gingen fast noch allein die Sklaven hervor, nachdem die Kriege aufgehört hatten. An eine allgemeine, öffentliche oder gar Zwangserziehung der Kinder, wie in jetziger Zeit, dachte man im Altertum nicht und die körperliche Ausbildung, besonders zur Kriegstüchtigkeit, stand beinahe so hoch oder noch höher als die geistige.

Großes Lob bis auf die Gegenwart haben die Römer erlangt als Rechtsvolk. Hier haben sie durch ihren praktischen Sinn, ihr Herrschertalent, ihren sittlichen Ernst und ihre Gerechtigkeit das berühmte römische Recht geschaffen und es hierin, wie Chamberlain rühmt, bis zur Virtuosität in der Technik gebracht. Sie wurden die Lehrmeister der Völker in der Ausbildung und Praktizirung des Rechtes — doch fehlen auch nach dieser Seite hin vielfache Mängel, Ungerechtigkeiten und Bestechungen namentlich im Strafrecht nicht, was bei dem freien Zutritt zum Advokatenberuf und dem Mangel an Vorbildung für denselben erklärlich wird. Einen Antheil an der Zerklüftung, Auflösung und Entartung des römischen Familien-, Volks- und Staatslebens hatte die Sklaverei. Es gab öffentliche und Privatsklaven. Der Sklave galt seinem Herrn wie eine Sache, wie ein Thier. Er konnte mit ihm anfangen, was er wollte, er konnte ihn verstümmeln, schänden, töten, verkaufen oder verhungern lassen. Nach der Zahl der Sklaven bemaß sich der Rang und das Ansehen des Herrn. Und so hielten sich diese hunderte und tausende von Sklaven, wodurch das Los derselben nur um so armseliger und elender wurde. Brot, Gemüse, Essigwein war ihre Nahrung. Bei der Behandlung der Sklaven ging man von dem Grundsatz aus, daß man sie durch harte Strafen und beständige Furcht niederhalten müsse. Dem Diebe wurden die Hände abgehauen, dem Schwätzer die Zunge ausgerissen, die Ohren, die Nase abgeschnitten, ein oder beide Augen ausgestochen und manche entmannt. Traurig war für sie das Ende: Alter, Schwäche und Krankheit das größte Uebel, Selbstmord oft die einzige Rettung. Bei Belagerungen

ließ man sie verhungern, bei Seefahrten ins Meer werfen. Das Sklavenleben war nur zu häufig eine unerträgliche Qual, ein Elend, welches zu Flucht und Selbstmord trieb. Der Knechtsinn, die stumpfe Resignation und Gefühllosigkeit, die Charakterlosigkeit der Sklavenmassen wirkten wie Niederdruck auf die sittliche Atmosphäre Roms und der unterworfenen Länder. Alle unterjochten Völker wurden von den Römern in eine Art Sklaverei gedrängt, Freie und Unfreie mußten Kopfsteuer bezahlen. Die allgemeine Verknechtung kam den Sklaven zu gut. Ihre Geistesrichtung drückte die ganze Gesellschaft auf ihr moralisches Niveau herab. Die Sklaven besorgten alle Arbeit, auf welcher nur Schande und Verachtung lag. Ehrliche Arbeit war also selten und wurde nicht geschätzt, während der Gewinn aus den schändlichsten und niedrigsten Gewerben nicht entehrte, noch ehrlos machte. Die Verachtung der Arbeit, verbunden mit der Ausnützung der Sklaven bis zur äußersten Ausbeutung, wurde den Römern ebenfalls zum Ruin durch den entsittlichenden Luxus und die damit eingetretene Entnervung. Parallele Erscheinungen mit der Gegenwart bildeten die Arbeitsscheu, Landflucht und Genußsucht, welche in die Städte trieb, wohin vielerlei Genüsse verlockten. Die Städte wuchsen stark an und Rom behielt lange das Uebergewicht als Centrum der Cultur, worin es ihm die Provinzstädte gleich zu thun strebten. Centralcultur und Provinzialcultur wirkten gegenseitig auf einander und beförderten eine Culturgemeinschaft der Völker, wie man sie bis dahin nicht gesehen hatte.

Die Römer waren ein kriegerisches und kriegstüchtiges Volk und ihre Kriegskenntnisse haben die Völker bis zur Gegenwart geerbt. Der heutige Militarismus erinnert in manchen Aehnlichkeiten an den römischen, überbietet ihn aber bedeutend. Etwa 300,000 Mann mußten genügen, ein so großes Reich zu sichern und im Innern die Ruhe aufrecht zu halten, während heute über 5 Millionen Krieger mit scharfen Waffen dieselben Länderstrecken bewachen müssen. Das beweist, daß die römische Weltherrschaft trotz aller Mängel eine große Wohlthat einschloß — den Frieden.

Mit dem Sinken römischer Sitte, Macht und G
schien im Osten ein neuer Stern, um der Welt neues
Licht zu spenden: Christus wurde im Judenlande
Christus und dem Christentum widmet der Verfass
warmen und äußerst ansprechenden Abschnitt, in we
sich nicht bloß als christlichen Culturhistoriker, sond
als vorzüglichen Theologen erweist, der die kritische F
der protestantischen Theologen und Bibelforscher wo
und würdigt. Die Menschwerdung Gottes ist ihm d
artigste Thatsache der Weltgeschichte. Das Lebensbi
wie es die Evangelien enthalten, ist nicht eine Wieder
testamentlicher Bilder, oder die Ausstattung und Aussc
der alten Messiasidee, oder eine Ergänzung dersel
Umgestaltung durch die griechische Philosophie. Le
Lehre ist etwas Uebermenschliches, Neues, weder
Judentum, noch aus dem Hellenismus herausgewachs
ein Produkt der Zeit und Zeitverhältnisse. Christus
große Eckstein und Grundstein, der die Zeiten trägt
bindet und die Völker, und der von Gott selbst gelegt
Halten und Einfügen, oder zum Zerschmettern und Un
Der Ausbreitung des Christentums und seiner Cultur
Verfasser den II. Band widmen.

XXXIX.

Zur Literatur über Albrecht Dürer.[1]

Im Jahre 1893 erstmals ans Licht getreten, erscheint diese Lebensbeschreibung eines der größten Söhne der deutschen Nation nunmehr in dritter vermehrter und verbesserter Auflage. Seit der zweiten Auflage von 1894 hat die Dürerforschung sich bedeutend erweitert, sind aber auch die Angriffe wider den emsig arbeitenden Verfasser gewachsen. Der katholische Standpunkt, welchen er bei der Beurtheilung eines Künstlerheros mit lediglich katholischen Zielen und Kunsterzeugnissen einnimmt, hat in jenen Kreisen, welche Dürer als Anhänger des neuen Glaubens aufzufassen sich gestatten, Bedenken erregt. Den letzteren hat man sogar Drohungen, welche die ästhetischen Begriffe ihrer Urheber in wenig vortheilhaftem Lichte erscheinen lassen, beizufügen nicht unterlassen. Um so stärker mußte Professor Weber sich angetrieben fühlen, all seine Aufstellungen einer nochmaligen genauen Prüfung zu unterziehen, vorhandene Lücken auszufüllen, die neu erschienene Literatur sorgfältig zu verwerthen und, wenn möglich, neue Gesichtspunkte zur vorurtheilsfreien Würdigung des unsterblichen Sohnes und Bürgers der alten freien deutschen Reichsstadt Nürnberg zu gewinnen.

---

1) Albrecht Dürer. Sein Leben, Schaffen und Glauben geschildert von Dr. J. A. Weber, o. Professor am Kgl. Lyceum in Regensburg. Mit vielen Abbildungen. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Regensburg, Pustet. 8°. XII, 236 S. (M. 2.40, geb. M. 3.)

All diesen berechtigten Anforderungen ist der kunstliebende Verfasser in ausgiebigem Maße nachgekommen und hat damit seinem Dürerleben eine Vollendung verliehen, die ihm einen Ehrenplatz in der Kunstliteratur unserer Tage zuweist. Im Verein mit dem Verlag (Friedrich Pustet) war er ebenfalls bemüht, den Bilderschmuck derart zu verstärken, daß die zweite Auflage heute in der dritten um nicht weniger denn neununddreißig Bilder bereichert erscheint. Und dabei gereicht es dem rückhaltlos begeisterten, aber auch den Leser begeisternden Herrn Verfasser zu besonderer Auszeichnung, daß sein Name mit einem Gemälde Dürer's, welches er für uns hier zu Lande in gewissem Sinne wieder entdeckt hat, auf immmer ehrenvoll verknüpft sein wird.

In zwei Theilen behandelt Weber das Leben und Schaffen Dürers, sodann das Glaubensbekenntniß des Meisters. Trägt auch demzufolge die Arbeit nach einer Seite einen polemischen Charakter an sich, so darf dieser Umstand für Niemand einen Grund bilden, vornehm daran vorüberzugehen. Denn abgesehen davon, daß die protestantische Polemik gerade diese Fassung der Schrift und keine andere verlangte, sollte sie den Anforderungen der Zeit und der Stimmung der Geister dienen, so hat der Verfasser sich einer Vornehmheit des Tones befleißigt, welche die Lektüre angenehm und bei dem Humor, zu welchem die Gegner zwingen, ergötzlich macht. Die hartnäckig vertheidigte Ansicht von einer in die Jahre 1494 oder 1495 fallenden Reise Dürers nach Italien wird siegreich widerlegt, um dann den wirklichen Aufenthalt des Meisters in Ober- und Mittelitalien 1505 bis 1507 sowohl mit Bezug auf die damals thatsächlich ins Dasein gerufenen Leistungen, unter denen das Rosenkranzbild in Venedig die erste Stelle behauptet, wie hinsichtlich der grundsätzlichen Stellung Dürers zur Renaissance um so allseitiger zu schildern.

Sehr beachtenswerth vom christlichen, und demzufolge auch vom echten und rechten natürlichen Standpunkte sind Webers Bemerkungen über die Darstellung des Nackten, wenngleich sie jedem Vertreter der Modernen ein Dorn im Auge sein müssen (34, 107). Mit Lust bezeichnet er als „the most successful of

all Dürer's paintings" (45) die Anbetung der allerheiligsten Dreifaltigkeit im Hofmuseum in Wien. Und was die Holzschnitte Dürers anlangt, so dürfte nicht leicht ein Vertreter der Kunstgeschichte gefunden werden, der mit tieferer Bewunderung dem Meister gegenübersteht, dem er in Bezug auf „Die Heimliche Offenbarung Johannis" den Titel „eines jungen Riesen" beilegt (20), ohne aber einseitig auch dessen Mängel zu verkennen (51).

Zu lebhaftem Danke verpflichtet Weber uns durch die mit großem Geschick ausgewählten Proben aus dem schier unermeßlichen Reichtum der manigfachen Gebiete der Kunst, in denen der Meister seine großartige Thätigkeit entfaltet hat. Stufenweise folgen wir so dem Gange seiner Entwicklung, bei welchem Weber, dann und wann bedeutende Wendepunkte hervorhebend, sinnvoll eine Gelegenheit zu Rückblicken und theoretischen Erörterungen benützt (60, 61). Die letzteren möchte ich als besonders lehrreich, weil von feinstem Verständniß der kraftvoll deutschen Eigenart Dürer's eingegeben, bezeichnen. Beim Anblicke des Bildes des segnenden Heilandes, in welchem Dürer einen Anflug ähnlich dem der alten sienesischen Meister zu nehmen scheint, wird der Beschauer zu Thränen gerührt (92).

In ganz ausnehmend hoher Weise hat sich der selbstlose Verfasser um die Dürerforschung verdient gemacht durch seine Entdeckungsreise nach Lissabon. Wer sich den mit einer solchen Ortsbewegung verbundenen Mühseligkeiten unterzieht, verdient unsere uneingeschränkte Bewunderung um so mehr, weil ihr Ergebniß unsere Dürerkenntniß bedeutend erweitert. Im Nationalmuseum der schönen Künste in der portugiesischen Hauptstadt gelang es ihm, das Gemälde „der heilige Hieronymus" wieder zu entdecken. Die Jahreszahl 1521 sowie Dürers Monogramm beweisen, daß es jenes Bild ist, von dem Dürer in seinem Tagebuch über seinen Aufenthalt in den Niederlanden 1521 bemerkt: „Ich habe einen Hieronymus fleißig in Oelfarben gemacht und dem Roderigo von Portugal geschenkt" (77). Jedem weiteren Zweifel am Dürerschen Ursprung des Bildes wird durch die Geschichte desselben der Boden entzogen. Zum

ersten Mal ließ Weber das in Abbildung beigegebene Hieronymus-gemälde photographieren, sich die Platte schicken und dann Abdrücke nehmen.

Im zweiten Theile wird Dürer's Glaubensbekenntniß beleuchtet. Die Erzeugnisse seiner künstlerischen Thätigkeit, seine Selbstzeugnisse, die Aussagen seiner Zeitgenossen, die Freundeskreise des Meisters und selbst gerechte Protestanten lassen keinen Zweifel darüber, daß Dürer als Katholik gelebt, gedacht, gearbeitet hat, aus der Welt geschieden ist. So lange Luther nur Mißbräuche rügte, scheint Dürer ihm zugeneigt zu haben. Nach der offenen Empörung wider den Papst hat der Meister ihn abgelehnt. Verdienstlich hat Weber die Züge des Lutherbildes auf Grund der neuesten geschichtlichen Untersuchungen ergänzt und dann passend die zu gleicher Zeit mit so inniger Pietät kundgegebenen Gesinnungen Dürer's beigefügt. Die manigfachen Versuche, Dürer auch nur für einen einzigen Lehrsatz des neuen Glaubens in Anspruch zu nehmen, zerfielen wie Asche unter der Kritik des Verfassers. Manche Forscher, wie Thausing, haben ihre früheren Ansichten widerrufen. „Es wäre ganz unhistorisch“, bemerkt der letztere, „Dürer zu einem Protestanten stempeln zu wollen“ (223). Nicht anders urtheilt Kolde über das Bemühen derjenigen, welche aus dem Meister einen Waldenser zu machen sich die Mühe geben.

Im Anhang sind beigegeben Verzeichnisse der Abbildungen und künstlerischen Erzeugnisse, ferner ein Personenregister und die vorkommenden Geldwerthe. Die buchhändlerische und künstlerische Ausstattung ist prächtig.

A. Bellesheim.

XL.

Die Gedichte Leo's XIII.

Mit Leo XIII. ſank nicht blos ein großer Papſt ins Grab, ſondern auch ein echter Dichter, ein feinſinniger Humaniſt, der an die großen Papſtgeſtalten der Renaiſſance erinnert, deren Gebrechen wir aber an ihm nicht finden. Die Gabe der Dichtkunſt war nicht der geringſte der Vorzüge, mit denen der Schöpfer in verſchwenderiſcher Weiſe dieſes lange, reiche Leben ausgeſtattet hat. Und einen Zug antiker Größe erblicken wir Moderne darin, daß der mit dem Tode ringende Pontifex ſich hinaufſchwingt zu den idealen Höhen der Poeſie, die auch auf ſein letztes Stündlein ihren verklärenden Schimmer wirft:

> Sol moritur vesper cedens sua regna rubenti,
> Ach es erſtirbet die Sonne, der Abendröte nun weichend,

ſo klingt es von den Lippen des Sterbenden.

Auch den Dichter Leo wird die Geſchichte nicht vergeſſen. Er dichtete in den klaſſiſchen Lauten des alten Rom, und das mag wohl mit ein Grund ſein, daß ſeine Erzeugniſſe nicht in dem Maße bekannt und gewürdigt ſind, wie ſie es nach Inhalt und Form verdienen, mehr aber noch dürfte daran der Umſtand ſchuld ſein, daß bisher ſo wenige brauchbare und vollſtändige Sammlungen der Gedichte des Papſtes vorlagen. Dem iſt nunmehr abgeholfen durch die — auch in ihrer äußern Ausſtattung — vorzügliche Ausgabe, die

Gymnasialdirektor Dr. Joseph Bach aus Straßburg veranstaltet hat.[1])

Der Herausgeber hat alle Gedichte Leo's XIII., soweit sie überhaupt bekannt geworden sind, auch die wenigen italienischen, in dieser Ausgabe vereinigt, und bekam vom höchstseligen Verfasser selbst drei bisher unedirte Stücke zugestellt. Der heil. Vater selbst hatte noch die Genugthuung, am 19. Juni ein fertiges Exemplar entgegennehmen zu können. Neben den Gedichten haben auch die vom Papst verfaßten Inschriften ihres poetischen Gehaltes wegen, sowie die Denkmünzen Aufnahme gefunden.

Eine längere gediegene Einleitung orientirt trefflich über Inhalt, Charakter, sprachlichen und ästhetischen Werth der päpstlichen Dichtungen. Besonders für die freisinnige kritische Würdigung, die dem hervorragenden Philologen Ehre macht und die sich vorteilhaft ausnimmt gegenüber so manchen überschwenglichen Lobesergüssen unkritischer Dilettanten, wird der Leser dem Herausgeber dankbar sein, ebenso auch für die mit Geschick ausgewählten und eingestreuten Uebersetzungen und die erläuternden Anmerkungen.

Mit Recht sind die Gedichte chronologisch geordnet. Denn die allermeisten sind Gelegenheitsprodukte, für deren Sammlung sich der Gesichtspunkt der jeweiligen Entstehungszeit am meisten empfiehlt, auch deshalb schon, weil man so ein interessantes Bild erhält von der dichterischen Entwicklung Leo's XIII., die schon in früher Jugendzeit anhebt.

Eine bunte Reihe von Motiven tritt uns in den dichterischen Erzeugnissen des großen Papstes entgegen; nur keine erotischen Töne entlockt er seiner Leier, was sich bei dem priesterlichen Sänger von selbst versteht. Der Dichter behandelt vorwiegend

---

1) Leonis XIII. P. M. Carmina. Inscriptiones. Numismata. Mit Genehmigung seiner Heiligkeit. Vollständige Ausgabe mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Joseph Bach, Direktor des bischöflichen Gymnasiums zu Straßburg. Köln, Bachem. Geh. M. 3. Geb. M. 4.20.

ernste, religiöse Stoffe; er besingt die hehren Gestalten der Heiligen, preist die Religion und Tugend, schildert die Vorzüge des Rosenkranzgebetes und anderer Andachtsübungen. Aber auch der Freundschaft und dem Lob edler Männer sind viele Stücke geweiht, daneben verschmäht der Dichter es nicht, auch rein profanen Gegenständen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, und man erstaunt mitunter über die Feinheit, mit der in der Sprache des Horaz ganz moderne Dinge, wie z. B. die Photographie, dichterisch behandelt sind; in deutscher Uebersetzung lautet das reizende Epigramm (Ars photographica, 1867):

Vom scharfen Sonnenstrahl gemalt,
Wie gibst du wieder voll und treu,
O herrlich Bild, der Stirne Glanz,
Der Augen Licht, der Züge Huld!

O Menschengeist, so wunderbar,
O treu erfundnes Zauberwerk!
Apelles lauschte der Natur
Fürwahr ein schöneres Bild nicht ab.[1])

Schade, daß der Raum nicht gestattet, noch so manche andere Probe hier einzufügen, etwa aus jener herrlichen Epistel an Fabricius Rufus, die in echt horazischer Weise den mäßigen Lebensgenuß anpreist und die sogar einen amerikanischen Koch begeisterte. Auch Scherz und Satire finden, wenn auch seltener, in dem Dichterpapst einen trefflichen Vertreter

Was die Form betrifft, so wählte Leo mit Vorliebe das Distichon, in dem er sich mit erstaunlicher Leichtigkeit und Eleganz bewegt. Man kennt ja die Ausdauer, die der Papst auf die äußere Gestaltung seiner Dichtungen verwandte und die er immer und immer wieder feilte und besserte, bis er den richtigen klassischen Ausdruck fand. An seinem poetischen Stil erkennt man den langjährigen Schüler Virgils und Horazens, wie man in den meisterhaft geschriebenen Encykliken den Schüler Ciceros wiederfindet. Auch in der sapphischen

1) In anderer Uebersetzung bereits mitgetheilt Bd. 100 S. 976.
A. d. R.

Weise für eine Art strenger Inquisition halten, durch wel
die sittlichen Fehler der Ordensbrüder ans Licht gezog
und mit grausamer Härte bestraft werden, so weiß jed
Kenner des Ordenslebens, daß gerade die häufige u
regelmäßige Abhaltung des Schuldkapitels ein vollgiltig
Zeugniß für den hohen Stand der Disciplin in eine
Kloster abgibt; in Arbroath, dem Mutterkloster von Fyv
aber fand dies Kapitel wöchentlich dreimal, am Monta
Mittwoch und Freitag statt. Die andere mißverstande
Urkunde ist die Bulle Nikolaus' V., worin die Verschmelzu
des Priorats Urquhart mit dem von Pluscarden bestätig
wird. Auch hier bietet der Wortlaut, wenn richtig nach
dem kirchlichen Sinne ausgelegt, keinen Anlaß zu den Beschuldigungen, welche gegen die Mönche von Pluscarden
erhoben werden.

Man kann natürlich nicht behaupten oder behaupten wollen, daß sich Zucht und Ordnung in allen schottischen Benediktinerklöstern fortwährend auf gleicher Höhe erhielt, und daß nicht von Zeit zu Zeit Reformen nöthig wurden. Das Schreiben Jakobs I. vom 14. März 1425 an die Obern der Benediktiner und Augustiner, worin der in kirchlichen Dingen äußerst strenge Monarch den Verfall der Ordensdisciplin beklagt, dringt auf solche Reformen; der Fürst fordert darin zu genauester Beobachtung der Ordensregeln auf und befiehlt die regelmäßig wiederkehrende Berufung von Generalkapiteln an. Wenn übrigens die Ordenszucht in den Klöstern gegen Ende ihrer Geschichte fast allgemein niederging, so liegt der Hauptgrund dieser traurigen Erscheinung darin, daß den Mönchen das Recht der freien Abtswahl geraubt und ihnen von der Regierung Commendatar-Aebte aufgenöthigt wurden. Dies heillose Unwesen kam in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auch in Schottland wieder empor und zwar in schlimmster Form. Im J. 1466 wurde die Uebertragung der Abtei Paisley als Commende an den Bischof Patricius von St. Andrews

in Rom bestätigt. Im J. 1475 erklärte Jakob III. die gesetzmäßig erfolgte Abtswahl in Dunfermline für ungiltig und ernannte aus königlicher Machtvollkommenheit Heinrich Creichton zum Abt. Einige Jahrzehnte später verlieh Jakob IV. diese Abtei nebst Coldingham einem seiner unehelichen Söhne, Alexander Stuart. Ein unehelicher Sohn Jakobs V. hatte die Abtei Kelso über 17 Jahre als Commendatarabt inne. Andere Beispiele dieser Art ließen sich noch genug anführen. Unter der sogenannten Regierung dieser Commendataräbte, denen nur am Bezug der reichen Einkünfte gelegen war, scheint es den Mönchen oftmals selbst am nöthigen Lebensunterhalt gefehlt zu haben, so daß noch das Concil von Edinburg 1559 sich veranlaßt sah, Vorsorge zu treffen, indem es in seinem 9. Canon verordnete: „Es hat der Klostervisitator zu untersuchen, ob Mönche und Klosterfrauen gut behandelt werden, die erforderliche Nahrung und Kleidung erhalten und ob die Klostergebäude reparirt werden." Außer von den calvinistischen Predigern wurden gerade von den Adeligen, deren Anverwandte Abteien als Commenden besaßen, gegen die Mönche und Abteien die heftigsten Anklagen wegen Zuchtlosigkeit geschleudert. Man wollte eben die Aufhebung der Klöster, um sich der Klostergüter bemächtigen zu können. Daß jedoch selbst in den letzten Zeiten ihrer Geschichte die Mönche nicht alle so ausgeartet und der Gelübde überdrüssig waren, wie Protestanten es vielfach gern darstellen, wird sich uns späterhin zeigen.

Mit dem geistlich-klösterlichen Leben verbindet sich in einem Benediktinerkloster, wo immer der Geist des heiligen Gesetzgebers waltet, ein emsiges, segensreiches Schaffen auf geistigem und materiellem Gebiet, gemäß dem Wahlspruch des Ordens: Ora et labora. In Schottland war es nicht anders. „Die Mönche", so bezeugt ein protestantischer Gelehrter Schottlands von den Ordensleuten überhaupt,[1]) „wurden

1) S. Bellesheim l. c. I S. 436 ff.

als Lehrer und geistige Führer des Volkes, als Wohlthä
der Armen, als milde Zehntherren zahlreicher Vasallen u
Hintersassen lange in Ehren gehalten. Ihre Häuser wa
der Gastfreundschaft geweiht, Fürsten kehrten hier e
Männer der Wissenschaft waren hier gerne gesehen." U
der schon erwähnte Innes schreibt: „Bei einer gena
Prüfung der uns übermittelten Urkunden werden wir find
daß die Mönche, die da frei von allen weltlichen Band
lebten, mit Eifer ihrem Orden dienten, die Landwirthsch
und jede Art von Verbesserung des Bodens förderten, d
Handel, den Künsten, dem Handwerk die Wege ebnet
Bildung hoben, das Volk mit einem verfeinerten Le
bekannt machten, Gastfreundschaft und Nächstenliebe in au
gedehntem Maße übten."

Unterricht, Wissenschaft und Kunst erfreuten sich bei d
schottischen Benediktinern einer sorglichen Pflege. Schul
bestanden nicht nur in den Abteien; auch anderwärts wurd
an verschiedenen Orten Unterrichtsanstalten von den Klöste
errichtet oder unterhalten. So steht urkundlich fest, d
Dunfermline schon im J. 1173 Lateinschulen in den Städt
Perth und Stirling hatte. Der Marienabtei Kelso wurd
gleich bei ihrer Stiftung die Schulen der königlichen R
sidenzstadt Roxburgh übergeben. Um das Jahr 1477 sta
der Klosterschule von Dunfermline ein Mann als „Sch
maister" vor, der sich in der englischen Literaturgeschic
bleibend einen geachteten Namen erwarb, Robert Henris
bekannt durch seine englischen Gedichte, besonders se
Fabeln; noch im J. 1865 erschienen seine gesammel
Werke im Druck. Ein Nachkomme von ihm, Johann H
rison, stand hundert Jahre später derselben Schule v
Der Lateinschule von Kelso vertraute die Gräfin Mathi
von Moll ihren Sohn Wilhelm an, damit er, wie sie sag
dort „mit den besten Schülern höheren Standes erzog
werde". Im J. 1486 bestellten der Abt von Arbroath u
seine 29 Mönche den „Meister" Archibald Lane, ein

„verständigen Lehrer“ für den Unterricht der jungen Mönche und der Novizen. Einen regen Sinn für wissenschaftliche Bildung bekundet die Thatsache, daß die Aebte von Kelso wiederholt Mönche des Klosters behufs höherer Ausbildung an die englischen Universitäten schickten. Einen hohen Ruf erlangte Don Laurentius von Lindores; wegen seiner großen theologischen Kenntnisse und seines Eifers wurde er, als die Irrlehren des Wiclif und Hus sich auch in Schottland verbreiteten, zum Inquisitor ernannt; er war auch einer der ersten Lehrer der Theologie, die an die 1410 gegründete Universität von St. Andrews berufen wurden. Dem obengenannten Abt Georg Shaw von Paisley, einem vielseitig gebildeten Prälaten, vertraute Jakob III. die Erziehung seines zweiten Sohnes Jakob, Herzogs von Roß an, der später (1497) den erzbischöflichen Stuhl von St. Andrews besteigen sollte. Der letzte benedicirte Abt von Paisley, Johann Hamilton, ein unehelicher Sohn des Grafen von Arran, hatte drei Jahre an der Universität studirt, trat, nachdem er Erzbischof von St. Andrews geworden (1549), mit aller Entschiedenheit, wie oben schon bemerkt worden, den Glaubensneuerern entgegen und hielt 1549 eine Provinzialsynode ab. Als besonderer Freund und Förderer der Wissenschaften wird der Abt Wilhelm Kennedy von Croßraguel gerühmt. Noch bedeutender war sein Neffe Quintin Kennedy, Graf von Cassillis, der ihm im Jahre 1547 als letzter Abt von Croßraguel nachfolgte. Abt Quintin stand im Kampfe gegen die Reformatoren Johann Knox und Johann Willock in der vordersten Reihe der Vertheidiger des katholischen Glaubens. Ausgezeichnet durch theologische Gelehrsamkeit, dialektische Gewandtheit und unerschrockenen Muth, verfaßte er eine Menge polemischer Schriften und hatte selbst im Jahre 1562 noch zu Maybole ein dreitägiges Religionsgespräch mit dem fanatischen Knox. Er starb im August 1564. Man hat zu seinem Lobe mit Recht gesagt: „Hätten alle schottischen Prälaten die Gelehrsamkeit und die

Tugenden des letzten consekrirten (?!) Abtes von Croßrague besessen, so wäre die Reformation der Kirche in einer gan andern Weise vor sich gegangen".

In den alten schottischen Klöstern trug man auch gro Sorge für die Aufbewahrung wichtiger Urkunden und d Anfertigung von Annalen.[1] In jedem Kloster wurden dr Arten von „Registern" geführt. Das „allgemeine" Regist bildete eine Art Chronik, in welche die für die Anstalten b deutsamsten Ereignisse eingetragen wurden. Chroniken dies Gattung, welche vor dem Unglücksjahre 1291 entstande sind nur wenige auf uns gekommen; König Eduard I. vo England, der in diesem Jahre als Eroberer in Schottlan eindrang, ließ mit ausgesuchter Bosheit die Klosterlitteralie zerstören; unter den wenigen erhaltenen Chroniken befinde sich der liber Pasletensis, die Chronik von Paisley. De „liber Pluscardensis", eine Chronik des Priorats Pluscarden ist wahrscheinlich das Werk des Mauritius Buchannan, eine Klerikers und, wie es scheint, Mönches; er war Kaplan de Prinzessin Margareta von Schottland, einer Schweste Jakobs II. Neben den Annalen wurden in den Klöster sogenannte Obituarien, Sterbelisten, geführt. Von noc größerem Belang als diese letzteren waren die Chartularien welche die Stiftungsurkunden der Könige, Schenkbriefe de Fürsten und Bullen der Päpste enthielten. In den Char tularien wurden ferner eingetragen die notwendigen Notiz über Hintersassen, leihweise Ueberlassung von Klosterländerei an dieselben sowie die Verpflichtungen der Pächter. Auß den angeführten zwei Chroniken besitzt man für die Geschich der Benediktinischen Häuser in Schottland noch das Ch tularium von Dunfermline, die von Kelso und von Ab brothok. Natürlich konnte sich jedes Kloster auch ei Bibliothek rühmen. Bedeutsam ist die Nachricht, daß D

1) Siehe Bellesheim, Dr. Alphons, Geschichte der kath. Kirche Schottland. Bd. I, S. 443.

Kloster Jona unter seinen überaus großen und werthvollen Bücherschätzen noch im 15. Jahrhundert das vollständige Geschichtswerk des Livius besessen habe. Aeneas Sylvius, der spätere Papst Pius II., beabsichtigte bei seinem Aufenthalt in Schottland auch Jona zu besuchen, um allenfalls eine Abschrift von dem kostbaren Codex nehmen zu lassen, ward aber an der Ausführung der Reise gehindert. Aus älterer Zeit sind noch zwei gelehrte schottische Benediktiner zu erwähnen. Der eine, Johann Arnold Blair, geboren in der Grafschaft Fife unter Alexander III., widmete sich an der Pariser Universität dem Studium der Philosophie und nahm das Gewand des hl. Benediktus. In seine Heimat zurückgekehrt, schloß er sich seinem Landsmann, dem Freiheitshelden Wilhelm Wallace an und zog sich nach der Hinrichtung desselben († 1305) in die Abtei Dunfermline zurück. Hier verfaßte er die Lebensgeschichte seines berühmten Herrn und Gönners. Einige Jahre darnach feierte Bernhard Linton, Abt von Aberbrothok, in einem lateinischen Gedicht die Entscheidungsschlacht von Barnockburn im Jahre 1314, in der die Schotten unter Bruce ihre Unabhängigkeit erfochten.

Neben der Pflege der Wissenschaften ging in den Klöstern des heiligen Benedikt gewöhnlich die Kunstübung in ihren verschiedenen Zweigen, Architektur, Malerei, Bildschnitzerei, Kunsthandwerk, einher. Hat auch die Zerstörungswuth der Reformatoren in Schottland schlimmer als irgendwo anders gehaust, so zeugen die noch vorhandenen Ueberreste der klösterlichen Baudenkmäler doch beredt genug von der eifrigen Bauthätigkeit und dem feinen Kunstsinn und der ungewöhnlichen Kunstfertigkeit der Mönche. Manche Aebte machten sich in der Baugeschichte ihres Klosters einen Namen; so unter anderen der Abt Thomas Tervas von Paisley († 1459), der seine durch Kriegsunfälle zerstörte Abteikirche fast ganz neu aufbaute und sie mit vielen kirchlichen Geräthen von hohem Kunstwerth bereicherte. Von dem energischen Abte Colin von Croßraguel (um das Jahr 1460) wird berichtet, daß

er mehrere Conventsgebäude, unter andern wahrscheinli den schönen Kapitelssaal, wiederherstellte und dabei gan Tage bei den Maurern und Steinmetzen und den ander Werkleuten verbrachte; er war wegen seines Kunstgeschmack namentlich in der Architektur ein Liebling des König Jakob III.

Unter den benediktinischen Gotteshäusern ragten durc ihre Größe und architektonische Schönheit besonders di Münster von Arbroath, Dunfermline, Paisley und Kilwinnin hervor. Das herrliche aus rothem Sandstein errichtet Münster von Arbroath, dessen Baumeister man nicht kenn war im Ganzen, das ist, Hauptschiff, Querschiff und Chor 366 Fuß lang. Die Kirche von Dunfermline maß mit Einschluß der Muttergotteskapelle im Osten, 275 Fuß in de Länae, der Vierungsthurm war 156 Fuß hoch; die Läng der Kirche von Kilwinning betrug ungefähr 225 Fuß. Der stattliche Dom von Paisley war 389 Fuß lang, davon entfielen 96 Fuß auf das Schiff, 90 auf das Transsept und 123 auf den Chor; der Vierungsthurm erhob sich zu der beträchtlichen Höhe von 300 Fuß. Die Kirche von Kelso zeichnete sich dadurch von allen übrigen aus, daß sie kein eigentliches Schiff besaß, sondern nur aus dem Chor und Transsept und, anstatt des Schiffes, aus einem kleinerem rechtwinklichen Anbau für das Volk bestand, und daß sie im Innern aufs reichste mit baukünstlerischen Zierrathen geschmückt war; man bewunderte darin eine verschwenderische Fülle von Holzschnitzereien und Metallarbeiten, dann die farbigen Glasfenster, Wandgemälde u. a., und dies alles waren der Hauptsache nach Leistungen der kunstgeübten und kunstsinnigen Mönche von Kelso. Diese Klosterkirchen waren der Mehrzahl nach im frühenglischen Stile erbaut. Derselbe hatte sich seit der normannischen Eroberung in England ausgebildet und fand auch schon sehr bald in Schottland Eingang. In Folge der engeren Verbindung Dunfermlines mit den englischen Benediktinerklöstern wurde schon bei der Er-

bauung dieses Gotteshauses der neue Stil angewendet und es liegen verschiedene Anzeichen vor, die darauf hindeuten, daß das um jene Zeit entstandene großartige Münster des hl. Cuthbert in Durham dem schottischen Kloster zum Vorbilde gedient habe. So dürfte Dunfermline wohl als das erste, älteste Beispiel der normanisch-englischen Bauart in Schottland gelten.

Auch auf anderen Gebieten der Cultur erwarben sich die Benediktiner Schottlands große und mannhafte Verdienste. Allgemein bekannt und anerkannt ist das Geschick und der Eifer, womit die Mönche die ihnen geschenkten Ländereien urbar machten, sowie die rationelle Weise, in der sie ihre Güter bewirthschafteten. „Auch im Fischfang waren die Mönche die großen Verbesserer und lehrten durch ihre Geschicklichkeit und ihren Unternehmungsgeist die großen Barone mitsammt ihren Vasallen und Hörigen, wie viel Reichtum und Vortheil aus den Meeresstrichen, Seen und Flüssen ihres Landes gezogen werden konnte".[1]) Ihr Beispiel war eine Lehre und ein Sporn für die übrigen Grundbesitzer und Bauern. Die Tironer Benediktiner thaten sich noch besonders im Gartenbau hervor. Die großen, wohlgepflegten Obst- und Gemüsegärten von Kilwinning, Lindores, Lesmahago werden in den Urkunden häufig rühmend erwähnt. In der Abtei Arbroath soll zuerst in Schottland Kohl gepflanzt worden sein. Die Obstbäume von Lindores waren weit und breit bekannt. Die schottischen Mönche der Tironer Congregation setzten ihren Stolz darein, aus ihren französischen Häusern die besten Aepfel- und Birnensorten in ihrer nordischen Heimat einzuführen; noch jetzt sind die Gärten in der Umgegend von Lindores wegen ihrer vorzüglichen Christ- und Bergamott-Birnbäume berühmt; dieselben sollen unmittelbar von den alten Klosterbäumen abstammen; inmitten der Klosterruinen von Lindores blühen in der That noch

1) Tytler bei Baumgartner, Reisebilder aus Schottland. S. 84.

heute einige dieser von den Mönchen gepflanzten Bäume, darunter ein gewaltiger Birnbaum, der seine 400 Jahre zählen soll und der am Fuße des Stammes 17 Fuß im Umfange hat; man hält ihn für den größten Baum Schottlands. Den Mönchen von Dunfermline hat Schottland die Erschließung der Steinkohlengruben zum Theil zu verdanken. Ein Patent des Ritters Wilhelm von Oberwill aus dem Jahre 1291 sicherte ihnen das ausschließliche Recht auf den Abbau der Kohlengrube von Pittencrieff zu. Dies Patent galt lange als das erste derartige in Schottland, bis ein anderes Patent vom Jahre 1285 entdeckt ward, demzufolge schon in diesem Jahre zu Tranent Kohlen erschürft wurden. Ist diese Urkunde auch älter als die von Dunfermline, so ist doch nicht ausgeschlossen, daß die Mönche das Kohlenlager von Pittencrieff schon vor 1291 entdeckten, sich aber erst in diesem Jahre ihr Recht verbriefen ließen; jedenfalls waren sie unter den ersten, die in Schottland das unschätzbare Mineral fanden und verwertheten.

Ein großes, gemeinnütziges Werk schuf der Abt Gedy von Arbroath: er baute im Jahre 1394 den Hafen von Arbroath an der Küste der Nordsee. Er mag es auch gewesen sein, der auf der kleinen Inchape-Insel, gegenüber der Mündung des Flusses Tay in die Nordsee, nicht ferne von Arbroath, zur Warnung der Schiffer vor dieser höchst gefährlichen Klippe, eine Glocke anbringen ließ. Der englische Dichter Southey hat in einer schönen Ballade den Frevelmuth und die Strafe des Seeräubers Ralph geschildert, der um dem „guten alten Abte von Aberbrothok" einen Tuck anzuthun, eines Tages die Glocke zertrümmerte. An dem Riffe ereilte ihn ein Sturm, zerschellte sein Fahrzeug und begrub ihn in den Wellen. Jetzt trägt der „Glockenfelsen" (Bellrock) den berühmten, von Stephen errichteten, 150 Fuß hohen Leuchtthurm.

Schließen wir diese bruchstückartige Darstellung des culturellen Wirkens der schottischen Benediktiner mit einigen

Bemerkungen über ihre Nächstenliebe. Die schottischen Klöster des hl. Benedikt verleugneten auch hierin ihre Art nicht, wenn wir auch nur kärgliche Nachrichten darüber haben. Den Armen, Pilgern und Reisenden boten die Benediktinerklöster stets Unterstützung und eine großartige Gastfreundschaft. Gewöhnlich stand in der Nähe der Klosterkirche außerhalb der Clausur eine Kapelle und dabei das „Almosenhaus", wo die Vertheilung der milden Spenden an die Nothleidenden, an Arme, Kranke, Alte, Pilger geschah. Der Name dieser Stätte hat sich an manchen Orten, z. B. in Arbroath, Dunfermline, Killwinning, bis auf den heutigen Tag erhalten. Daß das Priorat Lesmahago schon von seinem Stifter die Bestimmung erhielt, zur „gastlichen Aufnahme fremder Pilger zu dienen", haben wir bereits oben gesehen. Von der Abtei Paisley heißt es in den Quellen, daß sie — abgesehen von anderen Wohlthaten, die durch das Kloster der Stadt zuflossen — wöchentlich sieben große Säcke Mehl an die Bedürftigen des Ortes austheilte. In einer Urkunde aus dem Jahre 1327 erwähnt Abt Robert Carell von Dunfermline das mit der St. Catharina-Kapelle verbundene „Almosenhaus" und trifft Anordnungen für die regelmäßige tägliche Spendung milder Gaben an die Ortsarmen. Die außerordentliche Wohlthätigkeit Kelsos im 14. Jahrhundert wird durch die gelegentliche Aeußerung zweier Bischöfe rühmend bezeugt. Der Bischof von Glasgow sagt in einer Schenkungsurkunde: „Das Marienkloster von Kelso pflegte all denen, die dorthin kamen, hochherzige Gastfreundschaft zu gewähren und den Armen und Nothleidenden eine hilfreiche Hand zu bieten". Auf ähnliche Weise spricht sich der Bischof, von St. Andrews um dieselbe Zeit in einer Schenkungsurkunde aus, indem er die „unzählbaren Werke der Nächstenliebe" hervorhebt, welche Kelso „an den aus England und Schottland zusammenströmenden Volksschaaren" übte.

So lebten und wirkten die Söhne des hl. Benediktus im fernen Norden Europas während des christlichen Mittel-

alters. Es waren Jahrhunderte des geistlichen, geistigen und irdischen Segens für das schottische Volk. Da kam das 16. Jahrhundert und in Folge von Luthers Auftreten die kirchliche Revolution und der blinde, fanatische Haß gegen so manche altehrwürdige, bewährte kirchliche Einrichtungen, darunter auch gegen den Ordensstand. Dieser Geist der Neuerung drang auch in Schottland ein und die Aufhebung der Klöster in England durch Heinrich VIII. war ein böses Beispiel für die nördlichen Nachbarn. Zwar zunächst von der Krone war für die schottischen Klöster nichts zu befürchten; um so mehr wünschte der habsüchtige und verkommene höhere und niedere Adel die Vertreibung der Mönche und übrigen Ordensleute und die Einziehung der reichen Klostergüter. Die Mißstände und Unordnungen, an welchen die Klöster besonders durch das Commendenwesen krankten, hätten wohl durch eine gründliche Reform, wozu die Nationalsynode von 1549 und das Concil von Edinburg 1559 einen ernstlichen Versuch machten, sich heben lassen. Allein Knox und sein Anhang wollten um jeden Preis die Vernichtung der Klöster, und die frommen Herren von der „Congregation des Herrn" waren bei der Schwäche der Regierung ihres Antheils an den Reichtümern der Abteien und Priorate sicher. So fanden denn die Klöster St. Benedikts und der ganze Mönchsstand im schottischen Reiche während des 16. Jahrhunderts ein gewaltsames Ende.

Schon lange vor 1560, dem Jahre, wo in Schottland die Reformation durch Parlamentsbeschluß eingeführt wurde, hatten einzelne Abteien infolge der religiösen Bewegung Schweres, selbst den Untergang zu erleiden.

Am frühesten wurde nicht durch Schotten, sondern durch die Engländer, die im Grenzdistrikt gelegene Abtei Kelso von diesem Schicksal betroffen. Ob bei dem ersten Angriff auf dieselbe schon der Haß gegen das Ordenswesen einen Beweggrund bildete, sei dahingestellt; in dem nachfolgenden Vorgehen der Engländer gegen die Abtei spielte

er gewiß eine Rolle. Im J. 1522 fielen englische Truppen in Schottland ein und auch Kelso war bedroht; daher bat die schottische Königin Margaretha brieflich ihren Neffen, Heinrich VIII. von England, um Schonung der Abtei. Doch die Bitte war vergeblich und nun begann eine lange Leidenszeit für das Kloster. Dasselbe wurde am 30. Juni 1523 von dem englischen Heerführer Dacre zum erstenmal in Brand gesteckt; das Feuer zerstörte das Wohnhaus des Abtes, das Dormitorium der Mönche und die Muttergottes-kapelle mit ihren schöngeschnitzten holzenen Stallen; nur das Blei, womit die Dächer der Gebäude gedeckt waren, hatte der Feind vorher sorglich herabgenommen. Die vertriebenen Mönche setzten in einem benachbarten Dorfe unter großen Entbehrungen ihr Ordensleben fort, bis sie nach einiger Zeit in das nothdürftig hergestellte Kloster zurückkehren konnten. Im J. 1542 mußten sie aufs neue vor dem Herzog von Norfolk flüchten, der ebenfalls Feuer an die Gebäude legte. Als drei Jahre später, 1545, der Graf von Hertfort heranzog, fand er in Kelso 100 Männer, darunter 12 Mönche, im Kloster bereit, es gegen die englischen Truppen zu vertheidigen. Vor der Uebermacht zogen sie sich jedoch in den festen Thurm zurück, aus welchem sich in der Dunkelheit der Nacht ein Dutzend rettete; die übrigen wurden am Morgen ergriffen und getödtet. Ungeachtet des unglücklichen Ausgangs dieses Unternehmens ergriffen im folgenden Jahre die Mönche abermals Besitz von dem Thurme; 18 Mann, so meldete man den Engländern, hätten sich im Thurme verschanzt. Während der folgenden 15 Jahre bemühten sich die Ordensleute in ihrem arg verwüsteten Kloster, soweit dies möglich war, ihren Satzungen gemäß zu leben. Der „reformirende Pöbel“ machte indeß im J. 1560 die Fortführung dieses Lebens unmöglich, indem er Kelso beinahe vollständig in Trümmer legte. Im J. 1581 waren, wie ein Parlamentsakt aus diesem Jahre bemerkt, die Mönche von Kelso alle gestorben. Um eben diese Zeit suchte man das

theilweise erhaltene Transsept der Kirche nutzbar zu verwenden. Die Presbyterianer überwölbten einen Theil desselben und gewannen so eine ziemlich düstere Räumlichkeit zur Abhaltung ihres Gottesdienstes. Der Raum über diesem Betsaale diente als städtisches Gefängniß. Ein Vorfall, der sich 1771 während des Gottesdienstes ereignete, bewog die protestantische Gemeinde, den Betsaal nicht länger mehr zu benutzen. Es fiel nämlich ein Mauerstück von der Decke herab, was der Gemeinde einen panischen Schrecken einjagte; man erinnerte sich an die Weissagung, die einst Thomas der Reimer[1]) über die Kirche von Kelso gethan hatte, daß dieselbe nämlich einmal einstürzen werde, wann sie am dichtesten mit Besuchern gefüllt sei; von da an wagte man nicht mehr, sich in derselben zu versammeln.

Wie Kelso, wurden auch die Klöster Coldingham und Arbroath schon vor 1560 zerstört und die Mönche mit roher Gewalt vertrieben. Bei dem vorhin erwähnten Einfall der Engländer in Schottland im J. 1544 bemächtigte sich Somerset des Klosters Coldingham und befestigte den Thurm. Die schottische Artillerie beschoß denselben drei Tage lang, um den Feind zum Abzug zu zwingen, doch umsonst. Als endlich die englische Besatzung abgezogen war, gaben die Schotten das Kloster den Flammen preis, und 100 Jahre später, im Jahre 1648, zerstörten die Kanonen Cromwells vollends die noch vorhandenen Reste des Priorats.

Das gleiche Jahr 1546 brachte auch der Abtei Arbroath Verderben infolge ihrer engen Verbindung mit Cardinal David Beaton, der dieselbe von 1524 bis zu seinem Tode 1546 als Commende besaß. Als entschiedenster und mächtigster Gegner der Reformation hatte er den glühenden Haß der anglikanisch Gesinnten im Lande auf sich geladen. Diese Partei, die sich der Unterstützung Heinrichs VIII. erfreute, meldete im April des Jahres 1546 dem englischen Könige

1) Ein Dichter des 13. Jahrhunderts.

insgeheim, Wishart — der bekannte Apostat und Verräther, der bald darnach hingerichtet wurde — sei erbötig, wenn er englische Streitkräfte erhalte, „die Abtei und Stadt Arbroath, das Besitztum des Cardinals, sowie die Häuser und Ländereien aller andern Bischöfe und Aebte jenseits des Wassers (d. i. des Meerbusens des Forth) zu vernichten". König Heinrich ging darauf ein und ertheilte Befehl, dieselben „gänzlich niederzubrennen und zu vernichten". So fiel die herrliche schottische Abtei durch die englischen Mordbrenner. Im J. 1560 vollendete der fanatisirte Pöbel das Werk der Zerstörung. Beim Brande der Abtei floß das vom Feuer geschmolzene Blei als rothglühender Strom durch die Straßen der Stadt Arbroath.

Zu den Ordenshäusern, die gleich bei Beginn der schottischen Reformation die Wuth der Neuerer erfuhren, gehörte auch Lindores. Im J. 1543 erstürmte der aufgehetzte Pöbel das Kloster und nöthigte die Mönche zur Flucht. Sie konnten zwar bald wieder in ihr stilles Heim zurückkehren, allein im J. 1559 erschienen unvermuthet der „Reformator" Knox und seine Anhänger während eines achttägigen Waffenstillstandes, den die Regierung der protestantischen Partei gewährt hatte, und verheerten, gewissenlos das verpfändete Wort brechend, die Abtei. Diese Heldenthat schilderte Knox selber in einem Brief an einen Freund. Er schreibt: „In dieser Abtei Lindores, einem Hause Schwarzer Mönche, das etwa 12 (engl.) Meilen von St. Andrews entfernt ist, führten wir die Reformation durch; ihre (der Mönche) Altäre stürzten wir; ihre Götzenbilder, die Gewänder ihrer Abgötterei und ihre Meßbücher verbrannten wir vor ihren Augen und befahlen dann den Mönchen, ihre Kutten wegzuwerfen." Knox vergißt leider, uns zu sagen, wie viele Mönche seiner Aufforderung freiwillig Folge leisteten. Die Abtei wurde zum Trümmerhaufen gemacht.

Gegen die noch übrigen Abteien erfolgte der Haupt-

schlag im J. 1560. Bereits am 28. März des Jahres mußte die St. Margarethen-Abtei in Dunfermline unter ihm erliegen. „Die Herren von der Congregation“, die aufrührerischen Großen, die mehr nach den Kirchengütern als nach dem neuen Evangelium gelüsteten, „zogen gegen Stirling und zerstörten unterwegs die Abtei Dunfermline.“ So lautet der kurze, trockene Bericht Lindsays von Piscottie. Fromme Scheu und Ehrfurcht vor der berühmten, herrlichen Ruhestätte ihrer großen Königin war diesen Rotten fremd. Der Chor der Kirche ward in einen Schutthaufen verwandelt, die Orgel zertrümmert; die geweihten Glocken wurden in Stücke zerschlagen, die Conventsgebäude aufs äußerste verwüstet; die Insassen, 26 Mönche, mußten sammt ihrem geistlichen Vater dem Abte Georg Dury eiligst das Weite suchen. Aber so groß war die Anhänglichkeit der Mönche an ihr verödetes Heiligtum, daß noch im J. 1580 mehrere derselben in dem halbzerstörten Gebäude hinter Schloß und Riegel versteckt am Grabe der hl. Margaretha und ihres hl. Sohnes David Wache hielten und ihre Chorgebete verrichteten. Der ehrwürdige Abt Georg hatte sich auf sein in der Nähe befindliches Stammschloß zurückgezogen, wo er eine Zeitlang die Reliquien der hl. Margaretha, der Patronin seines Klosters, verwahrte. Diesen kostbaren Schatz hatte man in der Voraussicht der kommenden Dinge auf Wunsch der Königin Maria Stuart noch rechtzeitig aus der Abteikirche zuerst nach Edinburg gebracht, von wo sie der Abt erhielt. Durch Jesuitenmissionäre gelangten sie gegen Ende des 16. oder am Anfang des 17. Jahrhunderts nach Antwerpen und wurden hier, nachdem der Bischof der Stadt 1620 ihre Echtheit bestätigt hatte, zur öffentlichen Verehrung ausgestellt. Zuletzt befanden sie sich im schottischen Colleg zu Douai im französischen Flandern, wo sie gleichfalls öffentlich verehrt wurden. Seit den Wirren der französischen Revolution ist jede Kunde über ihren Verbleib verloren gegangen.

Der entscheidende Beschluß, die Klöster zu vernichten, ward auf der Versammlung der Reformirten gefaßt, die am 27. Mai 1560 zu Edinburg begann. Durch ihre Drohungen eingeschüchtert, erließen der Geheime Rath und die drei Stände noch im nämlichen Monat ein Gesetz, das die Zerstörung sämmtlicher noch vorhandener „Stätten und Denkmäler des Götzendienstes“ — es waren damit die Klöster und Abteien gemeint — anordnete. Mit der Aufgabe, die vandalische Bestimmung im westlichen Theile des Reiches auszuführen, wurden die Grafen von Arran, von Argyll und von Glencairn betraut. An der Spitze ihrer fanatischen, „zügellosen Schaaren durchstreiften die Mordbrenner das ganze Land“, und „verbrannten“, wie Knox siegesfreudig berichtet, „die Abtei Paisley, deren Commendatarabt, Erzbischof Hamilton von St. Andrews, welcher sich gerade im Kloster befand, nur mit Mühe entkam, und zerstörten Kilwinning und theilweise auch Croßraguel“. Die Wuth des „frommen, reformirten“ Volkes bei diesem Zerstörungswerke erklärt sich aus dem Umstand, daß manche Prediger in ihren Ansprachen es als schweres Verbrechen brandmarkten, die Klöster zu erhalten, in denen bislang dem Götzendienste gefröhnt worden. Knox selber, dessen Ansehen damals am höchsten stand, habe in einer Predigt, so ging unter den Leuten das Gerücht, die gänzliche Zerstörung der Klöster als das sicherste Mittel bezeichnet, um den „Betrügern jede Möglichkeit der Rückkehr in ihre alten, mit so vielen Kosten errichteten Wohnungen abzuschneiden“.

Bei dieser planmäßigen Aufhetzung des Volkes ist es nicht zu verwundern, wenn einzelne Klöster, die ohne allen Schutz waren, wie das Priorat Lesmahago und die Abtei Kilwinnig, so gründlich zerstört wurden, daß nur ganz unbedeutende Ueberreste sich erhalten haben.

Anders war es bei der Abtei Paisley, die in den Besitz der mächtigen Familie Hamilton gelangte. Wiederholt griff der reformirte Pöbel die Abtei an und schädigte die

Gebäude in nicht unbeträchtlichem Grade; allein si
gingen doch der vollständigen Zerstörung und so
noch jetzt von Paisley mehr Ueberreste als von
einem andern der alten schottischen Klöster. Unte
Schutze der Hamilton konnten sogar mehrere Mönc
zum Jahre 1572 bei ihrem alten Heim bleiben u
wagen, in der halbzerstörten Kirche das hl. Meßopfe
zubringen. Auch die Einwohner der Stadt hingen n
längere Zeit fest am katholischen Glauben und we
sich, reformirte Prediger bei sich aufzunehmen; und
noch hundert Jahre später ungeachtet der fortwäh
Verfolgung der Katholiken durch die Reformirten d
katholische Glaube in Paisley noch so lebendig war
man die Stadt als ein „wahres Papistennest“ sch
so darf man dies vielleicht dem früheren eifrigen
der Mönche zum Verdienst anrechnen.

Die Abtei Croßraguel wurde, wie wir oben von
gehört haben, im J. 1560 ebenfalls nur theilweise z
Der damalige Abt Quintin Kennedy, der bekannte, m
Bekämpfer der Häresie, war durch den mächtigen E
seiner Familie, der Grafen von Cassilis, im Stand ge
von seinem Kloster noch für eine Zeit die vollständige
nichtung abzuwenden. Unter Alexander Stewart, de
Abtei zufiel, kehrten viele der vertriebenen Mönche
Kloster zurück, um ihr Ordensleben wieder aufzun
Einer derselben, Gilbert Kennedy, wurde von der allge
(Prediger-)Versammlung zu Ayra im Jahre 158
Strafen belegt, weil er sich beharrlich weigerte, in der
mirten Kirche das Abendmahl zu empfangen und n
insgeheim Kinder katholisch taufte. Aus einer Urkund
Jahre 1592, einem Vertrag zwischen Sir Patrick Ban
dem Grafen von Cassillis, geht mit Sicherheit hervor
sogar noch in diesem Jahre einige Mönche im Klos
Croßraguel lebten; es waren wohl die letzten der scho
Benediktiner.

Das einzige Benediktinerkloster, dessen Insassen von den Religionsneuerern unbehelligt blieben, war das Priorat Pluscarden. Die Mönche lebten ruhig weiter, bis der Tod einen nach dem andern in das bessere Jenseits anrief. Im Jahre 1586 war noch ein einziger am Leben. Noch steht die Klosterkirche von Pluscarden, aber es fehlt ihr das Schiff. Dasselbe wurde wahrscheinlich von dem berüchtigten Wolf von Badenoch, dem grausamen, wilden Bruder des Königs Robert III., zerstört zur Zeit als er aus Rache gegen den Bischof von Egin auch dessen Stadt und herrliche Domkirche einäscherte. Der jetzige Besitzer Pluscardyns ist der katholische Marquis Bute.

Noch haben wir mit einigen Worten des Schicksals zu gedenken, welches das Inselkloster Jona erfuhr. Nachdem König Jakob I. (1424—1436) die hebridischen Inseln seinem Reiche unterworfen hatte, bildeten jene Inselgruppen einen besonderen bischöflichen Sprengel, dessen Oberhirte auf Jona, neben dem von ihm unabhängigen Benediktinerabte seine Residenz hatte. Im Jahre 1498 unter der Regierung Jakobs IV., wurden die beiden Aemter in einer Person vereinigt; der jeweilige Abt von Jona sollte zugleich Bischof der Hebriden-Inseln sein. Doch nicht lange genoß die Abtei Jona ihre neue Würde. Die reformirte Synode von Argyll verfügte auf Grund des Parlamentsbeschlusses vom Mai 1560 die Zerstörung des Klosters auf Jona, und ein wüthender Haufe Reformirter, die im Jahre 1561 die Insel überfielen, um die Anordnung der Synode auszuführen, richteten eine greuliche Verwüstung an. Durch die gegenwärtigen Herren der Insel, die Herzöge von Argyll, wurden die Ueberreste der Abteikirche in besseren Stand gebracht. Im Jahre 1888 war die ehrwürdige, jetzt nur von Calvinisten bewohnte kleine Insel der Schauplatz einer ergreifenden Feier. Schottische Katholiken, Laien und Geistliche, drei Landesbischöfe, der Erzbischof von Glasgow und der päpstliche Legat, Mfgr. Persico, der damals in Fort Augustus weilte, machten eine

gemeinsame Pilgerfahrt nach Jona, zu dem Heiligtum Columbas, des glorreichen Apostels ihres Vaterlandes. Dieser Pilgerfahrt hatte sich der Abt von Fort Augustus, nebst einer Anzahl seiner Mönche angeschlossen, und während der Bischof von Oban in der alten halbzerfallenen Klosterkirche ein Pontifikalamt hielt, begleiteten die Benediktiner dasselbe mit den frommen alten Gesängen des gregorianischen Chorals. Diese letztere Thatsache erinnert an eine bemerkenswerthe Prophezeiung, die von Alters her dem hl. Columba in den Mund gelegt wird und also lautet:

> Insel meines Herzens, Insel meiner Liebe!
> Wo Mönche einst psallirten, schallt der Rinder Brüllen.
> Doch bevor der Tag des jüngsten Gerichtes erscheint,
> Wird deine alte Herrlichkeit dir wiederkehren.

Der erste Theil der Weissagung ging buchstäblich in Erfüllung. Der Boden der alten Kathedrale, die schon längst ihres Daches beraubt ist, diente in der That Jahrhunderte hindurch als Viehweide. Soll der zweite Theil der Seherworte in Zukunft noch eine vollkommenere Erfüllung finden, als es bei dieser vorübergehenden Feier geschah?

Es war für die Kirche in Schottland eine traurige Zeit, das 16. Jahrhundert, als der katholische Glaube, der ein volles Jahrtausend daselbst geherrscht hatte, fast ausgerottet wurde, die kirchliche Hierarchie verschwand und das Ordensleben, das zugleich mit dem Lichte des Glaubens ins Land kam und in neuer Form während des Mittelalters geblüht hatte, dem Fanatismus der Reformer und der Habsucht und dem Eigennutz zum Opfer fiel. Der gesammte Gütercomplex der alten Klöster und Kirchen überhaupt ging in die Hände des reformirten Adels über.[1]) Doch das 19. Jahrhundert sah eine große Anzahl Schotten zur Mutterkirche zurückkehren; Leo XIII. hat die Hierarchie wieder errichtet und neben den anderen Ordensleuten hielt auch der Benediktiner-

1) Bellesheim l. c. 434.

orden wieder seinen Einzug in das Land. Hoch im Norden spiegelt sich im Loch Neso die prächtige St. Benediktusabtei von Fort Augustus und unter dem Hirtenstab, den Papst Leo XIII. einem deutschen Benediktiner in die Hand gegeben, dienen dem Herrn auch wieder Söhne aus den edelsten Familien des Landes. In all diesen Kreisen findet natürlich die Bedeutung der alten Benediktinerklöster für Schottland ihre vollständige Würdigung. Aber auch unter denen, welche der katholischen Religion fremd, selbst feindselig gegenüberstehen, gibt es jetzt viele, denen das Große und Schöne, das der Orden geschaffen und der Segen, den er verbreitet hat, Anerkennung und Bewunderung abnöthigt; sie gestehen, daß das schottische Volk in den Zeiten des „Mönchstums" glücklicher war, als es seit der Einführung der Reformation ist;[1]) und beim Anblick der Ruinen, die jetzt noch von der Herrlichkeit der alten Kirchen und Abteien erzählen, bedauert man schmerzlich, daß die Reformatoren diese Denkmale mittelalterlicher Kunst und Religiosität so vandalisch und schonungslos zerstörten. Dem düsteren, starren beschränkten calvinistischen Geiste, der sich des Volkes bemächtigte, war es natürlich nicht gegeben, in den drei Jahrhunderten seiner unbeschränkten Herrschaft ähnliche Werke zu schaffen. Nur die katholische Kirche besitzt die ganze christliche Wahrheit und dadurch auch selbst in unserer fortgeschrittenen Zeit noch das Geheimniß und die Kraft aller wahren Cultur, jener christlichen Cultur, die den Menschen wahrhaft zum Menschen und wahrhaft glücklich macht. Zu den Trägern und Pflegern dieser Cultur aber im Dienste der hl. Kirche zählen die Ordensleute überhaupt und in besonderer Weise — unsere obige Darstellung dürfte dafür aufs neue einen Beleg bieten — die Söhne des hl. Benediktus, des glorreichen Patriarchen der Mönche des Abendlandes.

Seckau. P. K. E. O. S. B.

---

1) Alex. Baumgartner S. J., Reisebilder aus Schottland. S. 83—85.

XLII.

Die Schulbrüder in Frankreich.

In unserer Zeit ist man, besonders in Deutschland, durch die vom seichtesten Liberalismus verbreiteten Lehren vielfach dahin gelangt, alles Heil nur im staatlichen Unterrichtsmonopol und dem damit verbundenen Schulzwang zu erblicken. Selbst weniger Voreingenommene glauben, Bildung und Gesittung eines Landes nur mit dem Maßstab dieses zweifachen Zwanges bemessen zu dürfen. Dadurch werden selbst Katholiken ungerecht gegen ihre Kirche, setzen deren Verdienste auf dem Gebiete des Unterrichtes herab, vergessen, was die gesammte gebildete Welt, Protestanten inbegriffen, derselben verdankt. Für die früheren Jahrhunderte können diese Verdienste freilich nicht, wenigstens nicht ganz, geleugnet werden, so sehr sich auch die Kirchenfeinde dagegen sträuben. Aber auch in unseren Tagen hat die Kirche nicht mindere Leistungen aufzuweisen, obgleich sie in den meisten Ländern gerade auf dem Gebiete der Schule in einer Weise eingeschränkt ist, daß dadurch die Rechte der Bürger, die Grundsätze der Freiheit, ungemein verletzt werden. In Deutschland preisen die Protestanten unentwegt Luther und seine Neulehre als Urheber der deutschen Wissenschaft und Bildung, der Volksschule. Und dabei hat der Professor Paulsen (Berlin) in seiner Arbeit über die deutschen Universitäten ausdrücklich zugestanden: „Niemals waren D

deutschen Hochschulen auf solchen Tiefstand gesunken, übten so geringen Einfluß auf Geist und Bildung der Nation, als während der zwei ersten Jahrhunderte nach der Reformation." Er gesteht also die verhängnißvollen Wirkungen der Neulehre und der durch dieselben bewirkten Verheerungen zu, durch welche die geistliche, wirthschaftliche und politische Entwickelung einige Jahrhunderte zurückgeblieben war. Die Einbuße wäre noch größer gewesen, wenn nicht die Kirche einiges gerettet hätte. Namentlich die Jesuiten haben unendlich dazu beigetragen, den höheren Unterricht aus dem allgemeinen Zusammenbruch, aus dem Greuel der Verwüstung zu retten. Beruhen doch heute noch die vielgerühmten preußischen Gymnasien wesentlich auf den für die höheren Schulen von den Jesuiten geschaffenen Grundlagen und Gestaltungen. Welchen Aufschwung Frankreich nach Ueberwindung des Protestantismus auf allen Gebieten genommen, bedarf kaum der Erwähnung. Ist es doch dadurch auch heute noch — trotz vieler Gebrechen und begangener Fehler — Deutschland auf mehreren Gebieten weit voran. Dies soll hier nur nebenbei angedeutet bleiben

Im Augenblick, wo eine schlimme Verfolgung die Orden in Frankreich auszurotten droht, soll hier an einem aus der Masse gegriffenen Beispiel gezeigt werden, welch ungemeine Verdienste sich die Kirche auch heute noch zu erwerben weiß, wo man ihr Spielraum, einige Freiheit läßt. Die wiederhergestellten Bourbonen waren blind genug, um das von Napoleon I. geschaffene Unterrichtsmonopol beizubehalten. Unter Ludwig Philipp wurde dasselbe ganz besonders zur Bekämpfung der Kirche, Verbreitung unchristlicher Lehren ausgenutzt. Montalembert, Falloux, Veuillot, Dupanloup und viele andere erwarben sich das unsterbliche Verdienst, für die Freiheit des Unterrichts zu kämpfen und zu leiden. Bei dem Umsturz 1848 mußte dieselbe gewährt werden, um die erhaltenden Kräfte zu stärken, Ordnung und Staat wieder zu befestigen. Die Gründung freier höherer

Schulen (Gymnasien u. s. w.) wurde gestattet, anderseits den
Gemeinden freigestellt, ihre Schulen beliebig weltlichen oder
Ordenslehrern anzuvertrauen. Daher der großartige Auf-
schwung des Unterrichtes im Allgemeinen, sowie die bewun-
dernswerthe Thätigkeit der kirchlichen Orden auf allen Ge-
bieten. Bei Beginn der Verfolgung zählten die freien meist
geistlichen Volksschulen 1'750,00 Schüler (die staatlichen
4 Mill.), die freien, meist geistlichen Gymnasien 90,000 (di
staatlichen ebensoviel) Schüler. An vielen geistlichen Gym-
nasien sind auch weltliche Lehrer angestellt.

Der bedeutendste, zahlreichste, dem Volksunterricht ge-
widmete Orden ist derjenige der Brüder der christliche
Schulen, kurz Schulbrüder genannt. Derselbe zählte 1880,
bei den ersten gegen die Orden getroffenen Maßnahme
1856 Schulen in Frankreich, 46 in den Siedelländern, 312 im
Ausland, und 11,005 Mitglieder. Seither liegt kein genauer
vollständiger Ausweis vor, weil der Orden keinen veröffent-
licht, die Regierung aber denselben mit den andern Orde
zusammenzählt. Da gerade seit diesen ersten Feindseligkeite
sich die Eintritte in alle Lehrorden ungemein gemehrt habe
sowie nach gewissen Angaben, ist die Zahl der Schulbrüd
jetzt auf mindestens 15,000 anzusetzen. Die Zahl ihrer Schul
ist auf 2600 gestiegen, obwohl die Brüder seither aus all
öffentlichen, staatlichen wie Gemeindeschulen entfernt wurde
Vor dieser Ausweisung zählten die Brüder 46 Schulen i
Pariser Sprengel, jetzt 68, unbeschadet der 17 Schule
deren Brüder Mutterhäusern außerhalb Paris angehöre

Der Stifter der Schulbrüder-Gemeinschaft, Abbé de
Salle, war 1651 zu Reims geboren, Doktor der Theolog
Domherr in seiner Vaterstadt. Er vertheilte sein Erbe un
die Armen, widmete sein ganzes Leben dem Unterricht
Armen und Bescheidenen. De la Salle erfand den geg
seitigen Unterricht: der Lehrer ertheilt der ganzen Kl
den Unterricht zusammen; die besseren Schüler wiederh
den übrigen die Lektion des Lehrers, der unterdessen

andere Abtheilung seiner Schule vornimmt. Die Schüler stützen, helfen sich gegenseitig, wodurch ein fruchtbarer Wetteifer entsteht. Die Stiftung stieß auf vielerlei Widerstand und Schwierigkeiten, aber der muthige Priester ward dadurch nur noch mehr angefeuert. Seine Noviziate waren die ersten Lehrerseminare Frankreichs. Dazu Sonntagsschulen für Lehrlinge und Erwachsene. Bei dem Tode des Abbé de la Salle 1719 zählte die Gemeinschaft 27 Anstalten, 274 Brüder, 9885 Schüler. Sie wird auch heute noch Frères de Saint-Yon genannt nach einer ihrer ersten Anstalten zu Rouen, wo auch der Stifter begraben liegt. Ludwig XV. verlieh 1729 der Gemeinschaft die üblichen Rechte, Benedikt XIII. gewährte die kanonische Bestätigung dieser „frommen Vereinigung zu dem Zweck, die Abirrungen zu verhüten, welche die Unwissenheit, als Quelle aller Uebel, oft hervorbringt, besonders bei Armen und Arbeitern".

Die Revolution, welche sich der Armen anzunehmen verhieß, lohnte die Opferwilligkeit der Brüder durch Verfolgung, Gefängniß, Mißhandlungen und Hinrichtungen. Nach dem Sturm sammelten sich die Schulbrüder wieder, aber erst 1808 wurden sie wiederum gesetzlich anerkannt, der Hauptsitz nach Paris verlegt, wo die Stadt einen großen Bauplatz gewährte. Seitdem ist die Gemeinschaft in beständigem Aufschwung. Die Brüder führen ein strenges Leben. Die Regel schreibt vor: Die Brüder stehen um ½5 Uhr auf, lesen um ¾5 die Nachfolge Christi, verrichten um 5 Uhr ihr gemeinschaftliches Gebet, wohnen um 6 Uhr der hl. Messe bei, machen darauf ihre schriftlichen Arbeiten, Frühstück um ¼8, beten den Rosenkranz um ½8, beginnen die Klasse um 8, den Katechismus um 11, die Gewissenserforschung um ½12, speisen um ¾12, worauf eine Erholung eintritt. Um 1 Uhr Gebet, Rosenkranz, ½2 Schule, 5 Uhr schriftliche Arbeiten, ½6 Uebung des Katechismus; 6 Uhr geistliche Lesung, ½7 Betrachtung, 7 Uhr Abendbrod und Erholung, ½9 Uhr Abendgebet, 9 Uhr Schlafengehen.

$^3/_4$10 Uhr Löschung der Lichter, Stille. So ist das Leben eines Schulbruders, der manchmal noch von 8 bis 10 Uhr einer Abendklasse vorsteht. Jeder Bruder erhält täglich 5 Centimes (4 Pfennige) als Taschengeld. Seine Beköstigung ist bescheiden, einfach, aber genügend. Sein schwarzer Rock, nebst Ueberwurf, entspricht seinem Beruf, ist gerade das unentbehrlich Nothwendige, dabei einfach und würdig.

Das ganze Leben des Schulbruders ist Entsagung, strenge Erfüllung der freiwillig übernommenen Pflichten, beständige Arbeit, selten eine Unterbrechung. In Paris haben die Volksschulen nur vierzehn Tage Ferien, die übrigen freien Wochen kommen die Kinder zur Schule, wo nur einige Uebungen, Lesungen, Gebete stattfinden. Die meiste Zeit wird mit Spielen, Turnübungen im Schulhof, gemeinsamen Spaziergängen unter Leitung der Lehrer ausgefüllt. Daß das fortwährende Beispiel der Entsagung, selbstloser Hing[illegible]be und strenger Pflichterfüllung der Schulbrüder auf ihre Zöglinge wirkt, ist natürlich. Dasselbe wirkt auch auf die weltlichen Lehrer, welche in Frankreich viel anspruchsloser, bescheidener sind, als manche ihrer Standesgenossen in Deutschland, welche fortwährend in eigenen Zeitschriften wie in alljährigen großen Versammlungen Verbesserungen, Erhöhung der Gehalte und sonstige Vortheile geräuschvoll fordern. Es ist unzweifelhaft dem Beispiel und der Wirksamkeit der Schulbrüder- und Schwestern, wie überhaupt den 180,000 Ordensleuten zu verdanken, wenn in Frankreich die Socialisten nur 800,000 Stimmen bei den Wahlen aufbringen, gegen die drei Millionen in Deutschland. Sagt nicht auch Gréard, Mitglied der Akademie und Jahrzehnte hindurch Direktor der Abtheilung des Volksschulwesens im Unterrichtsministerium, ausdrücklich: „Die Schulbrüder sind diejenigen Lehrer, welche besser als andere es verstehen, ihren Zöglingen eine Richtung fürs Leben zu geben". Die jungen Leute bewahren den Schulbrüdern Anhänglichkeit und ein gutes Andenken, a[illegible]

dann, wenn sie an ihrer religiösen Gesinnung Schaden gelitten haben.

Selbst die Feinde müssen den Schulbrüdern ihre Verdienste zugestehen. Die Brüder haben wesentlich dazu beigetragen, die französische Sprache unter den Vlämen, Bretonen, Basken und früher auch in Elsaß-Lothringen im Volk zu verbreiten. Sie sind nie weniger als drei an derselben Schule angestellt, leben gemeinsam, versammeln die Knaben auch außer der Schule, Abends und Sonntags, um sie im Französischen zu üben: (ähnlich auch die Schwestern). Außer dem wechselseitigen Unterricht haben sie auch die beste bekannte Methode des Zeichnenunterrichts eingeführt. Schon unter Ludwig Philipp unterrichteten sie in Paris 8 bis 10,000 Knaben und junge Leute im Maschinen-, geometrischen wie im Kunstzeichnen in ihren Abendklassen. Die in der Schulzeit erworbenen Fertigkeiten wurden hiedurch weiter ausgebildet, den Werkstätten und Fabriken unzählige Kunsthandwerker, Arbeiter und Werkführer verschafft.

Die Schulbrüder sind es, welche zuerst und in umfassendem Maßstabe Klassen für Erwachsene und Fachunterricht gehoben, Volks- und eigentliche Fachschulen einführten. In Paris besitzen sie u. A. eine Handelsschule, in Beauvais und Igny Ackerbauschulen, in Grasse eine chemische Lehr- und Versuchsanstalt wegen der dortigen großartigen Betriebe zur Ausziehung von Wohlgerüchen und Parfumerien; anderweitig eine Gärtnerschule. In all diesen Anstalten gehen die praktischen Uebungen und Arbeiten Hand in Hand mit dem Unterricht. Die Schulbrüder besitzen Noviziate in Frankreich (21, wovon das eine ausschließlich Brüder für die Levante ausbildet), Holland, Oestreich (Strebersdorf), Belgien, Spanien, Italien, Réunion (französische Insel), Canada (2), Vereinigte Staaten (4), Ecuador, Colombo (Insel Ceylon), Betlehem, Rhodus. Berühmt ist die Anstalt Saint-Nicolas in Paris mit zwei Ablegern in der Umgebung,

welche 2000 Knaben erzieht und zugleich die Lehrzeit für fünfzehn Handwerke durchmachen läßt.

Der Orden wird von einem Generalobern verwaltet, dem vier Gehilfen, Räthe, zur Seite stehen, und der von den Obern der verschiedenen Noviziate gewählt wird, welche ihrerseits die Aufsicht über einen größeren Bezirk führen. Im Mutterhaus, wie in den Noviziaten verbringen auch die alten Brüder ihren Lebensabend, beschäftigen sich nach Möglichkeit, bereiten sich auf den Abschied vor. Unvergeßlich ist für mich ein durch einen glücklichen Zufall herbeigeführter Besuch im Pariser Mutterhaus wegen des wohlthuenden erbaulichen Eindruckes, welchen die vielen ehrwürdigen, schönen Greise hervorbrachten. Es waren etwa hundertfünfzig oder zweihundert, alle natürlich alt und ergraut, aber sämmtlich wohl, fast blühend, zufrieden aussehend, keiner war dick oder unbeholfen, wenn auch manchmal schwach, jedoch immer munter. Dazu diese Ruhe, dieser Frieden in der ganzen Haltung. Man sah es diesen Greisen an, daß sie ein Leben der Arbeit und Entsagung, der Mäßigkeit und strengen Pflichterfüllung hinter sich hatten. Sie erwarten mit Ergebung, aber nicht ohne Hoffnung, sondern mit Zuversicht und Gottvertrauen den Tag der Rechenschaft. Daß das strenge Pflichtleben des Schulbruders auch sein Ansehen, seine Gewalt über die Schüler erhöht, ist selbstverständlich. Er braucht deßhalb weniger Zuchtmittel und findet doch Gehorsam. Er behandelt die Schüler als väterlicher Freund, weßhalb dieselben ihm auch Vertrauen, guten Willen entgegenbringen.

Bis 1878, wo der radikale Gemeinderath die Brüder aus den städtischen Anstalten vertrieb, fand jährlich ein Wettbewerb zwischen weltlichen und Brüderschulen statt. Die weltlichen Lehrer hatten (1877) in Paris 29,574, die Brüder 19,632 Schüler. Von den durch die Stadtverwaltung als Preise ausgesetzten Freistellen (in höheren Anstalten oder für Lehrzeit) erlangten von 1844 bis 1877 die Zöglinge der Brüder 1148 oder 79,44 v. H., die Zöglinge der weltlichen

Schulen 2971 oder 20,56 v. H. Im Jahre 1878, bei Beginn des Krieges gegen die Brüder, betheiligten sich 788 Zöglinge aller Schulen an der Bewerbung. Von den 339 als befähigt erkannten, gehörten 242 den 54 Brüderschulen, 97 den 87 weltlichen Knabenschulen an.

Die Bewerbung um die Freistellen ist für die besonders tüchtigen, die Auslese der Schüler; das Schulzeugniß (certificat d'études) ist die Probe des Durchschnittes der Schüler, zu welcher keine besondere Vorbereitung stattfindet. Es handelt sich nur darum, den gewünschten Grad der Ausbildung der Schüler festzustellen. Die Laienschulen erlangten 1869: 177 dieser Zeugnisse, durchschnittlich 2,76 für jede Schule; die Brüder 274, oder 5,48 auf jede Schule. 1878 erlangten die Laienschulen durchschnittlich 8,78, im ganzen 852 Schulzeugnisse, die Brüderschulen durchschnittlich 14,44, zusammen 780. Viele Geschäftsinhaber geben den Brüderschülern als Lehrlingen den Vorzug, sowohl wegen ihrer Kenntnisse, als wegen ihrer Führung und Verläßlichkeit. Brüderschüler werden vielfach da angenommen, angestellt, wo sonst gewöhnlich nur junge Leute aus höheren Schulen zugelassen werden. Beim Wehrdienst bringen es die Brüderschüler gewöhnlich schnell zum Unteroffizier, manchmal sogar auch zum Offizier. Daß zu solchen höheren Berufen auch die Abend- und Fachklassen der Brüder beitragen, ist selbstverständlich. Ein jeder kann in denselben seine Kenntnisse erweitern. Warum haben die Brüderschulen überhaupt so tüchtige Leistungen aufzuweisen? Wegen ihrer guten Lehrmethode, wodurch nicht nur Kenntniß vermittelt, sondern auch Geist, Gemüth und Verstand angeregt und die Knaben in den Stand gesetzt werden, durch eigene Geistesarbeit voran zu kommen, sich selbst weiter auszubilden. Die Brüderschule ist alles Andere als eine bloße Drillanstalt.

Auf der 1867er Weltausstellung erklärte der Präsident der zehnten Gruppe, die „Brüder retten die Ehre Frankreichs durch ihren Zeichnenunterricht, für welchen sie die bekannte

Methode gefunden haben“. Sie erhielten die goldene Medaille. Auf allen Weltausstellungen erlangten sie die meisten und höchsten Auszeichnungen. Auf der Ausstellung von 1900 erhielten sie die große goldene und außerdem noch vier goldene Medaillen, überhaupt Auszeichnungen für jedes der Fächer, in welchem sie vertreten waren. Ihre Lehrbücher und Lehrmittel gehören zu den besten, die es in Frankreich gibt. 1900 war der frühere erste Minister, jetzige Kammerpräsident Bourgeois, Vorsitzender des Preisgerichts der Gruppe des Unterrichtes. Obwohl erprobter Feind alles Klerikalismus konnte er nicht umhin, den anderen kirchenfeindlichen Mitgliedern des Preisgerichtes zu widerstehen, als sie die Brüder bezüglich der Auszeichnungen benachtheiligen wollten.

Die Brüderschulen stehen also in ihren Leistungen an guter, erster Stelle. Sie kosten dabei viel weniger als weltliche Schulen. Die 54 Brüderschulen in Paris kosteten der Stadt 418,500 Fr. Seit sie mit weltlichen Lehrern besetzt wurden, sind die Kosten auf 940,320 Fr. gestiegen, unbeschadet des Ruhesoldes der Lehrer. Für einen Schulbruder zahlt die Stadt, Alles in Allem jährlich eine Vollsumme, 800 Fr., wenn ich nicht irre. Von Ruhesold ist keine Rede, ebensowenig von Beiträgen zu ihrer Ausbildung, während die Stadt für die weltlichen Lehrer ein Seminar unterhält. Von dem für jeden Bruder gezahlten Betrag wird etwas abgezogen für den Unterhalt der arbeitsunfähig gewordenen Brüder. Die Kosten des Unterrichtes haben ihre große Wichtigkeit, denn die Schule steht, so sehr als eine andere Einrichtung, mitten im sittlichen und wirthschaftlichen Leben des Volkes. Sie ist ein Bedürfniß, eine Nothwendigkeit für Jeden, obenan die Armen und wirthschaftlich Schwachen. Sie ist eine Wohlthat, deren Werth durch Billigkeit erhöht wird. Gerade wegen der Unbemittelten darf der Abstand zwischen Lehrer und Eltern nicht zu groß sein. Ist es nicht ein Mißstand, ein Gebrechen der socialen Ordnung, wenn der Schulunterricht eines Kindes zu hoch zu stehen kommt

im Vergleich zu dem, was auf seinen leiblichen Unterhalt verwandt wird, verwendet werden kann? Theure Schule für Kinder, welche Hunger und Noth leiden, ist ein Unding, ein Widerspruch. Was nützt aller Unterricht bei einem durch Hunger und Entbehrungen herabgekommenen, verelendeten Leib! Die Brüder und überhaupt die Ordensleute, Schulschwestern, sind beliebt, nicht bloß wegen ihrer Leistungen, sondern auch, weil sie dem Volke nahe stehen, das Beispiel der Entsagung geben.

Neben dieser vom ehrwürdigen de la Salle gestifteten ältesten Gemeinschaft gibt es noch mehrere jüngere selbständige Gemeinschaften von Schulbrüdern, die alle dieselben Aufgaben verfolgen, auch noch besonderen Zwecken gewidmet sind. Die Brüder des hl. Gabriel erziehen besonders auch Taubstumme und Blinde. Die Brüder des Mutterhauses zu Ploërmel (Vannes) versehen 380 Schulen mit ihren 2000 Mitgliedern. Das Mutterhaus zu Nanzig versieht etwa fünfzig Schulen mit 320 Brüdern, dasjenige zu Montebourg im Sprengel Coutance gegen vierzig mit 200 Mitgliedern. Diese Gemeinschaften entsprechen auch den besondern Verhältnissen und Bedürfnissen der einzelnen Landschaften. Die Brüder aus Ploërmel sprechen zum großen Theil auch bretonisch, die Sprache ihrer Heimat, weßhalb sie auch in dieser am besten zu wirken vermögen. In den starkbevölkerten Sprengeln Vannes, Saint-Brieux und Quimper herrscht das Bretonische vor. Wenn heutzutage dort von zwei Millionen Bretonen die Hälfte auch französisch versteht, ist es nicht am wenigsten den Schulbrüdern und -Schwestern zu verdanken, welche beide Sprachen verstehen.

Die großen, allseitigen Erfolge der Brüder und Schwestern im Unterricht sind nicht blos ihrer guten Lehrmethode und ihren Lehrmitteln zu verdanken. Ihr geistlicher Charakter trägt auch dazu bei, denn er flößt den Kindern wie den Eltern Vertrauen und Ehrerbietung ein. Der Schulbruder ist ganz, mit Leib und Seele, Herz und Gemüth bei der

Sache, hat keine hindernden Sorgen und Nebenabsichten, Pflichten, welche seine Wirksamkeit beeinträchtigen könnten. Die Brüder stehen freiwillig unter derselben Regel, demselben Gehorsam, arbeiten einträchtig zusammen. Die Charaktere schleifen sich ein, gleichen sich aus, was das Zusammenwirken erleichtert. Alle Erfahrungen, Verbesserungen werden schnell Gemeingut der gesammten Genossenschaft. Deshalb befinden sich die Brüderschulen stets im Vortrab, an der Spitze. Die ganze Gemeinschaft ist stets von demselben Geist erfüllt gewesen, sie hat ihre Ueberlieferungen, ihre angesammelten Verdienste, welche aneifernd, anregend auf alle wirken. Daß sie nur mehrklassige Schulen halten, ist ebenfalls ein Vortheil.

Deshalb dringen sie auch nie in kleinere Orte, welche nur zwei Klassen bedürfen. Aber sie wirken aneifernd auf alle weltlichen Lehrer, mit denen sie stets in gutem Einvernehmen standen, das freilich jetzt durch die unkirchlichen Neuerungen auf dem Schulgebiet getrübt zu werden anfängt. Es hat stets, auch in den höheren Schulen, ein fruchtbarer Wetteifer zwischen weltlichen und Ordenslehrern bestanden, wodurch Unterricht und Bildung in allen Schichten der Bevölkerung ungemein gewonnen haben. An der Hetze und Wühlerei gegen die Unterrichtsfreiheit — die auch weltlichen freien Schulen Daseinsrecht gewährt — haben sich die staatlichen Lehrer aller Stufen nie betheiligt. Ganz im Gegentheil, sie sind stets, auch öffentlich, für die Unterrichtsfreiheit eingetreten. Man hat im französischen Lehrstand mehr Sinn für Freiheit, als in Deutschland. (Wer erinnert sich nicht der Berliner Hochschullehrer, welche ihre sittliche Entrüstung — und auch ihre Pfründenangst — in einer gemeinsamen langathmigen Erklärung aushauchten, als der Zedlitz'sche Entwurf die Gründung freier Volksschulen etwas erleichtern sollte? Oder an die badischen Hochschullehrer, welche ihre Duldsamkeit und Achtung vor der Gewissensfreiheit durch eine anmaßende Schilderhebung gegen ein paar Kapuziner bewiesen?) Es ist

auch, trotz aller Fortschritte des Ordenslebens, nicht daran zu denken, daß es anders werden wird oder gar einmal der Unterricht ganz sich in den Händen der Ordensleute befinden werde. Dazu müßte es, statt 30—36000, in Frankreich 200000 männliche Ordensleute geben, eine Zahl, die nie, auch nur annähernd, erreicht werden kann. Denn der Ordensberuf hat seine Schranken, wird immer nur einer kleinen Minderzahl zu Theil. Auch in den blühendsten Zeiten der Kirche ist es nie anders gewesen. In der Laienwelt hat es dabei immer eine große Menge Männer gegeben, welche zum Lehr- und gelehrten Beruf geboren sind, Tüchtiges leisten, aber niemals sich zum Ordensleben bequemen oder hingezogen fühlen.

Daß die jetzige Verfolgung der Kirche dem Christentum in erster Reihe gilt, geht schon daraus hervor, daß sie gegen die christliche Erziehung gerichtet ist, dieselbe unmöglich machen will. Aus den staatlichen Volksschulen ist der Religionsunterricht schon nahezu ein Vierteljahrhundert verbannt. Es soll, was bei der ersten Revolution, schon wegen der Dauer, nicht durchzuführen gewesen, ein Volk ohne Religion erzogen werden. Es kommt noch ein Punkt in Betracht, welcher von höchster Wichtigkeit ist, aber, besonders von Fernerstehenden, fast nie beachtet wurde, nämlich der grundsätzliche Gegensatz des französischen Staatswesens, Staatsgedankens zu jeglicher Genossenschaft. Das am 10 August 1792 ergangene Dekret stellt den Grundsatz auf: „Ein wahrhaft freier Staat darf keinerlei Körperschaft dulden, selbst diejenigen nicht, welche sich dem Unterricht widmen und dadurch sich Verdienste ums Vaterland erwerben."

Auf diesem Satz beruhen die gesammte seitherige Gesetzgebung, alle jetzigen öffentlichen Einrichtungen Frankreichs. Sie sind alle ausschließlich in dieser Richtung ausgebildet, ausgestaltet worden. Der Gegensatz, seit mehr als einem Jahrhundert vertieft, er ist in die Gewohnheiten und Be-

griffe Aller eingegangen, eingerostet, die socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse haben sich dementsprechend entwickelt und ausgebildet, kurz der Gegensatz zu Vereinen und Genossenschaften hat sich eingelebt, ist in Fleisch und Blut übergegangen, so zwar, daß derselbe zu einem Stichwort gegen die Kirche und die Kirchlichgesinnten geworden. Das Wort Congregation erhielt die Bedeutung einer kirchlichen, offenen und geheimen Gesellschaft, einer Zettelung gegen den Staat, gegen die bestehende Ordnung. Auf die „Congregation“ wurde alle Schuld, alles Schlimme geladen. Es wurde die Ueberzeugung verbreitet, es bestehe eine solche staatsgefährliche Congregation.

Jetzt hat die Verfolgung begonnen. Eine Anzahl Schulen der Brüder sind aufgehoben worden, obwohl der Orden gesetzlich anerkannt ist. Den Kleinen Marienbrüdern, mit dem Mutterhaus im Lyoner Sprengel, ist die Anerkennung versagt worden. Sie besaßen 1000 Schulen mit 6000 Mitgliedern. Von diesen sind schon 2000 nach Amerika, England, Australien u. s. w. übersiedelt, wo sie glücklicherweise schon einige Anstalten besaßen. Da die Lazaristen und andere anerkannte Orden, auch die Missionsorden mehrfach vertrieben werden, trotzdem sie von lange her anerkannt sind, ist wenig zu hoffen. Die Verfolgung wird immer schlimmer. Jedermann sieht es voraus, fühlt es. Wir werden die Schrecken der ersten Revolution wieder erleben, sagt der Cardinal Biot, Erzbischof von Bordeaux; ähnlich mehrere Kirchenfürsten und angesehene Laien.

XLIII.

Die politische Lage in Bayern.

Ein Rückblick und Ausblick.

Der Ministerwechsel in Bayern hat nun die Probe vor dem Landtage zu bestehen, der auf den 28. September 1903 einberufen wurde zur letzten Session in dieser Legislaturperiode.

In diesen Blättern[1]) wurde schon eine Sichtung der Krisenvorgänge vorgenommen. Damals wurde am Schlusse bemerkt: „Was daraus sich für die Lage in Bayern ergibt, soll zu gelegener Zeit auch noch ausgedrückt werden". Das soll jetzt eingelöst werden.

Der Sturz des Cultusministers Dr. v. Landmann und des Ministerpräsidenten Grafen Crailsheim muß als ein einheitliches Ganzes aufgefaßt werden. Soweit die Landmann-Krisis in Betracht kommt, ist in der früheren Darstellung dieser Blätter, auf die hier Bezug genommen werden muß, eine rein sachliche, chronologische Sichtung der inneren und äußeren Vorgänge enthalten, welche die Bedeutung jener Vorgänge erkennen läßt. Dagegen mußte noch Zurückhaltung geübt werden in der Einzel-Darstellung und Be-

---

1) Bd. 131, Heft 6, 1903 S. 444 u. f.

urtheilung der Vorgänge, die zum Rücktritt des Gr
Crailsheim geführt, weil sie noch zu neu und nicht genü
in ihren Umrissen zu erkennen waren. Heute ist auc
Unterlage für die Erkenntniß des zweiten Theils der K
gegeben.

Der Ausgang der Krisis liegt in den Vorgängen
sich beim Schulbedarfsgesetz gezeigt. Als sachliche
gründung für die Krisis kann das Verhalten des Cu
ministers Dr. v. Landmann in der Würzburger Senat
affaire nicht gelten. Der ganze Verlauf der Würzbu
Affaire war ja bis zum Schlusse eine Rechtfertig
Landmanns. Entscheidend in dieser Sache kann
die Frage sein: Ist die Behauptung des Grafen Crails
richtig, daß Dr. von Landmann die Würzburger Sena
ungehört ohne nähere Untersuchung verurtheilen wo
Und diese Behauptung ist ganz und gar unzutreffend, Cu
minister Dr v. Landmann hatte in seinem Antrag a
Krone lediglich die Annahme des Amtsenthebungsges
des Rektors und der Senatsmehrheit beantragt. Vo
Ertheilung eines Verweises war keine Rede; im Gegen
in dem Antrag ist ausdrücklich vorbehalten, daß die wei
Würdigung dann zu erfolgen habe, wenn die vom Cu
ministerium eingeforderten Universitätsakten vorl
Es wäre eine Vorspiegelung falscher Thatsachen, wenn
etwas anderes behauptete.

Der aktuelle Anlaß zur Landmann-Krisis mit
Consequenz des Rücktritts des Grafen Crailsheim liegt vie
beim Schulbedarfsgesetz: Cultusminister Dr. v. L
mann ist an der Klippe des Schulbedarfsgesetzes gesch
Seine Amtsführung war, wie in einem mit Lob und
nicht zurückhaltenden Rückblick in der „Augsburger Pos
jüngst ressortmäßig dargethan ward,[1]) eine durchaus fruc

1) „Augsbg. Postztg." Nr. 176 v. 8. August 1903 u. f.

auf allen Gebieten. Reformthätigkeit und Fortschritte in allen Zweigen des weitverzweigten Ressorts füllen die sieben Jahre ministeriellen Wirkens Dr. v. Landmann's aus. Vom Centrum weit öfter bekämpft als von den Liberalen, hat er auch politisch nichts gethan, was ihn einseitig hätte erscheinen lassen. In der Frage des Schulbedarfsgesetzes folgte er lediglich dem bayerischen Schulrecht; allein da stieß er auf die Liberalen, welche dieses Schulrecht negiren und die im Minister des Innern eine stillwirkende Hilfskraft hatten.

Schon bei der Denkschrift zum Schuldotationsgesetz setzte Frhr. v. Feilitzsch ein. Als dieses umfassende, mühselige Werk im Cultusministerium fertig war, wurde die Denkschrift im Ministerium des Innern theilweise beanstandet, so daß sie erst im April 1900 verspätet an den Landtag gelangte.[1] Beim Gesetz selbst hängte sich ebenfalls das Ministerium des Innern ein. In dem erwähnten Aufsatz der „Histor.-polit. Blätter“[2]) ist darüber zu lesen: „Das Schulbedarfsgesetz hat schon vor dem Einbringen im Landtag den Stein des Anstoßes gebildet, es ist nicht weniger als viermal umgearbeitet worden, und der Minister des Innern hat schon damals geäußert, länger gehe es so nicht mehr zusammen“. Ebenso ist durch die „Allgemeine Zeitung“[3]) bekannt geworden, daß der Staatsrathssitzung vom 6. März 1902, unter dem Vorsitze des Regenten, in der die „Wendung“ in der Schulfrage festgestellt wurde, ein Vortrag des Ministers des Innern beim Regenten vorausgegangen ist. Die „Histor.-polit. Blätter“[4]) stellten daraufhin fest, daß Cultusminister Dr. v. Landmann sich in der Sitzung der Abgeordnetenkammer befand und in jener Staatsrathssitzung gar nicht anwesend war. Auf Grund

1) „Augsb. Postztg.“ Nr. 179 vom 13. August 1903.
2) S. 446.
3) Nr. 73 vom 15. März 1902. 4) S. 446.

eines Rumpf-Ministerraths und ohne den mit seiner Person engagirten Cultusminister sind diesem die Weisungen ertheilt worden, welche die „Wendung in der Schulfrage" zur Folge hatten. Allerdings wurde Cultusminister Dr. v Landmann vom Regenten später noch ein paarmal zum Vortrag über das Schulbedarfsgesetz empfangen, aber nie allein, sondern stets zusammen mit dem Ministerpräsidenten.

Neben der Thätigkeit des Ministers des Innern geht einher eine Parallel-Aktion anderer Faktoren. Inwieweit die früher in der Presse geäußerten Auffassungen über den Lauf der Fäden in die Geheimkanzlei und in die „Allgem. Zeitung" richtig sind, braucht jetzt hier nicht eingegangen zu werden.

In die Parallel-Aktion dagegen muß die liberale Kammerfraktion in erster Linie mit einbezogen werden, welche durch ihre Führer die feste Zuversicht aussprechen ließ, daß die Schuldotationsvorlage in der Form, wie sie von der Abgeordnetenkammer gestaltet worden war, nicht Gesetz werde. Man berief sich dabei offen auf die Krone.[1])

Das Schuldotationsgesetz fallen zu lassen, war sachlich gar nicht möglich. Das Gesetz ist „nicht das Werk einer einzelnen politischen Partei", es „ist vielmehr das unter sorgfältigster Abwägung aller in Betracht kommenden Interessen geschaffene Werk der Staatsregierung, das ohne große Havarie durch die Klippen der Kammerverhandlungen gesteuert wurde". So sagt der Verfasser eines umfangreichen Commentars zu dem Gesetz[2]) im Vorwort. Als Ergebniß stellt er fest,[3]) daß das Gesetz eine grundsätzliche Aenderung nicht erfahren, daß die in der Denkschrift und im Entwurf

1) Abg. Dr. Casselmann. Siehe „Pfälzische Presse" Nr. 91 vom 2. April 1892.

2) Gustav Seiler, Schulbedarfsgesetz, Vorwort S. 4.

3) S. 36.

festgelegten Principien vielmehr im Allgemeinen gewahrt blieben, wie auch zugegeben wird, „daß das neue Gesetz einen wesentlichen Fortschritt in der Entwicklung des bayerischen Schulrechtes bedeutet".

Die liberalen Führer hatten sich hinsichtlich der im Geheimen wirkenden Kräfte verrechnet: Ein solches Gesetz bot keine sachlichen Gründe zur Verwerfung, die parlamentarische und politische Constellation sprach ebenso dagegen: Man braucht das Centrum in Bayern und man braucht die bayerischen Centrumsmitglieder im Reichstagscentrum fürs Reich! So eilte Graf Crailsheim, in kluger Berechnung der Lage, zur Rettung des Schulbedarfsgesetzes herbei und damit zur Rettung der Situation.

Aber darin lag ein furchtbarer Schlag gegen die liberale Partei, die nun völlig festgefahren und discreditirt war. „Um ihr herauszuhelfen, wurde ihr Cultusminister Dr. v. Landmann geopfert, dessen Kopf Abg. Dr. Casselmann am 12. Juni bei der Schlußberathung des Schulbedarfsgesetzes verlangt hatte".[1] Die äußere Ursache bot die Würzburger Affaire.

Ministerpräsident Graf Crailsheim hatte offenbar seine politische Kraft und sein diplomatisches Geschick mit der Rettung des Schulbedarfsgesetzes erschöpft, sonst hätte er den Minister Dr. v. Landmann nicht über die Würzburger Affaire stolpern lassen dürfen. In dieser ist Graf Crailsheim sogar das treibende Element gewesen, am Sturze Landmanns ist er mit in erster Linie betheiligt. Graf Crailsheim hat hier denselben Fehler begangen, wie jene Elemente vor und hinter den Coulissen, welche der Krisis in der Schulgesetzcampagne zutrieben, er hat die politische Situation falsch eingeschätzt. Er hat das Mißtrauensvotum des Centrums und dessen entschiedene Durchführung nicht erwartet Und als es da war, hätte er, dem

[1] „Augsb. Postztg" Nr. 185 vom 19. August 1903.

Rathe der liberalen Führer entsprechend, Neuwahlen vornehmen müssen. Sie hätten seine Niederlage gebracht, aber er hätte sie wagen müssen in Consequenz der Verhältnisse. Dazu fehlte ihm der Muth, deßhalb war er von vornherein verloren.

Von nun an versagte Alles beim Grafen Crailsheim. Wenn er von sich selbst gesagt haben sollte, er habe sich als „diplomatischen Stümper" erwiesen, sollte es nicht Wunder nehmen. Gerade auf dem Gebiet, in dem zweifellos seine Stärke lag, ist er zu Fall gekommen.

„Wir sind nicht so eingebildet, zu glauben, das habe der Delegirtentag der Centrumspartei für sich allein gemacht. Nein da haben verschiedene Dinge zusammengewirkt, bekannte und unbekannte". So Kammerpräsident Dr. von Orterer in einer hochbedeutsamen Rede, die er am 6. Sept. 1903 in Tuntenhausen gehalten,[1]) ein Gedanke, dem er noch an einer anderen Stelle Ausdruck gab: „Der Delegirtentag mit dem Ergebniß, das Sie kennen, ging vorbei. Die Meinung und Stimmung, daß das Mißtrauen, das Freund Geiger in unserem Namen ausgesprochen, vollständig begründet sei und seine politischen Folgen haben sollte, wurde allenthalben getheilt, man wußte aber, daß diese Folgen nicht durch die öffentliche Meinung und die Kammermehrheit erzielt werden können; hier müssen andere an der Oberfläche nicht ganz bekannte Verhältnisse mitarbeiten und den Hebel ansetzen, dann geht es".

Diese ruhige Abwägung, welche die parteipolitischen Momente in die zweite Linie stellt, entspricht nicht bloß der Sachlage, sondern ist auch einzig zuträglich für die Weiterentwicklung der politischen Lage.

Es kam die Swinemünder Kaiserdepesche. Die Aufregung und Verblüffung der Volkskreise theilte sich

---

1) Bericht der „Augsb. Postztg." Nr. 200 vom 8. Sept. 1903.

den Hofkreisen mit. Sie erst schuf die volle Prädisposition zur Crailsheim-Krisis.

Die Form der Ablehnung des peinlichen kaiserlichen Offerts, die von der bayerischen Kammer gestrichenen Kunstpostulate aus der Chatulle des Kaisers zu ersetzen, war in dem Antwort-Telegramm des Prinz-Regenten außerordentlich geschickt. Sie war schon vom neuen Minister Frhrn. v. Podewils verfaßt. Die kühle Antwort beschränkte sich lediglich auf den Dank für die Gesinnung des Kaisers und das kaiserliche Offert. Die heftige Kritik des Kaisers an der bayerischen Kammer und die dadurch gegebene Einmischung in innerbayerische Verhältnisse ließ der Regenten-Dank durchaus und natürlich nicht ohne Absicht bei Seite.

Nun höre man aber den Reichskanzler Graf Bülow.[1]) Der Kanzler sagte, der Regent habe „das Telegramm“ nicht mißverstanden, und fuhr fort:

Wie wenig er es mißverstanden hat, können Sie schon daraus entnehmen, daß dieser hohe Herr vier Wochen nach Empfang des Telegramms Se. kgl. Hoheit den Prinzen Ludwig von Bayern, der sich zu den Manövern nach Posen begab, beauftragte, Sr. Maj. dem Kaiser noch mündlich seinen Dank zu wiederholen für das Telegramm.

„Das Telegramm“, — also das ganze Telegramm.

Hiegegen sind schon seinerzeit in der katholischen Tagespresse Zweifel laut geworden Ein Zweifel an der Richtigkeit der Auffassung des Reichskanzlers ist ebenso in der Tuntenhausener Rede des Kammerpräsidenten Dr. v. Orterer ausgesprochen, er ergibt sich auch noch aus der Sachlage selbst. Der Kammerpräsident sagte, dem Reichskanzler sei „eine Ungenauigkeit, eine Unvollständigkeit“ passirt, welche die Zukunft noch aufklären werde und worüber man dann die Dinge noch beruhigter anschaue als so. Wohin hier abgezielt wird, ist sonst aus der Rede des Kammer-

1) Reichstagssitzung vom 19. Januar 1903.

präsidenten nicht ersichtlich. Aber hier sei, unabhängig davon, hervorgehoben, daß, wie ja des Regenten Dankes-telegramm nicht das ganze Kaisertelegramm betraf, sondern nur das kaiserliche Offert, auch Prinz Ludwig einen weiteren anderen Auftrag nicht gehabt haben und logischer Weise auch nur den Regenten-Dank für das Offert, also bloß für einen Theil des Kaisertelegramms, ausgesprochen haben kann. Das ist ein ganz wesentlicher, politisch einschneidender Unterschied.

Wenn diese Zweifel begründet sind — und sie sind begründet —, dann erscheint auch der spätere Schritt des Grafen Crailsheim gegenüber dem Regenten und gegenüber der Centrumsfraktion noch in einem besonderen Lichte.

Die „Kaiseridee“, die der Reichskanzler in jener Rede producirte, sei hier blos erwähnt.

Das summarische Urtheil über die Kanzlerrede, das Dr. v. Orterer formulirte, ist unumstößlich: „Die Vertheidigung des Reichskanzlers für diese Depesche des Kaisers ist noch das Unglücklichere. Wenn er nichts gesagt hätte, trotz der Keulenschläge unseres Freundes Schädler, so wäre die Sache besser gewesen.“

Die Folgen haben das auch bewiesen. Denn nun reihten sich die schweren Fehler des Ministerpräsidenten Grafen Crailsheim als fortlaufende Kette an.

1) Graf Crailsheim veranlaßte die Krone, den Dank für die Rede des Reichskanzlers auszusprechen, die mehrfach nicht den Intentionen der Krone entsprochen haben kann. Denn die Kanzlerrede suchte das ganze Swinemünder Kaisertelegramm zu vertheidigen und führte eine scharfe parteipolitische Fehde gegen das Centrum mit ganz falschen, kenntnißlosen Behauptungen. Gerade dies politische Gebiet hatte man aber, wie aus der Dankesdepesche des Regenten hervorgeht, vermeiden wollen.

2) Graf Crailsheim theilte diese Dankeserstattung der Krone, die nur einen privaten Charakter haben sollte,

den „Münch. Neuest. Nachr." mit, warf somit das gerade auf, was man hatte von vornherein vermeiden wollen. Die Quelle der Information ist nicht die preußische Gesandtschaft in München, der Graf Crailsheim beim nächsten Gesandtenempfang den Dank des Regenten vermittelte.[1]) Graf Crailsheim hat vielmehr den Regenten-Dank selbst an die „Neuesten Nachrichten" gelangen lassen, die jetzt in aller Offenheit bemerken:[2]) Graf Crailsheim hat „aus jener Anerkennung kein Geheimniß gemacht". Graf Crailsheim ist somit, was auch ohne dieses Eingeständniß festgestanden hätte, die Quelle der Information.

3) Graf Crailsheim beging die Unvorsichtigkeit, die Publikation der Dankeserstattung à discrétion den „Münch. Neuest. Nachrichten" zu überlassen, die ihn am 28. Januar[3]) publicirten, am Tage des Delegirtentages der bayerischen Centrumspartei, just am Haupttag der Berathungen, die an diesem Tage gerade mit der Besprechung der politischen Lage einsetzte, und an dem Tage zweier großer öffentlicher Demonstrationsversammlungen der Kammerfraktion, Delegirten und Wähler. Das war eine maßlose Herausforderung der Mehrheit des Landes, ein förmliches Aufpeitschen. Die „Münchener Neuest. Nachr."[4]) suchten alsbald einzulenken durch die Bemerkung, „daß Graf Crailsheim mit der Mittheilung der ‚Neuest. Nachr.' nicht das Geringste zu thun gehabt hat, daß er sie weder angeordnet, noch gewünscht hat..... Graf Crailsheim hat keinen Antheil an der Veröffentlichung der Dankeskundgebung unseres Regenten." Auch jetzt[5]) sucht das liberale Organ damit zu wirken, daß Graf Crailsheim unschuldig sei an der Wahl des Tages der Publikation. Das entschuldigt den Grafen

1) „Südd. Reichscorrespondenz" in der Drohnote gegen das Centrum. Abgedruckt „Augsbg. Abendztg." Nr. 36 vom 5. Febr. 1903.
2) Nr. 421 vom 20. Sept. 1903.
3) Nr 44 vom 28. Januar 1903, Morgenblatt.
4) Nr. 57 vom 5. Febr. 1903.
5) Nr. 421 vom 20. Sept. 1903.

nicht, denn ob er es selbst anordnete oder ob er die Fahrlässigkeit beging, den „Neuest. Nachr." den Publikationstermin anheimzugeben, bleibt sich im Effekt gleich; er trägt als Staatsmann dafür die Verantwortung. Die Einrede der „Münch. Neuesten Nachr." [1]), „daß die Veröffentlichung jedenfalls von Berlin aus erfolgt wäre", ist nicht stichhaltig. Man hätte abwarten müssen, ob der Reichskanzler denselben Fehler begangen hätte wie das Civilkabinet bei der Publikation der Swinemünder Kaiserdepesche. Wenn die Publikation von Berlin aus aber dennoch erfolgt wäre, so würde man in München in dieser Hinsicht salvirt gewesen sein. Darin liegt der fundamentale Unterschied.

4) Die „Süddeutsche Reichscorrespondenz" [2]) veröffentlicht eine Crailsheim'sche Drohnote gegen das Centrum. Graf Crailsheim hatte das Elaborat selbst durchgesehen und interpolirt. Dort hieß es wörtlich: „die bayerische Regierung" habe „nicht den geringsten Grund gehabt, aus einer Vertrauenskundgebung des Regenten an den Reichskanzler ein Geheimniß zu machen". Sei es denn schon so weit, „daß das Centrum den Anspruch erhebt, die Krone müßte bei solchen Anlässen erst sein Placet einholen und Bayerns Regent müßte seine Anschauung über politische Vorgänge und Ereignisse nach der Ansicht einer Partei im Lande formen oder ummodeln?" Es sei hier — wegen der gleich nachher zu ziehenden Schlußfolgerung — besonders darauf hingewiesen, daß Graf Crailsheim hier namens der bayerischen Regierung und der Krone spricht. Nach dieser verfehlten Darstellung und den Insinuationen gegen das Centrum in der „Süddeutschen Reichscorrespondenz" kam dann am Schluß die Drohung gegen das Centrum: „Die bayerische Regierung ist fest ent-

1) Nr 421 vom 20. Sept. 1903.
2) Abgedruckt in Nr. 36 der „Augsbg. Abendztg. v. 5. Febr. 1903.

schlossen, die Staatsautorität gegen Jedermann zu wahren."

Ueber diesen seinen Fehlern, die man bei einer so bedeutenden Persönlichkeit wie Graf Crailsheim kaum versteht, ist der Ministerpräsident zu Fall gekommen.

Die Differenzen im Ministerrath sollen, wie bekannt, nach einer vom Ministerrath veröffentlichten Erklärung formaler Art gewesen sein, ein Competenzconflikt über die Befugnisse des Ministerpräsidenten. Das ist durchaus richtig. Aber es ist nicht die erschöpfende Wahrheit. Graf Crailsheim hatte den Ministerrath auch sachlich gegen sich.

Die Mehrzahl der Minister dürfte ungefähr folgende Stellung eingenommen haben: Es wird die Crailsheim'sche Information an die Krone in Sachen der Rede des Reichskanzlers Grafen Bülow und des Dankes des Regenten sachlich für falsch gehalten worden sein. Die kurze Analyse der Rede des Reichskanzlers, die oben gegeben, erspart hier die nähere Begründung. Aber ebenso wird die Mehrzahl der Minister die Dankeserstattung politisch für inopportun gehalten haben. Es dürfte ferner dem Ministerpräsidenten Grafen Crailsheim auch das Recht hiezu bestritten worden sein, ohne Vereinbarung mit dem Ministerrath einen solchen Rath der Krone zu ertheilen. Es wird — hier nehmen wir einen Gedanken des Kammerpräsidenten Dr. v. Orterer auf — das Verlangen des Grafen Crailsheim, „daß nur auf diesem Wege und durch diese Quelle Informationen über die Stimmung im Volke vor die höchste Stelle gelangen dürften, wiederum nicht ganz im Sinne der Ministercollegen gewesen sein"; mit anderen Worten, der Anspruch des Grafen Crailsheim, daß er als Ministerpräsident befugt sei, nach eigenem Ermessen die Krone zu informiren und deren Vorgehen zu berathen, dürfte nicht anerkannt worden sein. In der Krisenaffaire haben zudem, das scheint festzustehen, nicht bloß noch andere Minister — darunter auch der des Krieges — mehrfach Gehör bei der Krone gefunden, sondern

ebenso noch Personen, die sonst der Krone nahestehen. Endlich dürfte auch von der Mehrzahl der Minister die Publikation des Regenten-Dankes, die Veröffentlichung am Parteitag des Centrums und die inhaltlich falsche Crailsheim'sche Drohnote in der „Südd. Reichscorrespondenz", weil schwere Engagements für die Regierung schaffend, für politisch inopportun und der Competenz des Ministerpräsidenten nicht zustehend erachtet worden sein In der „Reichscorrespondenz" sprach Graf Crailsheim Namens der „bayerischen Regierung", die gar nicht gefragt worden und die mit diesem Vorgehen nicht einverstanden war.

Man hat versucht, persönliche Motive als Ursachen der Krisis hinzustellen. Die „Münchener Neuesten Nachrichten" [1]) thaten es kürzlich wieder. Es hätten „andere Kräfte eingegriffen. Sie und ihre höchst persönlichen Motive" seien „keineswegs so ganz unbekannt. Sie haben Centrumsantrag mit der kochenden Volksseele benützt, wie ihnen in kurzer Zeit ein anderer Anlaß die Handhabe dazu geboten hätte". Das ist eine Auffassung, die nicht durch die wirklichen Vorgänge, wie sie sich abgewickelt haben, geläutert ist.

Graf Crailsheim hatte den Bogen zu hoch gespannt, die Situation war unhaltbar geworden. Das war das Urtheil des verstorbenen Grafen Conrad von Preysing, als die Krisis noch nicht zum Austrag gekommen war, das er in Kenntniß der internen Vorgänge aussprach. Graf Crailsheim wagte eine Kraftprobe, zu der das Ministerium auch nach den früheren wegwerfenden Urtheilen liberaler Blätter,[2]) die dem Ministerium jede Existenzfähigkeit absprachen und es dem Fluche der Lächerlichkeit preisgaben, nicht mehr fähig war. Im Vertrauen auf die Krone that es Graf Crailsheim. Er bot noch zuletzt Centrumsführern den Frieden an und drohte

1) Nr. 421 vom 10. Sept. 1903.
2) Z. B. der „Münchener Neuesten Nachrichten" Nr. 26 vom 17. Januar 1900 ꝛc.

dabei zugleich mit dem Krieg, denn „die Regierung besitzt das Vertrauen der Krone“. Auch darin hat sich Graf Crailsheim getäuscht. Schneller ist noch kein Entlassungsgesuch angenommen worden als das seinige. Daß sich Graf Crailsheim nachher so abfällig über seine Collegen äußerte, selbst über die alten Minister, bewies, daß er sich in der ersten Erregung über den Mißerfolg weder über die Sachlage noch über seine Stellung zur Krone, die er anscheinend seit 1896 verkannt hat, gründlich Rechenschaft abgelegt hat. Es war aber wahrscheinlich, daß nach Auflösung der Homogenität und Solidarität des Ministeriums im Confliktsfall die Krone nicht die anderen Minister, sondern den Grafen Crailsheim ziehen lassen würde.

Was nun? Auf das Ministerium Crailsheim ist das Ministerium Podewils gefolgt.

Im Ministerium sind eingesessen: Finanzminister Dr. Frhr. v. Riedel und Minister des Innern Frhr. v. Feilitzsch. Liberale Blätter haben sich verwundert, daß beide Minister, die mit dem Grafen Crailsheim aus dem Ministerium Lutz noch da waren, nicht mit dem Ministerpräsidenten sich solidarisch erklärt haben. Frhr. v. Riedel hat, obwohl er mit dem Vorgehen des Grafen Crailsheim nicht einverstanden war, keineswegs diesen preisgegeben. Wohl aber hat Frhr. v. Feilitzsch mit seiner gegentheiligen Stellungnahme nicht zurückgehalten. Es war demnach für beide Minister keine Veranlassung gegeben, mit dem Grafen Crailsheim zurückzutreten. Aus purer Freundschaft aber unternimmt man solche folgenreiche Schritte in der Politik nicht.

Das Ministerium Podewils kann schon in Rücksicht auf das Verbleiben dieser Minister nicht als ein Systemwechsel betrachtet werden. Dafür bieten aber auch die Personen der neuen Minister gar keine Anhaltspunkte. Ministerpräsident Frhr. v. Podewils und Cultusminister Dr. v. Wehner sind wohl bekenntnißtreue Katholiken, allein

sie sind weit entfernt, „Ultramontane“ oder Centrumsmänner zu sein.

Ein nach parteipolitischen Gesichtspunkten gebildetes Regiment sollte es in Bayern nie geben bei der Mischung seiner Stämme und Confessionen, die eine gleichmäßige Berücksichtigung aller Stämme und Religionstheile erfordert. Liberalerseits hat man allerdings die Präponderanz der Parteipolitik der Liberalen und der Protestanten für den normalen Zustand gehalten — Hohenlohe, Gresser, Hörmann, Pfeufer, Lutz, Fäustle, alle folgten liberal-politischen Erwägungen oder waren direkt ausgesprochene liberale Parteigänger. Man hat sogar den Zustand für normal gehalten, daß bei fünf Civilministern drei Protestanten waren — Crailsheim, Riedel, Feilitzsch — die die wichtigsten Ressorts in Händen hatten und dominirten, oder daß gar gleich alle fünf Civilminister Franken waren: die drei Genannten und Landmann wie Leonrod. Das sind unerträgliche Zustände. Ein solches Regiment, wie es durch die Liberalen seit 35 Jahren eingerichtet war in Bayern, ist dem Lande nicht zuträglich.

Das Ministerium Podewils ist in die Erscheinung getreten mit der Wirkung der Beseitigung einer hochgehenden politischen Spannung, die Graf Crailsheim durch seine Fehler geschaffen hatte. Was hätte denn werden sollen, wenn Graf Crailsheim nach all den Vorkommnissen am Ruder geblieben wäre? Es war ja schon nicht möglich, weil die Solidarität des Ministeriums durch das Vorgehen des Grafen Crailsheim aufgelöst war. Wie hätte denn ein Ministerium in dieser Verfassung Krieg mit dem Centrum führen können? Und erst das Objekt des Kampfes! Das Centrum steht heute in Bayern gefestigter denn je da. Es braucht nicht mehr wegen der Regierungspolitik sein Hauptaugenmerk auf Principienkämpfe zu richten, sondern es ist durch seine wirthschafts- und socialpolitischen

Leistungen in der Gesetzgebung wie im Lande ein schwerwiegender Faktor geworden; seine Organisation wächst an Umfang und Vertiefung unaufhaltsam. Eine Mehrung von 125 000 Stimmen des Centrums bei den Reichstagswahlen am 15. Juni 1903 allein in Bayern war die Antwort der Wähler auf das Vorgehen der Fraktion! Die Reichstagswahlen beweisen, wie nothwendig der Rücktritt des Grafen Crailsheim war, wenn ruhigere Verhältnisse wieder einkehren sollten. Das ist die nächstliegende Bedeutung des Ministeriums Podewils, daß es mit einem Ruck den heftigen politischen Kämpfen ein Ziel setzt.

Ob es die einzige bleiben wird? Das Ministerium Crailsheim war ein völlig verblaßtes liberales Geschäftsministerium. Das Ministerium Podewils dagegen wird ein liberales Geschäftsministerium nicht werden; dazu sind die Zeiten nicht angethan. Aber es wird dennoch ein Geschäftsministerium sein, ein parteiloses Beamtenministerium, das keiner Partei zuneigt, hoffentlich mit conservativer Färbung.

Daß der katholische Volkstheil unter dem Ministerium Podewils absichtlich zurückgesetzt werden wird, ist nicht anzunehmen. Allein die traditionelle Verwaltungspolitik in Bayern ist mit liberalem Oel getränkt. Wenn unter dem Ministerium Podewils die gleichmäßige Vertheilung von Licht und Schatten erfolgen und gleiches Recht für Alle in allen Verhältnissen durchgeführt werden soll, dann hat der katholische Volkstheil der Losung toujours en vedette zu folgen. Immer auf dem Posten!

Was nun? Die Antwort steht ganz bei den Wählern. Das Mißtrauensvotum der Centrumsfraktion (15. Juli 1902) und der Delegirtentag (27. und 28. Januar 1903), das Auftreten des Abg. Dr. Schädler in diesen Fragen im Reichstag (19. Januar 1903) wie auf dem Delegirtentag, aber nicht zu vergessen die unverdrossene, muthige

und einheitliche Arbeit der Centrumspresse haben zusammengewirkt. Ohne diese concentrischen Aktionen des Centrums wäre heute noch Alles beim Alten. Erst durch sie wurde der Boden vorbereitet, auf dem dann die Dinge sich entwickelt haben, wie hier darzustellen versucht wurde. Aus dem Rückblick ergibt sich der Ausblick.

XLIV.

Aus der Allgemeinen Zeitung, der Vossischen Zeitung, der Karlsruher Zeitung und anderen Blättern.

Von Eugen Richter kann man lernen, wie wichtig es ist, Zeitungsausschnitte systemotisch zu sammeln. In den folgenden Zeilen findet der Leser eine Anzahl Aeußerungen liberaler oder protestantischer Blätter wiedergegeben, die des allgemeinen Interesses nicht entbehren. Diesem ersten Aufsatze wird noch ein zweiter folgen, der einige Schlußfolgerungen zieht und sonstige wissenswerthe Aufklärungen bringen wird.

Ueber die Verhältnisse an der Universität Heidelberg lesen wir in der Allgemeinen Zeitung eine hochinteressante Bemerkung, die sich ganz mit den Anschauungen des katholischen Volkes deckt:

„Es sind nämlich an derselben zwar zwei evangelische Universitätsprediger angestellt, aber kein katholischer; auch besteht nicht wie etwa sonst wohl bei paritätischen confessionellen Verhältnissen der Bevölkerung, wie z. B. an der Universität Bonn, ein Statut oder eine Uebung, wonach man bei den Lehrstellen der Geschichte und der Philosophie auf die katholischen Söhne

des Landes Rücksicht nähme. So werden denn die meisten derselben, weil sie fast bei ausschließlich entgegengesetzten Einflüssen zu einer etwas besseren Einsicht in das Wesen der katholischen Kirche und einer wissenschaftlichen und überhaupt geistigeren Auffassung hierin nicht gelangen, ihrer Religion gänzlich entfremdet, was für ihre eigene Person und, wenn sie einmal Antheil an der Verwaltung und Gesetzgebung nehmen, auch für die allgemeinen Interessen nicht anders als höchst nachtheilig sein kann."

Ueber eine Volksmission im Badischen berichtet die Karlsruher Zeitung wie folgt:

„Da sah man die Macht der Religion gegenüber der Machtlosigkeit so mancher bloß äußerlicher Mittel. Unter den einzelnen Feierlichkeiten während der Mission sind besonders zu erwähnen: die Feier des Leopoldstages, wo ein feierliches Hochamt von den zahlreich Versammelten mit einem ergreifenden Gebet für den Landesvater geschlossen wurde; sodann die Erneuerung der Taufgelübde. Wer noch keine Mission mitgemacht, kann sich überhaupt keinen Begriff von ihren erstaunlichen Wirkungen, von der Gluth der Andacht, von dem Eifer des Volkes, von so vielen auffallenden Veränderungen und Bekehrungen vorher ganz verhärteter Menschen machen. . . . Die ganze Mission ging ohne die mindeste Störung vorüber. Das Volk harrte aus bis zur letzten Feierlichkeit, dem Seelengottesdienst."

Der Schwäbische Merkur bringt folgende rührende Beschreibung einer großartigen Mission, die im Württemberger Lande stattgefunden hat:

„Seit acht Tagen findet hier eine Mission statt, welche durch die Missionäre aus dem Elsaß gehalten wird; dieselbe versammelt täglich eine Menschenmenge, wie sie bei anderen Veranlassungen, bei landwirthschaftlichen Festen und Volksversammlungen, früher nie gesehen wurde. Auf eine Entfernung von zehn Stunden und darüber kommen einzelne Personen und ganze Familien, aus den benachbarten Gemeinden strömt alles, was sich von Hause entfernen kann, herbei; man sieht Trachten,

wie sie auf der Alp, auf dem Heuberge und auf dem Schwarzwalde, im Gäu und im Neckarthale zu Hause sind. Bei der am 14. sehr ungünstigen Witterung hat die Zahl der Anwesenden wohl 12 000 betragen, so daß die Predigt, wie schon mehrmals, im Freien abgehalten werden mußte und das Unwetter niemand abhielt; die Gast- und die Privathäuser fassen die Zahl derjenigen, welche der Mission mehrere Tage oder ganz beiwohnen, nicht, die Unbemittelten bringen die Nächte in der Kirche zu. Täglich werden drei Predigten gehalten, Morgens, Mittags und Abends, ebenso werden alle Tage von 30—40 Geistlichen Messen gelesen und von Morgens 4 Uhr bis zur Abendpredigt Beichten angehört. Mag man von der Sache denken, was man will, so ist es eine unleugbare Thatsache, daß die Missionäre auf das Volk einen Einfluß auszuüben wissen, der nicht glaublich ist, wenn man ihn nicht unmittelbar wahrnimmt. Obwohl jede Predigt 1—1½ Stunden dauert und deren täglich drei gehalten werden, so dauert die gleiche gespannte Aufmerksamkeit von Anfang bis zu Ende. Die Missionäre verstehen es, das härteste wie das zarteste Gemüth zu rühren; die drei Predigten von dem Tode, der Hölle und dem letzten Gerichte waren von einem solchen erschütternden Eindrucke, daß baumstarke Jünglinge und Männer schluchzten und weinten wie kleine Kinder. Am interessantesten sind die Standespredigten, zuerst für Kinder, dann für Jünglinge und Jungfrauen, zuletzt für Eheleute; es ist kaum zu begreifen, wie Ordensgeistliche sich eine solche durchdringende Menschenkenntniß erwerben können. Die Dauer der Mission war anfangs auf acht Tage bestimmt; wegen des ungeheuren Zudranges wurde sie auf weitere acht Tage verlängert. Von politischen Tendenzen war bisher weder in den Predigten, noch in dem persönlichen Verkehr eine Spur zu entdecken."

(17. April.) „Der Zudrang zu der Mission bleibt sich, trotz des ungünstigen Wetters, vollkommen gleich. Die Zahl derjenigen, welche aus weiten Entfernungen herbeikommen, wächst von Tag zu Tag; man schätzt die Zahl der Auswärtigen, welche an der Mission bisher theilgenommen haben, auf 30 000. Allgemein hört man die Zuvorkommenheit und Bereitwilligkeit der hiesigen Einwohner, die Fremden zu be-

herbergen, rühmen: es gibt Privathäuser, in denen 60 Personen auf Heu und Stroh über Nacht bleiben. Im Verlaufe dieser Woche haben mehrere rührende Feierlichkeiten stattgefunden, bei denen die ganze Versammlung in Thränen zerfloß, wie die öffentliche Versöhnung der Feinde in der Kirche, die öffentliche Abbitte vor Gott u. s. w., jedesmal nach der Abendpredigt."

Einige vorzügliche Bemerkungen allgemeiner Art spricht die Allgemeine Zeitung in den folgenden hochinteressanten Sätzen aus:

„Zum Schlusse nur noch folgendes. Wir haben die Ueberzeugung, daß, unabhängig davon, ob diese Missionen angenehm oder unangenehm sein mögen, die stärksten sittlichen, rechtlichen, politischen Gründe dafür sprechen, daß ihnen von Seiten der Katholiken, von Seiten der Protestanten, von Seiten der Regierungen keine Hindernisse in den Weg gelegt werden. Für die Katholiken: wenn auch einer oder der andere sich von der Güte des Instituts nicht überzeugen würde, ist die Sache ganz einfach entschieden; wenn der Katholik bei der Kirche bleiben will (und ob er dies thun will oder nicht, steht in seinem Willen), so kann er einer Anordnung, welche auf alter, allgemeiner kirchlicher Uebung beruht und von der zuständigen kirchlichen Autorität, von dem deutschen Episcopate aufs neue angeordnet und empfohlen worden ist, nicht ohne die größte Inconsequenz entgegentreten; das einzelne Individuum hat sich hier wie in analogen Fällen im Staate und in jeder Gesellschaft dem Allgemeinen unterzuordnen. Die Protestanten können, wenn sie nicht ihrem ganzen Princip der freien Forschung untreu werden wollen, nicht durch materielle Mittel, noch weniger durch Schmähungen einen Gegner unterdrücken wollen. Ueberdieß ist die höchste Noth vorhanden, daß alle Bekenner des Christentums, ja der positiven Religion überhaupt gegen das Andrängen eines gemeinschaftlichen Feindes gemeinschaftliche Front machen".

Unter Verzicht auf jede nörgelnde Bemerkung berichtet die Karlsruher Zeitung über den sittigenden Einfluß einer badischen Volksmission:

„Die große Menschenmenge zeigt in und außer der Kirche ein musterhaftes Benehmen; es ist noch nicht die geringste Störung vorgekommen. . . . Manche nicht Vorurtheilsfreie mögen Missionäre und Uebertreibung für identische Begriffe gehalten haben, allein auch mancher ist seither i diesem Punkte eines Besseren belehrt worden. . . .“

„Schließlich bemerken wir noch, daß, wenn je etwas g eignet ist, Glauben und Sitte wieder zu beleben, die Mission unseres Erachtens in hohem Grade dazu beitragen dürften“.

Interessant ist ein Urtheil der Kölnischen Zeitun über die Wirkungen von Missionsvorträgen auf das kath lische Volk:

„Während der ganzen Zeit der Mission versammelten u erbauten die (in verschiedenen Kirchen) dreimal täglich gehalten Vorträge Tausende aus verschiedenen Klassen der Bürgersch Das allgemeine Urtheil über diese Vorträge spricht sich dah aus, daß die Väter mit wahrhaft apostolischem Eifer, zart Mäßigung und großer Klarheit die Grundlehren des Christen tums dem Volke dargelegt und Gottes- und Nächstenliebe eindringlich gepredigt haben, daß die besten Früchte davon erwarten stehen.“

Es bedarf keines besonderen Hinweises auf die Wichtigke des folgenden Ausschnittes aus der Karlsruher Zeitung Die vollkommene Richtigkeit des abgegebenen Urtheils leuchte jedem sofort ein.

„Die hierselbst stattfindenden Missionspredigten haben gestern eine große Anzahl Zuhörer aus allen Orten der Nachbarschaft hieher gezogen. (N. N.) predigte am Nachmittage. Sein Vortrag, der nahezu anderthalb Stunden dauerte, wurde von den Anwesenden als ausgezeichnet gefunden und zwar ebensowohl seinem Inhalt nach, wie in der Form. Man konnte sich deutlich überzeugen, daß die von anderen Orten hier über die Missionspredigten verbreiteten Gerüchte nichts als Verleumdungen waren. Wer sich bei diesen Vorträgen nicht erwärmt, gekräftigt, hingerissen fühlt, der hat kein Gefühl mehr; und solchen Menschen, die in ihrem flachen Radikalismus weder im

Staat noch in der Kirche an eine Autorität glauben, läßt sich freilich nicht predigen".

Ueber das Rufen nach dem Polizeistock den Katholiken gegenüber höhnt die Allgemeine Zeitung in ganz vortrefflicher Weise in den folgenden beherzigenswerthen Zeilen, die wir dem Evangelischen Bunde zur Nachachtung anempfehlen:

„Es ist doch wahrhaft seltsam, von ein paar katholischen Priestern, welche über nichts zu befehlen haben, deren Namen man auf alle Weise herabgewürdigt und in allgemeinen Mißkredit gebracht zu haben glaubt, Gefahren für das Bestehen des Protestantismus in Deutschland zu befürchten, wo er außer seinen rechtlichen und politischen Garantien, in der Geschichte der Vorzeit, in der Denkweise der Gegenwart so viele andere Garantien hat. Die Staatsmänner werden sich aber jetzt doch wohl überzeugt haben, daß man die kirchlichen Verhältnisse nicht wie andere administriren kann; daß nach den Forderungen des Rechts, der vernünftigen Freiheit, im Interesse des Volkes und der Fürsten, die Aufgabe der weltlichen Obrigkeit nur darin besteht, die Ordnung und den Frieden unter den verschiedenen vom Staate anerkannten Confessionen durch Gesetz und die vollziehende Gewalt zu handhaben, im übrigen aber die Geister gewähren zu lassen".

Durchaus auf der Höhe eines großangelegten politischen Blattes steht der Staatsanzeiger für Württemberg, wenn er die Bedeutsamkeit der Religion für das staatliche Leben nicht hoch genug anschlagen kann. Er schreibt in einem längeren Aufsatze:

„In musterhafter Ordnung und Anstand, ergriffen von dem hohen Ernste und der tiefen Bedeutung der gehörten Wahrheiten und der empfangenen Aufforderungen, wie sie anzuwohnen immer beflissen waren, wallten (nach dem Schlusse der Mission) die Theilnehmer aller Stände und jeden Alters in die Heimat zurück, den Entschluß in sich tragend, daß die Zukunft nicht ohne gute Früchte bleiben dürfe. Und sollten

wir nicht diese Hoffnungen hegen, wenn wir hinblicken auf die rastlose Thätigkeit, den unermüdlichen Eifer und die reiche Beredsamkeit, womit die Missionäre die Zuhörer über ihre Bestimmung zu belehren, zu überzeugen und zu ermuntern bemüht waren! Fahre auch ein Theil der Tagespresse noch eine Zeit lang fort, diese Arbeiten mit seinen Verunglimpfungen zu überschütten, nur um so erhabener wird das Wirken der Mission hervortreten, und die Gegner müssen sich selbst das Zeugniß an die Stirne heften, daß sie Verleumder sind. Ueberschauen wir aber, wie das Volk in der großen Mehrheit nach kurzer Verblendung sein Auge gerne nach jenem Ziele richten möchte, wo ein heilvolles bürgerliches und staatliches Leben nur in einem gottseligen Leben vorhanden ist, so wird eine Regierung es belohnend finden, diesen Keim zu pflegen und dieses Streben zu unterstützen. . . ."

Das führende liberale Organ Schlesiens, die Schlesische Zeitung, zollt den Volksmissionen hohes Lob, indem sie schreibt:

„Frägt man, was diese Theilnahme wachruft, so muß man zur Steuer der Wahrheit sagen, daß es nicht die Mittel einer frommen Spekulation sind, man muß vielmehr bekennen, daß es nur die lebensvoll und im Gewande der Einfachheit vorgetragenen, mit der Klarheit des Geistes, der Tiefe des Wissens und der Weihe des Glaubens von den Predigern erläuterten Wahrheiten des Christentums sind. Sie sprechen über die Dogmen, daß es dem einfachsten Manne wie dem Denker anschaulich wird, daß sie der haltbarste Trost des Menschenherzens, die Garantien der Moral, die festesten Pfeiler des zeitlichen und ewigen Rechtes sind. Sie erläutern die christliche Moral mit einer Begriffsklarheit, einem Scharfsinn und einer so umsichtigen Erwägung der Erläuterung der verschiedensten Lebensverhältnisse, daß es dem Verstande klar sein wird, daß die Blüthen echter Humanität und Philosophie doch nur Triebe aus dem Stamme des Christentums sind. Keine Politik, keine Polemik, echte Christusliebe zum Nächsten jedes Bekenntnisses athmen ihre Vorträge".

Gegenüber dem ständig geschürten Kampfe gegen Rom, der in fast allen Pastorenblättern auf das nachdrücklichste empfohlen wird, sticht eine längere Ausführung des Evangelischen Kirchen- und Schulblattes für Schlesien und Posen über die Berechtigung der Katholiken „nach ihrer Façon" selig zu werden, wirklich auf das wohlthuendste ab. Die bemerkenswerthe Stelle lautet:

„Daß dem Geschlechte unserer Tage ganz besonders eine religiöse Auffrischung noththue, daß der Zerfahrenheit der Meinungen gegenüber eine sichere, wohlbegründete Wahrheit auftreten, daß den aufgeblähten und doch so unbefriedigten Geistern ihre Armuth, den in ihrer Civilisation Sicheren ihre Fäulniß zum Bewußtsein gebracht werden muß, daß aber ebenso die suchenden, sehnenden, zagenden Seelen der Labungen aus Gottes Verheißungen bedürfen — wer wüßte es nicht unter denen, welche die wirkliche Sachlage und zugleich die geistigen Ursachen derselben kennen. Daß aber hiezu die gewöhnlichen Mittel nicht ausreichen, daß unsere sonn- und festtäglichen Gottesdienste nicht genügen, davon konnte man schon lange überzeugt sein. Denn abgesehen von allen in der persönlichen Begabung liegenden Hindernissen — und schon sie sind sehr groß — die in Zwischenräumen wiederkehrenden Gottesdienste reichen aus, um ein gewecktes, geistiges Leben wach zu erhalten, aber sie erwecken das schlafende selten, dazu bedarf es einer längeren systematischen Arbeit und, was wirklich nicht gering anzuschlagen ist, während viele Gemeindeglieder bei der lebendigsten, wärmsten, eindringlichsten Predigt in ihrer Heimat aus gewohntem Munde gleichgiltig und träge werden, so reizt das Ungewohnte ihre Neugier, der Strom zieht sie mit, und Menschen, für welche der Sonntag keine Bedeutung hat, widmen dem Außerordentlichen Zeit. Es ist darum etwas durchaus Anzuerkennendes, daß von Seite der katholischen Kirche in der Jesuitenmission der Versuch einer solchen Belebung gemacht worden ist und allen Nachrichten zufolge mit für die erste Zeit großem Erfolge; ob die Frucht dauernd sein werde, ist eine andere Frage. Auch wir Evangelische haben keinen Grund, darüber zu zürnen; die meisten ihrer Predigten waren ohne

confessionelle Beimischung; von der ewigen Bestimmung des Menschen, von einzelnen besonders im Schwange gehenden Lastern, von der Selig- und Unseligkeit, von der Gottheit Christi hörend, wurde kein evangelischer Christ, der überhaupt im Glauben steht, verletzt; daß sie in den Predigten von der Beichte, der Kirche, der Fürbitte der Heiligen, katholisch redeten, ist ihnen nicht übel zu deuten; ja es muß bemerkt werden, wie sie ausdrücklich erklärt haben, daß Beichte und Absolution ohne innere und äußere Bekehrung fruchtlos seien".

Nicht sowohl wegen des etwas altfränkischen Stils, der die Herkunft der Aeußerungen klar erkennen läßt, als wegen des hoch anerkennenswerthen irenischen Gedankens führen wir einige Sätze aus der *Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung* an, die sich mit der Heilsamkeit der Volksmissionen befassen:

„. . . Wir brauchen wohl kaum davor zu warnen, solchen Gegnern gegenüber auf polizeiliche Hemmungen uns nicht zu verlassen. . . . Denn auf den Kampf der Geister — und nur darauf — kommt es an. Wer evangelische Freiheit, Rom gegenüber, will, der hat zu bedenken, daß auch auf diesem Gebiete, wie auf dem politischen, Freiheit wesentlich ein positiver, nicht bloß ein negativer Begriff ist. . . . Es wird uns alsdann einleuchten, daß die römisch-katholischen Missionäre, obschon unsere Gegner, doch nicht bloß unsere Gegner, sondern auch unsere Mitarbeiter und Brüder sind. Der Dieb bringt die gestohlenen Sachen wieder. Der Ehebrecher läßt ab von dem Wege, der ihn in die Verdammniß führt. Der Majestätsverbrecher huldigt, der Aufrührer gehorcht seinem irdischen und seinem himmlischen Könige. Kurz, den Armen — den leiblichen und geistlichen Armen — wird Buße und Glauben gepredigt, und nach unparteiischen Berichten von verschiedenen Seiten müssen wir sagen: An den guten Früchten wird der gute Baum erkannt. Wir rühmen uns der evangelischen Freiheit. Nun beweisen wir dieselbe dadurch, daß wir *jedes* Gotteswerkes uns freuen! Eine Freiheit, die mich zwänge, sauer zu sehen, wenn *Römer* die Kirche bauen, wäre nicht evangelische Freiheit.

sondern unevangelische, schimpfliche Knechtschaft. Wir haben weniger Entschuldigung als die Römer, wenn wir sektirisch uns verblenden gegen die freie und mannigfache Gnade Gottes. Das Wort des ehrwürdigen Cardinals von Breslau sollte unser Gewissen treffen, das Wort, durch welches er zum Kampfe gegen Unglauben und Sünde uns auffordert, soweit es geht mit vereinten Kräften. Er hat uns — um noch einmal seine eigenen Worte zu gebrauchen — an das schöne Wort eines protestantischen Staatsmannes erinnert: Spero has inimicitias non fore aeternas".

Die Schlesische Zeitung ist von der Technik, der Methodik und den Erfolgen einer Breslauer Volksmission so erbaut, daß sie einen langen Artikel darüber bringt, aus dem wir einige durchaus bezeichnende Stellen herausheben:

„Seit 14 Tagen haben diese Männer vor der katholischen Bevölkerung Breslaus zumeist täglich dreimal von den Kanzeln der drei größten Kirchen gesprochen, aber von dem ersten Tage an wurden sie nicht wie Fremde, wie Sendlinge einer fremden Lehre aufgenommen, sondern wie Verkündiger altbekannter Lehren und Wahrheiten, deren Worte nur deßhalb mehr zu Geist und Herz drangen, weil sie den vollen Stempel ihrer Bestimmung trugen: aufzuwecken die Schlafenden, anzufeuern die Lauen, zu begeistern die Gläubigen und die Gefallenen zu erheben, kurz, das Evangelium denen zu predigen, die es haben, damit sie es desto besser hätten. Streng an diesem Berufe haltend, haben diese Männer alles vermieden, was die Gläubigen anderer Confessionen kränken und verletzen konnte. Indem sie Liebe zum Glauben in den Gliedern der Kirche entzündeten, zeigten sie ihnen den Weg zur Liebe und Achtung andersglaubender Mitchristen. Die Lehren, die sie predigten, waren in strengster, reinster Auffassung die Lehren der katholischen Kirche, wie sie zu allen Zeiten, unter allen Zonen, bei allen Völkern gelehrt werden. Die Moral, die sie erweckten, war dieselbe, wie sie seit 18 Jahrhunderten von dieser Kirche geübt und geboten wird. Aber nach Maßgabe des Zeitalters, für welches sie predigten, nach Maßgabe ihres Berufes, unter Christen Missionäre zu sein, verschmähten sie es, mit blumenreicher, schmuckvoller

Beredsamkeit nur die Oberfläche des betrachtenden Geistes zu streifen. In die Gewissen hineinzugreifen mit dem durch die Erfahrung geschärften, treffenden Worte, in die Seele hineinzudringen mit der hellflammenden Leuchte des Glaubens — das war ihre Beredsamkeit. Der Kirche zu erhalten und wieder zu gewinnen die Glieder, die ihr gehören, sie erfrischt und gereinigt durch den Geist der Kirche dem Leben zurückzugeben für alle seine Kreise und Berufe, damit Leben und Kirche fortan nicht auf gesonderten Wegen gefunden werden — das war der durch und durch praktische, von jeder Frömmelei entfernte Geist, der ihre Predigten durchwehte. Ob und was sie auf diese Weise wirkten, wird ein höherer Richter entscheiden. Aber daß sie damit nicht zum Schaden dieser Stadt gewirkt haben, das werden die Tausende bezeugen, die vom ersten bis auf den letzten Tag ihrer Mission zuströmten und hier Trost, Erquickung und Besserung fanden, — wir wollen hoffen für die Dauer der Zeiten“.

Daß die Allgemeine Zeitung dem Index durchaus wohlwollend gegenübersteht, läßt sich aus folgendem Zeitungsausschnitt unschwer erkennen:

„Sie haben insgesammt Erfahrung und große Kenntniß des gewöhnlichen Lebens und seiner Verhältnisse; beides wissen sie aufs populärste und eindringendste geltend zu machen; es gelingt ihnen, häufig eine starke Rührung zu erwecken; man hört die Zuhörer ringsum laut schluchzen; sie wirken auf dem Wege des Gefühls durch das Gemüth dem auch in der katholischen Kirche vielfach eingeschlichenen Indifferentismus entgegen. Sie bekämpfen mit Ernst die Sünde, den Leichtsinn, die Gleichgiltigkeit, die Genußsucht der Gegenwart; in ihren sogenannten Standespredigten, die für einzelne Stände (Jünglinge, Jungfrauen, Eheleute und Dienstboten ꝛc.) besonders bestimmt sind, gehen sie auf die Pflichten dieser Stände, auf ihre Freuden und Leiden im einzelnsten und mit Beredsamkeit ein. Die ästhetische Verweichlichung in der Lektüre bekämpfen sie mit Feuer. Mit dem Namen des (Schriftstellers X) . . . . wolle er seine Lippen nicht besudeln. Es ist natürlich, daß das letzte Gericht und die Höllenstrafen zu besonders aufregender Schilderung Stoff bieten.

Die Zweckmäßigkeit und die wohlthätigen Wirkungen des Index hat der eine Redner sehr populär nachzuweisen versucht; von heftiger, direkter Polemik aber nirgends eine merkbare Spur. Mit den Predigten dieser Väter hängt ihr Beichthören zusammen. Sie sitzen täglich Beichte für die Männer in ihren Wohnungen, für die Frauen in der Kirche. Begreiflich kann von ihrer Wirksamkeit nach dieser Seite nichts Bestimmtes gesagt werden, nur das wird wohl mit Sicherheit vorausgesetzt werden können, daß im Beichtstuhl derselbe Zweck mit auf die Individuen berechneten Mitteln werde verfolgt werden, der für die Versammlung in der Kirche auf der Kanzel angestrebt wird."

Den Hetzern des Evangelischen Bundes zeigt die Allgemeine Zeitung den richtigen Weg, wie man auf den Nachbarn, der eines anderen Glaubens ist, Rücksicht nehmen muß:

„Allen Mitgliedern der Mission muß man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie das Verhältniß, in welchem die Katholiken, als der der Zahl nach ‚geringere Religionstheil', sich hier befinden, auf die zarteste Weise aufzufassen verstehen. Der confessionelle Zwiespalt wird in ihren Reden fast nicht berührt, nirgends aber Anlaß zu dem Mißgefühl der Verletzung oder Verstimmung gegeben. So wenig danach die anderen Confessionen in der Lage sind, sich zu vertheidigen, weil aller Angriff fehlt, und in dem Bekenntniß der katholischen Lehre in dem katholischen Gotteshause an und für sich etwas Verletzendes für sie nicht liegen kann, so vernimmt man doch, daß die protestantische Geistlichkeit, durch die Thatsache der Mission aufgeregt, durch Schrift und Wort dieselbe zu bekämpfen entschlossen ist und daher eine Art von Contramission organisiren will, die an dem auf den 26. d. M. fallenden Bußtag beginnen soll. Wenn diese keinen anderen Zweck hat als den der Stärkung des evangelischen Lebens, so kann man sie nur dankend begrüßen: sie wird dann in ihrem eigenen Kreise verrichten, was die katholische in dem ihrigen. Wenn es aber auf Controversen hinauslaufen sollte, so würde man alle Ursache haben, es zu beklagen. Eine Analyse der Missionspredigten

vom Sonntag an hatte sie nicht hervorgerufen; nur die Thatsache der Mission könnte sie veranlaßt haben."

In der Augsburger Abendzeitung lesen wir über eine Volksmission:

„Sämmtliche Predigten waren vom frühen Morgen bis zum Abend von einer ungewöhnlichen Anzahl Zuhörer besucht. Einheimische und Fremde strömten herbei; neben den Katholiken lauschten stets auch Protestanten und selbst Juden dem ernsten Wort der Ordensmänner. In der That haben die Redner, deren geistige Befähigung, deren Eifer und Ausdauer übereinstimmend gerühmt wird, einen tiefen, für sie selbst sprechenden Eindruck hervorgebracht. Man sprach von ihnen in der Familie und auf der Straße. Man hörte die Bauern beim Holzabladen über die Predigt berichten. Der Beichtstuhl der Missionäre füllte sich. Zahlreiche Restitutionen veruntreuten Gutes u. s. w. sollen bei der Geistlichkeit erfolgt sein. . . . Mancher wird im Stillen in sich gegangen sein. Gewiß, der Mensch bedarf bisweilen der ungewöhnlichen Anregung; wir wollen hoffen, daß die Saat, welche hier mit gutem Willen gestreut wurde, auch aufgehe und reife. — Wo die Hauptlehren des christlichen Sittengesetzes mit ihrer Anwendung auf das Leben vorgetragen wurden, traf das strenge und mahnende Wort der Prediger meist den Sitz der moralischen Gebrechen, und mit Macht hoben sie die ganze Würde der Tugend auf der felsenfesten Grundlage des großen Gebotes der Gottesfurcht und der Liebe hervor. Es war hauptsächlich Aufbesserung und Erneuerung des Familienlebens, gern geleistete Pflichterfüllung der verschiedenen Gesellschaftsgruppen, welche in den Standespredigten gefordert wurden. Wo die Glaubenslehren in das Gedächtniß zurückgerufen waren, machte sich das schöne Streben geltend, die Fundamente so breit zu legen, daß jedes ernste Denken des geübteren und schlichten Menschenverstandes mit Nothwendigkeit darauf fußen muß, und um dahin zu gelangen, wurden neben den Aussprüchen der heiligen Schrift und neben der Tradition selbst tiefsinnige Sentenzen altgriechischer Weisen nicht verschmäht. Kam es endlich darauf an, die eigentümlichen Lehren des Christentums und speciell des katholischen Glaubensbekenntnisses

zu entwickeln, so geschah es natürlich dogmatisch fest und positiv, aber mit kluger Rücksicht gegen die abweichenden Confessionen, eine Rücksicht, welche der näher Unterrichtete sofort verstand und die deshalb alle Anerkennung verdient."

Ein Protestant berichtet in der Schlesischen Zeitung in höchst objektiver Weise über eine Volksmission auf dem Lande. Es verlohnt sich, einige Sätze daraus anzuführen:

„Die durchaus eigentümliche, von dem bisher Gewohnten so ganz verschiedene Ausdrucks- und Redeweise dieser Prediger, stets spannend und anregend, geistreich, belehrend, erbaulich, oft wahrhaft dichterisch und doch immer allgemein verständlich, nicht selten tief erschütternd und innig rührend, übte einen wunderbaren Eindruck auf alle Gemüther aus, drang unwiderstehlich zum Herzen und fesselte stets die Versammelten bis ans Ende der Rede. Und insbesondere in der gegenwärtigen schweren und für so Viele sorgen- und kummervollen Zeit war diese Sendung eine so wohlthätig beruhigende und erhebende Tröstung, daß wir gewiß im Namen Aller hiermit den wärmsten, aufrichtigsten Dank für dieselbe öffentlich aussprechen und versichern können, daß auch denen, die nicht diesem Glauben angehören, aber durchdrungen sind von der Ueberzeugung, daß alle Menschen Brüder sind, welcher Name sie auch nenne, die in dem schönen Gotteshause zugebrachten Andachtsstunden stets unvergeßlich bleiben werden. — Schließlich noch, um jeder Mißdeutung vorzubeugen, die Versicherung, daß Vorstehendes geschrieben ward von einem unveränderlichen Anhänger der Lehre des Dr. Martin Luther."

Die Vossische Zeitung berichtet:

„Um wahr und gerecht zu sein, wollen wir vor allen Dingen nicht verschweigen, daß die drei Missionäre gute Kanzelredner sind, die mit Gewandtheit und Liebe ihr mühevolles Stück Arbeit abthun. Die Kanzelreden, welche wir von ihnen hörten, schöpften ihre Begeisterung aus der reinen Quelle der christlichen Moral und waren fast ganz frei von dogmatischen Aufstellungen und confessionellen Ausführungen. Eine gewisse conventionelle Ausdrucksweise wurde von den nicht-katholischen

Zuhörern dankbar empfunden, obwohl es uns scheinen wollte, daß dadurch der Inhalt markloser und die Originalität verstümmelt wurde. Besonders sprachen uns die Predigten des P. M. an. Da kam jeder Ton aus dem Herzen, da war jede Geste Ausdruck der Natur, völliges Begreifen und Durchdringen der gestellten Aufgabe. Wir bekennen gern, daß jedes aus voller Brust gesprochene Wort im eigenen Herzen harmonisch wiederklang, und daß wir das Mißtrauen, welches hinter den ehrlichsten Worten noch immer eine schlimme arrière pensée wittert, mit Entrüstung von uns abwiesen. Es trat uns in diesem jungen Ordensgeistlichen nicht nur ein über allen Zweifel erhabener Wille, sondern auch die auf sorgfältigster Durchbildung ruhende Kraft zur Ausführung entgegen. . . ."

Der Bote aus dem Alsterthal redet seinen protestantischen Lesern energisch ins Gewissen, indem er die Religiosität der Katholiken Hamburgs als Muster hinstellt:

„Wir haben übrigens die Kirche mit dem Wunsche verlassen, daß deren in der evangelischen Kirche weniger werden möchten, die über die Anstrengungen der Katholiken schimpfen oder klagen, und deren mehr, die von ihnen lernen, ein Mittel nach dem andern zur Hebung des geistlichen Lebens und zur Förderung des Reiches Gottes anzuwenden. Namentlich den hamburgischen Protestanten thut solche Erinnerung noth, und wir danken es deßhalb den Katholiken, daß sie nicht — wie früher — ihre Glocken jetzt abends schweigen lassen, sondern durch das Geläut derselben auch manchem Evangelischen, den seine Glocken abends noch nicht zur Kirche rufen, eine Erinnerung geben, daß wir hier auf Erden nicht bloß zum Kaufen und Verkaufen, zu geselligen Gelagen und müßigem Schlafen sind."

In schärfster Weise nimmt der Bremer Bürgerfreund Stellung zu der Hetze, die gegen die Katholiken Bremens aus Anlaß einer innerkirchlichen Feier künstlich herbeigeführt worden war. Das lange Citat rechtfertigt sich durch die Wichtigkeit desselben:

„‚Wer bist du, der du einen fremden Knecht richtest?

Sind die Protestanten aufgefordert, in die katholische Kirche zu kommen? Nein! Sind sie zu Kritikern aufgerufen? Ebenfalls nein! — Hätte Herr Pottgeißer — von den anderen Herren weiß ich nichts — sich irgend einen Ausfall gegen Andersdenkende herausgenommen, hätte er irgend eine gehässige, eine intolerante, fanatische Aeußerung gethan, man hätte vielleicht ein Recht, ihn zu bekämpfen, gegen ihn aufzutreten; seine katholischen Ansichten aber zu tadeln und durchzuhecheln, steht uns Protestanten nicht zu; er hält seine Vorträge vor seinen Glaubensgenossen, soll er da etwa auf die Protestanten Rücksicht nehmen? O, wenn doch diese sich das zu Herzen nähmen, was er belehrend, ermahnend, strafend verkündet. Wenn doch Katholiken wie Protestanten eingedenk wären, was er gesagt hat: über den unwürdigen Genuß des heil. Abendmahls; oder über die Vernachlässigung der Gottesdienste; über die Hauptsorge des Menschen, des Christen, über die Sorge für die Seele; über die selige oder unselige Ewigkeit — mag er nun die letztere auch in einer Weise geschildert haben, die dem sogen. aufgeklärten Protestanten nicht zusagt, wie dieser denn ja auch den Stern und Kern aller seiner Vorträge verwirft: Christus, wahrer Gott, Schöpfer aller Dinge und — Erlöser, Seligmacher und Richter —, wie er den so fest und entschieden in jeder seiner Reden bekennt. Ja, es mag sein, daß mancherlei dem Protestanten Anstößiges ist, an das er nicht glaubt, weil er es in Gottes Wort nicht findet, und es daher für Menschensatzungen hält, denen er keinen Werth beilegt; allein wo auf diesen Grund gebaut wird, da kümmert ihn das Andere wenig. Viel trauriger und schlimmer, ja fürchterlich ist es dem gläubigen Protestanten, Predigten in seiner Kirche hören zu müssen, wo dieser Grund, dieser Stern und Kern geleugnet wird. Das ist's, wogegen wir als Protestanten protestiren!"

„Er gibt und jene nehmen; sie wollen alles ergrübeln und wissen doch nicht, wie aus dem unscheinbaren Samenkorn die schöne Blume, aus der kleinen Eichel der Riesenbaum entsteht. Dieser Pater verkündet den persönlichen Gott, zur Erlösung der sündigen Menschheit auf die Welt gekommen, wie es im Himmel und in der Hölle aussieht, das weiß er und wissen seine Kritiker nicht, genug, daß wir wissen, daß es

einen Ort der Bestrafung, einen Ort der Belohnung gibt.
Von diesem letzteren spricht man soviel, schildert ihn mit s
herrlichen Farben und glaubt daran; an jenen aber glaub
man nicht, will nichts davon wissen, sowenig wie vom Satan,
und doch steht in demselben Buch, wo vom Himmel steht, auch
vom Satan und von der Hölle; die Schilderungen sind über-
flüssig, es hat das weder ein Ohr gehört, noch ein Auge
gesehen. — Aber die Vorträge sind nicht bloße Bekenntnisse
von dem, welcher den Juden ein Aergerniß und den Griechen
(den Heiden unter uns auch) eine Thorheit, nein, sie sin
auch Moralpredigten. Wenn doch alle, die diese Predigten
hörten, nach seinen Worten thäten! Wenn doch alle, welc
der Revolution das Wort reden, die den Völkern das Re
zugestehen, sich selbst zu rächen; die, unversöhnlich, nie d
Hand zur Versöhnung reichen, sich nie, aus Stolz und Ho
muth, beugen wollen, nie dem Feinde verzeihen können; wen
doch alle, die Zorn und Rache im Herzen tragen, den Vortra
über die „Rachsucht" am ersten Pfingsttage gehört hätten, w
fein und lieblich würde es in der Welt aussehen! Wenn do
alle, welche da meinen, selbst das Rächeramt übernehmen
müssen, diesen ernsten, eindringlichen Vortrag beherzigten u
was er ihnen gesagt hat über die Bitte: Vergib uns unse
Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern; wie der, welch
das letztere nicht thut, der nicht vergibt, zugleich bittet: Verg
du uns auch nicht! — „Die Rache ist mein, ich will ve
gelten;" — „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen;" —
„Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.
Das war sein Tenor. Eigentümlich und uns Protestanten a
fallend war es, wenn er dann die Eltern aufforderte, ihren
undankbaren, widerspenstigen, ungehorsamen Kindern zu vergeben,
und sie dann bat, ihm die Worte nachzusprechen: „Ja, wir
verzeihen"; dann die Kinder ermahnte, wenn sie nach Hause
kämen, ihre Eltern um Verzeihung zu bitten; darauf die Ehe-
leute, die Herrschaften, die Dienstboten, dann die gesammte
Gemeinde, Verwandte, Freunde, Nachbarn aufforderte, ohne
Menschenfurcht ihm die Worte nachzusprechen: „Ja, wir ver-
zeihen", und dann, nachdem alle das Gelübde abgelegt, bat
und ermahnte der Redner, sie sollten nun alle dem Frieden

nachjagen, jeden Zorn, jedes Rachegefühl tödten und stets im Angesichte des auf dem Altare aufgerichteten Missionskreuzes der Versöhnungsfeier gedenken. Es mag dir das auffallen, lieber Protestant, aber tadeln kannst du es doch nicht? Wahrlich, es müßte ein verstockter Mensch sein, der auf keine Vergebung Gottes hofft, welcher an diesem Abende das Gotteshaus verlassen hätte, ohne den festen Vorsatz zu fassen, auch dem Feinde zu verzeihen und sich nie an einem Menschen zu rächen, er wäre der Nachsicht, Geduld, der Gnade und Vergebung Gottes nicht werth. Nun, wo solcher Segen aus der Predigt kommt, da haben wir doch wahrlich nicht zu fragen: Was soll diese Mission? Wir können nach dem, was wir gehört, nach innerer Ueberzeugung nichts anderes sagen, als, sie soll Gutes wirken in jedem Herzen, das sie hört und aufnimmt. Auch diese Prediger sind ausgesandt auf des Apostels Mahnung: Predige das Wort, halte an, es sei zur rechten Zeit oder zur Unzeit, strafe, drohe, ermahne mit aller Geduld und Lehre. Kommen nun auch die Protestanten zu dieser Predigt, die sonst nicht zur Kirche kommen, so wollen wir uns des freuen und wünschen, daß solche auch ferner Freude an Gottes Wort und Gottes Dienst finden mögen; ob sie dahin geführt sind durch gläubige Katholiken oder Protestanten, kann uns ja gleich sein; daß es auf diese abgesehen ist, glauben wir nicht, sonst würde Rom wohl andere Mittel angewendet haben Der Herr fördere und segne dieses und jedes Werk, das zu seiner Ehre geschieht. Ja, wenn nur er bekannt wird und in allem ihm die Ehre gegeben wird.

Ein Protestant."

(Schluß folgt.)

XLV.

Die weiße Frau und ihre beiden Kinder.

Daß Gräfin Beatrix von Orlamünde auf Plassenburg oder eine Karinthe oder eine Agnes von Orlamünde die weiße Frau gewesen, die in unseliger Verblendung ihre eigenen zwei Kinder hingemordet, davon spricht man schon lange nicht mehr, weil es geschichtlich unhaltbar ist. An Stelle der genannten Frauen mußte dann bis in die neueste Zeit herein Kunegundis, geb. Landgräfin von Leuchtenberg und Gemahlin Otto's VII. von Orlamünde, die Rolle als weiße Frau sich gefallen lassen, jedoch geschah ihr damit das größte Unrecht, wie aus folgenden geschichtlichen Daten sich ergeben dürfte.

1321 Nov. 18 verschreibt Graf Otto VII. von Orlamünde seiner Gemahlin Kunegundis, die von ihrem Vater, dem Landgrafen Ulrich I. von Leuchtenberg, 1000 Mark Silbers [1]) als Mitgift erhalten hat, zum Widdum all seine Lande diesseit des Waldes zu Franken: Plassenburg, Culmbach, Berneck, Trebgast, Nedemarsdorf mit allem Zugehör, die ihr eigen sein, falls aber leibliche Erben da wären, von diesen mit 1000 Silbers wieder ausgelöst werden sollen.

1338 April 4 verpfändet um 4000 ℔ ₰ [2]) und vermacht

---

1) 1 Mark Silbers = rund 42 M. heutigen Werthes.

2) 1 ℔ ₰ = rund 13 M. heutigen Werthes.

derselbe Graf Otto mit Zustimmung seiner Gemahlin Kunegundis dem Burggrafen Johann zu Nürnberg, seinem Oheim, und dessen Erben all seine Herrschaften und Güter mit den Vesten Plassenburg, Culmbach, Trebgast und deren Zugehör, dann sein Recht auf die Veste Berneck sowie die Schutz- und Schirmgerechtigkeit über das Cistercienserinen-Kloster Himmelkron (Bezirksamt Berneck) für den Fall, daß er ohne eheliche Söhne sterbe; hinterließe er solche, soll diesen das Wiederlösungsrecht mit 4000 ℔ ₰ zustehen; ließe er eheliche Töchter zurück, solle sie der Markgraf wie seine eigenen ausstatten.

Demnach waren nach 16jähriger Ehe Otto und Kunegundis noch kinderlos und bestand nach ihrer eigenen Meinung kaum mehr Aussicht, solche zu gewinnen.

1340 Juli 28 starb Graf Otto ohne Leibeserben und seine Herrschaft kam an den Burggrafen Johann. Es hat also gar keine vier Augen gegeben, welche eine Ehe zwischen der Witwe Otto's und dem Burggrafen Albrecht dem Schönen hätten hindern können. Indeß dachte die Witwe nicht im mindesten an Wiederverheiratung, ihre Gedanken waren vielmehr auf die Gründung eines Klosters gerichtet und zu diesem Zwecke trat sie mit dem Burggrafen Johann und seinem Bruder Albrecht dem Schönen in geschäftliche Unterhandlungen, die gegen Ende 1342 bereits mußten abgewickelt sein; denn

1343 Jan. 16 erkauft Kunegundis von Orlamünde von beiden Burggrafen mit Zustimmung von deren Mutter Margaretha die Herrschaft Gründlach, das Leibgeding Margaretha's, um 2098½ ℔ ₰ und übergibt ihnen 1343 Febr. 16 ihr eigenes Widdum um 5000 ℔ ₰.[1] Der 16. Febr. 1343 ist auch der Stiftungstag des Cistercienserinen-Klosters Himmelthron, das zuerst in der Nähe Nürnbergs zwischen dem Molerthor und der Pegnitz lag, aber 1348 Mai 23 nach Gründlach (Großgründlach, Bezirksamt Fürth), circa 1½ Stunden von Nürnberg gegen Erlangen hin entfernt, transferirt wurde. 1345 Dec. 5

1) Looshorn, Geschichte des Bistums Bamberg. III. 174–176.

bestätigte Bischof Friedrich zu Bamberg die Neustiftung, in welcher die Stifterin den Schleier nahm. Sie wurde ca. 1361 (die dritte) Aebtissin und urkundete noch um Walpurgis 1382. Ihr Grabstein in der Kirche zu Gründlach ist am Rande vielfach beschädigt; die Inschrift lautet ungefähr: † Anno MCCCL(XXXII..) obiit d(omina) Cunegontis (de) Orla(mun)da funda(tion)is (huju)s abbatissa in Celi Throno.[1]) Albrecht der Schöne traf seine Eheberedung mit Gräfin Sophie von Henneberg, Tochter des Grafen Heinrich von Henneberg und der Jutta geb. Markgräfin von Brandenburg, 1348 April 14.[2])

Aber es befanden sich in der Klosterkirche zu Himmelkron doch die wohlerhaltenen Leiber von zwei hingemordeten Kindern unter zwei Jahren und wurden da gezeigt! Ja, das ist geschichtlich bezeugt; aber diese Kinder waren nicht aus dem Bezirksamt Kulmbach. Hören wir! „Vidi ego et manibus contrectavi ea corpora (infantum nondum bimulorum), ossibus et nervis compacta et cute adhuc arida convestita, vi balsami, ut existimo, sive quod Deus, justus scelerum vindex, innocentiam eorum hac ratione testatam et justitiam intuentibus praebere voluerit". So berichtet Hoffmann in den Annales Bamberg. (bei Ludewig Scriptores Rerum Episcop. Bamberg. I. 177) und ähnlich Bruschius in seiner Chronologia monasterioram Germaniae praecipuorum (sub Coeli Corona). Ueber die Art und Weise ihrer Aufbewahrung heißt es bei Bruschius: in einem „parieti contiguus sarcophagus". Sarcophagus ist gleichbedeutend mit sepulchrum, bezeichnet zuweilen aber auch ein größeres Behältniß, in dem Reliquien von Heiligen geborgen sind; und in diesem Sinne ist das Wort hier zu verstehen, da Hoffmann sagt: „Clam in aditu templi recondita (ea corpora) pro reliquiis asservata sunt;" Sie

---

1) Freiherr Gg. von Kreß. „Gründlach und seine Besitzer" in den Mittheilungen des Vereins für die Geschichte der Stadt Nürnberg III. 177. 216.

2) Monumenta Zollerana III. 211.

wurden also in einem geheimen und sorgfältigen Verschluß als Reliquien aufbehalten. Die Zeit, seit welcher diese zwei Leiber in Himmelkron waren, wird von beiden Autoren gleichmäßig bestimmt: „A ducentis amplius annis", vor mehr als zweihundert Jahren. Hoffmann spricht nur von den Leibern zweier Kinder, während Bruschius von einem Mädchen und einem Knaben redet und bemerkt: Puella tota adhuc integra. Masculi pectus humore et aquis, quae per parietem descenderunt in parieti contiguum sarcophagum, aliquomodo laesum in cineris resolvi coepit".

Es ist kirchliches Gesetz, daß die Leiber der in Christo Verstorbenen der Erde, von der sie genommen worden, zurückzugeben und im Hofe der Kirche (Kirchhof) oder auch, wenn es besonders angesehene Personen waren, in Grüften der Kirche selbst zu begraben sind; die einzige Ausnahme machen die Leiber der Heiligen, die in der Kirche über der Erde Platz finden dürfen, jedoch in Behältern verschlossen sein oder unter Glas den Gläubigen gezeigt werden sollen

Aus dem bisher Gesagten dürfte hervorgehen, daß die Leiber der beiden Kinder einst in Himmelkron als solche heiliger Kinder betrachtet worden sind.

Ich glaube nicht' daß diese Leiber unbekleidet waren oder daß Bruschius oder sonst wer selbe auf ihr Geschlecht untersucht hat; vielmehr bin ich überzeugt, daß ihm von den Leuten ebenso wie die ganze bekannte Liebes- und Mordgeschichte auch die Geschlechtsverschiedenheit der beiden Leiber vordeklamirt wurde und er es nur nacherzählt hat.

Nehmen wir an, beide Kinder wären Knäbchen gewesen. In diesem Falle besaß die Kirche zu Himmelkron die Leiber zweier heiligen, hingemordeten Knaben unter zwei Jahren. Müssen wir da nicht unwillkürlich an jene Knaben denken, welche „Herodes in Bethlehem und dessen ganzer Gemarkung tödten ließ vom Alter von zwei Jahren an und abwärts nach der Zeit, welche er erkundet hatte von den Weisen" (Matth. 2, 16)? Kloster Himmelkron war am 28. Dezember 1280 gegründet worden, also an jenem Tage, an dem alljährlich im Martyro

logium Romanum gelesen wird: „In Bethlehem Judae natalis sanctorum Innocentium, qui ab Herode Rege pro Christo interfecti sunt“; und wenn es von der ersten Zeit seines Bestehens an sich im Besitze des Heiltums von zwei Leibern heiliger, unschuldiger Kinder[1]) wußte oder glaubte, stand es durchaus nicht allein. So verehrte z. B. auch die Karthause Engelgarten zu Würzburg in der „Kapelle des unschuldigen Kindes“ einstmals eine solche Reliquie; und in der Kirche zu Stift Haug ist noch heutzutage der Leib eines hl unschuldigen Kindes auf einem Seitenaltare in einem Schrein aufbewahrt und am Tage der hl. unschuldigen Kinder sowie während der Oktav dieses Festes zu sehen. Im Frauenkloster Au bei Maria-Einsiedeln gibt es ebenfalls Reliquien von hh. unschuldigen Kindern und in Dillingen Erde von ihrem Grabe.

Sagen wir also: In Himmelkron befanden sich und wurden gezeigt die wohlerhaltenen Leiber von zweien der heiligen unschuldigen Kinder. Das anzunehmen dürfte das einzig Richtige sein und jedenfalls einfacher, natürlicher und glaubwürdiger, als daß eine verwittwete Gräfin von Orlamünde ihre eigenen zwei Kinder getötet und man deren Leiber in der Kirche zu Himmelkron gleich hl. Reliquien aufbewahrt habe

Als Bruschius, der die Sage zuerst festlegte (i. J. 1551), Kloster Himmelkron besuchte, lebte noch die letzte Aebtissin desselben Margaretha von Döla (Döhlau); sie war aber erst 1543 aus dem St. Klarakloster zu Hof nach Himmelkron gekommen und hatte den Markgrafen Albrecht Alcibiades und Georg Friedrich von Brandenburg am 19. November 1544 versprechen müssen, „keine Aenderung in der Fürstlichen Gnaden Religion tun zu wollen“; 1548 selbst protestantisch geworden, saß sie vereinsamt in einem ihr angewiesenen Stüblein. Im

---

1) Während der Kreuzzüge wurden viele dergleichen Heiltümer aus dem hl. Lande in das Abendland gebracht. Höchst wahrscheinlich haben Otto III. von Orlamünde und seine Gemahlin Agnes geb. von Truhendingen, die Stifter Himmelkrons, die beiden Leiber ihrer neuen Stiftung übergeben.

Kloster lebte keine Seele mehr, die über die Traditionen desselben hätte Kunde geben können; und im Dorfe waren diese Traditionen bereits seit dem 31. Oktober 1524 ausgelöscht. Die zwei Leiber der Kinder waren geblieben, aber niemand wußte, was für eine Bewandtniß es mit ihnen habe. Die beiden räthselhaften Kinder, die Stifterin von Himmelkron und beziehungsweise Himmelthron und Albrecht der Schöne, welche man da begraben wähnte,[1]) wurden allmählig in Verbindung miteinander gebracht — und die Sage von der weißen Frau und ihren Kindern war fertig. Es dürfte an der Zeit sein, bei Erwähnung dieser Sage immer wieder zu betonen, daß sie in keinem Punkte mit der Geschichte übereinstimme und durchaus unhaltbar sei. Wohin die zwei hh. unschuldigen Kinder im Verlaufe der Zeit gekommen, vermochte ich nicht zu erfahren.

Hofheim. Dr. M. Wieland, Beneficiat.

---

1) Cistercienser-Chronik. Jahrgang 1903 S. 8 und 9 bietet über die Grabmäler in der Kirche zu Himmelkron nähere Auskunft.

XLVI.

Rottmanner's Predigten und Ansprachen.

Nachdem die im Jahre 1893 erschienenen Predigten des feinsinnigen und hochgelehrten Benediktiners P. Odilo Rottmanner die wärmste Aufnahme gefunden hatten und mit Lob von Seiten berufener Feder überhäuft worden waren, entschloß er sich auf vielfaches Drängen zur Herausgabe eines weiteren Bandes. Der zweite Band übertrifft den ersten noch durch manche Vorzüge. Man sieht, die neun Jahre, die seither verflossen sind, gingen nicht spurlos an dem beweglichen stets lernbegierigen Geiste des Verfassers vorüber, er hat noch reichere Erfahrungen gesammelt, sich immer tiefer in das Schriftwort versenkt und vielfacher Betrachtung neue Wahrheiten entnommen. Wie bei dem ersten Bande bewundern wir hier die Kunst, den Worten der hl. Schrift neue Seiten abzugewinnen, bekannte Sätze in neues Licht zu rücken. Der Menschheit sieht er tief ins Herz und er kennt den Pulsschlag der Zeit. Wenn ihn seine Erfahrungen und seine geistige Verfassung gegenüber der Welt milder stimmt, als es einem andern möglich ist, wer wollte ihn darob tadeln? Wer kann mit Sicherheit behaupten, daß die pessimistische Beurtheilung der Welt, der Cultur die alleinberechtigte sei? „Liebe, sagt der Verfasser mit Shakespeare, Liebe spricht mit besserer Einsicht und Einsicht mit mehr Liebe". Nicht jeder fühlt sich zum Strafprediger, zum Bußprediger berufen, ohne daß man deßhalb sagen könnte, ihm fehle der Beruf, ihm fehle der hl. Geist.

Wenn es nicht zu hindern ist, daß die Beichtväter sich den Pönitenten gegenüber sehr verschieden verhalten, so wird sich noch mehr in der Predigt die verschiedenartige Stimmung der Priester bemerklich machen.

Die Achtung vor der Cultur, vor der Bildung, vor dem natürlichen Geistesleben, die aus jeder Predigt spricht, verführt den Verfasser nicht zur Geringschätzung des übernatürlichen Lebens. Das übernatürliche Leben ist ihm das Licht, während ringsum Finsterniß herrscht. Höher als der praktische Beruf steht ihm die Hingabe an den Herrn und im Sinne der ganzen christlichen Vergangenheit stellt er Maria über Martha. Allerdings faßt Rottmanner die Gnade im Sinne einer bekannten Schule mehr als eine perfectio, eine Verklärung, Vollendung, denn als eine Ergänzung der Natur. In einem schönen Vergleiche führt er aus, daß Christus den Jüngling von Naim seiner Mutter zurückgab nicht als ein unmündiges Kind, sondern als einen Jüngling, dessen geistige Reife und Selbständigkeit nicht unberücksichtigt bleiben darf. „Jüngling", sage er — nicht „Mägdlein" oder „Kind" — stehe auf! „Freilich sind und bleiben die meisten Menschen gerade im geistigen Leben Kinder; aber das ist nicht das Ideal der Kirche; vielmehr muß die Mutter darauf hinarbeiten, daß die Gläubigen mündig, daß sie Jünglinge werden, bis wir alle gelangen zum vollen Manne, zum Maße des Alters der Fülle Christi, daß wir nicht mehr Kinder seien".

Im Zusammenhange mit dieser Auffassung der Gnade steht auch die Auffassung Christi. Nachdem der Verfasser so entschieden für das Recht des rein Menschlichen und Natürlichen eintrat, wird man sich nicht wundern, daß er auch bei Christus die volle Menschlichkeit zur Geltung kommen läßt. Dafür ist besonders bezeichnend die Predigt vom „geistigen Wachstum Christi". Entgegen einer allerdings überwiegend verbreiteten Anschauung faßt er das durch Lukas 2 52 bezeugte Wachstum als Wahrheit, nicht als Schein und führt aus, wie sich Christus als Menschenkind allen Bedingungen der Natur unterwarf, um uns ein Beispiel zu geben. Diese Ausführungen haben den Rezensenten um so mehr mit Befriedigung erfüllt,

als er selbst sich in einer einem größeren Werke eingefügten Lebensskizze Christi in ähnlichem Sinne, wenn auch mit großer Behutsamkeit aussprach. Dafür wurde er von einem Kritiker belehrt, diese Auffassung stehe mit der visio beatifica im Widerspruch. Ich will mich über den mittelalterlichen Begriff visio beatifica nicht aufhalten, sondern nur noch auf die Schwierigkeiten hinweisen, die überhaupt Schriftworte, beziehungsweise geschichtliche Thatsachen einer einseitigen dogmatischen Auffassung bereiten, z. B. der Satz: „mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen", „nicht mein Wille geschehe, sondern der Deinige". Mit Berufung auf Phil. 2, 7, Joh. 12, 36, Hebr. 2, 17 hat Linsenmann wiederholt auf das Schwanken des Urtheils, die Unschlüssigkeit Christi hingewiesen und ausgeführt, daß auch hierin Christus unser Vorbild sein könne; Moraltheologie 403, Theol. Quartalschrift 1878, 682. Mit etwas „gutem" Willen kann man Linsenmann zu einem Kenotiker d. h. im Grunde zu einem Nestorianer stempeln, aber nicht blos ihn, sondern auch andere, die in neuerer Zeit das Leben Jesu darzustellen suchten. Freilich können sie den Spieß umdrehen und ihre Gegner als Monophysiten anklagen. Im Volksbewußtsein verschwinden die Unterschiede. Das Volk unterscheidet zwischen Christus und Gott ungenügend; in seiner Phantasie löst sich der historische Christus in ein doketisches Nebelbild auf. In Anbetracht dieser Schwierigkeiten dürfte also wohl etwas Milde in der Auffassung angezeigt sein.

Grupp

---

kann ich also Dich und Julie nicht. Das kann nur Gott, zu dem ich mich dieserwegen wende und Euch in seinen Schutz und jenen heimlichen Segen befehle, welchen die Welt weder kennt, noch gibt, noch entbehrlich machen kann.

Gott mit uns! Dein

Dich liebender Schwiegervater.

II.

Der zweite Brief Baaders bringt interessante Notizen und Urtheile über Schelling und seinen Weggang nach Berlin, sowie über Baaders literarische Pläne. Dieser Brief ist offenbar an seine Tochter Julie gerichtet.

München, den vorletzten Februar 1841.

Dieses Schreiben, welches zugleich Dir den Glückwunsch zum gewesten Namenstag bringen soll, hat sich darum verspätet, weil ich täglich auf beiliegende meine Schrift wartete, die ich hiemit Ernst übersende mit der Bitte, selbe dem Professor Hofmann zur Durchsicht zu leihen, an den auch ein Briefchen beiliegt. Ernst lasse ich sagen, daß Schelling wirklich nach Berlin geht, wo er einen schlechten Stand haben wird, theils weil er schon länger nicht mehr producirt, theils die Bande der Hegelianer ihn mit einem Geiste angreifen werden, welchen Schelling nicht mehr bannen kann. Uebrigens beweiset dieser Ruf, daß sie in Berlin mit ihrer Intelligenz auf dem Hunde sind.

Nächstens folgt eine zweite Schrift, als Einleitung zu einer größeren, in welcher ich den klapperdürren rationalistischen Magister und Philister, den Theologus Strauß vornehme.

Gott empfohlen mit ganzer kleiner Familie!

B.[1])

---

1) Baader starb schon zwei Monate nach diesem Brief, am 23. Mai 1841.

Baaders Voraussage über Schellings Schicksal in Berlin hat sich erfüllt. Denn es wurde dort Schelling durch unbefugte Veröffentlichung seiner Vorlesungen seitens Julius Frauenstädt und durch H. E. G. Paulus' Angriff „Die endlich offenbar gewordene positive Philosophie der Offenbarung — der allgemeinen Prüfung vorgelegt 1843" übel mitgespielt. Schelling gab infolge dessen seine Lehrthätigkeit bald auf.

Würzburg. Dr. Stölzle.

Notiz.

Manchen Lesern dieser Zeitschrift wird die Mittheilung willkommen sein, daß neuestens das „Fünfte Register zu den Histor.-polit. Blättern" in Kommission der Literar.-artistischen Anstalt (Theod. Riedel) erschienen ist.

Dasselbe erstreckt sich über Band CXII bis CXXX (1893—1902) und schließt sich in der Einrichtung und Behandlungsweise den vorausgegangenen Registern möglichst gleichförmig an. (Preis 2 Mark.)

XLVIII.

Wissenschaft und Schule in den oberschwäbischen Klöstern Zwiefalten u. Wiblingen am Vorabend der Säkularisation.

II. Wiblingen.

Etwa zehn Stunden von Zwiefalten Donau abwärts, unweit der Illermündung, liegt das Schwesterkloster, die ehemalige vorderösterreichische Benediktinerabtei Wiblingen. Ihre Lebensgeschichte reicht manches Jahrhundert höher hinauf als jene des Ulmer Münsters, das zu ihr herübergrüßt. Das Kloster Wiblingen wurde im Jahr 1093 von Hartmann, Grafen von Kirchberg, und seinem Bruder Otto auf ihrem Grund und Boden gestiftet. Die ersten Mönche kamen aus St. Blasien im Schwarzwald. Im Jahre 1700 kam das Kloster unter österreichischen Schutz, seit 1780 war es ein Bestandtheil der österreichischen Markgrafschaft Burgau und wurde am 27. März 1806 von König Max Joseph von Bayern aufgehoben.

Das Wiblinger Stift gehört zu den ältesten und bedeutendsten Benediktinerklöstern in Schwaben und war nicht blos im Anfang des Mittelalters eine Pflanzstätte religiösen Lebens und christlicher Cultur, sondern übte auch später, bis in die letzte Zeit seines Bestehens, infolge des guten, in ihm herrschenden Geistes, sowie der Strebsamkeit in Wissenschaft und Kunst und seiner strammen Disciplin auf

Baaders Voraussage über Schellings Schicksal in Berlin hat sich erfüllt. Denn es wurde dort Schelling durch unbefugte Veröffentlichung seiner Vorlesungen seitens Julius Frauenstädt und durch H. E. G. Paulus' Angriff „Die endlich offenbar gewordene positive Philosophie der Offenbarung — der allgemeinen Prüfung vorgelegt 1843" übel mitgespielt. Schelling gab infolge dessen seine Lehrthätigkeit bald auf.

Würzburg. Dr. Stölzle.

Notiz.

Manchen Lesern dieser Zeitschrift wird die Mittheilung willkommen sein, daß neuestens das „Fünfte Register zu den Histor.-polit. Blättern" in Kommission der Literar.-artistischen Anstalt (Theod. Riedel) erschienen ist.

Dasselbe erstreckt sich über Band CXII bis CXXX (1893—1902) und schließt sich in der Einrichtung und Behandlungsweise den vorausgegangenen Registern möglichst gleichförmig an. (Preis 2 Mark.)

XLVIII.

Wissenschaft und Schule in den oberschwäbischen Klöstern Zwiefalten u. Wiblingen am Vorabend der Säkularisation.

II. Wiblingen.

Etwa zehn Stunden von Zwiefalten Donau abwärts, unweit der Illermündung, liegt das Schwesterkloster, die ehemalige vorderösterreichische Benediktinerabtei Wiblingen. Ihre Lebensgeschichte reicht manches Jahrhundert höher hinauf als jene des Ulmer Münsters, das zu ihr herübergrüßt. Das Kloster Wiblingen wurde im Jahr 1093 von Hartmann, Grafen von Kirchberg, und seinem Bruder Otto auf ihrem Grund und Boden gestiftet. Die ersten Mönche kamen aus St. Blasien im Schwarzwald. Im Jahre 1700 kam das Kloster unter österreichischen Schutz, seit 1780 war es ein Bestandtheil der österreichischen Markgrafschaft Burgau und wurde am 27. März 1806 von König Max Joseph von Bayern aufgehoben.

Das Wiblinger Stift gehört zu den ältesten und bedeutendsten Benediktinerklöstern in Schwaben und war nicht blos im Anfang des Mittelalters eine Pflanzstätte religiösen Lebens und christlicher Cultur, sondern übte auch später, bis in die letzte Zeit seines Bestehens, infolge des guten, in ihm herrschenden Geistes, sowie der Strebsamkeit in Wissenschaft und Kunst und seiner strammen Disciplin auf

weite Kreise einen wohlthätigen Einfluß aus. Seine Chronik berichtet speciell aus der Zeit, in welcher in den Klöstern wie auch anderwärts die literarische Thätigkeit zurückgegangen war, aus dem 18. Jahrhundert, über eine reiche Zahl von Aebten und Conventualen, die sich durch Reichtum an Kenntnissen, durch Wissenschaft, durch Tüchtigkeit und Eifer in der Schule hervorthaten. Der Umschwung der Zeiten seit der französischen Revolution scheint mit dem Umsturz der Klöster auch die Erinnerung an manchen jener verdienten Klosternamen verwischt zu haben. Auch die schriftstellerische Hinterlassenschaft der Wiblinger Mönche hatte im großen Ganzen dasselbe Schicksal. Sie wurde mit der Klosteraufhebung, soweit sie nicht ganz verloren ging, zerstreut und in der Zerstreuung wenig mehr beachtet.

Unter dem Abte Modest I. (1692—1729) war das Wiblinger Kloster in günstigen ökonomischen Verhältnissen ins 18. Jahrhundert eingetreten. Auch in wissenschaftlicher Beziehung scheint es um die zweitletzte Jahrhundertwende seines Bestandes gut gestellt gewesen zu sein. Wenigstens richtete ums Jahr 1704 Abt Franz von Ochsenhausen an Modest I. die Bitte, einige Patres „ad prosequendum studium philosophiae" nach Wiblingen schicken zu dürfen, wofür das Kloster pro Mann und pro Woche 2 Gulden Entschädigung erhielt.

Ausgiebigere Nachrichten über die literarischen Bestrebungen des Klosters knüpfen sich an die Regierung des Abtes Meinrad Hamberger (1730—1762). Derselbe machte seine Studien in Wiblingen, Prag und Dillingen. Selbst mit gründlicher wissenschaftlicher Bildung ausgestattet, brachte er nicht nur die Studienanstalt seines Klosters zu hoher Blüthe und gutem Ruf, sondern half auch auswärtigen Klöstern mit aller Bereitwilligkeit in dieser Beziehung auf. So schickte er im J. 1732 auf Ansuchen des Fürstabtes Anselm von Kempten vier Religiosen als Professoren dahin ab, das dortige Lyceum zu übernehmen. Im J. 1750 begann

Abt Meinrad den Bau eines Klausurgebäudes mit hohen, hellen und geräumigen Gelassen. Der Zweck, den der Abt mit diesem Neubau verfolgte, war kein anderer, als „in seinen Mönchen neue Lust und Liebe zu geistlichen und wissenschaftlichen Uebungen zu wecken.“ Viel verwandte er auch auf die Bereicherung der Bibliothek und die Verschönerung des Gymnasiums. Durch den herrlichen Klosterbau mit dem schönen Bibliotheksaal in Roccocoornamentik, durch die Beförderung der Studien und der Disciplin erwarb sich dieser Prälat in der Geschichte Wiblingens ein bleibendes, ehrenvolles Andenken. Er starb nach wiederholten Schlaganfällen am 1. März 1762.

Dem Abte Meinrad folgte Modest II. Kaufmann und diesem nach 6 Jahren (1768) Roman Fehr, der als Abt 30 Jahre lang das Ruder führte. Den Grund seiner wissenschaftlichen Bildung legte Roman Fehr zu Ehingen und Innsbruck. Nach seinem Eintritt in das Kloster (1745) wirkte er zunächst in der Seelsorge und dann als Professor der Philosophie und Theologie. Vom Tage seines abteilichen Antrittes an ging sein rastloses Streben dahin, das Stift zu einer Musterschule der Tugend und Wissenschaft zu gestalten. Hievon geben insbesondere die von ihm angeordneten gelehrten Disputationen Zeugniß. Eine solche wurde im J. 1771 unter P. Amandus Storr über philosophische Fragen gehalten, im J. 1775 war eine solenne Disputation aus der Theologie, wobei die Aebte und viele Patres aus den Klöstern Wengen in Ulm, Elchingen, Roggenburg und Zwiefalten anwesend waren. Die Disputation dauerte nicht weniger als 8 Stunden, von Morgens 8—12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr. Vom Jahre 1776 wird eine solenne disputatio iuridica berichtet, wobei Modest Willi, Benignus Kurz und Bernhard Ganther Defendenten waren und auch der Abt Robert aus Elchingen sich betheiligte. Einer Disputation in der Philosophie, Geo-

metrie und Kosmologie im J. 1790 wohnte ein Professor Weickmann aus Ulm an.

Die studirende Jugend wurde im Klostergymnasium theils ganz unentgeltlich, theils gegen ein geringes Kostgeld unterrichtet. Den Lyceen zu Freiburg und Konstanz, sowie der Universität Salzburg gab Abt Roman aus den Seinen Professoren. Seine Patres schickte er vielfach nach Freiburg, wo sie sich durch strenge Prüfungen oder Erwerbung des Doktorgrades als Hausprofessoren qualificiren mußten.

Einer besonderen Pflege erfreuten sich unter diesem Abte bei den Wiblinger Studenten die dramatischen Aufführungen. Im Jahre 1786 z. B. kam „Die allzustrenge Kinderzucht und die allzustrenge Stiefmutter", im J. 1790 ein Drama musicum „Der vom Kerker befreite Petrus" in Gegenwart des Abtes Nicolaus von den Wengen in Ulm zur Darstellung.

Wie P. Michael Braig [1]) berichtet, wurde die ganze wissenschaftliche Lehranstalt Wiblingen von der weisesten Regentin Maria Theresia mit soviel Beifall aufgenommen, daß sie hierüber ein eigenhändiges Schreiben in den schmeichelhaftesten und wohlwollendsten Ausdrücken nebst einem kostbaren Pektoral dem Abte Roman zustellte. Die traurigen Kriegsereignisse und gesundheitliche Verhältnisse wirkten so auf den Abt ein, daß er 1797 freiwillig sein Amt niederlegte und bereits am 21. Dezember folgenden Jahres starb. Ein schönes Denkmal hat sich Abt Roman gesetzt durch die neue Wiblinger Stiftskirche. Das großartige Gotteshaus, das, im Barokstil ausgeführt, zu den schönsten in der Neuzeit erbauten Kirchen Württembergs gehört, wurde am 28. September 1783 feierlich eingeweiht. Der Abt selbst ist am Portal der Kirche beigesetzt. Sein Grabmal trägt die Inschrift:

1) Kurze Geschichte der Abtey Wiblingen (Jsny 1834) S. 318.

Heic
In Templo
Quod Aedificavit
Posuere
Romanum
Abbatem
Wiblingani
1798.

Nachfolger des Abtes Roman und zugleich letzter Wiblinger Abt war P. Ulrich IV. Keck, Präses der Universität Salzburg und Direktor des Lyceums in Ehingen. P. Ulrich machte seine Studien in Wettenhausen und Wiblingen, vom Jahr 1787 an lehrte er Philosophie im Kloster, in den Monaten April und Mai 1796 machte er als künftiger Professor die von der Regierung vorgeschriebenen Examina und wurde am 17. April 1798 als Abt gewählt. Er gab dem Stifte Mehrerau in der Person des P. Roman Sängerle einen tüchtigen Professor, den er jedoch 1801 wieder zurückrief. Im Oktober 1798 sandte er seinen Prior in Sachen des Studienwesens nach Freiburg. Bereits am 10. Mai 1800 flüchtete sich Abt Ulrich IV. mit zwei seiner Mönche, Joh. Nep. Höld und Franz Ganther nach Admont und Graz. Nach Jahresfrist kehrte er wieder zurück, um dem durch Kriegswirren und feindliche Invasionen beinahe erschöpften Kloster wieder aufzuhelfen, aber seine Bemühungen hatten keinen nachhaltigen Erfolg. Die Säkularisation war schon in die Wege geleitet und schritt rasch voran. Im J. 1806 verließen die Wiblinger Mönche das Kloster für immer und mit ihnen Abt Ulrich IV. Er starb am 3. Januar 1815 als Canonicus zu Großwardein. —

Unter den gelehrten Wiblinger Conventualen unserer Periode ist zu nennen P. Meinrad Heuchlinger († 1716). Er besaß eine große Kenntniß in der Theologie und den orientalischen Sprachen und war ein gewandter Musiker. Außer dem Nardus triplex, d. h. einer syrisch-chaldäisch-hebräischen Grammatik, verfaßte er zwei für die Geschichte

des Klosters werthvolle Werke: Annales Wiblingenses, ein 9 (8) Foliobände umfassendes Werk, das sich erstreckt auf die Jahre 1099 bis 1721 (1708 bis 1719 ist eine Lücke) und an dem verschiedene Ordensbrüder mitarbeiteten. Das andere von demselben Autor stammende Werk ist das „Templum honoris a gloriosis fundatoribus Hartmanno et Otthone . . . erectum CIC . . . sive virorum honoris monachorum Wiblingensium una cum rebus praeclare gestis ab a. 1099 usq. 1699“ (Aug. Vind. 1702), eine Art Hauschronik, in welcher auf die Namen hervorragender Persönlichkeiten des Klosters und die wichtigsten Thaten und Daten aus ihrem Leben besonders Rücksicht genommen wird.

P. Anton Weickmann († 1715) machte im Stift St. Gallen sowie in Dillingen philosophische und theologische Studien, docirte im Kloster Philosophie und übernahm im J. 1732 das Lyceum in Kempten, wo ihm ein Lehrauftrag für die Humaniora, Rhetorik und Poetik zu Theil wurde. Seine tiefe Einsicht, seine Beredsamkeit und Gelehrsamkeit trugen ihm beim Fürstabte Engelbert den Titel eines wirklichen geheimen Rathes ein. Er hinterließ in seinen Schriften eine ganz ausgearbeitete Philosophie nach dem System des Joh. Ulloa und eine Theologia thomistica. — P. Benedikt Biechteler († 1759) studirte gleichfalls in St. Gallen, war Professor am Klostergymnasium und lehrte seit 1732 am Lyceum in Kempten. Er war zugleich ein tüchtiger Musiker und Componist.

Eine bedeutende Persönlichkeit des Klosters Wiblingen war der 1776 verstorbene P. Martin Mack, ein geborener Dillinger. Er versah nach kurzer Lehrthätigkeit das Amt des Bibliothekars 20 Jahre lang und vermehrte als solcher die Stiftsbibliothek mit einer großen Anzahl auserlesener Werke, schrieb selber zahlreiche wissenschaftliche Abhandlungen, welche leider ungedruckt blieben und zum größeren Theil verloren gingen. Im Drucke ist von ihm vorhanden: „Com-

pendium historiae et donationum monasterii Reichenbacensis O. S. B. in confinibus sylvae Hercyniae et modo ducatus Württembergici ex chartulario Wiblingano erutae." Handschriftlich existirt von P. Mack: „Scientia sanctorum illustria aliquot virtutum exempla ex gestis abbatum et monachorum O. S. B." (Wiblingae 1751.) Wie der Verfasser in der Vorrede sagt, wurde die Abfassung der Schrift durch den um die Wissenschaft verdienten Abt Jakob Steyrer von St. Peter auf dem Schwarzwald veranlaßt. In ihrer Art interessant ist die gleichfalls nur als Manuskript von P. Mack vorhandene Schrift über den Verfasser der Nachfolge Christi: „Dubia post agitatam diu controversiam super praesumptivo parente seu autore librorum IV de Imit., venerabili Thoma a Kempis" (1763). Bemerkenswerth ist, daß schon frühere Benediktinergelehrte, z. B. der berühmte P. Thomas Metzler aus Zwiefalten († 1615), mit der Autorschaft der „Nachfolge Christi" durch Thomas von Kempis bezw. den Abt Joh. Gersen von Vercelli sich viel befaßt und darüber geschrieben haben. P. Martin kennzeichnet seine Stellung zu dieser Controverse mit den Worten: a Gersene aeque ac Kampisio adhuc alienus. Der Abhandlung ist ein Instrument einverleibt, in welchem der kaiserliche Notar Augustin Falckner im J. 1763 fünf ihm vorgelegte Codices der Nachfolge amtlich aufnimmt und genau beschreibt. Abhandlung und Instrument wurden in der Wiblinger Kapitelsbibliothek durch den verstorbenen Rottenburger Bischof Dr. Reiser, damals Direktor des Wilhelmsstifts in Tübingen, entdeckt und in der Tübinger theolog. Quartalschrift (1868 S. 670 ff.) genau beschrieben.

Zwei weitere Manuskripte von P. Mack sind: „Ueberzeugende Gründe für die Immunität der geistlichen Güter" (1776) und „Leben beati Salomonis des heil. Benediktinerordens dieses Namens des III. Bischoffen zu Konstanz" (1749), ersteres gleichfalls in der Bibliothek in Wiblingen,

letzteres in der fürstlich Fürstenberg'schen Bibliothek zu Donaueschingen.

Bischof Ziegler schreibt über den P. Martin Mack: „Singulare Sydus orbis litterarii plurimam opem contulit fratribus nostris Maurinis Galliae, Bollandistis et San-Blasiis . . . Vindicias Gregorii VII. solide ac moderate conscripsit argenteo stilo idiomatis. Docuit et scripsit egregie, quamdiu vixit.“

P. Gregor Kolb († 1783) war Lehrer der Theologie und Philosophie und setzte die von P. M. Heuchlinger begonnenen Wiblinger Annalen fort. Ziegler nennt ihn „Latini idiomatis casti elegantisque peritissimus“ und die Rotula: „Historicus fide integerrimus“. In der That gehört der Theil der Wiblinger Annalen, der die Jahre 1705 bis 1708 umfaßt und von P. Kolb verfaßt ist, zum Besten. — P. Ildephons Schlichting Dr. phil. et theol. docirte in Wiblingen und Salzburg Philosophie und Theologie und starb 1794 am Typhus. In den Jahren 17[illegible] bis 82 erschienen von ihm in Salzburg vier philosophisch[e] Schriften. Wenn wir dieselben bezüglich ihrer Anlage glei[ch] nicht als mustergiltig bezeichnen können, so verrathen [sie] immerhin — besonders der „Conspectus philosophiae uni[-] versae“ (1781) — einen geübten Denker und gewandte[n] Lateiner.

P. Joh. Nep. Höld († 1806) war ein tüchtiger Schu[l-] mann, „eminuit literarum amore et notitia usque adeo ut cultiorem, eloquentiorem et aptiorem ad componend[os] instituendosque tyrones hucusque neminem cognoverim . . . In persolvendis libris assiduus, in scribendo ser[-] mone latino . . . assiduus, non raro Heliconis nitidi[s-] simos legit ediditque flores orator factus, poeta natus[“.] In der Pfarrbibliothek von Unterkirchberg befindet sich e[in] von ihm verfaßtes, zum Namenstag des Abtes Ulrich IV am 4. Juli 1803 von den Wiblinger Studenten au[f-] geführtes Melodram: „Novae spes mortalium sive M[...]

nerva, Ceres et Themis denuo cum Marte in amicitia." Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch das gleichfalls in Unterkirchberg aufbewahrte Originallustspiel „Orthelo oder der Hofnarr", am 25. Februar 1802 von Wiblinger Gymnasisten aufgeführt, aus seiner Feder stammt.

P. Amandus Storr machte als gebürtiger Ulmer seine Anfangsstudien bei den regulirten Chorherrn in den Wengen daselbst. Außerdem besuchte er die Lehranstalt in Mergentheim, studirte neben der Philosophie und Theologie in Dillingen und Ingolstadt die Rechtswissenschaften in ihrem ganzen Umfang und Mathematik. Als Professor (1768) im Kloster gab er am Schlusse eines jeden Schuljahres Thesen, welche seine Schüler zu vertheidigen hatten, nachdem dieselben von der Studiencommission zu Wien und Freiburg approbirt waren. Wie P. Braig berichtet, hielt P. Storr seine Vorlesungen nach den auf der Universität Wien neu eingeführten Lehrbüchern und „gab sich alle Mühe, dem Staat und dem Kloster nützliche Männer zu bilden und die Wissenschaften in allen Fächern so vollständig als möglich zu tradiren". In der letzten Zeit seiner Lehrthätigkeit traktirte P. Storr vorwiegend Kirchenrecht, Kirchengeschichte und Hermeneutik. Er besaß eine bedeutende Wappen- und Münzsammlung. Ziegler nennt ihn „scriptor ultra quam credi potest, copiosus". Im Drucke erschienen von P. Storr Predigten, eine liturgische Abhandlung und mehrere theologische Thesen. Zwei Manuskripte „Analecta Wiblingensia" (1700—1709) und „Das k. k. Militärspital in der vorderösterreichischen Benediktinerabtei Wiblingen" (1797) sind in der Kapitelsbibliothek in Wiblingen, zwei weitere, ein „Katalog der Unterkirchberger Pfarrer" (von 1494 bis 1799) mit biographischen Notizen und „Diaria P. Amandi Storr, parochi in Unterkirchberg" (1799-1803) sind in der Unterkirchberger Pfarrbibliothek. Das für die Geschichte des Klosters werthvolle Manuskript von P. Storr „Testimonia monastica sive schedae professionis Fratrum Wiblingen-

sium adjunctis scholis“ (1796) befindet sich in der Bibliothek des Stiftes Raygern.

P. Modestus Häufele Dr. phil. († 1821) war Professor der rudimenta am Gymnasium in Freiburg, wo er das Concursexamen in der Philosophie erstand, welche er seit 1802 als approbirter Professor im Kloster lehrte. Zuletzt wirkte er als Präfekt und Professor der Physik am Gymnasium in Ehingen. Fünf von ihm vorhandene, in Unterkirchberg befindliche Manuskripte aus den Jahren 1800 bis 1804 geben Zeugniß von seinen philosophischen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien. Es sind Thesen für Disputationen.

Während die Patres Paul Erhard († 1836) und Placidus Ay (1847) sich auf das Lehramt beschränkten und nicht schriftstellerisch thätig gewesen zu sein scheinen, hat P. Michael Braig, im J. 1802–03 Lehrer der rudimenta im Kloster, als nachmaliger Pfarrer von Illerrieden, wo er 1832 starb, eine „Kurze Geschichte der Abtey Wiblingen“ (Isny 1834) verfaßt, die von Bischof Gregorius Thomas Ziegler vervollständigt und in Druck gegeben wurde. Der Verfasser bemerkt im Vorwort: „Ich liefere keine förmliche Chronik, indem mir zur Ausarbeitung einer solchen die erforderlichen Hilfsquellen, besonders das Archiv mangelten, das ich nie zu Gesicht bekam. Es genügt mir, blos eine kurze Geschichte des Mutterstifts zu schreiben und in diese die Hauptmomente einzuschalten: die Stiftung des Klosters, dessen Schicksale und die Aebte, die es verwaltet haben, beinebens die berühmtesten Stiftsglieder sammt den Schutzvögten und Gutthätern.“ P. Braig erklärt sich außer Stand, „die Geschichte des Klosters diplomatisch, kritisch und chronologisch zu bearbeiten“, hat aber immerhin in seiner Schrift für die Geschichte Wiblingens einen recht schätzenswerthen Beitrag geliefert.

P. Roman Sebastian Zängerle wurde im J. 1792 Benediktiner zu Wiblingen. Mit vorzüglichen Gaben aus-

gestattet, lehrte er nach Vollendung seiner Studien im Kloster Philosophie und Exegese. 1797 erstand er an der Universität in Freiburg in den erwähnten Fächern die Concursprüfung. Nach kurzer Verwendung als Lehrer in Mehrerau und Wiblingen wurde er anno 1803 in Salzburg zum Doktor der Philosophie und Theologie promovirt und zugleich als Professor der Exegese und Hermeneutik dahin berufen. Im J. 1807 übernahm Zängerle einen Lehrauftrag für das Neue Testament und die griechische Sprache in Krakau, 1811 wurde er Professor in Prag, 1813 in Wien und schloß seine Gelehrtenlaufbahn als Fürstbischof von Seckau (1848).[1] Zum Bischof erwählt, entfaltete er ein rastloses Streben durch 24 Jahre hindurch. Seine schriftstellerische Thätigkeit bewegte sich fast ausschließlich auf dem Gebiet der Homiletik. In Unterkirchberg befinden sich von ihm zwei Manuskripte: Positiones ethicae christianae aus dem J. 1803.

P. Gregorius Thomas Ziegler war im J. 1788 in das Kloster eingetreten. 1793 zu Konstanz geweiht, war er zunächst am dortigen Gymnasium 4 Jahre Professor, lehrte in Freiburg in gleicher Eigenschaft 3 Jahre lang Poetik und griechische Sprache. Hier erwarb er sich auch die Würde eines Doktors der Philosophie und Theologie. Im J. 1800 kehrte Ziegler als Novizenmeister und Professor ins Kloster zurück. Nach der Auflösung des Klosters zog er mit seinen Ordensgenossen nach Oesterreich und weilte kurz in Wien. Nachdem er als Professor, Dekan und Vicedirektor des theologischen Studiums zu Tiniez in Galizien gewirkt hatte, wurde er im J. 1809 als Professor der Dogmatik an die Universität Wien berufen. Am 2. Februar 1822 ernannte ihn Kaiser Franz zum Bischof von Tiniez und am 13. April 1827 zum Bischof des Bistums Linz, dem er 25 Jahre lang vorstand.

P. Aug. Lindner zählt 30 Schriften von Bischof Ziegler, die fast durchgängig theologischen Inhalts sind: Positiones

---

1) Vergl. Band 129 S. 588 ff., 621 ff.

et compendium theologiae moralis (Constantiae 1805); Institutiones theologiae dogmaticae Engelberti Klypfel (Viennae 1819-21); außerdem Schriften exegetischer, homiletischer und ascetischer Natur, Reden, bischöfliche Hirtenschreiben und Pastoralbriefe. 4 Manuskripte von Ziegler, gleichfalls theologischen Inhalts aus den Jahren 1801-03, sind in der Unterkirchberger Bibliothek In der Kapitelsbibliothek in Wiblingen ist eine „Kurze Geschichte von der aufgehobenen Benediktinerabtei Wiblingen nächst Ulm in Schwaben, verfaßt von dem letzten Prior dieses Stiftes P. Gr. Ziegler im Monat Oktober 1806". Das Allermeiste hieraus hat Ziegler später zur Erweiterung und Ergänzung der Braig'schen „Geschichte der Abtey Wiblingen" verwerthet, welche er, wie bereits bemerkt, dem Drucke übergeben hat. Während seines Konstanzer Aufenthaltes (1794—98) hatte Ziegler eine Geschichte des Hauses Habsburg verfaßt, die handschriftlich vervielfältigt und verbreitet wurde.

Im J. 1852 starb Bischof Ziegler als der letzte noch lebende Religiose aus dem Kloster Wiblingen, dem er nur bis zu seinem 32. Lebensjahre (1806) angehören konnte. Schon im J. 1800 hatte sich der damalige Abt Ulrich IV. wegen fortwährender Kriegsunruhen von Wiblingen geflüchtet. Da indessen die Zeit für das Kloster wieder günstiger zu werden schien, kehrte er zurück und übernahm auf Wunsch des Kaisers Franz II. sogar das Lyceum in Ehingen. Er sandte im Herbst 1803 sechs Professoren dorthin, damit sie den Unterricht ertheilen, nachdem infolge der Säkularisirung die Zwiefalter Professoren abberufen worden waren. 1804 trat das Kloster Wiblingen definitiv in die Verbindlichkeiten des Klosters Zwiefalten ein und verpflichtete sich zur Besetzung der Ehinger Lehranstalt. Auch am Klostergymnasium wurde der Unterricht im vollen Umfang weitergeführt und Ulrich IV. veranstaltete literarische Conferenzen, die fast jedwöchentlich gehalten wurden. Abt und Conventualen machten sich die besten Hoffnungen für die Zukunft des Klosters

und wirkten unverdrossen im Lehrfach und in der Seelsorge fort, als infolge des Preßburger Friedens (27. Dez. 1805) Kurbaden, Bayern und Württemberg von dem Stifte rasch nacheinander Besitz ergriffen. Am 25. März 1807 wurde es bereits aufgehoben. Damit war auch die Thätigkeit der Wiblinger Professoren am Ehinger Lyceum zu Ende. Nur drei Patres blieben daselbst und wirkten an der Anstalt weiter gegen ein städtisches Honorar.

Die Mehrzahl der Mönche siedelte nach Tiniez in Polen über, um dort eine neue Niederlassung zu gründen, die anderen suchten anderweitig Unterkunft. Sie alle verließen Wiblingen mit dem für sie immerhin erhebenden Bewußtsein, ein schönes, gut disciplinirtes Stift besessen zu haben.

III. Resumé.

Die wissenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen der Zwiefalter und Wiblinger Mönche wurden von Verschiedenen verschieden taxirt. Im „Compendium Benediktinum" von Schenz von Schömberg (Wien 1743) lesen wir: „Zwiefalten, ein vermögliches und vieler gelehrter Leute versehenes Kloster." In der Oberamtsbeschreibung von Münsingen heißt es: „Um die Wissenschaft hat sich das Kloster nicht sonderlich verdient gemacht" und Pelzl spricht in seiner Biographie Ziegelbauers geradezu von „faulen und unwissenden Mönchen" in Zwiefalten, welche diesen aus dem Kloster vertrieben hätten. Mag hinsichtlich der Art und Weise, wie Ziegelbauer im Kloster Zwiefalten behandelt wurde, letzterem ein gewisser Vorwurf nicht erspart bleiben, so ist nichtsdestoweniger das Pelzl'sche Urtheil in seiner Allgemeinheit ein unbegründetes und ungerechtes.

Es ist nicht zu leugnen, daß nach dem Tode des Abtes Wolfgang im Kloster Zwiefalten der Sinn für Schriftstellerei stark geschwunden ist. P. Ziegelbauer selbst spricht an manchen Stellen seiner Historia rei litterariae

sium adjunctis scholis" (1796) befindet sich in der Bibliothek des Stiftes Rangern.

P. Modestus Häufele Dr. phil. († 1821) war Professor der rudimenta am Gymnasium in Freiburg, wo er das Concursexamen in der Philosophie erstand, welche er seit 1802 als approbirter Professor im Kloster lehrte. Zuletzt wirkte er als Präfekt und Professor der Physik am Gymnasium in Ehingen. Fünf von ihm vorhandene, in Unterkirchberg befindliche Manuskripte aus den Jahren 1800 bis 1804 geben Zeugniß von seinen philosophischen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien. Es sind Thesen für Disputationen.

Während die Patres Paul Erhard († 1836) und Placidus Ay (1847) sich auf das Lehramt beschränkten und nicht schriftstellerisch thätig gewesen zu sein scheinen, hat P. Michael Braig, im J. 1802–03 Lehrer der rudimenta im Kloster, als nachmaliger Pfarrer von Illerrieden, wo er 1832 starb, eine „Kurze Geschichte der Abtey Wiblingen" (Isny 1834) verfaßt, die von Bischof Gregorius Thomas Ziegler vervollständigt und in Druck gegeben wurde. Der Verfasser bemerkt im Vorwort: „Ich liefere keine förmliche Chronik, indem mir zur Ausarbeitung einer solchen die erforderlichen Hilfsquellen, besonders das Archiv mangelten, das ich nie zu Gesicht bekam. Es genügt mir, blos eine kurze Geschichte des Mutterstifts zu schreiben und in diese die Hauptmomente einzuschalten: die Stiftung des Klosters, dessen Schicksale und die Aebte, die es verwaltet haben, beinebens die berühmtesten Stiftsglieder sammt den Schutzvögten und Gutthätern." P. Braig erklärt sich außer Stand, „die Geschichte des Klosters diplomatisch, kritisch und chronologisch zu bearbeiten", hat aber immerhin in seiner Schrift für die Geschichte Wiblingens einen recht schätzenswerthen Beitrag geliefert.

P. Roman Sebastian Zängerle wurde im J. 1792 Benediktiner zu Wiblingen. Mit vorzüglichen Gaben aus-

hinreichend beschäftigt waren und von einem bequemen, müßigen Leben im Kloster nicht die Rede sein kann.

Trotz allem hat Zwiefalten auch aus jener Zeit Männer aufzuweisen, die in der Theologie und den orientalischen Sprachen Rühmliches geleistet haben, zum Theil sogar z. B. die Patres Tiberius Sartori, Stephan Haid, Vital Menner auf Lehrstühle von Universitäten berufen wurden, wenn sie gleich schriftstellerisch nur spärlich thätig waren.

Daß das Kloster Wiblingen im Laufe des 18. Jahrhunderts Männer hervorbrachte, die als Schüler wie als Lehrer durch Studium und Wissenschaft daheim sowohl als an auswärtigen Anstalten sich hervorthaten, vielfach staatlichen Prüfungen sich unterzogen und ehrenvoll promovirten, haben unsere Darlegungen ergeben. Zumal zur Zeit seiner Aufhebung hatte das Wiblinger Kloster eine Reihe bedeutender Männer, wie deren spätere Verwendung beweist. Zwei derselben, P. Zängerle und P. Ziegler, wurden Bischöfe, Anton Ganther, Robert Kolb, Placidus Ay, Anselm Hund wirkten als Professoren in Ehingen, P. Pius Rieger als solcher in Salzburg, P. Martin Alleger in Olmütz, P. Cölestin Keppler Dr. theol. († 1858) in Wien. Einige wie P. Bernhard Ganther erhielten Domherrnstellen.

Philipp Wilhelm Gercken, der in den Jahren 1779 bis 1782 Wiblingen besuchte, schreibt über die dermalige Bibliothek im Kloster: „Man trifft darin viele wichtige, große Werke an, auch viele neue Sachen und sie machen dem Kloster Ehre.“ Mit Rücksicht auf die Zwiefalter Klosterbibliothek schreibt Dr. Merzdorf: „Im Kloster Zwiefalten lebte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten ein reger wissenschaftlicher Geist.“ Das bekräftigt die Annahme, daß die Materialien für die Geschichte des Klosters Zwiefalten — dasselbe gilt auch von Wiblingen — noch lange nicht vollständig aus den Archiven gehoben sind. Abgesehen davon, daß die Benediktiner nicht Schriftstellerei, sondern sittliche

et compendium theologiae moralis (Constantiae 1805); Institutiones theologiae dogmaticae Engelberti Klypfel (Viennae 1819-21); außerdem Schriften exegetischer, homiletischer und ascetischer Natur, Reden, bischöfliche Hirtenschreiben und Pastoralbriefe. 4 Manuskripte von Ziegler, gleichfalls theologischen Inhalts aus den Jahren 1801-03, sind in der Unterkirchberger Bibliothek. In der Kapitelsbibliothek in Wiblingen ist eine „Kurze Geschichte von der aufgehobenen Benediktinerabtei Wiblingen nächst Ulm in Schwaben, verfaßt von dem letzten Prior dieses Stiftes P. Gr. Ziegler im Monat Oktober 1806“. Das Allermeiste hieraus hat Ziegler später zur Erweiterung und Ergänzung der Braig'schen „Geschichte der Abtey Wiblingen“ verwerthet, welche er, wie bereits bemerkt, dem Drucke übergeben hat. Während seines Konstanzer Aufenthaltes (1794—98) hatte Ziegler eine Geschichte des Hauses Habsburg verfaßt, die handschriftlich vervielfältigt und verbreitet wurde.

Im J. 1852 starb Bischof Ziegler als der letzte noch lebende Religiose aus dem Kloster Wiblingen, dem er nur bis zu seinem 32. Lebensjahre (1806) angehören konnte. Schon im J. 1800 hatte sich der damalige Abt Ulrich IV. wegen fortwährender Kriegsunruhen von Wiblingen geflüchtet. Da indessen die Zeit für das Kloster wieder günstiger zu werden schien, kehrte er zurück und übernahm auf Wunsch des Kaisers Franz II. sogar das Lyceum in Ehingen. Er sandte im Herbst 1803 sechs Professoren dorthin, damit sie den Unterricht ertheilen, nachdem infolge der Säkularisirung die Zwiefalter Professoren abberufen worden waren. 18[illegible] trat das Kloster Wiblingen definitiv in die Verbindlichkeiten des Klosters Zwiefalten ein und verpflichtete sich zur Besetzung der Ehinger Lehranstalt. Auch am Klostergymnasium wurde der Unterricht im vollen Umfang weitergeführt und Ulrich IV. veranstaltete literarische Conferenzen, die fast jewöchentlich gehalten wurden. Abt und Conventualen machten sich die besten Hoffnungen für die Zukunft des Klosters

und wirkten unverdrossen im Lehrfach und in der Seelsorge fort, als infolge des Preßburger Friedens (27. Dez. 1805) Kurbaden, Bayern und Württemberg von dem Stifte rasch nacheinander Besitz ergriffen. Am 25. März 1807 wurde es bereits aufgehoben. Damit war auch die Thätigkeit der Wiblinger Professoren am Ehinger Lyceum zu Ende. Nur drei Patres blieben daselbst und wirkten an der Anstalt weiter gegen ein städtisches Honorar.

Die Mehrzahl der Mönche siedelte nach Tiniez in Polen über, um dort eine neue Niederlassung zu gründen, die anderen suchten anderweitig Unterkunft. Sie alle verließen Wiblingen mit dem für sie immerhin erhebenden Bewußtsein, ein schönes, gut disciplinirtes Stift besessen zu haben.

III. Resumé.

Die wissenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen der Zwiefalter und Wiblinger Mönche wurden von Verschiedenen verschieden taxirt. Im „Compendium Benediktinum" von Schenz von Schömberg (Wien 1743) lesen wir: „Zwiefalten, ein vermögliches und vieler gelehrter Leute versehenes Kloster." In der Oberamtsbeschreibung von Münsingen heißt es: „Um die Wissenschaft hat sich das Kloster nicht sonderlich verdient gemacht" und Pelzl spricht in seiner Biographie Ziegelbauers geradezu von „faulen und unwissenden Mönchen" in Zwiefalten, welche diesen aus dem Kloster vertrieben hätten. Mag hinsichtlich der Art und Weise, wie Ziegelbauer im Kloster Zwiefalten behandelt wurde, letzterem ein gewisser Vorwurf nicht erspart bleiben, so ist nichtsdestoweniger das Pelzl'sche Urtheil in seiner Allgemeinheit ein unbegründetes und ungerechtes.

Es ist nicht zu leugnen, daß nach dem Tode des Abtes Wolfgang im Kloster Zwiefalten der Sinn für Schriftstellerei stark geschwunden ist. P. Ziegelbauer selbst spricht an manchen Stellen seiner Historia rei litterariae

seine Unzufriedenheit mit der geringen schriftstellerisch
Thätigkeit seines Klosters nicht undeutlich aus. Besonde
fließen die historischen Nachrichten auch über das Kloj
selbst aus jener Zeit so spärlich, daß man für die er
Hälfte des 18. Jahrhunderts kaum eine Liste der Ae
zusammenbringt. Eben, was uns heutzutage so wich
wäre, eine genaue Schilderung über das Innenleben d
Klosters, sein Thun und Arbeiten, das fehlt fast ga
Sulgers Annales Zwifaltenses (Augsburg 1689) fand
keinen Fortsetzer. Man darf annehmen, einem Stifte
Zwiefalten, das ein großes Vermögen besaß, wäre es ni
allzuschwer gewesen, die Geschichte des siebenten Säcul
der Oeffentlichkeit zu übergeben. Die im Jahre 1789 st
gehabte Jubelfeier wäre ein passender Anlaß dazu gewe
Daß dies unterblieb, ist um so auffallender im Vergl
zu den fleißigen geschichtlichen Arbeiten der anderen sch
bischen Klöster jener Zeit, speciell Wiblingens, das se
Annales Wiblingenses (bis 1721) des P. Meinrad He
linger, das Chronicon Wiblinganum (bis 1799) und v
schiedene kleinere für die Geschichte des Klosters am V
abend der Säkularisation recht schätzbare Aktenstücke a
zuweisen hat.

Nehmen wir indessen die Statistik der Zwiefalter C
ventualen zur Hand! Hienach war die Zahl derselben
18. Jahrhundert folgende: 53 (1741), 49 (1744), 47 (174
50 (1753), 54 (1767), 56 (1787). Im J. 1802, als
Kloster aufgehoben wurde, waren es 39 Patres, 3 Novi
und 7 Laienbrüder. Von den ersteren waren 4 bis 5 Pat
als Professoren in der Klosterschule, 6 in gleicher Eigensch
am Collegium in Ehingen, 10–12 in der Probstei Mochent
mit der Pastoration der zum Kloster gehörigen Pfarre
beschäftigt. Somit blieben für den Chordienst, für die Aem
im Kloster, für die Aufsicht über die ausgedehnte Oekono
kaum die Hälfte übrig. Daraus folgt, daß alle Conventua

hinreichend beschäftigt waren und von einem bequemen, müßigen Leben im Kloster nicht die Rede sein kann.

Trotz allem hat Zwiefalten auch aus jener Zeit Männer aufzuweisen, die in der Theologie und den orientalischen Sprachen Rühmliches geleistet haben, zum Theil sogar z. B. die Patres Tiberius Sartori, Stephan Haid, Vital Menner auf Lehrstühle von Universitäten berufen wurden, wenn sie gleich schriftstellerisch nur spärlich thätig waren.

Daß das Kloster Wiblingen im Laufe des 18. Jahrhunderts Männer hervorbrachte, die als Schüler wie als Lehrer durch Studium und Wissenschaft daheim sowohl als an auswärtigen Anstalten sich hervorthaten, vielfach staatlichen Prüfungen sich unterzogen und ehrenvoll promovirten, haben unsere Darlegungen ergeben. Zumal zur Zeit seiner Aufhebung hatte das Wiblinger Kloster eine Reihe bedeutender Männer, wie deren spätere Verwendung beweist. Zwei derselben, P. Zängerle und P. Ziegler, wurden Bischöfe, Anton Ganther, Robert Kolb, Placidus Ay, Anselm Hund wirkten als Professoren in Ehingen, P. Pius Rieger als solcher in Salzburg, P. Martin Alleger in Olmütz, P. Cölestin Keppler Dr. theol. († 1858) in Wien. Einige wie P. Bernhard Ganther erhielten Domherrnstellen.

Philipp Wilhelm Gercken, der in den Jahren 1779 bis 1782 Wiblingen besuchte, schreibt über die dermalige Bibliothek im Kloster: „Man trifft darin viele wichtige, große Werke an, auch viele neue Sachen und sie machen dem Kloster Ehre.“ Mit Rücksicht auf die Zwiefalter Klosterbibliothek schreibt Dr. Merzdorf: „Im Kloster Zwiefalten lebte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten ein reger wissenschaftlicher Geist.“ Das bekräftigt die Annahme, daß die Materialien für die Geschichte des Klosters Zwiefalten — dasselbe gilt auch von Wiblingen — noch lange nicht vollständig aus den Archiven gehoben sind. Abgesehen davon, daß die Benediktiner nicht Schriftstellerei, sondern sittliche

Vervollkommnung als ihre Hauptaufgabe betrachten, abgesehen davon, daß die Annalisten und Chronisten der Klöster im Allgemeinen wenig historische Tendenz nach der heutigen Auffassung hatten — sie schrieben zumeist für die Klöster, nicht für die Außenwelt —, abgesehen von dem, was an literarischen Produkten der Klöster ganz verloren ging, finden sich unter der gedruckten und ungedruckten Hinterlassenschaft in der jetzigen Pfarr- und Kapitelsbibliothek in Wiblingen, in der Pfarrbibliothek Unterkirchberg und in der Königlichen öffentlichen Bibliothek in Stuttgart (Abtheilung Zwiefalten) noch manche Schriften, welche Stoffe zu Analysen und Auszügen geben, und die für die Beurtheilung der literarischen Bestrebungen der beiden Klöster wohl in die Wagschale fallen dürften. Daß die ungünstigen politischen Verhältnisse, unter denen Oberschwaben in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts viel zu leiden hatte, auch die Klöster und deren Thätigkeit schädigten und hemmten, soll nur angedeutet sein.

Selbst deutsche Literatur und Dichtkunst, an denen nach Rudolf Krauß „Schwaben von der Mitte des 17. bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts so gut wie keinen Antheil hatte", fanden um jene Zeit in Zwiefalten und Wiblingen ihre Vertreter, wie aus einer Korrespondenz des P. Ziegelbauer mit dem vorab um die altdeutsche Poesie hochverdienten Melker Benediktiner Placidus Amon hervorgeht, der mit keinem Geringeren als mit Gottsched und mit Franz Christian v. Scheyb in reger literarischer Verbindung stand und Gottsched namentlich viel Material aus den Klöstern lieferte. Würdige Genossen dieser um die Förderung und Verbesserung der deutschen Literatur verdienten Männer sind der Ottobeurer bezw. Wiblinger Mönch Ludwig Auerbacher (geb. 1784), von seinen Ordensbrüdern „der Klassiker unter den Volksschriftstellern" genannt, sowie die Patres Joh. Nep. Höld, nach Ziegler „poeta natus", und Hartmann Alber, „qui latinae linguae et poeseos germanicae gnarus sermones pulchros edidit et carmina". P. Ziegler selbst

durch die Nadelstiche übelwollender und unsachlicher Kritik das Leben verleidet haben.

Alle Genannten aber überbietet in der Härte des Urtheils der Aachener Museumsdirektor Kisa im „Führer durch das Suermondt-Museum der Stadt Aachen (1902)". Dort heißt es Seite 91: „Von den Aachenern verhöhnt und verspottet, arbeitete Rethel nur mit äußerster Selbstüberwindung an dem großen Werke."

Wir wollen nun noch einen Kunstschriftsteller zu Wort kommen lassen, dem man schon wegen seiner Stellung eine genaue Kenntniß der in Betracht kommenden Verhältnisse und der lokalen Literatur zutrauen sollte, deren Beherrschung im vorliegenden Falle unerläßlich ist. Es ist Max Schmid, Professor der Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule zu Aachen, der für die Knackfuß'schen Künstler-Monographien das Heft über Rethel geliefert hat.[1]) Er schreibt:

Der gothische Bau des 13. Jahrhunderts war im Jahre 1656 durch einen Brand so beschädigt, daß er vollständig umgebaut wurde. Bei der Gelegenheit wurden sowohl die Innenräume als die Fassade verputzt und mit Roccoco-ornamenten verziert. Hier und dort stürzte der Verputz ab und ließ Reste gothischer Gesimse, verstümmelte Baldachine und verbaute Fenster durchblicken. Es war natürlich, daß man bei der wiederbelebten Begeisterung für den gothischen Stil das Rathhaus in dieser Form wieder herzustellen wünschte, und ganz besonders den sogenannten Krönungssaal, der durch Einbauten in kleine Zimmer getheilt worden und gänzlich entwürdigt war, wieder auszubessern und auszuschmücken gedachte. Der Rheinisch-Westfälische Kunstverein hatte Beiträge bewilligt zur Ausschmückung des Saales mit Fresken, die an dieser Stelle kaum etwas anderes verherrlichen konnten, als den großen Frankenkönig Karl. Es wurde jene Concurrenz ausgeschrieben, an der außer Rethel sich nur Plüddemann, Mücke,

1) Rethel. Von Max Schmid. Bielefeld und Leipzig 1898. Das Folgende S. 71.

Stilke betheiligten, über die Rethel mit seinen sieben Entwürfen den Sieg erfocht. Das war im Jahre 1840 gewesen. Indessen hatte eine Partei in Aachen den Vorschlag gemacht, es solle der Krönungssaal auch nach der Südseite hin Fenster erhalten, und man machte geltend, daß der dadurch gewonnene Ausblick vom Rathhaus auf Karls des Großen Münster ganz besonders würdig, ja nothwendig sei. Daß eine solche Beleuchtung von zwei Seiten ein höchst unglückliches Licht für den Saal ergab, wurde dabei nicht beachtet. Die Fresken wollte man damit überhaupt beseitigen oder verkürzen und an ihrer Stelle Standbilder der Kaiser an den Pfeilern des Saales errichten. Es gab Streit hin und her. Die Aachener Zeitungen damaliger Zeit bringen allerdings nicht allzu viel über diese so wichtige künstlerische Frage, aber es hatten sich Parteien gebildet. und man kämpfte für seine Ueberzeugung mit wenig Verständniß, aber viel Erbitterung. Mochten immerhin die Autoritäten sich für die Vermauerung der Wand und für die Fresken erklären, die „lokalen Autoritäten" dünkten sich nicht weniger klug.

Am 16. März 1843 erstattete der kgl. Baurath Zwirner, der bekannte Architekt, ein Gutachten, daß der Plan der Erweiterung des Krönungssaales durch Fenster nach der Südseite[1]) aus baulichen Rücksichten undurchführbar sei Das alte, vielfach beschädigte Gebäude, dessen Mauern sich nach verschiedenen Richtungen gesenkt und geneigt hatten, hätte durch die kühne Construktion des Saales so wenig Halt in sich behalten, daß die Gefahr des Einsturzes der Deckengewölbe vorgelegen hätte, die ohnedies nur durch Verankerung zum Theil gehalten werden konnten. Das hinderte nicht, daß der Kampf sich noch drei Jahre hindurch fortsetzte, bis zu Rethels Gunsten entschieden wurde.

Was alle genannten Schriftsteller mit einander gemein haben, ist eine vollständige Unkenntniß des Verhältnisses der Rethelfresken zu der Wiederherstellung des Aachener

---

1) Sonst wird ein Raum durch Fenster erhellt, daß er dadurch auch erweitert wird, dürfte eine Entdeckung Schmids sein.

Krönungssaales;[1]) alle ohne Ausnahme stellen hier den Sachverhalt geradezu auf den Kopf. Denn die Ausmalung des Saales erfolgte nicht infolge seiner Renovation, im Gegentheil entwickelte die letztere sich viel später aus der in Aussicht genommenen Anbringung von Fresken.

Ehe hierauf näher eingegangen wird, ist es nöthig, die Beschaffenheit des Saales, insbesondere auch seinen Zustand am Ende der Dreißigerjahre des 19. Jahrhunderts, ins Auge zu fassen.

Ursprünglich, wie auch jetzt wieder, nahm der Krönungssaal das ganze obere Geschoß des Rathhauses ein. Er hat eine Länge von fast 45 Meter, eine Breite von 19 Meter und wird durch vier mächtige über Eck gestellte Pfeiler der Länge nach in zwei gleiche Theile getheilt, von denen jeder wieder fünf gleiche Gewölbefelder enthält.

Nach dem Brande von 1656 hatte das Aachener Rathhaus, dessen gothische Theile nicht, wie Schmid angibt, dem 13., sondern dem 14. Jahrhundert entstammen,[2]) mancherlei Veränderungen erfahren, wodurch namentlich der Krönungssaal in Mitleidenschaft gezogen worden war. Man hatte diesen, für den man, seit die Krönungen in Frankfurt stattfanden, keine rechte Verwendung wußte, im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts durch Zwischenwände in eine Anzahl kleinerer Räume zerlegt. Eine anschauliche Schilderung seines veränderten Zustandes gibt ein zuverlässiger, kunstverständiger Augenzeuge, Professor Cornel Peter Bock, in einer aus Anlaß der Wiederherstellung erschienenen Schrift, die dauernden Werth besitzt:[3])

---

1) Er wird so genannt, weil nach der im Münster vollzogenen Krönung in ihm die weltlichen Feierlichkeiten stattfanden.

2) Es ist dies ein für einen ortsansässigen Professor der Kunstgeschichte sehr fataler Schnitzer.

3) Das Rathhaus zu Aachen. Schutzschrift für die unverletzte Erhaltung des deutschen Krönungssaales. Aachen 1843. Der Verfasser, der nicht mit dem Aachener Kunstschriftsteller Franz Bock

Partei ertrug nur mit Widerwillen die Arbeiten eines pr
testantischen Künstlers. [1])

Die das Verhältniß Rethels zur Aachener Bürgersch
betreffenden Angaben Wolfgang Müllers sind ausführl
wiedergegeben, weil aus ihnen die Urtheile aller späte
Schriftsteller geschöpft sind, nur wird, wie es schon b
Müller selbst im Laufe der Darstellung geschieht, mit d
Zeit fortschreitend die Beschuldigung bestimmter, der T
schärfer. [2])

von Donop [3]) berichtet, wie „die ultramontane Part
in Aachen mit Mißgunst auf den protestantischen Künst
geblickt habe, wie sie gegen ihn feindselig gestimmt gewe
sei, und die Reibungen mit ihr des Malers Geist in
trübste Stimmung versetzt hätten, wie er mit all sei
Kunst ihr nicht genügen konnte, wie man sogar noch
Lebzeiten des Künstlers im Stadtrath den Antrag gest
habe, die Gemälde herunterschlagen zu lassen.

Gurlitt [4]) weiß von der Aufregung, mit der Ret
die ihm, dem Protestanten, im frommen Aachen eifrig z
getheilten Neckereien der Katholiken aufnahm.

Schaarschmidt [5]) spricht von den Elementen in Aach
die dem reizbaren Künstler die Arbeit erschwert und i

---

1) A. a. O. S. 176 f.

2) Mit welch unglaublicher Oberflächlichkeit Müller schrieb, da
liefert er auch bei Beschreibung des Rethel'schen Bildes, „Otto
öffnet die Gruft Karls d. G." ein Beispiel. Es heißt hier (S 8
„Auf dem Haupte trägt Karl die sechseckige Krone mit dem Kr
das aus dem Holze des Heiligen Grabes geschnitten wa

Wirklich, wenn man sich dem Gebiete des katholischen Cu
auch nur von ferne nähert, dann ist selbst der größte Blöds
erlaubt, ohne daß man dadurch an Ansehen verliert.

3) Allg. Deutsche Biographie Bd. 28 (1889) S. 265 ff.

4) Die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts. 2. Auflage. Be
1900. S. 345.

5) A. a. O. S. 123.

mäßiger Gemälde angebracht, die auf den kurz vorher (1748) zu Aachen geschlossenen Frieden Bezug haben, dessen Verhandlungen in den Räumen des Rathhauses selbst gepflogen worden waren. Für die Schönheit des Getäfels und den Reichtum der Stukkaturarbeit, die verschwenderisch über die Wände und die Gewölbrippen verbreitet ist und der malerischen Ausschmückung als Einfassung dient, sind keine Kosten gespart worden. Will man unbefangen urtheilen, so wird man zugestehen, daß der Saal, ausgestattet wie er ist, allen Anforderungen entsprechen mußte, welche die erste Hälfte des verwichenen (18.) Jahrhunderts an ein Unternehmen dieser Art stellen mochte. Der Totaleindruck ist trotz der Ueberladung, trotz der künstlerischen Mängel der einzelnen Ornamente, ein würdiger und feierlicher, und gerne würde man mit der gegenwärtigen Erscheinung des Saales sich versöhnen, falls man überhaupt das Princip, worauf die Beschränkung seiner früheren großartigen Ausdehnung beruht, billigen und den Verlust des wichtigen historischen Denkmals verschmerzen könnte, welches dadurch völlig unkenntlich gemacht, also so gut wie vernichtet ist.[1])

Daß der als Festsaal eingerichtete Theil des Krönungssaales sich in einem baufälligen Zustand befunden habe, oder wie Schmid es schildert, eine romantische Ruine gewesen sei, davon finden wir bei Bock kein Wort. Der Saal, in dem noch 1815 die Huldigung der Rheinlande, am 18. Oktober 1818 während des Monarchen-Congresses ein von Friedrich Wilhelm III. veranstaltetes Fest stattgefunden hatte, war tadellos erhalten. Was des Ersatzes bedürftig schien, waren nur die „sehr mittelmäßigen Gemälde“, welche dem fortgeschrittenen Kunstgeschmack nicht mehr genügten.

Nun machte in der Sitzung des Stadtraths vom 7. Januar 1839 der Stadtverordnete G. Schwenger den Vorschlag, den Festsaal von Künstlerhand mit neuen Wandgemälden ausschmücken zu lassen. Es ist möglich, daß dieser

---

1) A. a. O. S. 165.

Stilke betheiligten, über die Rethel mit seinen sieben Entwürfen den Sieg erfocht. Das war im Jahre 1840 gewesen. Indessen hatte eine Partei in Aachen den Vorschlag gemacht, es solle der Krönungssaal auch nach der Südseite hin Fenster erhalten, und man machte geltend, daß der dadurch gewonnene Ausblick vom Rathhaus auf Karls des Großen Münster ganz besonders würdig, ja nothwendig sei. Daß eine solche Beleuchtung von zwei Seiten ein höchst unglückliches Licht für den Saal ergab, wurde dabei nicht beachtet. Die Fresken wollte man damit überhaupt beseitigen oder verkürzen und an ihrer Stelle Standbilder der Kaiser an den Pfeilern des Saales errichten. Es gab Streit hin und her. Die Aachener Zeitungen damaliger Zeit bringen allerdings nicht allzu viel über diese so wichtige künstlerische Frage, aber es hatten sich Parteien gebildet, und man kämpfte für seine Ueberzeugung mit wenig Verständniß, aber viel Erbitterung. Mochten immerhin die Autoritäten sich für die Vermauerung der Wand und für die Fresken erklären, die „lokalen Autoritäten“ dünkten sich nicht weniger klug.

Am 16. März 1843 erstattete der kgl. Baurath Zwirner, der bekannte Architekt, ein Gutachten, daß der Plan der Erweiterung des Krönungssaales durch Fenster nach der Südseite[1]) aus baulichen Rücksichten undurchführbar sei. Das alte, vielfach beschädigte Gebäude, dessen Mauern sich nach verschiedenen Richtungen gesenkt und geneigt hatten, hätte durch die kühne Construktion des Saales so wenig Halt in sich behalten, daß die Gefahr des Einsturzes der Deckengewölbe vorgelegen hätte, die ohnedies nur durch Verankerung zum Theil gehalten werden konnten. Das hinderte nicht, daß der Kampf sich noch drei Jahre hindurch fortsetzte, bis zu Rethels Gunsten entschieden wurde.

Was alle genannten Schriftsteller mit einander gemein haben, ist eine vollständige Unkenntniß des Verhältnisses der Rethelfresken zu der Wiederherstellung des Aachener

---

1) Sonst wird ein Raum durch Fenster erhellt, daß er dadurch auch erweitert wird, dürfte eine Entdeckung Schmids sein.

Krönungssaales;[1]) alle ohne Ausnahme stellen hier den Sachverhalt geradezu auf den Kopf. Denn die Ausmalung des Saales erfolgte nicht infolge seiner Renovation, im Gegentheil entwickelte die letztere sich viel später aus der in Aussicht genommenen Anbringung von Fresken.

Ehe hierauf näher eingegangen wird, ist es nöthig, die Beschaffenheit des Saales, insbesondere auch seinen Zustand am Ende der Dreißigerjahre des 19. Jahrhunderts, ins Auge zu fassen.

Ursprünglich, wie auch jetzt wieder, nahm der Krönungssaal das ganze obere Geschoß des Rathhauses ein. Er hat eine Länge von fast 45 Meter, eine Breite von 19 Meter und wird durch vier mächtige über Eck gestellte Pfeiler der Länge nach in zwei gleiche Theile getheilt, von denen jeder wieder fünf gleiche Gewölbefelder enthält.

Nach dem Brande von 1656 hatte das Aachener Rathhaus, dessen gothische Theile nicht, wie Schmid angibt, dem 13., sondern dem 14. Jahrhundert entstammen,[2]) mancherlei Veränderungen erfahren, wodurch namentlich der Krönungssaal in Mitleidenschaft gezogen worden war. Man hatte diesen, für den man, seit die Krönungen in Frankfurt stattfanden, keine rechte Verwendung wußte, im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts durch Zwischenwände in eine Anzahl kleinerer Räume zerlegt. Eine anschauliche Schilderung seines veränderten Zustandes gibt ein zuverlässiger, kunstverständiger Augenzeuge, Professor Cornel Peter Bock, in einer aus Anlaß der Wiederherstellung erschienenen Schrift, die dauernden Werth besitzt:[3])

---

1) Er wird so genannt, weil nach der im Münster vollzogenen Krönung in ihm die weltlichen Feierlichkeiten stattfanden.

2) Es ist dies ein für einen ortsansässigen Professor der Kunstgeschichte sehr fataler Schnitzer.

3) Das Rathhaus zu Aachen. Schutzschrift für die unverletzte Erhaltung des deutschen Krönungssaales. Aachen 1843. Der Verfasser, der nicht mit dem Aachener Kunstschriftsteller Franz Bock

Bei den nach Süden gelegenen Abtheilungen des unteren Geschosses verschwand jedwede Spur der älteren Bestimmungen, der sie theilweise vielleicht schon früher entfremdet worden waren. Ein Gewölbe (das zweite von der Ostecke an gerechnet) wurde durchbrochen, um Platz für die Anbringung einer hölzernen Treppe zu gewinnen, die zu den verschiedenen Gemächern führt, worin die Südhälfte des Krönungssaales zerlegt wurde. In dem letzteren wurden die Pfeiler durch aufgeführte Zwischenwände verbunden. Mittelst dieser und anderer senkrecht dawider gestellter Wände gewann man auf der südlichen Seite mehrere Räume, die zu verschiedenen Verwaltungszwecken bestimmt wurden. An der Nordseite wurde für die Begehung öffentlicher Feste 2c. ein großer Saal erhalten. Um aber ein erträgliches Verhältniß der Breite dieses Saales zu seiner nunmehr abnorm gewordenen Länge zu vermitteln, sonderte man den Raum des untersten westlichen Gewölbes von diesem ab. Mehrere Techniker bezeugen, daß diese Arbeiten in dem schadhaft gewordenen Gebäude (welches man durch Verankerung zusammenzuhalten sich genöthigt sah) nicht ohne große praktische Einsicht vorgenommen wurden. Mittelst einer consequent überall durchgeführten, dem Geschmacke der Zeit entsprechenden Verzierung, welche jeden Ueberrest der älteren Einrichtung überkleidete, bemühte man sich, jede hervortretende Disharmonie zu beseitigen. An den Wänden des Hauptsaales wurde eine Reihe, freilich sehr mittel-

---

verwechselt werden darf, war geboren zu Aachen am 27. Febr. 1804, Professor an den Universitäten Marburg (1831—34) und Freiburg i. Br. (1859—70), wo er am 18. Oktober 1870 starb. (Seine von Alfred von Reumont verfaßte Biographie, in der jedoch der Geburtstag unrichtig angegeben ist, Zeitschr. des Aach. Gesch.-Vereins 5 S. 157.)

Andere einschlägige Schriften sind:

Ueber die Wiederherstellung des Kaiser-Saales in dem Rathhause zu Aachen von Fr. Olebecke, Gymnasialoberlehrer, Aachen 1842.

Die Erneuerung des Rathhaus-Saales zu Aachen von Dr. Debey. Aachen 1847. Diese drei Schriften sind dem Professor Schmid offenbar unbekannt geblieben.

mäßiger Gemälde angebracht, die auf den kurz vorher (1748) zu Aachen geschlossenen Frieden Bezug haben, dessen Verhandlungen in den Räumen des Rathhauses selbst gepflogen worden waren. Für die Schönheit des Getäfels und den Reichtum der Stukkaturarbeit, die verschwenderisch über die Wände und die Gewölbrippen verbreitet ist und der malerischen Ausschmückung als Einfassung dient, sind keine Kosten gespart worden. Will man unbefangen urtheilen, so wird man zugestehen, daß der Saal, ausgestattet wie er ist, allen Anforderungen entsprechen mußte, welche die erste Hälfte des verwichenen (18.) Jahrhunderts an ein Unternehmen dieser Art stellen mochte. Der Totaleindruck ist trotz der Ueberladung, trotz der künstlerischen Mängel der einzelnen Ornamente, ein würdiger und feierlicher, und gerne würde man mit der gegenwärtigen Erscheinung des Saales sich versöhnen, falls man überhaupt das Princip, worauf die Beschränkung seiner früheren großartigen Ausdehnung beruht, billigen und den Verlust des wichtigen historischen Denkmals verschmerzen könnte, welches dadurch völlig unkenntlich gemacht, also so gut wie vernichtet ist.[1])

Daß der als Festsaal eingerichtete Theil des Krönungssaales sich in einem baufälligen Zustand befunden habe, oder wie Schmid es schildert, eine romantische Ruine gewesen sei, davon finden wir bei Bock kein Wort. Der Saal, in dem noch 1815 die Huldigung der Rheinlande, am 18. Oktober 1818 während des Monarchen-Congresses ein von Friedrich Wilhelm III. veranstaltetes Fest stattgefunden hatte, war tadellos erhalten. Was des Ersatzes bedürftig schien, waren nur die „sehr mittelmäßigen Gemälde", welche dem fortgeschrittenen Kunstgeschmack nicht mehr genügten.

Nun machte in der Sitzung des Stadtraths vom 7. Januar 1839 der Stadtverordnete G. Schwenger den Vorschlag, den Festsaal von Künstlerhand mit neuen Wandgemälden ausschmücken zu lassen. Es ist möglich, daß dieser

1) A. a. O. S. 165.

Gedanke durch die um jene Zeit in Angriff genommene Herstellung des Römersaales in Frankfurt angeregt worden war. Jedenfalls hatte Schwenger sich schon vorher mit dem Kunstverein für Rheinland und Westfalen zu Düsseldorf, dessen Vertreter er war, in Verbindung gesetzt, denn er konnte von dieser Seite eine namhafte Beihülfe in Aussicht stellen. Trotzdem verging ein ganzes Jahr, ehe die Sache in Fluß kam. Man einigte sich dann zwischen Stadt und Kunstverein dahin, für die anzubringenden Gemälde eine Concurrenz unter den deutschen Künstlern auszuschreiben und beiderseits die Hälfte der auf 20,000 Thaler veranschlagten Kosten zu übernehmen. *Beabsichtigt war, die Verstümmelung des ehemaligen Krönungssaales fortbestehen zu lassen*, den damaligen Hauptsaal um den mit gutem Vorbedacht an dem Westende abgesonderten Raum zu vergrößern, und an der so entstehenden langen, durch die hineinragenden Pfeilertheile in fünf Felder getheilten Wand, wie an den beiden Breitseiten sieben Bilder mit Darstellungen aus dem Leben Karls d. Gr. in Fresko-Malerei ausführen zu lassen.[1])

Es ist bekannt, daß in der Concurrenz Rethel seine Mitbewerber aus dem Felde schlug. Am 4. August 1840 konnte er seiner Familie melden, daß ihm der Preis zuerkannt worden war.[2])

---

1) Bock a. a. O. S. 167.

2) Die sieben von Rethel eingereichten Entwürfe stellten dar: 1. Sturz der Irmensäule. 2. Schlacht bei Cordova. 3. Taufe Wittekinds. 4. Frankfurter Synode von 794. 5. Krönung Karls. 6. Uebergabe der Krone an Ludwig den Frommen. 7. Otto III. öffnet die Gruft Karls d. G.

Die Darstellung der Frankfurter Synode, durch welche der offenbar übel berathene Künstler die libri Carolini genannte Schrift in ihrem Gegensatze zu den Beschlüssen des zweiten Concils von Nicäa verherrlichen wollte, wurde seitens des Aachener Stadtrathes abgelehnt und zwar mit Recht. Denn dem ge-

In Aachen scheint man nun mit den Vorbereitungen zur Ausführung der Freskogemälde begonnen zu haben, und das Schicksal des Krönungssaales schien besiegelt.

Da erschien in der Aachener Zeitung vom 24. Februar 1841 ein Artikel mit der Ueberschrift: „An die Ehre der alten Kaiserstadt Aachen“. Der Artikel weist in voller Erkenntniß der Bedeutung von Rethels Entwürfen darauf hin, wie durch ihre Ausführung die Verstümmelung des Krönungssaales eine dauernde sein werde; er fordert auf, den ebenso künstlerisch als geschichtlich merkwürdigen Saal in seiner alten Gestalt wieder herzustellen und betont mit Recht, wie die Ausschmückung eines Saalfragments durch Gemälde nur eine Zierde und ein Besitztum Aachens sei; der wiederhergestellte gothische Kaisersaal werde dagegen eine Zierde Preußens, ein großes deutsches Werk sein; was der Rath der Kaiserstadt im 18. Jahrhundert zum Hohne des alten Deutschlands verdorben, das könne jetzt zur Ehre Deutschlands, Preußens, Aachens wieder erneuert werden und hohe Ehre den Wiederherstellern bringen.

Was dieser Artikel verlangte, war zu berechtigt und einleuchtend, als daß man sich ihm hätte verschließen können.

---

nannten Concil wurde eine Behauptung zugeschrieben, deren gerades Gegentheil es aufgestellt hatte. Die Polemik der Karolinischen Bücher beruht sonach auf einem argen Mißverständniß oder groben Uebersetzungsfehler. (Siehe Hefele, Conciliengeschichte 3. Bd. 2. Aufl. S. 678 und 694 ff.)

Die Ablehnung der „Frankfurter Synode“ war auch in künstlerischer Beziehung kein Unglück. Man hat zwar, eben weil der Entwurf abgelehnt worden ist, viel Aufhebens von ihm gemacht. Er ist aber unzweifelhaft der schwächste der sieben Entwürfe, ein Bild, wie es jeder machen konnte.

Als später, in Folge der Wiederherstellung des Krönungssaales, Raum für 8 Bilder entstand, hat Rethel noch den Einzug in Pavia und den Bau des Aachener Münsters hinzukomponirt. Niemand wird wegen der Frankfurter Synode den Einzug in Pavia missen wollen.

Fassen wir zum Schluß das Ergebniß der Untersuchung kurz zusammen. Durchdrungen von der geschichtlichen und künstlerischen Bedeutung des Krönungssaales erstrebt die Aachener Bürgerschaft seine Wiederherstellung in der ursprünglichen Gestalt, weil sie, ohne dem Maler irgendwie zu nahe zu treten, überzeugt ist, daß wenn irgendwo, dann hier seine Kunst sich der Architektur unterzuordnen habe. Hiefür wahrlich gebührt ihr kein Tadel, wohl aber hohes Lob. Es wäre darum endlich an der Zeit, Beschuldigungen nicht mehr zu wiederholen, die theils auf freilich kaum entschuldbarer Unkenntniß des Sachverhalts beruhen, theils völlig aus der Luft gegriffen sind. Verstummen werden diese unwahren Behauptungen trotzdem nicht, denn sie eignen sich zu sehr als Beweis für die „ultramontane Inferiorität".

Centrumspartei, hat in seinem „Büchlein geistlicher Lieder" (Aachen 1861 S. 252) der Zeichnung Rethels „Der Tod als Freund" ein tiefempfundenes Lied geweiht. Wäre in Aachen die „ultramontane Partei" feindselig gegen Rethel gestimmt gewesen, dann sicher in erster Linie ihre Führer. Man pflegt sich aber sonst nicht durch die Werke seiner Feinde begeistern zu lassen.

L.

Zur Eisenbahnpolitik in Deutschland.

I.

„Deutsche Eisenbahnpolitik“ — so wagen wir die kurze Erörterung nicht zu überschreiben, weil wir uns dann über eine unbekannte Größe auszulassen hätten; eine deutsche Eisenbahnpolitik gibt es nicht. Wenn wir auch nicht mehr die 63 „souveränen“ Eisenbahndirektionen des Jahres 1876 besitzen, so sind wir doch von einer einheitlichen deutschen Eisenbahnpolitik so entfernt als je, obwohl sie ein dringendes Gebot der Zeit ist. Heute treibt jeder deutsche Staat, der sich noch eigener Bahn erfreut, Verkehrspolitik auf eigene Faust, bis der preußische Eisenbahnminister mit irgend einer Regierung kommt, und dann klappen die einzelstaatlichen Verkehrsminister wie Federmesser zusammen. Von einer „preußischen Verkehrspolitik“ kann man füglich sprechen, aber von keiner deutschen, und heute steht in der That die Sache so: Soll ganz Deutschland die preußische Eisenbahnpolitik aufgehalst erhalten oder eine einheitliche deutsche sich geben? Als auf dem Boden der Verfassung des Deutschen Reiches stehend und seinen Föderativcharakter hochhaltend, müssen wir das erstere ebenso unbedingt ablehnen, wie wir dringend das zweite herbeiwünschen

Was sagt die Verfassung des Deutschen Reiches über die Eisenbahnen? Nach Artikel 4 Abs. 8 ist das Eisen-

Bilder. Wenn dann Rethel dazu kam, die Person mit der Sache zu verwechseln, so mag man das einem leicht erregten, krankhaft veranlagten jungen Mann zu gute halten.[1]) Von der Nachwelt muß man ein besonnenes, gerechtes Urtheil verlangen. Es ist aber schreiendes Unrecht, wenn man der Aachener Bürgerschaft, die doch für eine Sache von höchster geschichtlicher und künstlerischer Bedeutung kämpfte, deßwegen Vorwürfe macht. Für Auslassungen, wie z. B. bei Schmid:

„Niemals kann der Aachener Bürgerschaft der Vorwurf erspart bleiben, daß sie Rethels Schaffen mit geringer Antheilnahme begleitet habe. Nicht in den Tod hat Aachen einen seiner größten Söhne getrieben; aber das Leben hat es ihm gründlich vergällt durch die stumpfe Gleichgültigkeit und den Hochmuth, mit dem so mancher Philister sich diesem Genie ebenbürtig fühlte und ihm die Ehrerbietung versagte, die man jeder betitelten oder uniformirten Null willig darbringt“.[2])

fehlt jede Unterlage. Im Gegentheil, der Streit wurde von Seiten derjenigen, welche die Wiederherstellung des Krönungssaales in seiner ursprünglichen Gestalt erstrebten, durchaus sachlich geführt, und es spricht aus allen ihren Kundgebungen, wie sie namentlich in zahlreichen Zeitungsartikeln enthalten sind, durchaus keine Gleichgültigkeit gegen Rethel, wohl aber die hohe Anerkennung, die man ihm und seiner Kunst zollte, trotzdem man damals nur kleine Entwürfe und nicht wie wir ausgeführte Gemälde vor sich hatte. Der Streit nahm auch sofort ein Ende, als der

---

1) Schaarschmidt (a. a. O. S. 121) wird wohl Recht haben, wenn er meint, Rethel habe an Ueberempfindlichkeit gelitten. Diese Charaktereigenschaft war auch wohl die Ursache, daß Rethel überall in Unfrieden schied und in Aachen in selbstgewollter Vereinsamung lebte. Doch mag hiezu auch eine aussichtslose Liebschaft beigetragen haben, die er in Aachen anknüpfte.

2) Schmid, Rethel S. 122.

leider mit der Oertlichkeit nicht vertraute König Friedrich Wilhelm IV., dem Rethel seine Entwürfe persönlich vorgelegt hatte, zu Gunsten der heutigen Gestaltung des Saales endgültig den Ausschlag gegeben hatte.[1])

Geradezu empörend ist der Vorwurf, es seien aus confessionellen Gründen Rethel in Aachen Schwierigkeiten gemacht worden. Zuerst ist diese schwere Beschuldigung erhoben worden in einem Aufsatze des Düsseldorfer Akademie-Professors Wiegmann, der als Beilage zur Aachener Zeitung vom 11. April 1847 erschien. Diese Anschuldigung hat sofort entrüsteten Widerspruch erfahren. So versicherte z. B. der katholische Religionslehrer an der Provinzial-Gewerbeschule C. G. Schervier, ein allgemein geachteter Ehrenmann, der wiederholt in den Streit eingegriffen hatte, in der Aachener Zeitung vom 28. April 1847 auf Ehre und Gewissen, erst durch den Wiegmann'schen Aufsatz erfahren zu haben, daß Rethel nicht katholisch war.[2]) Wie wenig aber im Streite Rethel's Confession eine Rolle spielte, folgt unwiderleglich daraus, daß auch zahlreiche Nichtkatholiken, darunter die beiden evangelischen Pfarrer, die 1847 dem Könige Friedrich Wilhelm IV. überreichte Petition um Wiederöffnung der Fenster in der Südwand mitunterschrieben hatten.[3])

---

1) Um auch für den Fall der Herstellung des Krönungsaales in seiner ursprünglichen Gestalt die Rethel'schen Fresken der Stadt zu erhalten, war schon in dem erwähnten Artikel der Aachener Zeitung vom 24. Februar 1841 der Vorschlag gemacht, dieselben in einem zu errichtenden Museum anzubringen.

2) In seiner Geschichte der Düsseldorfer Kunst-Akademie (1856) hat Wiegmann bei Erwähnung der Rethelfresken Vorwürfe gegen die Aachener Bürgerschaft nicht mehr erhoben.

3) Der Arzt Dr. Debey († 1884), der für die Wiederherstellung des Kaisersaales in seiner ursprünglichen Gestalt wiederholt die Feder ergriffen hatte, allezeit ein hervorragendes Mitglied der Aachener

Fassen wir zum Schluß das Ergebniß der Untersuchung kurz zusammen. Durchdrungen von der geschichtlichen und künstlerischen Bedeutung des Krönungssaales erstrebt die Aachener Bürgerschaft seine Wiederherstellung in der ursprünglichen Gestalt, weil sie, ohne dem Maler irgendwie zu nahe zu treten, überzeugt ist, daß wenn irgendwo, dann hier seine Kunst sich der Architektur unterzuordnen habe. Hiefür wahrlich gebührt ihr kein Tadel, wohl aber hohes Lob. Es wäre darum endlich an der Zeit, Beschuldigungen nicht mehr zu wiederholen, die theils auf freilich kaum entschuldbarer Unkenntniß des Sachverhalts beruhen, theils völlig aus der Luft gegriffen sind. Verstummen werden diese unwahren Behauptungen trotzdem nicht, denn sie eignen sich zu sehr als Beweis für die „ultramontane Inferiorität".

Centrumspartei, hat in seinem „Büchlein geistlicher Lieder" (Aachen 1861 S. 252) der Zeichnung Rethels „Der Tod als Freund" ein tiefempfundenes Lied geweiht. Wäre in Aachen die „ultramontane Partei" feindselig gegen Rethel gestimmt gewesen, dann sicher in erster Linie ihre Führer. Man pflegt sich aber sonst nicht durch die Werke seiner Feinde begeistern zu lassen.

L.

Zur Eisenbahnpolitik in Deutschland.

I.

„Deutsche Eisenbahnpolitik" — so wagen wir die kurze Erörterung nicht zu überschreiben, weil wir uns dann über eine unbekannte Größe auszulassen hätten; eine deutsche Eisenbahnpolitik gibt es nicht. Wenn wir auch nicht mehr die 63 „souveränen" Eisenbahndirektionen des Jahres 1876 besitzen, so sind wir doch von einer einheitlichen deutschen Eisenbahnpolitik so entfernt als je, obwohl sie ein dringendes Gebot der Zeit ist. Heute treibt jeder deutsche Staat, der sich noch eigener Bahn erfreut, Verkehrspolitik auf eigene Faust, bis der preußische Eisenbahnminister mit irgend einer Neuerung kommt, und dann klappen die einzelstaatlichen Verkehrsminister wie Federmesser zusammen. Von einer „preußischen Verkehrspolitik" kann man füglich sprechen, aber von keiner deutschen, und heute steht in der That die Sache so: Soll ganz Deutschland die preußische Eisenbahnpolitik aufgehalst erhalten oder eine einheitliche deutsche sich geben? Als auf dem Boden der Verfassung des Deutschen Reiches stehend und seinen Föderativcharakter hochhaltend, müssen wir das erstere ebenso unbedingt ablehnen, wie wir dringend das zweite herbeiwünschen

Was sagt die Verfassung des Deutschen Reiches über die Eisenbahnen? Nach Artikel 4 Abs. 8 ist das Eisen=

bahnwesen der Beaufsichtigung und Gesetzgebung seitens des Reiches unterworfen; in Artikel 42 verpflichten sich die Bundesstaaten, „die deutschen Eisenbahnen im Interesse des allgemeinen Verkehrs wie ein einheitliches Netz verwalten" zu lassen; auf Bayern ist allerdings diese Bestimmung nicht anwendbar. Trotzdem erscheint uns in diesen beiden Verfassungsbestimmungen die Möglichkeit und die Grundlage für eine einheitliche deutsche Eisenbahnpolitik gegeben, zumal in Artikel 45 noch die Betriebs- und Tarifeinheit als Ziel gesetzt ist. Die unklare Formulirung in der Verfassung hat von Anfang an große Differenzen in der Auslegung dieser Artikel hervorgerufen; fast jeder der bekannten Staatsrechtslehrer hat eine andere Ansicht (vergl. Laband, Staatsrecht II. Aufl. S 116, Seydel, Commentar zur Verf.-Urk. II. Aufl. S. 272 ff., Hänel, Deutsches Staatsrecht I. S. 647, Löning, Lehrbuch des deutschen Verwaltungsrechts S. 623, G. Meyer, Lehrbuch des deutschen Verwaltungsrechts I. S. 164 u. s w.). Ueber die Tragweite dieser Verfassungsartikel hat sich Fürst Bismarck dahin geäußert:

„Es ist wohl kein Abschnitt der Reichsverfassung, ich möchte sagen, der vollen Fertigkeit so nahe gebracht, wie dieser, und anscheinend (!) leichter in die Ausführung zu übersetzen, wie gerade dieser, wo dem Reiche große Attributionen in der Theorie verliehen sind. Aber es fehlt die praktische Handhabe. Es ist gewissermaßen ein geladenes Gewehr, aber es fehlt der Abzug, an dem es abgedrückt werden kann. Diese kleine Zuthat ist meines Erachtens alles, was die Regierung bedarf, um auch diesen Abschnitt allmählich seiner Ausführung näher zu bringen."

Diese geforderte „kleine Zuthat" hat Bismarck erhalten durch die Schaffung des Reichseisenbahnamtes, dem das Gesetz vom 27. Juni 1873 die Aufgaben zuwies: „1. das Aufsichtsrecht über das Eisenbahnwesen wahrzunehmen; . . . . 3. auf Abstellung der in Hinsicht auf das Eisenbahnwesen hervortretenden Mängel und Mißstände hinzuwirken". Diese letztere Aufgabe scheint der erste Reichs-

kanzler insonderheit im Auge gehabt zu haben, als er ausführte:

„Ich bin im Wesentlichen schon in meinem Gewissen beruhigt und dankbar, ohne abgefunden zu sein, wenn ich nur meine Beschwerdeinstanz bekomme für die Klagen, die das Publikum hat, auch gegen Staats- und Reichseisenbahnen — die Klagen können auch von den Regierungen ausgehen.“ [1])

Gerade nach dieser Richtung auch wurde das Reichseisenbahnamt mit ganz außerordentlichen Machtbefugnissen ausgestattet: es entscheidet gegen Beschwerden, die über seine Anordnungen erfolgen, „immer selbständig“ und unter „eigener Verantwortung mit Zuziehung von richterlichen Beamten“. Nicht mit Unrecht hat Windthorst diese Machtvollkommenheit als „juristische Monstrosität“ bezeichnet. Aber der gesammte Entwurf fand in der 34., 41., 42., 51. und 52. Sitzung des Reichstages im Jahre 1873 Annahme. Das Reichseisenbahnamt sollte ja nur der Vorläufer und Bahnbrecher der Reichseisenbahnen selbst sein, die Bismarck damals anstrebte. Als Ouvertüre zu diesen wurden die beiden Entwürfe eines Reichseisenbahngesetzes (Frühjahr 1874 und April 1875) vorgelegt, die beide erstklassige Begräbnisse erhielten. Mitte Mai 1876 trat Bismarck mit dem „Entwurf eines Gesetzes betreffend die Uebertragung des Eigentums- und sonstiger Rechte des Staates an Eisenbahnen auf das Deutsche Reich“ an den preußischen Landtag, der im Abgeordnetenhause mit 216 gegen 160 und im Herrenhause mit 60 gegen 31 Stimmen Annahme fand. Bismarck suchte auf die anderen Einzelstaaten einzuwirken durch die Drohung:

„Würden die vorbezeichneten Bestrebungen der Regierung Preußens wegen Uebertragung des preußischen Bahnbesitzes auf das Reich an dem Widerspruch maßgebender Organe des Reiches scheitern, so könnte es nicht zweifelhaft sein, daß alsdann

1) Sitzung des Reichstags vom 17. Mai 1873, Protokoll S. 713.

Preußen selbst an die Lösung der gedachten Aufgaben mit voller Energie heranzutreten und vor allem die Erweiterung und Consolidation seines eigenen Staatsbahnbesitzes als das nächste Ziel seiner Eisenbahnpolitik zu betrachten haben würde. . . . Daß durch Erweiterung des preußischen Staatsbahnbesitzes und durch die völlige Entfaltung des in dem Besitze und der Verwaltung desselben liegenden Einflusses das Uebergewicht der mit den preußischen Bahnen verknüpften Interessen über die Grenzen des deutschen Staatsgebietes hinaus sich fühlbar machen würde, wäre eine wahrscheinliche Folge der alsdann von der preußischen Eisenbahnpolitik nothwendig einzuschlagenden Richtung."

Es muß gesagt werden, daß man sich damals der Bedeutung dieser Erklärung in den anderen Bundesstaaten nicht vollauf bewußt war; denn es war die Ankündigung: entweder deutsche Eisenbahnpolitik oder preußische Eisenbahnpolitik im Deutschen Reiche. In Bayern erklärte die Regierung am 25. Februar 1876, sie denke nicht an Abtretung bayerischer Bahnen an das Reich; in Sachsen sprachen sich Stände und Regierung ähnlich aus; man bezeichnete den Entwurf als eine „den inneren Frieden des Reiches bedrohende Abänderung der Reichsverfassung". Die badische Regierung versicherte am 4. März 1876, sie werde vor Allem im Auge behalten, welch hohen Werth der Besitz und die eigene Verwaltung der Eisenbahnen für Baden habe. Der württembergische Ministerpräsident Freiherr von Mittnacht zeigte sich am 30. März 1876 in der Abgeordnetenkammer als einen entschiedenen Gegner des Reichseisenbahnprojektes. Die Aufnahme desselben war somit eine dergestalt unfreundliche, daß auch die preußische Regierung verzichtete, im Bundesrath von der Befugniß, ihre Bahnen an das Reich abzutreten, Gebrauch zu machen. Dafür ging sie um so zielbewußter ihren Weg und vergrößerte durch Aufkauf ihr Eisenbahngebiet in einer solchen Weise, daß das von Bismarck an-

gekündigte „Uebergewicht“ sich jetzt für die anderen deutschen Bahnverwaltungen in der unliebsamsten Weise zeigt. Ein gesetzgeberischer Versuch auf diesem Gebiete ist seit 1876 nicht mehr unternommen worden.

II.

Die heutigen Verhältnisse einzelner Bundesstaaten aber zwingen zu einem Vorgehen nach irgend einer Richtung; denn es herrscht unter den deutschen Eisenbahnverwaltungen ein Zustand, der dem Art. 42 der Verfassung offen Hohn spricht. Man beobachtet ein Concurrenzrennen, das selbst noch den geriebensten Waarenhäusern zum Vorbild dienen könnte Die concurrence illégale scheint erstes Geschäftsprincip der Eisenbahnverwaltungen zu sein, und das trotz des Art. 42 der Reichsverfassung, trotz des Reichseisenbahnamtes, das den Abzug zum „geladenen Gewehr“ stellen sollte. Ja, das Reichseisenbahnamt![1]) Eines steht von demselben fest, daß die auf es gesetzte Hoffnung gänzlich gescheitert ist; da darf es gar nicht auffallen, daß Windthorst schon am 13. Dezember 1884 forderte, das Reichseisenbahnamt überhaupt aufzuheben, da es nur einen Sinn habe, wenn Reichseisenbahnen bestehen. In seiner heutigen Gestaltung hat das Reichseisenbahnamt in keiner Weise vermocht, die schweren Nachtheile der gegenseitigen Concurrenz der einzelnen Eisenbahnverwaltungen zu mildern. Diese Concurrenz zeigt sich in erster Linie auf dem Gebiete der sogen. Verkehrsumleitungen. Jede Bahnverwaltung hat freilich das Bestreben, die Güter möglichst lange auf den eigenen Schienen laufen zu lassen und der angrenzenden Verwaltung nur soviel abzutreten, als absolut nöthig ist. Um nun möglichst viel für die eigenen Kassen zu sichern, lassen

1) Es liegt uns natürlich gänzlich ferne, gegen die Beamten des Reichseisenbahnamtes diese Vorwürfe zu erheben; sie gehen gegen das System, dem auch diese fast völlig wehrlos gegenüberstehen.

sämmtliche deutsche Eisenbahnverwaltungen — wir nehmen hier keine einzige aus — die zu befördernden Güter riesige Umwege machen, was wieder große Verluste an Zeit und Kohlen und höhere Abnützung des rollenden Materials im Gefolge hat. Wir erheben nicht die Forderung, daß der zu wählende Weg stets und unter allen Umständen der kürzeste sein müsse; es gibt hier ganz berechtigte Ausnahmen. Wir wollen nur ein Beispiel nennen: Zwischen Köln und Trier ist der nächste Weg über die Eifel, der entferntere über Koblenz; wenn nun letzterer als der leistungsfähigere für die Güter gewählt wird, ist umsoweniger etwas einzuwenden, als ja die Tarife nach der kürzesten Route berechnet werden. Aber diese Verkehrsumleitungen müssen ihre Grenzen haben und die Concurrenz der einzelnen Eisenbahnverwaltungen darf nicht Formen annehmen, wie sie in den Vereinigten Staaten gang und gäbe sind; denn das widerspricht der Verfassung und dem Interesse der einzelnen Staaten. Leider aber sind wir in Deutschland hievon gar nicht weit entfernt. Die preußische Eisenbahnverwaltung sucht Sachsen zu umgehen, so weit sie es nur kann; z. B. werden die aus Thüringen nach Ostritz gehenden Güterzüge nicht den direkten Weg über Leipzig-Dresden-Zittau befördert, sondern im großen Bogen um Sachsen herum über Halle-Falkenberg-Hohenbocka-Görlitz geführt; im Personenverkehr ist es nicht viel besser. Die sächsische Strecke der Linie Berlin-Leipzig-Dresden-Bodenbach-Wien ist eine der bedeutendsten sächsischen Schnellzugslinien; nun hat Preußen hiezu eine Concurrenzlinie, die Sachsen ganz umgeht und die Reisenden trotz des Umwegs noch rascher nach Wien befördert. Findet sich der Umweg nicht so leicht, so legt man einfach weite Züge ein; hier nur ein Beispiel, wie das vor 2 Jahren geschehen ist zur Schädigung von Bayern. Der Nord-Süd-(Brenner-) Expreß verkehrt seit Jahren über Berlin-Hof-München-Ala-Mailand-Genua-Cannes; seit Bestehen der preußisch-hessischen

Eisenbahngemeinschaft hat man in Berlin den Riviera-Zug eingelegt, der Berlin-Frankfurt a/M.-Straßburg-Lyon-Toulon-Cannes fährt. Beim Brenner-Expreß sind nun betheiligt: Preußen mit 173 km, Sachsen mit 167 km, Bayern mit 417 km, österreichische Südbahn mit 503 km, Italien mit 503 km und die französische Mittelmeerbahn mit 66 km, insgesammt 1625 km. Der Riviera-Zug fährt aber auf preußisch-hessischer Strecke 603 km, auf bayerisch-pfälzischer 96 km, auf Reichsbahnen (Elsaß) 198 km und auf französischen Bahnen 959 km, insgesammt 1856 km. Preußen hat durch den neuen Zug sich 430 km mehr gesichert und führt lieber den Hauptvortheil Frankreich zu als dem Bundesstaat Bayern! In der württembergischen Abgeordnetenkammer rühmte Staatsrath von Balz (22. Juni 1903):. „Wir selber stehen recht rein und unschuldvoll da!" nämlich in dieser Frage der Umleitungen; aber der Regierungskommissär hat vergessen, daß Württemberg schon vor 50 und mehr Jahren die riesigsten Anstrengungen machte, um die italienische Post ganz über Württemberg zu erhalten, und daß in den letzten Jahren erst dasselbe Württemberg sogar mit Oesterreich einen förmlichen Vertrag abgeschlossen hat, nach welchem der Güterverkehr über den Arlberg zu leiten ist, zum Nachtheil Bayerns. Und wie Württemberg in seinem Innenverkehr die Güter sendet, wollen wir nicht weiter darlegen. Sämmtliche Eisenbahnverwaltungen müssen hier an ihre Brust schlagen und sich als verkehrspolitische Sünder hinstellen. Der Streit um die Frage, wer zuerst begonnen hat, ist ein recht müßiger. Allerdings steht dies nun fest, daß Württemberg unter den Umleitungen am meisten zu leiden hat; es berechnet seinen jährlichen Schaden auf über eine Million Mark. Die Linie Konstanz-Dresden macht 44 % Umgehung, München-Heidelberg 35 %, Regensburg-Karlsruhe 31 % u. s. f. Dieser nahezu systematischen Umgehung schreibt Württemberg

auch einen Theil der Schuld seiner schlechten Eisenbahnrente zu; diese betrug nämlich im Jahre 1900 bei den preußischen Staatsbahnen 7,77 %, in Bayern 3,38 %, in Sachsen 3,87 %, in Baden 3,27 % und in Württemberg nur 2,91 %. Die Hauptursache der geringen württembergischen Rente liegt allerdings in seinem gebirgigen Terrain, das Anlage- und Betriebskosten wesentlich höher stellt, als in der günstigen norddeutschen Tiefebene.

III.

Wie kann diesen allerseits zugegebenen Mißständen abgeholfen werden? Eine süddeutsche Eisenbahngemeinschaft ist vorgeschlagen worden; doch ist diese gänzlich aussichtslos und wird nie zu Stande kommen. Süddeutsche Großpreußen agitiren für den Anschluß an die preußisch-hessische Eisenbahngemeinschaft, was nur unter voller Aufgabe des größten Theils der wirthschaftlichen und politischen Selbständigkeit der Bundesstaaten erreicht werden kann. Man bedenke auch, was der conservative Führer Graf Limburg-Stirum am 3. März 1903 im Reichstage gesprochen hat: „Preußen hat gar kein Interesse daran, weder finanziell noch politisch, die Eisenbahnen der Mittelstaaten sich einzuverleiben. Finanziell profitiren wir nicht dabei; aber wir haben ein politisches Interesse, daß die Mittelstaaten ihre Eisenbahnen behalten; denn sie sind ein Theil ihrer politischen Selbständigkeit und an dieser wollen wir nicht rütteln. Darum wird eine vernünftige staatsmännische preußische Eisenbahnverwaltung den mittelstaatlichen Verwaltungen die Sache nicht unnöthig erschweren, sondern ihnen die Erhaltung ihrer eigenen Eisenbahnen erleichtern“. Hier wollen auch wir einsetzen, da auch unser Ziel die Erhaltung der einzelstaatlichen Bahnen ist; deßhalb muß in erster Linie reiner Tisch gemacht werden mit den traurigen Umgehungen. Der Kampf gegen diesen ver-

kehrspolitischen Unfug, der der Reichsverfassung so offen widerspricht, ist kein leichter; er kann am erfolgreichsten geführt werden durch eine Stärkung der Auktorität des Reichseisenbahnamtes. Dieses hat die Pflicht, jetzt schon schärfer hiegegen aufzutreten; denn schon am 2. März 1881 hat sein Vertreter im Reichstage ausgeführt: „Es ist angeordnet worden, daß jede Eisenbahnverwaltung verpflichtet ist, von jeder beabsichtigten Aufhebung oder Einschränkung bestehender direkter Expeditionen dem Reichseisenbahnamte unter Angabe der Gründe, die dafür bestimmend sind und unter Erläuterung des bisherigen Verkehrsumfanges so zeitig Anzeige zu machen, daß eine Prüfung der Maßregel nach der Richtung hin, ob sie etwa eine Schädigung der Interessen des allgemeinen Verkehrs herbeiführen könnte, möglich ist. Von dem Ergebniß dieser Prüfung hat das Reichseisenbahnamt die Ertheilung oder Versagung der Genehmigung abhängig zu machen". Wenn das Reichseisenbahnamt stets nach dem von ihm selbst aufgestellten Grundsatz gehandelt hätte, würden die heutigen Mißstände nicht möglich sein. Präsident von Schulz hat erst im Vorjahre im Reichstage (13. März 1902) zugestanden, daß eine Umwegsgrenze von 20% als das höchste betrachtet" werde. Wir sehen aber, daß bis zu 44% concurrencirt wird; wo liegt hier der Fehler? Ist das Reichseisenbahnamt nicht unabhängig genug vom preußischen Eisenbahnminister?

Der Kern von obigen Ausführungen liegt darin, daß das Reichseisenbahnamt selbst zugesteht, daß es den Umleitungen „im Interesse des Allgemeinen Verkehres" auf den Leib rücken kann; es muß also nur noch mehr scharf gemacht werden in dieser Richtung. Wenn einmal eine Statistik über die Verkehrsleitungen vorgelegt wird, geht die Abhilfe leicht. Man kann hier an eine „Verkehrscommission" denken analog der Commission für Arbeiterstatistik, bestehend aus je 7 Vertretern des Bundesraths und

Reichstags und dem Präsidenten des Reichseisenbahnamtes; diese würde als Schiedsgericht funktioniren und für eine gesunde Verkehrspolitik Sorge tragen und Anregungen geben; jedenfalls liegt es in der Competenz des Reichs, solche Maßnahmen zu treffen (cf. Art. 4 Ziff. 8 der Reichsverfassung). Damit würde ein Hauptübel an der Wurzel getroffen und der Weg für weitere gute Reform frei. Die Einführung einer Wagengemeinschaft wäre dann nur eine Frage der Zeit; sie würde sich ganz von selbst aufnöthigen. Eine Finanzgemeinschaft bezüglich der Roheinnahmen würde sogar nicht mehr nöthig sein; aber auch, wenn sie erreicht werden wollte, würde sie noch immer die heutige Selbständigkeit der einzelnen Bundesstaaten nicht verletzen. Von der Verständigung der einzelnen Bundesstaaten unter sich erwarten wir nicht zu viel; das sind lauter Concurrenten und diese haben seit 30 Jahren nichts erreicht. Aber das Reich und insonderheit der Reichstag hat die Aufgabe, hier einzugreifen, damit Art. 42 der Verfassung in die Wirklichkeit umgesetzt wird und die deutschen Eisenbahnen wie „ein einheitliches Netz" verwaltet werden.

Stuttgart. M. Erzberger.

LI.

Onno Klopp.

Als im November des Jahres 1859 allenthalben in Deutschland eine großartige Feier von Schillers 100jährigem Geburtstage anhub und speciell in München die Wogen der Begeisterung hoch schlugen, da erschien in diesen „Blättern" unter dem Titel: „Auch ein Säculargedächtniß" ein Aufsatz, welcher allerdings nur indirekt mit Schiller zusammenhing, indem er einleitend bemerkte: „Schiller, der große Dichter und kleine Historiker, dem wir im Uebrigen gerne den Tribut unserer Verehrung zollen, ist es vorzugsweise, dessen hinreißende Darstellung jenes Bild von Tilly entworfen hat, wie es in den vulgären Geschichtshandbüchern traditionell geworden." Der Verfasser des Artikels, welcher darauf hinweist, daß Tilly's 300jähriger Geburtstag in eben dieses laufende Jahr gefallen, begrüßt mit Freuden, daß allmählich das gerade durch Schillers bekannte Darstellung verdunkelte Bild des edlen Heerführers der Liga sich zu klären beginne, und zeigt, daß auch protestantische Forscher der neuesten Zeit zu einer anderen, gerechteren Beurtheilung sich durchzuarbeiten strebten. Hiebei kommt der Herausgeber dieser Blätter auch auf Onno Klopps in Westermanns illustrirten deutschen Monatsheften 1859 veröffentlichten Aufsatz: „Zur Charakteristik Tilly's im 30jährigen Kriege" zu sprechen und hebt dessen ruhige Objektivität rühmend hervor. Nur

bezüglich Magdeburgs scheine Klopp sich noch Zurückhaltung auferlegt zu haben, indem er zögere, das Freisprechungsurtheil über den Feldherrn geradeheraus zu sagen: „Aber Magdeburg? ... Auch Herr Klopp hat gefühlt, daß dieses der delikateste Punkt für seinen norddeutschen Leserkreis sei, und er ist auf den Zehen über die Brandstätte hinweggeglitten. . . . .“

Diese Bemerkungen über O. Klopps bisher noch vorsichtig zurückhaltende Stellung gegenüber dem schlimmsten und schwerwiegendsten Vorwurfe, welcher Tilly getroffen, gaben Veranlassung zu einem lebhaften Briefwechsel Onno Klopps mit der Redaktion der Historisch-politischen Blätter, wobei er sich erbot, das, was er in jener Charakteristik nur andeuten konnte, näher auszuführen, und schon im nächsten Bande der Zeitschrift erschien ein zunächst vorbereitender Aufsatz des bereits damals hoch angesehenen Historikers über das gleiche Thema in Gestalt einer Besprechung von Villermonts Tilly.

Unterm 8. Februar 1860 aber hatte Klopp aus Hannover, wo er damals als Lehrer an der höheren Töchterschule wirkte, an die Redaktion geschrieben: „Mögen sonst unsere Tendenzen nicht coincidiren: in Betreff Tilly's wird und muß die geehrte Redaktion in mir einen natürlichen Verbündeten erblicken. Darum biete ich ihr an, die Magdeburger Geschichte, den Kern und das Centrum der schwedischen Büberei und Verleumdung, so darzustellen, daß meines Erachtens für den, qui bonae voluntatis est, ein Zweifel nicht mehr übrig bleiben kann . . . . . Es würde sich daran Anderes knüpfen. Einer der neuesten Schriftsteller, der mit großem Leichtsinne (absichtliche Böswilligkeit ist in der ganzen Sache nur bei Gustav Adolf) von der Pfalz her Vorwürfe auf Tilly bringt, ist Häusser. Es würde sehr gut sein, wenn gelegentlich bei solchen Schriftstellern der völlige Ungrund ihrer Behauptungen dargelegt würde. Ich kann nur mein

früheres Wort wiederholen: Tilly ist die wichtigste Person des 30jährigen Krieges. Seine Ehrenrettung und die moralische Vernichtung Gustav Adolfs sind untrennbar. Jedermann weiß, was daran hangt. . . . ."

Am Schlusse der Besprechung des Villermont'schen Buches sagt der protestantische Forscher: „Und damit freilich sind wir an den Angelpunkt des schwedischen Religionskrieges gelangt. Bis dahin, bis zu Magdeburgs Fall, hatte derselbe einen Anklang nicht gefunden. Aber es war für die Predigt des Religionskrieges sehr nützlich, sehr förderlich, wenn man ausrufen konnte: Magdeburg sei von Tilly zerstört wegen der Religion! Dann erst konnte der ‚Religionskrieg' zünden."

Im 2. Bande des Jahrgangs 1860 und dem 1. des folgenden Jahres erschienen nunmehr sechs Artikel über das Thema „Magdeburg, Tilly und Gustav Adolf", welche ebensowohl die volle Ehrenrettung Tilly's als eine vernichtende Kritik Gustav Adolfs enthielten.

In unmittelbarem Anschlusse hieran veröffentlichte der nun bald als „ultramontan" verschrieene Historiker bei Cotta in Stuttgart den 1. Band seines Werkes: Tilly im 30jährigen Kriege. Klopp's Auffassung, welche das Produkt ruhigen, leidenschaftslosen Forschens war, dem die Wahrheit, mochte sie ihm und seinen bisherigen Anschauungen auch noch so überraschende Resultate zeitigen, über Alles ging, erfuhr natürlich sowohl Anerkennung als Widerspruch; man möchte fast sagen, den Zeitverhältnissen entsprechend, mehr den letzteren. An diesen aber war Klopp bereits gewohnt durch seine früheren Publikationen, die aus dem Studium seiner Heimatsgeschichte hervorgegangen waren.

Onno Klopp war am 9. Oktober 1822 zu Leer in Ostfriesland geboren worden und kann als echter Sohn dieses alten deutschen Landes bezeichnet werden, dessen natürliche Beschaffenheit jenen kernigen Volksstamm bedingte, der gestählt

durch den Kampf mit dem Meere — der höchste Punkt des Landes, der Plitenberg bei Leer, liegt ja nur 22 Meter über dem Meere — Charaktere, Deutsche im besten Sinne des Wortes, erzielte.

Der Vater war selbstverständlich Lutheraner und erzog den Knaben in den strengreligiösen Anschauungen des Landes, dessen Fürst Edzard II. bereits 1519 die lutherische Lehre angenommen hatte. Volksschule und Gymnasium besuchte er zu Leer und Emden und bezog 19jährig (1841) die Universität Bonn, um, wie es dem Kaufmannssohne, welcher den ihm ursprünglich bestimmten gleichen Beruf nicht wählen mochte, nach dort üblicher Auffassung nicht anders ziemte, Theologie zu studiren. Doch gar bald wandte er dem Studium der Gottesgelehrsamkeit den Rücken und entschied sich für Philologie. Nach Bonn war er in Berlin und Göttingen, wo er 1846 sich dem Staatsexamen unterzog und sofort am Rathsgymnasium zu Osnabrück seine erste Anstellung erhielt. Die Märztage des Jahres 1848 gingen an dem lebhaften jungen Manne nicht spurlos vorüber, in erster Linie aber verdanken wir ihnen die Anregungen zu historischen Studien. Er wollte auf das Volk lehrend und belehrend wirken, indem er ihm die Vergangenheit, Helden- und Sagenwelt und die Größe der deutschen Kaiserzeit vor Augen führte (Gudrun 1850; Geschichten, charakteristische Züge und Sagen der deutschen Volksstämme aus der Zeit der Völkerwanderung bis zum Vertrage von Verdun [1851]; Geschichte und Charakterzüge der deutschen Kaiserzeit von 843—1125 [1852]; Leben und Thaten des Admirals de Ruyter 1852). Dann aber wandte er sich der Geschichte seiner engeren Heimat zu und so entstand sein vielbesprochenes, auf erschöpfender Quellenforschung beruhendes Werk „Geschichte von Ostfriesland“, von welchem der erste Band im Jahre 1854 erschien.

Wenn wir uns auch eine eingehende kritische Würdigung des Historikers Klopp durch eine berufene Feder für die nächste Zukunft vorbehalten, so möge es doch gestattet sein,

gerade über dieses Werk einige Bemerkungen einzufügen. Im Jahre 1744 war Ostfriesland nach dem Ableben des Fürsten Karl Edzard an Preußen gefallen und hatte König Friedrich II. hievon Besitz ergriffen. In der Ueberlieferung des Landes und seiner Bevölkerung war dieser Uebergang an das Haus Hohenzollern in ganz normaler Entwicklung vor sich gegangen und demgemäß das Preußentum so ganz in Fleisch und Blut der Ostfriesen übergegangen; hatte doch auch Onno Klopp's Vater wie viele Andere für dieses 1813 bis 1815 mit Begeisterung die Waffen getragen. Als nun der junge Historiker im Jahre 1852, aufgemuntert durch das ostfriesische Landschaftsrathscollegium, begann, die Geschichte Ostfrieslands zu schreiben, da erntete er mit dem ersten, bis 1570 reichenden, ebenso wie mit dem zweiten, die Zeit bis zum Uebergange des Landes an Preußen umfassenden Bande allgemeinen Beifall. Dann aber handelte es sich um den dritten Band. Klopp sagte dem Landschaftsrathscollegium voraus, daß er die günstigen Meinungen über die Zeit Friedrichs II. nicht mehr zu theilen vermöge. Gleichwohl wünschte das Collegium die Fortsetzung. Das Resultat war freilich ein den Wünschen und Traditionen der Bevölkerung entgegengesetztes und darf es daher nicht Wunder nehmen, daß eine gewaltige Erregung gegen Klopp entstand. „Dieser hatte nemlich im Rathhaus-Archive zu Emden Aktenstücke gefunden, welche darthaten, daß ein preußischer Emissär Namens Homfeld mit einigen Mitgliedern des Rathes einen Vertrag geschlossen, durch welchen der Rath sich verpflichtete, nach dem Tode des regierenden Fürsten Karl Edzard den König Friedrich II. von Preußen anzuerkennen. Dieß geschah im Anfange Mai 1744. Drei Wochen nach dem Abschluß dieses Paktes starb in Aurich der 28jährige Fürst, wie es hieß an Krämpfen. Wenige Stunden später sah man in Emden das preußische Besitzergreifungspatent angeschlagen und huldigte Emden dem König Friedrich II. Der Hochverrath ist unzweifelhaft, der Mord wahrscheinlich. Dieß um so mehr, da es Onno

Klopp nicht gelungen ist, im fürstlichen Archive zu Aurich auch nur ein Blatt über den Tod Karl Edzard's aufzufinden. Dieß Alles indessen hat der Forscher in seinem dritten Bande nur leise berührt. Wichtiger waren ihm die offenkundigen Thatsachen der Regierung Friedrichs II., vor Allem der fiskalischen Aussaugung. Er fand das Gesammturtheil der Landstände über die Regierung Friedrichs II. ausgesprochen 1792 in einer Reihe von Adressen an Friedrich Wilhelm II. und dessen Minister, ein Urtheil, so scharf und moralisch vernichtend, wie es nur jemals Unterthanen über eine Regierung gefällt haben. Diese Aktenstücke gaben für Klopp die Basis. Sein dritter Band der Geschichte Ostfrieslands, soviel er Friedrich II. betrifft, ist eine Begründung jenes Urtheils.

Im Mai 1858 lag dieser dritte Band den Landständen vor. Die große Mehrheit, nach heftigen Ausfällen der Redner gegen den Historiker, versagte die für die zwei ersten Bände gewährte Subvention von je fünfzig Pistolen. Dies war lediglich Demonstration. Denn damit kam das Landschaftsraths-Collegium nicht frei. Es sprach dem Geschichtsschreiber in einem Schreiben seinen Tadel aus mit dem Erbieten das Geld aus eigenen Mitteln des Collegiums zu bezahlen. Onno Klopp erwiderte, daß er einen Tadel, für den au nicht der Versuch einer sachlichen Begründung gemacht s wo doch sein Buch dem Urtheile der selbständigen Landstän von 1792 entspreche — nicht annehmen könne. Er würde d Geld nur ohne den Tadel nehmen. Darauf erhielt er weit keine Antwort. König Georg V. — das Haus Hannov war 1815 in den Besitz Ostfrieslands (Aurichs) eingetreten — vernahm von der Sache und ließ dem Historiker die betreffen Summe aus seiner Kasse bezahlen. Man sieht daraus, d die ostfriesischen Landstände Onno Klopp gedrängt habe zur Wahrung seiner eigenen Ehre und Reputation auf de betretenen Wege zu beharren. Es ist richtig, daß er sich d Kampf gegen die Lobredner des Hohenzollernhauses — un

Verkleinerer der Habsburger — zur Lebensaufgabe gemacht; aber man darf fragen, ob denn das nicht seine Pflicht als Historiker war, nachdem er erkannt hatte, daß die Grundzüge des preußischen Königthums überall und zu allen Zeiten dieselben waren und sind, wie damals in Ostfriesland.

Es sei hier noch ein anderer Zug hervorgehoben. Dieselben Fürsten, die in ihren eigenen Ländern alles ständische Wesen mit List und Gewalt niedertraten, reichten den Ständen in Ostfriesland, von 1682 an, hilfreiche Hand gegen den Landesherrn. Daher waren die letzten 60 Jahre (von 1682 bis 1744) des unglücklichen Fürstenhauses eine qualvolle Zeit des mehrmals offenen, latent aber immerwährenden inneren Krieges mit den Ständen.

Im Jahre 1865 schickte Georg V. den Historiker von Norderney aus nach Aurich, um den Zustand der Fürstengruft zu untersuchen und Bericht darüber zu erstatten. Auf dem Sarge des letzten Regenten, Karl Edzard, fand er die (preußische) Inschrift, daß der Verstorbene nur darin glücklich gewesen sei, daß er — den König Friedrich zum Nachfolger habe!

Dieser Hohn auf den — nach Klopp's Ueberzeugung — gemordeten Mann empörte und erbitterte den Geschichtsschreiber so sehr, daß sein Entschluß, die Wahrheit in der preußischen Geschichte festzustellen. erst da völlig reifte. An dem Sarge selber kamen ihm die Worte der Dido in den Sinn: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! Er betrachtete es als seine Lebensaufgabe dem gemordeten Fürstenhause seiner Heimat als Rächer zu erstehen.

Wir haben diese Episode aus dem Leben Onno Klopp's absichtlich breiter dargestellt,[1]) weil sie unseres Erachtens ein Licht wirft auf den Werdegang des Historikers, welcher

---

1) und zwar im engsten Anschlusse an eine uns zur Verfügung gestellte Niederschrift, welche wohl Klopp's Autobiographie zur Basis hatte.

gerade durch diese Forschungen nach zwei Richtungen hin definitiv gelenkt wurde. Die erste war die Reformation, die zweite die Entwickelung der preußischen Politik. Wenn Klopp auf Grund der Ergebnisse seiner Forschungen aus einem Freunde Preußens ein Gegner der Hohenzollernpolitik werden mußte, so trat er, da er selbstverständlich der Wahrheit die Ehre gab und sie auszusprechen sich nicht scheute, in diametralen Gegensatz zur preußischen und kleindeutschen Politik seiner Zeit. Lief doch die ganze deutsche Geschichtsschreibung jener Tage im Fahrwasser des preußischen, des friedericianischen Gedankens. Man kann daher ungefähr ermessen, welch außerordentlichen Eindruck Klopp's Buch: „Der König Friedrich II. von Preußen und die deutsche Nation", welches — ein Beweis für die ungeheure Arbeitskraft des Verfassers — zeitlich mit seinen Studien über Tilly zusammenfiel, allenthalben, besonders aber bei den Gothaern machen mußte. Nun regnete es Angriffe auf den Tendenz-Schriftsteller, als ob die Gothaer nicht auch ihre Tendenz, natürlich die großpreußische, gehabt hätten! Freilich Klopp's Buch war — eine Parteischrift für Oesterreich,[1]) und damit war Alles gesagt!

Klopp ging natürlich auf den manchmal bedenklich die Gelehrtennoblesse entbehrenden Ton der Angreifer nicht ein und bewahrte in seinen Auseinandersetzungen mit den Gegnern jederzeit Ruhe und vornehme Zurückhaltung, was ihm um so leichter fallen mußte, als ihm sachliche Irrtümer oder gar Fälschungen nicht nachgewiesen werden konnten. Zumeist in den historisch-politischen Blättern fertigte er der Reihe nach die modernen großpreußischen Tendenzhistoriker ab in einer Folge von Artikeln, welchen die Redaktion den bezeichnenden Titel: Kleindeutsche Geschichtsbaumeister gegeben — eine so treffend orientirende Ueberschrift, daß sie bald zum geflügelten Worte für diese Art der politischen Geschichtsschreibung jener Zeit geworden ist. Zu dem ersten dieser

1) Grenzboten vom 4. Januar 1861.

Aufsätze, welcher sich mit Häussers deutscher Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes[1]) beschäftigte, bemerkte die Redaktion: „Mit Häusser wird diese Reihenfolge wahrscheinlich deßhalb eröffnet, weil er sowohl der frechste als der wissenschaftlich unbedeutendste unter den gothaischen Historikern ist.“ Nach Häusser, dessen Geschichte der rheinischen Pfalz gleichfalls einer Betrachtung unterzogen wurde,[2]) folgten Droysen und H. von Sybel.

Abgesehen von diesen Auseinandersetzungen[3]) mit den Gothaern und verwandten Historikern brachten diese Blätter u. A. noch eine Studie Klopp's: Hat Friedrich II. den siebenjährigen Krieg zum Zweck der Verteidigung oder der Eroberung geführt?[4]) Ebenso stammt die Untersuchung über die Echtheit oder Unechtheit der Matinées aus seiner Feder,[5]) desgleichen der Aufsatz: „Wie man in Deutschland Religionskriege macht“, welcher sich wieder ausführlich auch mit Friedrich II. von Preußen beschäftigte.[6])

Neben diesen literarischen Stürmen, die natürlich ihr eigentliches Relief durch die damals hochgehenden Wogen politischen Kampfes und Ringens erhielten, bewegten Onno

1) 1858 in 2. Auflage erschienen.

2) An Häusser richtete Klopp übrigens auch ein Sendschreiben: Offener Brief an den Herrn Professor Häusser in Heidelberg betreffend die Ansichten über den König Friedrich II. von Preußen. Hannover, Klindworth 1862. Ebenda erschien im gleichen Jahre eine gegen Sybel gerichtete Schrift: Die gothaische Auffassung der deutschen Geschichte und der Nationalverein. Mit Beziehung auf die Schrift des Herrn Sybel: Die deutsche Nation und das Kaisertum. Beide Sendschreiben erregten ungeheures Aufsehen und waren trotz großer Auflage sofort vergriffen.

3) 1863 unter dem gleichen Titel (Kleindeutsche Geschichtsbaumeister) bei Herder erschienen.

4) Band 57, 677 ff., 757 ff.

5) Band 52, 140 ff.

6) Band 53, 165 ff. Im nächsten Bande folgte eine sehr eingehende Besprechung von Wolfgang Menzel's Weltgeschichte.

Klopp eben gerade auch diese politischen Ereignisse, deren aufmerksamer Beobachter er war. Daß er der großdeutschen Partei angehörte, mit deren Häuptern er nähere Berührung suchte und fand, bedarf wohl keiner Begründung. „In Hannover war er bei der österreichischen Gesandtschaft ein gern gesehener Gast und verehrte in dem Gesandten Grafen Ingelheim einen treuen Freund und Gönner. Die einschlagendsten Artikel der österreichisch gesinnten „Nordsee-Zeitung“ in Hannover stammten alle aus seiner Feder. . . . Der Ton dieser Ergüsse wies stets auf den kundigen Mann hin und die stählerne Eigenart des Stiles ließ den Autor unzweifelhaft erkennen. Jedenfalls war Klopp in Hannover eine Hauptstütze der kleinen österreichischen Partei. Er hätte vielleicht mehr erreicht, wenn ihm Zeit vergönnt gewesen wäre, allein das Jahr 1866 machte all dem unsicheren und unzuverlässigen Tasten an den verschiedenen mitteldeutschen Höfen ein Ende. Jetzt hieß es: hie Habsburg, hie Hohenzollern. König Georg V. schwankte auch da noch, er wollte neutral bleiben, aber die Thatsachen trieben ihn an die Seite Habsburgs. Onno Klopp hatte stets in diesem Sinne geredet und geraten, aber er wurde überhört und überstimmt“.

Bekanntlich weilte Klopp während des unseligen „deutschen Krieges“ auf Befehl des Königs Georg in dessen Hauptquartier; seine gefährliche und leider erfolglose Mission in das bayerische Hauptquartier braucht hier nicht näher erörtert zu werden. Bei und mit seinem königlichen Herrn fand Klopp ein Asyl in Wien und Beide haben ihre Tage im Exil beschlossen, Beide unbeugsame Charaktere bis zum Tode.

Die Persönlichkeit des Königs Georg V. von Hannover spielte in Onno Klopps Leben eine bedeutende, man darf sagen ausschlaggebende Rolle. Hatte schon der König in der Angelegenheit des 3. Bandes der Geschichte Ostfrieslands zu Gunsten Klopps eingegriffen, so übertrug er ihm nicht viel später eine Aufgabe, für welche Klopp wie geschaffen war: die Herausgabe der Werke von Leibniz, dessen Manu-

skripte in der kgl. Bibliothek zu Hannover lagen. In der Zeit von drei Jahren stellte der unermüdliche Forscher das gesammte Material für die zunächst beabsichtigte Edition der historisch-politischen Abtheilung (11 Bände) fertig. Bedauerlicher Weise haben die Kriegsereignisse des Jahres 1866 die Beendigung des großartigen Unternehmens verhindert, indem die neue preußische Regierung in Hannover eine Benützung der Manuskripte nicht mehr gestattete: Der Statthalter Graf Stolberg-Wernigerode erhielt, als Klopp ein diesbezügliches Gesuch einreichte, von dem Minister Grafen v. Bismarck den Auftrag, dasselbe abzuweisen. Gleichwohl hatte Klopp, in Vorahnung der kommenden Dinge, soviel Material gesammelt, daß es ihm möglich wurde, im Laufe der Jahre 11 Bände der historisch-politischen Werke des großen Polyhistors zu veröffentlichen; die jeweilige Selbstanzeige dieser Publikationen konnten die Histor.-polit Blätter in den Bänden 73, 74, 79 und 96 ihren Lesern mittheilen.

In gewissem sachlichen Zusammenhang mit den Arbeiten zum 7.–11. Band der Leibniz-Ausgabe, welche dessen Briefwechsel zuletzt mit Prinzessin Karoline von Ansbach, der späteren Gemahlin des Kurprinzen und nachmaligen Königs Georg II. von England brachten, standen andere Studien Klopps und zwar jene zu seinem Hauptwerke: „Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Großbritannien und Irland im Zusammenhange der europäischen Angelegenheiten von 1660–1714". Es ist jetzt nicht der geeignete Moment, ein kritisches Urtheil über dieses geradezu großartig angelegte Monumentalwerk zu fällen, von welchem Viele meinten, Klopp hätte es richtiger als eine „Geschichte von Europa" bezeichnen sollen, so umfassend und übersichtlich ist dasselbe gedacht und durchgeführt.[1])

---

1) Klopp selbst legt übrigens im Vorworte zum 7. Bande eingehend die Gründe dar, warum er gerade diesen und keinen anderen Titel gewählt.

Janssen[1]) nennt bei der Besprechung des 1. und 2. Bandes Klopps Arbeit ein durch seine reichhaltigen neuen Forschungen, durch Gründlichkeit und Unparteilichkeit ausgezeichnetes Werk; bei der Besprechung des 3. und 4. Bandes[2]) faßt er sein Urtheil dahin zusammen: Klopps Werk zeichnet sich auch in den beiden zuletzt besprochenen Bänden nicht blos durch viele gewichtige neue Aufschlüsse über die Genesis, den Verlauf und die Folgen der Ereignisse aus, sondern vor Allem auch durch besonnenen staatsmännischen Blick und durch eine wahrhaft thucydideische Ruhe und Unparteilichkeit der Darstellung, eine Beurtheilung, an der auch gegenüber den späteren Bänden festzuhalten ist[3]).

Auch dieses, das eigentliche Lebenswerk Onno Klopps, ist auf seinen königlichen Herrn, welchem er immerdar ein treuer Diener geblieben ist, zurückzuführen. Denn als Bismarck die Behauptung aufgestellt, daß das Haus Hannover mit Unehren auf den englischen Thron gekommen, beauftragte König Georg den Historiker mit der Untersuchung dieser Frage, welche dann das Riesenwerk von 14 Bänden zeitigte.

Uebrigens hatte Klopp bereits (1872) im 69. Bande der Historisch-politischen Blätter eine längere Abhandlung: Die letzten Stuart, gebracht und auch spätere Detailstudien daselbst veröffentlicht: Ist der Oranier Wilhelm III. ein Vorkämpfer des Protestantismus?[4]) und noch einmal: War Wilhelm III. von England ein Katholikenverfolger?[5]); ferner

1) Literarische Rundschau 1875 Nr. 9, 10.

2) Literarische Rundschau 1876 Nr. 4 und 5.

3) Vergl. noch Literarische Rundschau 1880 Nr. 1 u. 2, sowie die meist von Pastor herrührenden Besprechungen in diesen Blättern Bd. 80, 712 ff.; 81, 102 ff.; 82, 109 ff.; 85, 230 ff., 416 ff.; 95, 214 ff.; 97, 910 ff.; 100, 615 ff., 675 ff.; 105, 227 ff., 314 ff.

4) Band 76, 495—509.

5) Band 94, 533—554.

den Aufsatz: Die zwei weltgeschichtlichen Oranier,[1]) wie auch der Artikel: Kaiser Josef I. und die Katholikenverfolgung in Irland 1709[2]) hieher gehört.

Wie nun aber Klopp in dem Fortschreiten seiner in den „Fall des Hauses Stuart“ niedergelegten Studien die Persönlichkeit des von den Zeitgenossen mit dem Beinamen des „Großen“ geschmückten, von der modernen Geschichtsschreibung aber in den Hintergrund gedrängten Kaisers Leopold I. der Wahrheit entsprechend wieder in den Vordergrund gerückt hatte, so hat er eben diesem Kaiser ein ehrendens Denkmal gesetzt, in dem Buche das er (1882) zur Säkularfeier der Befreiung Wiens von den Türken unter dem Titel: „Das Jahr 1683 und der folgende große Türkenkrieg bis zum Frieden von Carlowiz 1699“ erscheinen ließ. Von denselben großen Gesichtspunkten getragen, wie alle Publikationen Onno Klopp's, hat die Darstellung durch kleinliche Zänkerei ob gekränkter Eitelkeit, die sie erfahren, an wahrem inneren Werthe keinen Eintrag erlitten.[3]) Im weiteren Verfolg dieser Studien hat der unermüdliche Forscher dann noch den Briefwechsel zwischen Kaiser Leopold I. und dem nun erst zur richtigen Bedeutung erhobenen Kapuzinerpater Marco d'Aviano herausgegeben (1888).[4]) Ueberhaupt haben ihn seine Arbeiten immer mehr zu einer Würdigung der Verdienste des Hauses Habsburg hingeführt, dessen Fürsten er bei aller historischen Objektivität volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Außer dem schon im 46. Bande der Histor.-polit. Blätter sich findenden Aufsatz über Ferdinand II. (Hurter's Friedensbestrebungen Kaiser Ferdinand II.) enthält seine (1891) in zweiter Auflage unter dem Titel „Der dreißigjährige Krieg bis zum Tode

1) Band 105, 797 ff., 877 ff.

2) Band 96, 893 ff.

3) Band 92, 591—598 bringt einen Aufsatz Onno Klopp's: Wien und Rom 1683.

4) Vergl. hiezu Onno Klopp's Studie: Der Kaiser Leopold und Marco d'Aviano in Band 102, 553 ff.

Gustav Adolfs" erschienene Monographie über Tilly[1]) die wohlverdiente Anerkennung dieses Kaisers, wie er auch über Kaiser Ferdinand III. bezw. über Koch's Geschichtswerk in diesen Blättern[2]) ausführlich berichtet. Eine sehr eingehende Beleuchtung hatte Kaiser Karl V. in einem 5 Artikel umfassenden Aufsatz der gelben Hefte:[3]) „Studie über Kaiser Karl V. von einem protestantischen Forscher" erfahren. Es ist sehr zu bedauern, daß Klopp seine seit 1863 bethätigte Absicht eine deutsche Geschichte „Deutschland und das Haus Habsburg" zu schreiben nicht endgiltig durchführen konnte; ein Niederschlag dieser Studien dürfte der eben erwähnte Aufsatz über Karl V. gewesen sein.

Wie Klopp in seinen historischen Studien immer mehr und mehr sich dem Hause Habsburg zuneigte, so war und blieb auch seine politische Stellung, wie schon oben kurz bemerkt, die des unbeugsamen Großdeutschen und Conservativen. Sein zurückgezogenes, nur der Forschung gewidmetes Leben in Penzing hinderte ihn gleichwohl nicht, die Tagesereignisse bis zuletzt eifrigst zu verfolgen. Mit Windthorst verband ihn seit frühe aufrichtige Freundschaft und die politische Nothwendigkeit des deutschen Centrums würdigte er, indem er von ihm rühmte: „Seit mehr wie 300 Jahren, gibt es jetzt zum ersten Male in Europa eine weltliche öffentliche Stätte, von der aus die Wahrheit gesprochen wird".

Es erübrigt noch die innere religiöse Entwickelung Onno Klopp's mit wenigen Worten hier anzudeuten. — Man könnte

1) Auf Tilly bezw. Gustav Adolf (und Wallenstein) nehmen noch eine Reihe von Abhandlungen Klopp's in diesen Blättern Bezug, so Bd. 48, 706 ff. Reclamation gegen Professor Havemann in Sachen Tilly's; Bd. 54, 701—706: Wie man in Deutschland zu Denkmälern kommt; Bd. 109, 253 ff., Geschichte Wallenstein's nach L. Ranke; Bd. 107, 20 ff., Die Frage des Vorrangs zwischen Tilly und Wallenstein; Bd. 115, 162—182: Der Ursprung der Tilly-Sage von Magdeburg.

2) Bd. 55, 157—195 u. Bd. 57, 200—223.

3) Band 60, 1 ff. (1897).

fast sagen, sie ließe sich auch in dem verfolgen, was der Historiker in einer Reihe von mehr als 40 Jahren in diesen Blättern niedergelegt hat. Wer seine ersten Aufsätze über Tilly u. s. w. (1860) mit dem vergleicht, was der gegen Andere wie gegen sich selbst unerbittlich strenge Forscher z. B. bereits über Wolfgang Menzel geschrieben, wer seinen Aufsatz „Das Verhältnis der Confession von Augsburg zu der päpstlichen Ermahnung (Pius IX.) an alle Protestanten[1]) liest und ihn zusammenhält mit der kurzen Besprechung der Correspondenz zwischen Papst und Kaiser Wilhelm I. im Jahre 1873[2]) — dem Jahre der öffentlichen Convertirung Onno Klopp's — oder mit der letzten Arbeit, welche er diesen Blätter zukommen ließ,[3]) dem wird das allmähliche Werden auch dieses Prozesses nicht unverständlich sein können.

Klopp hatte am 27. September 1848 sich mit einer Katholikin, der Tochter Agnes des Kreiseinnehmers Beckmann aus Osnabrück, vermählt. Wie Helfert, der sich auf eine Autobiographie stützen konnte, in der Literarischen Rundschau,[4]) erzählt, „betrachtete Klopp die Geburt seines ersten Kindes (1850) als Wendepunkt in seinem Leben. Nicht auf einmal, nicht nach festem Entschluß, sondern allmählig wurde er conservativ". Die Frage nach dem Wie und Warum der Reformation aber drängte sich ihm auf in der Gestaltung seiner Heimatgeschichte (Ostfriesland). Klopp trat an dieselbe heran mit dem Erwarten, im 16. Jahrhundert Begeisterung für dieselbe (die Reformation) zu finden. Auch in dieser Richtung war er in einer gewissen Tradition aufgewachsen, für deren Bestätigung sich gleichwohl in den Ergebnissen seines Forschens nichts fand. „Ich zweifelte und dennoch konnte ich mich von der Tradition nicht lossagen. Ich

1) Band 63, 148—179 und 189—232. (1869.)
2) Zur Differenz zwischen Papst und Kaiser, Band 72, 713 ff.
3) Band 129, 632 ff.: Was ist Reformation?
4) 1883 Nr. 3.

wandte mich zu den Schriften Martin Luthers. Ich machte fast die ganze Reihe der Quartbände der Walch'schen Ausgabe durch, mit der Feder in der Hand. Ich kam zu keinem Abschlusse". Dann begann die Zeit der Kämpfe mit seinen historisch-politischen Gegnern, welche bei Klopp nach innen die Wirkung hatten, daß er 1863 den Beschluß faßte, seine Kinder katholisch, in der Religion ihrer Mutter, erziehen zu lassen. Er selbst aber vollzog den Uebertritt erst zehn Jahre später, im November 1873, wo er in der Pfarrkirche zu Penzing das katholische Glaubensbekenntniß ablegte.

In Penzing hatte sich der Forscher nach der Uebersiedlung nach Wien ein schönes Heim eingerichtet, schön insbesondere durch ein überaus glückliches Familienleben. Wem es je vergönnt war, dort verkehren zu dürfen, wird die Stunden, die er daselbst zugebracht, in treuer Erinnerung bewahren müssen, wird in erster Linie die köstlichen Abende nimmer vergessen, an denen es gestattet war, im Arbeitszimmer Klopp's den geistreichen Ausführungen dieses einzigartigen wirklich großen deutschen Gelehrten, der zugleich das Muster eines demüthigen, gläubigen Katholiken war, zu lauschen. Hochbetagt ist er nun heimgegangen, den Lieben, die vor ihm geschieden, gefolgt.

Diese Blätter aber, welche in ihm einen so treuen und hochgeehrten Mitarbeiter und Gönner verloren haben, sind stolz darauf, daß seit vielen, vielen Jahren kaum ein Band ohne einen größeren oder kleineren Beitrag aus dem unermeßlichen Schatze seines Wissens geblieben ist. Und so werden unsere Leser sicher mit uns sich eins wissen in dem Gefühle des tiefen Dankes, den wir nicht mit der Person dieses Freundes zu Grabe getragen haben wollen.

LII.

Leibniz und Bossuet.[1]

Die interessanten politischen Machtkonstellationen in Europa zur Zeit Ludwigs XIV waren die eigentliche Domäne des vor kurzem in Wien verstorbenen, edlen Geschichtschreibers Onno Klopp. Dieser war einer der muthigen Gelehrten, welche wagten, was einem Einzelnen nicht gelingen kann, und wofür deshalb neuestens von Frankreich aus wieder eine größere internationale Vereinigung von Arbeitskräften aufgerufen wird, nämlich eine Gesammtausgabe des geistigen Riesennachlasses von Leibniz. Im Auftrage des Königs Georg V. begann er das gewaltige Werk mit einer ersten Reihe politischer und staatswissenschaftlicher Schriften, mußte jedoch selbst diese Reihe unvollendet lassen. Mit dem 11. Bande stellte er 1884 nach mehrfachen, langwierigen Verwicklungen infolge der Katastrophe Hannovers die Arbeit ein. Die gerade jetzt nach dem Tode des großen Gelehrten interessante Genesis der Sache ist kurz folgende: Bei der Annexion des Königreichs Hannover durch Preußen 1866 gerieth die königl. Bibliothek in Hannover, der Hauptstapelplatz

---

1) Der Friedensplan des Leibniz zur Wiedervereinigung der getrennten christlichen Kirchen, aus seinen Verhandlungen mit dem Hofe Ludwigs XIV., Leopolds I. und Peters des Großen, dargestellt von D. Dr. F. X. Kiefl, k. Lyzealprofessor in Passau. Paderborn, Schöningh 1903.

des Leibniznachlasses, mit dem übrigen Privatvermögen Georgs V. unter preußische Beschlagnahme 1868 that Klopp die erforderlichen Schritte zur Fortsetzung seiner Arbeit, zunächst vergeblich. Das Institut de France erhob 1869 im Gegensatz zu den Gelehrtenkörperschaften in Deutschland Klage über die Unterbrechung „des für die deutsche Ehre wie für das Interesse der gelehrten Welt hochwichtigen Unternehmens". Wiederholte Verhandlungen Klopps mit der preußischen Regierung, beziehungsweise dem Ministerpräsidenten Bismarck, führten nicht zur Gewährung der zu einem solchen Werk unentbehrlichen Freiheit in Benützung der Archive. Die Materialien reichten nicht mehr hin, das Gesammtbild der politischen und wissenschaftlichen Thätigkeit des Leibniz, wie die ersten sechs Bände in so großartiger Weise es zu zeichnen begonnen hatten, fortzuführen. Klopp mußte sich darauf beschränken, in den letzten fünf Bänden allerdings mit unerreichter Feinheit des Empfindens das Charakterbild von drei in lebhafter Geistesverbindung mit Leibniz gestandenen Fürstinen herauszuarbeiten, nämlich der Kurfürstin Sophie von Hannover, der ersten Preußenkönigin Sophie Charlotte und der späteren Prinzessin von Wales, Karoline. So konnte gerade für die engverwobenen Verhältnisse jener gewaltigen Völkergährungen an der Schwelle des 18. Jahrhunderts, des spanischen Erbfolgekrieges, des großen nordischen Krieges und der hannoveranischen Succession in England Klopps Ausgabe nicht mehr in vollem Sinne das werden, was er von ihr versprochen hatte, das wichtigste Quellenwerk über jene große Zeit für den deutschen Standpunkt der Auffassung.

Dagegen hat Klopp in den weltumspannenden Denkschriften und Correspondenzen des Leibniz eine unerschöpfliche Fundgrube eröffnet für die unmittelbar vorausgehende Periode, den Zenith der Machtentfaltung Ludwigs XIV., welcher unter dem Banner des Religionskrieges die Freiheit Europas bedrohte, und die Verneinung des Religionskrieges

rch die Thatkraft der beiden edlen Monarchen Leopold I.
d Wilhelm von Oranien. Wie Klopp dem König Ludwig XIV.
n Anspruch bestreitet, der Vorkämpfer des katholischen
rincips zu sein, so findet er den herkömmlichen Titel
Vorkämpfer des Protestantismus" zu klein für den ritter-
hen und gegen die Katholiken milden Oranier. Ludwig XIV.
hält von Klopp eine scharfe Note; er charakterisirt dessen
nerstes Wesen durch eine Parallele mit Gustav Adolf und
iedrich II. Die Erregung der allgemeinen kirch-
chen Zwietracht in Europa, die religiöse
erhetzung der Völker zum Zwecke gewaltthätigen,
litischen Umsturzes bezeichnet Klopp als das, was jene
ei Herrscher ihrer moralischen Qualität nach auf gleiche
tufe stellt.

Damit ist kurz die Situation skizzirt, in welche der Titel
ser Zeilen und die eingangs rubrizirte Schrift uns versetzen.
us diesem interessanten politischen Hintergrunde taucht eines
r merkwürdigsten geistigen Schauspiele in der neueren
eschichte auf, jene Verhandlungen zwischen katho-
schen und protestantischen Höfen zum Zwecke des
ligiösen Friedens, als deren Herolde die markanten Per-
nlichkeiten eines Leibniz und Bossuet erscheinen. Aus
m Friedensgeschäfte wurde ein geistiger Zweikampf, der
t einer seit Beginn der Spaltung unerhörten Schärfe den
egensatz der beiderseitigen Weltanschauungen entrollte, und
f als die letzte wissenschaftliche Besieglung der Unmöglichkeit
er Kirchenreunion bis zur Stunde in der Geschichte nach-
virkt hat. Wer trägt die Schuld an dem Scheitern
eser hochinteressanten Verhandlungen? Die
ographen und Herausgeber der Werke Bossuets bezeichnen
bniz als den kleinlichen Intriganten, welcher das große
rk des allgemeinen Religionsfriedens den Interessen der
nnoveranischen Politik geopfert und zu diesem Zwecke in
Verhandlungen sich eingedrängt habe, die ohne ihn zum
ele geführt hätten. Dieses Urtheil ist auch nicht ohne Einfluß

auf die deutsche Geschichtschreibung geblieben; wie Guhrauer, so bezeichnet Kuno Fischer Leibniz in dieser Sache kurzweg als die Marionette der braunschweigischen Fürstenhöfe, den Kurhut von Hannover als das Motiv und die Aussicht auf die englische Königskrone als den Todesstoß der einschlägigen Verhandlungen. In ein ganz anderes Licht wurden letztere gerückt durch Klopp, welcher kein Bedenken trug, für die Fäden derselben die geheimen Anknüpfungspunkte in dem feinen Gewebe der französischen Weltmachtspolitik zu suchen. Klopp zählt zu den schärfsten Gegnern des Gallikanismus. Diesen, wie die Verfolgung der Hugenotten erklärt er für Schößlinge derselben Wurzel des sich selbst vergötternden Königtums Ludwigs XIV., welches als Parole wählt: Un roi, une loi, une foi. Die gallikanische Partei, insolent gegen den Papst, wedelte vor dem Despoten, zu dessen Verherrlichung die menschliche Sprache ihr zu arm erschien. Auf Befehl des Königs hatte der Klerus die Beschlüsse von 1682 gefaßt, auf Befehl des Königs und im Interesse des nämlichen Staatsabsolutismus 1693 sich wieder von ihnen losgesagt. Gallikanismus und Hugenottenverfolgung laufen parallel; in beiden Fällen zählt Klopp unbedenklich zu des Königs Werkzeugen den Bischof Bossuet. Ja noch mehr; nach seinem Urtheil war Bossuet das Werkzeug dieses Königs auch in den kirchlichen Friedensverhandlungen mit dem deutschen Philosophen Leibniz. Bischof Spinola, der offizielle kaiserliche Reunionsagent, hatte bei seinen Bemühungen um den kirchlichen Frieden überall die Schlingen des französischen Diplomatennetzes fühlen müssen. Papst Innocenz XI. wurde durch die Umtriebe und Drohungen des Cardinals D'Estrées im Auftrage Ludwigs XIV. gehindert, offizielle Verhandlungen mit den deutschen Protestanten aufzunehmen. Die deutschen Fürstenhöfe wurden verhetzt, so namentlich Brandenburg durch den französischen Gesandten Rebenak. Das sind unleugbare Thatsachen. Ebenso unleugbar ist, daß Ludwig XIV. die Möglichkeit zu diesen Umtrieben

langte, dadurch, daß Leibniz privatim gegen die Intentionen
s Kaisers offizielle Aktenstücke des Reunionsgeschäftes an
ssuet übersandte, der sie dem Könige auslieferte. Dies
r im Jahre 1684, und Spinola mußte daraufhin seine
mühungen einstellen. Entsprach nun diesem Ver-
lten Bossuets auch sein späteres in den großen
rhandlungen mit Leibniz von 1691—1702? Die
iefe des Leibniz an die verschiedensten Persönlichkeiten sind
l der schärfsten Klagen über Bossuet. Der stets wieder-
rende Refrain ist der, daß der glänzende Erfolg der
nzösischen Waffen das Verhalten Bossuets gegenüber den
chlichen Friedensangeboten der deutschen Protestanten be-
mme, und daß derselbe in der Hoffnung auf eine Dragon-
denreunion unter dem im Anzug begriffenen, europäischen
ominat Ludwigs XIV. alle billigen Concessionen an die
otestanten verschmähe. Klopp erkennt nun diesen Anklagen
s Leibniz die volle Berechtigung zu. Mit dem ihm eigenen
harfsinn versteht er es, gewisse eigentümliche Verhältnisse
den interessanten Verhandlungen in ein derart frappantes
cht zu rücken, daß das Verhalten Bossuets von Anfang bis
de als ein hochpolitisches erscheint und daß in der That
r dogmatische Maßstab hinter dem Schwanken der politischen
icksichten verschwindet. Namentlich ist es der plötzliche
bruch der Correspondenz im Jahre 1694 und das jahre-
lge Schweigen Bossuets gegenüber dem unermüdlichen, fast
nüthigenden Bitten und Drängen des Leibniz, welchem
opp eine eingehende Untersuchung widmet. Bossuet habe
s friedliche Angebot des Leibniz und Molanus damit
ohnt, daß er auf ihre Person den Bannfluch der Häresie
euderte, und als Leibniz dadurch nicht von seiner jahre-
gen, mühevollen Friedensarbeit weggescheucht wurde, habe
ssuet ganz unmotivirt plötzlich alle Beziehungen abgebrochen.
eser Abbruch widerspreche dem ganzen vorausgehenden und
chfolgenden Verhalten des Bischofs und sei eben auf höfische
spiration erfolgt. Ja Klopp glaubt selbst in einem unschein-

baren Briefe einer Klosterfrau an Leibniz den offiziellen Absagebrief des französischen Königs gegenüber den Reunionsbestrebungen des Kaisers gefunden zu haben; noch einmal habe später die höfische Inspiration um politischer Vortheile willen Bossuet den Mund geöffnet; aber auch diese Verhandlung sei nicht ernst gewesen. Bossuet, im Recht in seiner Vertheidigung des Tridentinums, habe seine amtliche Stellung als Bischof der katholischen Kirche und sein dadurch geschaffenes Uebergewicht über die privaten Unterhändler der Protestanten dazu mißbraucht, um auch die berechtigte Berufung derselben auf Präcedenzfälle von Transaktionen und ihr Verlangen nach mildernden Uebergangsformen zum Zwecke der Reunion mit seiner blendenden Rhetorik zurückzuweisen. *Der Hofbischof Ludwigs XIV. sei so zwischen die deutschen Protestanten einerseits, und Papst und Kaiser anderseits getreten und habe geschickt mit einem scharfen Messerschnitte das ganze Gewebe der Friedensgedanken zerschnitten.* Er sei katholischer gewesen als der Kaiser und die Cardinäle, katholischer als Innocenz XI.

Gegenüber der so formulirten Frage, welche eine Reihe wichtiger Zweig- und Unterfragen umschließt, stellt die Schrift von *Kiefl* sich die Aufgabe, zum erstenmal *den kirchlichen Friedensplan des Leibniz in seinen dogmatischen Grundlagen* zur Darstellung zu bringen, das heißt die prinzipielle Basis, auf Grund deren Leibniz seine Friedensvorschläge an Bossuet und andere Vertreter des Katholicismus machte. Diese Seite der Sache war in früheren Abhandlungen kaum berührt worden. Man hatte sich auf Auszüge aus den offiziellen Reunionsschriften des Leibniz beschränkt, namentlich aber das *Systema theologicum* als Hauptquelle benützt. Demgegenüber wird von Kiefl der Nachweis erbracht, *daß das Systema überhaupt nicht ein Friedensangebot des Leibniz, noch weniger aber seine persönliche Ueberzeugung*

enthalte, sondern nur einen Entwurf jener Lehrgestalt, welche die Katholiken ihrer Auffassung geben müßten, wenn die Protestanten mit ihnen paktiren sollten, ohne daß letztere im mindesten zur Annahme dieser Lehrgestalt sich verpflichten sollten. Der lange Streit über das Systema dürfte damit beendigt sein. Aber auch an einer Reihe anderer Schriften des Leibniz wird gezeigt, wie dieselben in Bezug auf seine wirkliche Ueberzeugung exoterischen Charakters sind, und wie deßhalb seine darin enthaltenen Aeußerungen über Reunion und katholische Institutionen mit äußerster Vorsicht interpretirt werden müssen, so die katholisirende Schrift über die polnische Königswahl, der Caesarinus Furstenerius mit seinen nicht ernst gemeinten Lobsprüchen auf die göttlichen Rechte des Papsttums, die Theodicee mit ihrer Räthselsprache. Der eigentliche Friedensplan des Leibniz ist zu ermitteln vor allem aus den vertraulichen Correspondenzen des Leibniz mit den verschiedensten Persönlichkeiten; gerade auf diesem Gebiete hat die Leibnizpublikation der letzten Jahrzehnte Erhebliches zu Tage gefördert. Der Verfasser sucht deßhalb die Gedankengänge zu verfolgen, welche namentlich in dem Briefwechsel des Leibniz mit Pellisson, Bossuet, mit dem Landgrafen Ernst, dem Abbé Pirot u. a. in's Herz der kirchenspaltenden Probleme führen. Die unter dem Namen des Molanus gehenden, aber in der Regel von Leibniz verfaßten Angebote an die Katholiken sind sorgfältig zu vergleichen mit den offiziellen Aktenstücken des protestantischen Theologenconventes in Hannover von 1683, welche in der Regel weit hinter jenen Angeboten zurückbleiben und deren zweideutige Sprache mitunter enträthseln. Auch geheime Klauseln und Abmachungen, welche, wie jene von Helmstädt über den Primat, über die offiziellen Angebote hinausgreifen, aber erst später veröffentlicht werden sollten, sind in Anschlag zu bringen. Der Verfasser gelangt dabei über den authentischen Ausdruck des leibnizianischen Reunionsplanes zu fol-

gendem Resultat: Leibniz verspricht, daß die Protestanten bei ihrer Wiedervereinigung mit Rom die Unfehlbarkeit der Kirche und ein göttliches Recht der Hierarchie anerkennen müßten. Allein er macht allenthalben Randglossen, Klauseln, Reserven, welche die nothwendigen Bedingungen der kirchlichen Infallibilität und Hierarchie nach Objekt, Subjekt, Norm, Quellen und Princip verneinen und deßhalb die Infallibilität illusorisch machen. Die große Debatte mit Bossuet über das Tridentinum weist endlose Widersprüche und einen stufenweisen Rückzug des Leibniz auf, um schließlich mit dem sonnenklaren Resultat zu endigen, daß die Einwürfe des Leibniz gegen dieses Concil jede conciliare Unfehlbarkeit und damit seinen eigenen Reunionsplan zerstören würden. Der mit einem ungewöhnlichen Aufwand von Gelehrsamkeit und Geschick von Leibniz eingeleitete Streit über den Präcedenzfall von Basel zeigt unter dem Eindrucke der schlagenden Argumentation Bossuets die Unerfüllbarkeit der Forderungen des Leibniz vom Standpunkt der katholischen Kirchenverfassung aus.

Indem so der Friedensplan des Leibniz mit seinem ganzen Rückhalte, in welchen damals keine der streitenden Parteien völlig eingeweiht war, aufgezeigt wird, ist die innere Unmöglichkeit desselben erwiesen. Zugleich ist erwiesen, wie auch Geister von dem feinen Gefühl eines Pellisson und Pirot, welche selbst in den kleinen literarischen Noten des Leibniz „Brillanten“ erblickten, sich nicht verbergen konnten, daß Leibniz mit diesem Plane trotz der Stärke seines Geistes und der Eleganz seiner Formen ein Luftgebäude errichtet habe. Andererseits erweist die dogmatische Position Bossuets gegenüber dem unaufhörlichen Wechsel in der Position des Leibniz sich als unerschütterlich die gleiche vom ersten Tag der Verhandlungen bis zum letzten. Schon dieser Umstand spricht gegen ein Vorwalten politischer Rücksichten in seinem Verhalten. Der Gesammtverlauf der Debatten aber zeigt, daß Bossuet dogmatisch und logisch im Rechte war, die unerfüllbaren und innerlich ungereimten Angebote des in seiner Frie-

densliebe nicht weit genug blickenden Spinola zu verwerfen, und daß deßhalb nicht von vorneherein politische Motive bei dieser Haltung ihm untergeschoben werden dürfen. Ja, noch mehr. Der politische Schein, welchen die scharfsinnigen Vermuthungen Klopps überall an Bossuets Aktionen anzuknüpfen gewußt haben, erweist sich als trügerisch. Speziell der viel umstrittene Abbruch der Verhandlungen im Jahre 1694, der auf das engste mit dem Streite über den Präcedenzfall von Basel zusammenhängt, fällt, wie eine genaue urkundliche Darlegung des Ganges dieser Debatte zeigt, auf Rechnung des Molanus, nicht Bossuets. Das gesammte Aktenmaterial vermag keinen genügenden Anhaltspunkt für die Vermuthung zu bieten, daß Bossuet in der Sache eine Fühlung mit dem Hofe gesucht habe, wo er nicht durch Leibniz selbst dazu veranlaßt und gedrängt wurde. Auf diese Weise kommt der Verfasser gegenüber der Darstellung Klopps wieder darauf zurück, mit Guhrauer und anderen Protestanten die Palme in dem interessanten Geistesgefechte zuletzt entschieden Bossuet zuzuerkennen. Allerdings mit Einschränkungen. In der wissenschaftlichen Akribie ist Leibniz vielfach im Einzelnen Sieger geblieben, so in der Debatte über den Schriftkanon, über die Reception des Tridentinums in Frankreich, über die Monotheletenfrage. Durch seine Studien selbst der französischen Staatsakten wie der alten Väterliteratur hat Leibniz seinem hier zu selbstbewußten theologischen Gegner manche unerwartete Niederlage bereitet, was der Verfasser unparteiisch zu registriren nicht versäumt.

Von dieser inneren, dogmatischen Seite der Sache, von der Entwicklung der Debatten nach der theologischen Richtung des Interesses scheidet der Verfasser die äußere Entwicklung der Reunionsidee im Leben des Leibniz, das heißt das geistige Milieu, aus welchem unabhängig von den dogmatischen Interessen der beiderseitigen Kirchenlehre das ganze Reunionswerk herauswuchs. Dieser Theil wird einleitungsweise behandelt, offenbar aus praktischen Gründen.

Der Maßstab der Beurtheilung wird hier naturgemäß ein ganz anderer. Allen möglichen Persönlichkeiten hat man in früheren Darstellungen die ausschlaggebende Initiative zu den in Frage stehenden Reunionsverhandlungen zugeschrieben, dem Mainzer Hof, den Herzogen von Hannover, und zwar bald dem Katholiken Johann Friedrich, bald dem lutherischen Bruder desselben, Ernst August, noch öfter aber dessen calvinistischer Gattin Sophie, wie denn zum Beispiel Klopp überhaupt die Initiative dieser Fürstin zum Maßstabe für die Aufnahme der Reunionscorrespondenz in den 7. Band seiner Ausgabe machen zu müssen glaubte. Besonders aber wurde Initiative und Verdienst an der zweiten großen Verhandlung von 1699 ab auf Rechnung des Herzogs Anton Ulrich von Wolfenbüttel gesetzt. Die aktenmäßige Darstellung ergibt nun durchgängig, daß Leibniz und er allein die Seele der Verhandlungen war. Von ihm geht der Gedanke an den kirchlichen Frieden aus, und dieser Gedanke ist geradezu ein herrschender in seiner großen Wirksamkeit. Den vorgenannten Fürstlichkeiten gebrach es, wie gezeigt wird, an tieferem, sittlichem Interesse für das Reunionsproblem. Besonders ist dies bei der mit frivoler Skepsis erfüllten Kurfürstin Sophie der Fall. Die kleinlichsten und materiellsten Rücksichten muß überall Leibniz in den Vordergrund schieben, um jene Fürstlichkeiten in Aktion zu setzen, und gerade das Durchschimmern dieser Gesichtspunkte hat in der Geschichtschreibung so lange das Verdienst des Leibniz geschmälert. Allein sie sind nicht das treibende Motiv für Leibniz, sondern nur Mittel zum Zweck. Das einzige, mit unermüdlicher Beharrlichkeit verfolgte Ziel desselben ist, das „in der Agonie liegende Vaterland" vor der französischen Gefahr zu retten. Der feurigste Patriotismus treibt unsern Gelehrten von einem Fürstenhof zum andern, von einem fehlgeschlagenen Versuch zum andern, um den religiösen Riß im Herzen Deutschlands zu heilen und es dadurch kräftig zu machen zu seinen hohen Aufgaben. Er ist es, der den fürstlichen

Personen die Briefe aufsetzt, welche die Friedensverhandlungen einleiten sollen, so den Brief Anton Ulrichs an Ludwig XIV., die Briefe Kaiser Leopolds an den Kurfürsten von Hannover und an Clemens XI., u. s. w. Er ist es, der die folgenschwersten fürstlichen Heiratsverbindungen stiftet, so die Ehe der Kaiserin Amalie mit Joseph I., der Enkelin Anton Ulrichs mit dem Sohne Peters des Großen, und der sofort den dadurch gewonnenen Einfluß benützt zur Anbahnung des Kirchenfriedens. Besonders interessant ist dabei die von Leibniz betriebene Verbindung der Herzogin Elisabeth Christine mit Kaiser Karl VI., Vater der Kaiserin Maria Theresia. Diese Ehe ist durch ihre Descendenz für die Völkerschicksale wichtiger geworden als manche große Schlacht. Aufsehen in ganz Europa erregte die Conversion der Braut. Die Helmstädter Fakultät gab das berühmte Gutachten, welches den Uebertritt zum Katholicismus für erlaubt erklärte. Dieses Gutachten brachte die Succession Hannovers auf dem englischen Throne in Gefahr. Der Verfasser liefert nun den Nachweis, wie Leibniz der wahre Urheber dieses Gutachtens war, um eine Manifestation des protestantischen Gelehrtentums zu Gunsten des Kirchenfriedens auf breitester Grundlage zu gewinnen. Schon im Jahre 1698 hatte Leibniz durch ein Meisterstück von Diplomatie und durch Geldunterstützungen der Professoren ein Gutachten von dieser Fakultät durchgesetzt, welches ein göttliches Recht des Papsttums anerkannte. Der ehrgeizige Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel wurde von Leibniz durch die Aussicht auf die Stifter von Köln und Hildesheim, welche der geächtete Kurfürst Joseph Clemens inne hatte, an die Reunionsidee zu fesseln gesucht, vereitelte aber durch seine unaufrichtige Conversion die Pläne des Leibniz, welcher zuletzt noch vergebliche Versuche machte, durch den Regenten von Frankreich und Peter den Großen von Rußland die Realisirung seiner Ideen zu erlangen. Wenn man in diesem farbenreichen Stück von Geschichte die mächtige Gegnerschaft sieht, welche dem kirchlichen Friedens-

bestreben des Leibniz überall erwächst, in dem frivolen Egoismus der kleinen Fürstenhöfe wie in dem eisernen Netze des französischen Weltmachtsideals, in dem bornirten Fanatismus mancher theologischer Fakultäten, wie in dem Mißtrauen der Edelsten auf protestantischer und katholischer Seite, so muß man die Uneigennützigkeit bewundern, mit welcher er ohne jede Hoffnung auf persönlichen Gewinn an seinem Plane festhält und sogar überall bestrebt sein muß, um der Sache willen seinen Namen hinter seinen unermüdlichen Bemühungen zu verheimlichen.

Nach der persönlichen, rein menschlichen Seite trägt der Verfasser kein Bedenken, Leibniz in der Debatte als den Größeren gegenüber Bossuet zu erklären. Er beruft sich dafür auf parallele Correspondenzen des Leibniz mit Pellisson, Pirot, Malebranche und mehreren Jesuiten. Diese sind theologisch rigoroser als der Verfasser der gallikanischen Artikel. Aber doch in ihren Briefen, welche Wärme des Gefühls, welch edle, zart schonende, nie verletzende Freundschaft, welche tiefe Achtung vor dem deutschen Gelehrten, dessen weltgeschichtliche Bedeutung sie ahnen! Und bei Bossuet dieser diktatorische Ton, diese verletzenden Wendungen, diese Gleichgiltigkeit und Verachtung gegen die Philosophie und die großen, literarischen Pläne des Leibniz, diese vornehme Reserve, welche zuletzt in ätzende Bitterkeit übergeht und die ganze Debatte vergiftet! Freilich, den kirchlichen Frieden hätte Bossuet nie erreichen können. Aber wäre er nach der persönlichen Seite in die Fußstapfen des milden Pellisson getreten, so hätte das den ungeheuren Nachtheil vermindern helfen, den der Katholicismus in den protestantischen deutschen Ländern dadurch erlitt, daß ein Ludwig XIV. sich zu dessen Vorkämpfer aufwarf, der mit seinem unchristlichen Ehrgeize ganz Europa in Flammen setzte. Trotz der dogmatischen Correktheit Bossuets in den Verhandlungen mit dem deutschen Gelehrten ist doch ein geheimnißvolles Etwas in seiner persönlichen Haltung nicht zu leugnen, welches ich als ein

kstrahlen der französischen Weltmachtshoffnungen auf
hofbischof bezeichnen möchte. Hierin hat den edlen Klopp
eines Gefühl nicht getäuscht, wenn auch seine weiter-
den Combinationen sich an den durch die Akten ver-
en Thatsachen nicht verificiren lassen. Gerade in
auf die Entwürfe des Leibniz für kirchliche Reunion
Klopp nur ein mangelhaftes Material vor, und sein
h an die preußische Regierung, wenigstens diese Seite
eistigen Thätigkeit des Leibniz in geordneter Ausgabe
Licht fördern zu dürfen, wurde abermals abschlägig
schieden mit der Angabe des Grundes, daß eine solche
kation den confessionellen Frieden stören würde.

Bei der centralen Stellung, welche der Reunionsplan
Leibniz unter seinen großen Lebensaufgaben einnahm,
gerade die aktenmäßige Darlegung dieses Planes einen
ag zur tieferen Kenntniß des gewaltigen Geistes, welcher
chhaltig in alle Beziehungen des damaligen Europa
ff, in die Wissenschaft aller Zweige, in die Politik, in
rchlichen Zustände, und bietet uns, was Klopp an der
seiner großen Ausgabe prophezeite, nach diesen Be-
ngen einen Einblick in ein geistig reiches Leben, wie
e auf Erden gelebt worden sind, zeigt einen Fernblick
hlicher Weltanschauung, wie kaum ein zweiter je einem
chen Auge sich eröffnet hat. Aber nicht das Gleiche
r Fall in Bezug auf die edelste Qualität des Menschen,
Religion. So viele Widersprüche sind niemals in dem
eines großen Geistes zusammengestellt worden, wie der
che Friedensplan des Leibniz sie aufweist. Und doch
chon Lessing davor gewarnt, Leibniz jenen mittelmäßigen
n beizuzählen, in welchen Sinn und Unsinn friedlich
einander hausen. Wie löst sich das Räthsel? Für
iz war das positive Christentum etwas Fremdes, Aeußer-
eine Durchgangsform bestehender Weltauffassung,
e man sich im Interesse einer ruhigen Wissenschafts-
cklung äußerlich accommodiren, aber mit der man niemals

restlos innerlich sich aussöhnen könne. So ist jenes Wort zu verstehen, das sich wie ein rother Faden selbst durch seine philosophischen Schriften hindurchzieht, die Harmonie von Natur und Gnade, Vernunft und Glaube. Schon der siebzehnjährige Jüngling schrieb Traktate, in welchen er das positive Christentum, namentlich die Trinität, vertheidigte. Und in seinen letzten zehn Lebensjahren führte er eine lange, lebhafte Debatte mit dem Jesuiten Desbosses, um die Möglichkeit des Transsubstantiationsdogmas wissenschaftlich zu begründen. Sein theologisches Hauptwerk, die Theodicee, gilt bis zur Stunde als Bollwerk des positiven Christentums gegen die andringende moderne Skepsis. Klopp aber faßt sein Urtheil in dieser Beziehung einmal dahin zusammen, es könne nicht oft genug wiederholt werden, daß dieser große Geist von Anfang bis Ende auf dem Boden des positiven Christentums gestanden sei. Und doch finden wir nirgends in seinen Schriften ein sorgfältiges Eingehen auf die Beweggründe des Glaubens, nirgends eine ernste Prüfung der Quellen desselben, nirgends neue, vertiefte spekulative Gründe oder überhaupt nur ein gründliches Eingehen auf die innere Seite eines Mysteriums, sondern überall nur ein scharfsinniges Spiel mit logischen und besonders syllogistischen Künsten und Feinheiten. Er folgt dem Gegner auf die Bahn seiner Einwürfe und schlägt ihn mit den eigenen Waffen; aber weiter geht er nicht. Es genügt ihm, die Einwürfe zurückzuweisen. Mit den positiven Wahrheiten befaßt er sich nie. Der Verfasser geht auf diese grundlegende Frage näher ein und kommt zu dem Resultat: Leibniz, der mit einem verborgenen Schatz christlicher Gesinnung an den Hof Johann Friedrichs kam, gelangte unter dessen Nachfolgern in der religiös vergifteten Atmosphäre dieses Fürstenhofes allmählich zu einem radikalen Abfall vom positiven Christentum. Der Verfasser zeigt dies namentlich in Bezug auf die Theodicee, deren Sprache zu höchster Vorsicht mahnt. Leibniz war von Spinoza und Bayle innerlich nicht so weit entfernt, als

seine Worte schließen lassen. Nehmen wir hinzu, daß diese seelische Verfassung seines illustren Gegners einem so feinen Geiste wie Bossuet unmöglich in den langen Verhandlungen verborgen bleiben konnte, und daß dieser deßhalb von vorneherein von der Aussichtslosigkeit der Vorschläge desselben überzeugt war, so dürften wir Licht und Schatten in dem großen geistigen Gefechte richtig vertheilt haben. So ist es in der That das tiefste Geheimniß dieser Verhandlungen, daß hier nicht eigentlich Leibniz und Bossuet, sondern zwei viel ältere und unversöhnliche Gegner einander gegenüberstanden, welche schon unter den Namen Augustin und Pelagius, Anselm und Roscellin mit einander gekämpft hatten, nämlich Vernunft und Glaube.

LIII.

Urkundenbuch der Diöcese Veszprim.

Das alte Weißbrunn, heute meistens Veszprim genannt, hat durch die ausgiebigste praktische Förderung seines Bischofs, Msgr. von Hornig, ein aus römischen Quellen geschöpftes Urkundenbuch erhalten, wie es nur wenige Kirchensprengel aufzuweisen haben. Ueber die beiden ersten Bände dieses monumentalen Unternehmens ist in diesen Blättern schon berichtet worden.[1]) Heute liegt mir der dritte Band vor, dessen Titel lautet: Monumenta Romana Episcopatus Vesprimiensis. Munificentia Caroli L. B. Hornig episcopi Vesprimiensis edita a collegio historicorum Hungarorum

1) Vergl. Band 125, 59 – 70.

Romano. Tomus III 1416—1492. Budapestini 1902. (CXXVI und 394 Seiten kl. Folio.)

In der Ausstattung schließt sich dieser Band naturgemäß an die beiden anderen an. Bezüglich des Inhaltes ist zu bemerken, daß der Custos der bischöflichen Bibliothek Dr. Joseph Lukcsics die Prolegomena (S. VII—LXIV in lateinischer und S. LXV—CXXIII in ungarischer Sprache) verfaßt hat; dann folgt das Verzeichniß der Abkürzungen und Seite 1 setzt das Urkundenbuch (17. Juni 1416) ein, um mit Nr. CLXXXI auf Seite 334 (2. Februar 1475) zu schließen. Der Index füllt den Rest des Buches von Seite 335—394.

In den Prolegomena handelt der Verfasser zunächst von den in diesen Zeitraum fallenden Pontifikaten der Vesprimer Bischöfe. Wegen der wichtigen und unruhigen Zeiten, die in dem Bande behandelt werden, gewinnen diese an sich mehr lokalgeschichtlichen Studien einen Hintergrund größeren Interesses, so daß sich dieselben mehrfach auf die Höhe der allgemeinen kirchengeschichtlichen Betrachtung erheben. An zweiter Stelle bietet der Verfasser Untersuchungen De iurisdictione Curiae Romanae. Unter völliger Heranziehung der Literatur beschäftigt sich der Verfasser hauptsächlich mit dem Einflusse, den die Rechtsprechung der Rota in ungarischen Angelegenheiten auszuüben in der Lage war. „Cum in monumentis Romanis, speciatim Vaticanis hucusque publicatis, stylus Curiae Romanae, in similibus casibus de procedendi modo nihil prodat, hunc pro posse perfecte explicare intendo, ut documenta de litibus domesticis edita Romana intelligantur" (S. XXXIV). In diesem Sinne wird dann der prozessualische Geschäftsgang klargelegt unter Einstreuung von zahlreichen Citations- und sonstigen Formeln.

De indulgentiis Pontificiis saeculi XV. ist der dritte Abschnitt (Seite IXL) überschrieben. „Saeculum XV. respectu religioso merito dicitur saeculum indulgentiarum. Ecclesia Catholica iure a fundatore divino accepto seu per

gaudet e thesauro ecclesiae — subsidio hoc spirituali — exigente temporum necessitate ad finem salutarem indulgentiis concedendi“ (S. L). Unter der Fülle der damals erbetenen und auch ertheilten Gnaden greift der Verfasser die indulgentiae ecclesiis et capellis concessae, die facultas eligendi confessorem sowie die remissio peccatorum plenaria zu gesonderter Behandlung heraus. Ich kann mich gerade für dieses Zeitalter mit dieser Einschränkung nicht ganz einverstanden erklären. Wenn diese Frage schon in einem eigenem Kapitel behandelt werden sollte, so hätte sie, auf eine breitere Grundlage gestellt, endlich eine fühlbare Lücke sachgemäß ausgefüllt.

Die Behandlung des päpstlichen Finanzwesens ist seit einem Jahrzehnt in den Vordergrund der historischen Forschung getreten. Die Veröffentlichungen darüber häufen sich; bald eindringend, bald oberflächlich, bald scharf angreifend, bald ruhig sachlich werden einzelne Fragen untersucht, ohne daß es bisher gelungen ist, das Material so bereitzustellen, daß ein canonistisch geschulter Historiker eine wirklich richtige Geschichte des päpstlichen Finanzwesens vom 13.-16. Jahrhundert hätte schreiben können. Der Verfasser erörtert auf 6 Seiten das päpstliche Taxwesen (De taxatione pontificia. Libri obligationum Libri annatarum). Die einschlägige Literatur ist ihm bekannt und er beschränkt sich darauf, einige Notizen über die Servitien und die Annaten und deren handschriftliche Ueberlieferung zu geben. An letzter Stelle folgen im fünften Abschnitte einige Bemerkungen über die Editionsmethode (De ratione publicandi regesta), soweit sie sich von derjenigen der beiden ersten Bände unterscheidet.

Das, was ich im Vorstehenden skizzirt habe, findet sich zum zweiten Male im Bande in ungarischer Sprache. Da die Dokumente des Diplomatariums alle lateinisch sind, so würden lediglich lateinische Prolegomena wohl genügt haben.

Die zahlreichen Urkunden sind naturgemäß von verschiedenem Werthe. Neben hochpolitischen Sachen finden wir

unbedeutende Dinge, wie es die Bestimmung des Werkes und das Rohmaterial in diesem Zeitraume ganz naturnothwendig mit sich bringen. Die Orientirung in den Dokumenten ist für den Nichtungarn eine mühsame, da die knappen Regesten in ungarischer Sprache den der ungarischen Sprache nicht Mächtigen zur Durchlesung des ganzen Textes nöthigen. Die innerhalb der Urkunden — wo vielleicht Auslassungen oder Aehnliches angedeutet werden — stehenden ungarischen Bemerkungen fallen wohl ganz aus dem Rahmen heraus. Da die Zeit, die dieses Urkundenbuch behandelt, gegenwärtig eingehend erforscht wird, so dürfte dieser Band, dessen tadellose, vornehme Ausstattung nicht genug zu rühmen ist, auf weitestes Interesse rechnen können. Es ist sehr erfreulich, daß die Namen der Cardinäle, mit denen sie vulgariter nuncupabantur, im Index verificirt worden sind; denn diese Vulgärnamen geben häufig Räthsel auf und darum sind sie bei Urkundenpublikationen stets aufzulösen.

Der beste Lohn für die überaus fleißigen Mitglieder des ungarischen historischen Institutes in Rom, für den Bearbeiter der Prolegomena und für den Mäcen, der die prächtige Ausgabe ermöglichte, wird sein, wenn die gebotenen neuen Urkunden recht bald in der darstellenden Geschichte ausgiebige Benutzung finden mögen.

mcs.

LIV.

Dr. Franz Ladislaus Rieger.

Ein Charakterbild aus Böhmens neuester Geschichte.

Am 3. März d. J. schied in Prag ein Mann aus Leben, der mehr als ein halbes Jahrhundert mächtig die Geschicke seines böhmischen Heimatlandes eingegriffen Es hieße die politische und Culturgeschichte des czechischen kes seit den Vierzigerjahren des verflossenen Säculums eiben, wollte man den Lebensgang und die Lebensarbeit s Mannes gebührend schildern, so sehr ist alles, was dieser Zeit auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens, der senschaft und Kunst sowie der volkswirthschaftlichen Ent- lung von den Czechen geleistet wurde, mit seinem Namen nüpft. Groß war die Trauer des czechischen Volkes, ihm 1876 sein großer Historiograph Franz Palacky h den Tod entrissen wurde, jener Mann, der ihm seine hichte erschloß, der ihm zeigte, wie groß es einst sen und welche machtvolle Rolle seine Könige gespielt, der ihm die Wege wies, auf denen es wieder zu einer nvollen Stellung im Reigen der Völker emporzusteigen nöchte. Eine gleiche Trauer aber bemächtigte sich seiner, durch seine Gauen die Kunde ging: Rieger ist todt. er es doch, der mit Palacky ein Herz und eine Seele der dessen Ideen und Lehren am klarsten erkannt und tiefsten erfaßt hatte, der für diese Ideen mit beispielloser rgie, mit einer Beharrlichkeit und Selbstlosigkeit ein-

getreten war, die selbst dem ärgsten Gegner Achtung und Bewunderung abrang. Wohl war Rieger in den letzten Jahren seines Lebens bei seinem Volke in Ungnade gefallen; als er jedoch die müden Augen im Tode geschlossen, da erinnerte sich das Volk wieder, was es an Rieger hatte, und es bereitete ihm eine Leichenfeier, wie sie nur gekrönten Häuptern zu Theil zu werden pflegt und wie sie seit der Leichenfeier Palacky's in Böhmens Hauptstadt nicht mehr gesehen wurde.

1. Riegers Jugend und Bildungsgang.

Dr. Franz Ladislaus Freiherr von Rieger wurde am 10. Dezember 1818 als der Sohn eines reichen Müllers zu Semil an der Iser im nordöstlichen Böhmen geboren. Der Adel eignete ihm nicht von Geburt; er wurde ihm erst im Jahre 1897 vom Kaiser Franz Joseph verliehen. Auch waren seine Voreltern keine geborenen Czechen; sie stammten aus Schwaben, waren vor Zeiten in Böhmen eingewandert, hatten aber, weil in ganz czechischer Umgebung ansässig, allmählich ihr germanisches Nationale eingebüßt bis auf den Namen. Um Deutsch zu lernen, mußte darum der kleine Rieger in einer deutschen Familie für einige Zeit untergebracht werden, wofür dann ein Knabe aus dieser deutschen Familie in die Semiler Mühle kam, um die czechische Umgangssprache sich anzueignen. Diese Art der Erlernung der beiden Landessprachen durch Kindestausch war und ist in Böhmen vielfach üblich, früher mehr als jetzt, und Rieger selbst hatte dafür stets nur Worte der Anerkennung.

Schon frühzeitig zeigte Rieger eine große Liebe zum Studium. Der Vater war, obwohl er seinen Sohn von vornherein zu seinem Nachfolger auf der Semiler Mühle bestimmt hatte, doch weitherzig genug, dessen Streben nach höherer geistiger Ausbildung nicht unbefriedigt zu lassen. „Es kann ja nichts schaden," meinte er, „wenn auf der

Semiler Mühle auch einmal ein studirter Herr die Geschäfte besorgt." Er ließ ihn deshalb ans Gymnasium nach dem nahen Gitschin gehen.

An der Gitschiner Anstalt trat der junge Rieger durch seine außerordentliche Begabung wie durch seinen Fleiß sehr in den Vordergrund, zeigte aber auch damals schon einen unbeugsamen, männlich stolzen Charakter. In Gitschin blieb Rieger nur vier Jahre. Zur Vollendung seiner Gymnasialstudien — der damalige Gymnasial-Studienkurs war ein sechsjähriger — wurde Rieger nach Prag geschickt an das dortige akademische Gymnasium. Leiter dieser Anstalt war in jener Zeit der berühmte czechische Linguist Joseph Jungmann.[1] Derselbe wandte Rieger seine besonderen Sympathien zu, unterstützte und beförderte dessen Bildungsdrang auf alle Weise und hauchte ihm jene große Liebe zur czechischen Sprache und Literatur ein, die Rieger zeitlebens eigen war.

Das Gymnasium von Prag wie das von Gitschin waren wesentlich deutsche Anstalten. Alles wurde in deutscher Sprache und in deutschem Geiste gelehrt. Das hinderte aber Rieger durchaus nicht, seinem czechischen Volkstume mit ganzer Seele ergeben zu bleiben. Sein czechischer Patriotismus hatte nicht im geringsten gelitten, im Gegentheil kann man behaupten, daß Rieger durch den Aufenthalt an einem deutschen Gymnasium in seinem nationalen Bewußtsein erst recht bestärkt wurde.

Nach Vollendung seiner Gymnasialstudien bekam er von seinem Vater die Erlaubniß zu einer längeren Er-

---

1) Joseph Jungmann — geboren zu Hudlitz bei Beraun in Böhmen 1773, gestorben zu Prag 14. Nov. 1847 — war einer von jenen Männern, welche dem Wiedererwachen des nationalen Lebens bei den Czechen kräftig vorgearbeitet haben. Sein Hauptwerk, das seinen Ruhm begründete, ist sein böhmisch-deutsches Wörterbuch (Slovnik česko-nemecký) in 5 Bänden.

holungsreise. In Gesellschaft eines Freundes wandte er sich nach Ungarn, besuchte aber mit Vorliebe die von slavischen Slovaken bewohnten Gebiete und bemühte sich, mit allen damaligen hervorragenderen slovakischen Patrioten und Schriftstellern freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen.

In die Heimat zurückgekehrt, sollte er nunmehr dem Müllergeschäfte sich widmen. So wollte es der Vater. Rieger gehorchte. Aber den Studien konnte er nicht ganz entsagen. Hierin wurde er von der Mutter bestärkt; mit deren Hilfe gelang es ihm sogar, ohne Vorwissen des Vaters, sich in Prag an der dortigen Universität als Rechtshörer inskribiren zu lassen. Als der Vater davon erfuhr, machte er gute Miene zum bösen Spiel; er fügte sich ins Unvermeidliche und erklärte voll Resignation seinem Sohne: „Ich sehe schon, daß aus Dir kein Müller werden wird; thue, wie Du es verstehst und gehe, wohin Dich Dein Herz zieht.“ Jetzt war für den jungen Rieger die Bahn frei zu dem Ziele, das ihm vorschwebte.

Seine juristischen Studien setzte er zunächst in Wien fort, wo er ein Jahr sich aufhielt. Neben seinen Studien suchte und unterhielt er auch einen regen Verkehr mit allen an der Wiener Hochschule weilenden Studenten slavischer Nationalität. Die also angeknüpften Beziehungen erwiesen sich für ihn in der Folgezeit von nicht geringer Bedeutung. Nachdem er auch noch in Prag eine zeitlang dem Studium obgelegen, unterzog er sich einem staatlichen Examen und widmete sich alsdann der Gerichtspraxis in der böhmischen Hauptstadt.

Selbstverständlich nahm der für alles Czechisch-Nationale schwärmerisch begeisterte junge Rieger an dem nationalen Leben in der Hauptstadt den regsten Antheil. Er war noch Studiosus an der Universität, da prangten eines Tages — es war im Januar 1841 — an allen Straßenecken der Stadt ausschließlich czechische Plakate, welche zu einem czechischen

Balle einluden. Das war für das Prager Publikum, das seit Menschengedenken nur rein deutsche oder höchstens doppelsprachige Maueranschläge zu lesen gewohnt war, keine geringe Ueberraschung. Urheber des czechischen Balles wie der czechischen Plakate war Rieger; das war allgemein bekannt. Er sollte auch wegen der polizeiwidrigen reinczechischen Plakate in Strafe genommen werden. Aber er verstand es meisterlich, sich aus der Schlinge zu ziehen.

Ein anderes Rencontre mit der Polizei aber hätte ihm gefährlich werden können. Es wurde ihm nämlich zur Last gelegt, er habe einem vorübergehend in Prag sich aufhaltenden polnischen Emigranten bei der Verbreitung verbotener polnischer Schriften Vorschub geleistet. Die Polizei nahm ihn in Haft und beließ ihn darin 17 volle Tage. Erst als er keinerlei Schuld überführt werden konnte, wurde er wieder auf freien Fuß gesetzt. Die Verhaftung Riegers hatte indessen innerhalb wie außerhalb Prags nicht geringes Aufsehen erregt. Wie sehr damals schon Rieger bei dem czechischen Volke in Achtung stand, bezeugt der Umstand, daß zwanzig hervorragende Bürger Prags sich bei der Polizeidirektion bereit erklärten, jedwede Caution für den Inhaftirten zu erlegen.

Die verschiedenen Affairen mit der Polizei hatten zur Folge, daß Rieger seitens der Behörden nur mit Mißtrauen beobachtet und behandelt wurde. Angesichts dessen konnte er sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß er es im staatlichen Dienste nicht weit bringen werde. Die Gerichtspraxis, in die er eingetreten war, verließ er darum bald wieder und verzichtete auch vorläufig auf jeden Versuch, in einem anderen Zweige des öffentlichen Dienstes anzukommen.

Zur Sicherung seiner materiellen Existenz bedurfte er übrigens auch einer staatlichen Anstellung nicht. Seiner Nation dienen, für deren Interessen arbeiten und kämpfen, soweit die Kräfte reichen: das war das Ideal, das immer

bestimmter und deutlicher in seiner Seele auftauchte und dem er sein ganzes Denken und Streben unterordnete.

Sein Nächstes war, an der Universität seine rechts- und staatswissenschaftlichen Studien fortzusetzen und sie mit der Doktorpromotion abzuschließen; sofern die Umstände günstig lägen, wollte er sich dann um eine Lehrkanzel an der Universität bewerben, um als Lehrer des Rechtes für die nationalen Rechte seines Volkes in die Schranken treten zu können. Die Doktorpromotion erfolgte 1847, die Bewerbung um eine Lehrkanzel aber mußte er auf spätere Zeiten verschieben.

Die Vorbereitung auf die Doktorpromotion hinderte Rieger nicht, sich für alles zu interessiren, was die Weckung und Vertiefung des nationalen Bewußtseins seines Volkes betraf. Seine ganz ungewöhnliche Beredsamkeit und sein seltenes Organisationstalent kamen ihm dabei vortrefflich zu statten. Dadurch stieg sein Ansehen bei seinen Conationalen derart, daß diese ihn damals schon als ihren Führer anerkannten. Nicht weniger groß waren bei ihm auch die Kühnheit und Rücksichtslosigkeit, mit der er allen offenen und versteckten Widersachern und Verächtern seiner Nation entgegenzutreten pflegte. So bediente er sich bei dem hochfeierlichen Akte der Doktorpromotion, aller Gepflogenheit und hergebrachten Sitte zum Trotz, der czechischen Sprache. Hindern mochte man dieses um so weniger, als sein Widerpart gleichfalls in czechischer Sprache opponirte. Ueber diese That Riegers aber waren natürlich alle czechischen Patrioten hoch befriedigt; sie freuten sich, daß endlich auch an der Stätte der Wissenschaft das Czechische wieder zu Ehren gekommen.

2. Rieger und das Jahr 1848.

Ende 1847, gleich nach seiner Doktorpromotion, sehen wir Rieger auf der Reise nach dem Süden. Die Anstrengungen der letzten Jahre hatten seine Gesundheit stark erschüttert.

Zunächst begab sich Rieger über Ungarn nach Belgrad in das Land der Serben. Hier suchte er mit den hervorragendsten serbischen Volksmännern in Beziehungen zu treten, was ihm auch unschwer gelang. Von Belgrad ging die Reise durch Kroatien und Dalmatien nach Triest und von da nach Italien, wo er längeren Aufenthalt nahm.

In den italienischen Staaten und Stäätchen gährte es damals schon — Ende 1847 — ganz gewaltig und durch die Pariser Februarrevolution erhielt diese Gährung neue Nahrung und alle Anzeichen deuteten auf einen nahen Sturm. Rieger wurde Zeuge dieser revolutionären Bewegung und sie blieb nicht ohne tiefgehenden Eindruck auf sein eigenes politisches Denken und Fühlen.

Im Begriffe über Frankreich nach Algier und Spanien zu reisen, traf ihn — er weilte damals gerade in Rom — die Kunde von den Märztagen in Prag und von der Erlassung einer Constitution für Oesterreich. Ungesäumt trat er die Heimreise an. Die Nachricht von seiner Rückkehr wurde in Prag wie in ganz Böhmen mit Freuden begrüßt. Noch ehe er in Prag eingetroffen war, hatte ihn schon die Bürgerschaft als ihren Vertrauensmann in den „St. Wenzels Ausschuß“, den späteren „Nationalrath“ gewählt.

In diesem Ausschusse erwies sich Rieger alsbald als eines der rührigsten und einflußreichsten Mitglieder.

Als in demselben die Frage zur Verhandlung kam, ob Böhmen das Frankfurter Parlament beschicken solle, war es vor allen Rieger, der dagegen Einsprache erhob.

Um den czechischen Widerstand zu brechen, entsandte der sogen. Fünfziger-Ausschuß von Frankfurt eine Deputation nach Prag, mit dem Auftrage, zu unterhandeln. Die „Augsb. Allg. Zeitung“ hatte damals den Ausdruck fallen lassen, Böhmen sei stets für Deutschland eine Eiterbeule gewesen und werde dieses auch bleiben; Rieger griff dieses Wort auf und quittirte es mit der Bemerkung: „Schneiden Sie also diese Eiterbeule aus! Wir Böhmen haben durchaus nicht den Ehrgeiz eine

Schmarotzerpflanze auf dem edlen Stamme der deutschen Eiche zu sein". Ueber das Scheitern der Verhandlungen erstattete die Deputation einen längeren Bericht an den Fünfziger-Ausschuß und faßte ihr Endurtheil in die Worte zusammen: „die Böhmen müssen mit der Schärfe des Schwertes an Deutschland angegliedert werden". Diese Worte las Rieger in einer öffentlichen Sitzung des Nationalrathes vor und fügte in zorniger Entrüstung hinzu: „Auf solche Argumente werden wir schließlich mit Dreschflegeln antworten müssen".

Mittlerweile hatte Kaiser Ferdinand das unruhige Wien verlassen und in Innsbruck sein Hoflager aufgeschlagen. Das Chaos in Wien wurde immer größer. Und da das Ministerium Pillersdorf sich der Revolutionspartei gegenüber gar zu nachgiebig zeigte, brach der damalige Gubernialpräsident von Böhmen, Graf Leo Thun, alle Verbindung mit Wien ab und richtete eine provisorische Regierung für Böhmen ein. Um für diese Neuerung die kaiserliche Genehmigung zu erlangen, schickte er zwei der Männer, welche Mitglieder der neuen böhmischen Regierung werden sollten, den Grafen Albert Nostitz und Franz Rieger, nach Innsbruck. Ferdinand der „Gütige" nahm die Beiden wohlwollend auf und gab zu allem, was Thun vorgeschlagen, seine Einwilligung. Da Rieger sah, daß der Moment ein günstiger sei, brachte er noch zwei andere Desiderien vor, die ihm sehr am Herzen lagen: die Errichtung einer böhmischen Hofkanzlei und eines obersten Gerichtshofes in Prag. Diese Desiderien hatte er schon im Nationalrathe in Anregung gebracht und den Antrag gestellt, sie möchten als offizielle Forderungen des Nationalrathes dem Monarchen unterbreitet werden. Doch die Majorität des Nationalrathes war darauf nicht eingegangen. In Innsbruck nun bat Rieger auf eigene Faust den Kaiser um gnädige Annahme seiner Wünsche. Und der Kaiser zeigte sich auch in diesem Punkte

willfährig, so daß die beiden böhmischen „Regenten" voll der besten Hoffnungen ihre Heimreise antreten konnten.

Doch während ihrer Abwesenheit war die „Königliche Hauptstadt" Prag rebellisch geworden. Die Studentenschaft unter der Führung eines gewissen Karl Radkovsky baute Barrikaden, sperrte den Grafen Leo Thun ins Gefängniß und verlangte von dem Oberstkommandirenden, Fürsten Windischgrätz, die Zurückziehung der militärischen Streitkräfte aus der Stadt. So etwas konnte natürlich ein Windischgrätz sich nicht bieten lassen. Er ging energisch vor. Der inzwischen zurückgekehrte Rieger suchte zu vermitteln. Windischgrätz aber wies ihn in wenig schmeichelhafter Weise ab Von der provisorischen Regierung für Böhmen war keine Rede mehr, der Nationalrath wurde aufgelöst, und der Slavische Congreß, für dessen Zustandekommen Rieger das meiste gethan und von dessen Thätigkeit er für die Sache der österreichischen Slaven so viel erwartete, wurde nach Hause geschickt. Windischgrätz war Herr in Prag.

Nun kamen die Tage der Wiener Reichsversammlung, welche für den Kaiserstaat eine Constitution berathen und beschließen sollte. An diesen Berathungen nahm auch Rieger als Vertreter eines böhmischen Wahlbezirkes Theil und trat als Hauptsprecher der Czechen und der Slaven überhaupt stark in den Vordergrund. Da er die Ideen, die er früher schon im böhmischen Nationalrathe verfochten hatte, auch auf dem constituirenden Reichstage zur Geltung zu bringen suchte, so wurde er von der Wiener Revolutionspartei auf die Proscriptionsliste gesetzt. Nur mit Mühe entging er seinem Verderben. An demselben Tage (6. Oktober 1848), an dem der Kriegsminister Graf Latour der Wuth des Pöbels zum Opfer fiel, wurde auch nach Rieger gefahndet. Zum Glücke hatte er sich bereits, durch Freunde auf die Gefahr aufmerksam gemacht, aus Wien entfernt. Mit ihm hatten aber auch fast alle slavischen Deputirten Wien verlassen mit der Begründung, daß sie dort nicht sicher seien.

Gegen die Weiterberathungen des „Rumpfparlamentes“ legten sie feierlich Protest ein und verlangten, daß der Reichstag an einen ruhigeren Ort verlegt werde. Die Regierung willfahrte und beschied die Abgeordneten nach dem stillen Kremsier in Mähren.

Vom 15. November 1848 bis zum 7. März 1849 arbeitete der Kremsierer Reichstag im Schweiße seines Angesichtes, um eine Constitution für Gesammtösterreich zu Stande zu bringen. Die Rolle, die Rieger dabei spielte, war eine ganz hervorragende. Nicht nur wurde er in den Ausschuß gewählt, der die Constitution entwerfen sollte, sondern der Ausschuß wählte ihn auch zu seinem Referenten. Als solcher hatte Rieger die Aufgabe, den Entwurf vor dem Reichstage zu vertreten.

Das war keine leichte Sache. Denn der Entwurf war mit demokratischem Oel von unten bis oben gesalbt. Der erste und Hauptparagraph z. B. lautete: „Alle Staatsgewalten gehen vom Volke aus und werden auf die in der Constitution festgesetzte Weise geübt.“ Zur Begründung dieses ultrademokratischen Satzes hielt Rieger eine ebenso ultrademokratische Rede, deren Grundton so ziemlich zu den jakobinischen Deklamationen des französischen Convents von anno 1790 stimmt.

Genug an dem. Rieger war mit seinen staats- und volksrechtlichen Anschauungen weit, weit nach links gerathen. Ob das Studium des deutschen „Vernunft-Philosophen“ von Königsberg, oder die Lektüre der französischen Conventsverhandlungen aus der Revolutionsperiode es ihm angethan hatte, oder ob er der Meinung war, es lasse sich aus der Betonung der demokratischen Principien für die Sache der österreichischen Slaven, speciell der Czechen, mehr herausschlagen als aus der Befolgung der Paulinischen Vorschrift: „Jeder unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt, denn es gibt keine Gewalt außer vor Gott, und die, welche besteht,

ist von Gott" — das wollen wir hier nicht weiter untersuchen.

Bei den Debatten über das **Verhältniß des Staates zur Kirche** und über die Regelung der kirchenpolitischen Materie äußerte Rieger Anschauungen, die deutlich erkennen lassen, daß ihm jedes tiefere Verständniß der katholischen Kirche als des Reiches Christi auf Erden mangelte.

Die vom **Fürsten Felix Schwarzenberg** berathene kaiserliche Dynastie war indessen nicht gewillt, ihr angestammtes Herrscherrecht „von Gottes Gnaden" in ein solches „von Volkes Gnaden" sich von dem Kremsierer Reichstag umprägen zu lassen. Unter dem Vorwande, der Reichstag sei wegen des Fernbleibens der ungarischen Abgeordneten incompetent, eine für ganz Oesterreich geltende Constitution zu beschließen, wurde er am 7. März 1849 unerwartet nach Hause geschickt. Die Abgesandten des „souveränen" Volkes aber glaubten, sich eine derartige Behandlung nicht gefallen lassen zu dürfen, und hielten es sogar für ihr Recht und für ihre Pflicht weiter zu tagen und zu „beschließen". Als sie jedoch gewahr wurden, daß das Sitzungsgebäude von der Polizei besetzt sei, da entsank ihnen der Muth. Mit Hinterlassung eines papierenen Protestes zogen sie eilends von dannen.

Rieger hoffte, das Volk würde sich gegen die Auflösung des Reichstages energisch zur Wehre setzen und er selbst würde im böhmischen Landtage Gelegenheit haben, mit der Regierung abzurechnen. Aber in Beidem täuschte er sich: das Volk blieb ruhig und die böhmische Landtagsstube blieb geschlossen.

3. Rieger in den 50er Jahren.

Im April 1849 sehen wir Rieger wieder auf Reisen. Er war zu der Einsicht gekommen, daß die Wiederaufrichtung einer absolutistischen Herrschaft in Oesterreich sich nicht verhindern lasse, und da er fürchtete, die unausbleibliche Reaktion werde an ihm ihr Müthlein kühlen, so entschloß er

sich, den Fußstapfen jener „Kremsierer“ zu folgen, die schon bald nach dem verhängnißvollen 7. März hinter den schwarzgelben Grenzpfählen verschwunden waren. Rieger begab sich freiwillig ins Exil.

Zunächst reiste er über Frankfurt, dem er als Czeche sonst so gram war, nach Belgien; von da nach Paris. Hier hielt er sich längere Zeit auf, um seine rechts- und staatswissenschaftlichen Studien fortzusetzen und sich besonders mit der Nationalökonomie zu beschäftigen, wozu ihm in der französischen Hauptstadt Hilfsmittel genug zur Verfügung standen.

Neben seinen Studien suchte er aber auch mit hervorragenden Vertretern der Politik und Diplomatie in nähere Beziehungen zu treten. Die österreichische Regierung, welche Rieger auch in Paris nicht aus dem Auge verlor, argwöhnte hinter dem intimen Verkehr mit polnischen und magyarischen Freiheitsmännern ein antiösterreichisches Complott. Sie beantragte die Inhaftirung Riegers. Dieselbe erfolgte auch thatsächlich an Weihnachten 1849. Aber schon am folgenden Tage erschien der französische Minister des Aeußeren persönlich bei Rieger und sprach über den unliebsamen „Zwischenfall“ sein Bedauern aus.

Ein Jahr später, nachdem er noch Belgien und Holland bereist und auch dem Lande der Angelsachsen einen Besuch gemacht hatte, kehrte Rieger wieder in die Heimat zurück. Seine Furcht, er könnte wegen Hochverraths vor die Schranken des Gerichts citirt werden, war nicht ganz unbegründet. Dennoch blieb er unbehelligt. Der leitende Minister Fürst Schwarzenberg, dem Rieger sich gestellt hatte, war der Ansicht, daß es besser sei, die Vergangenheit auf sich beruhen zu lassen.

In Prag traf Rieger in den ersten Tagen des Januar 1851 ein. Alsbald machte er den Versuch, eine Professur an der Universität zu erlangen. Er reichte seine Petition ein und schloß derselben ein in czechischer Sprache abgefaßtes

Schriftchen: „Ueber materielle Güter und Arbeiten“ bei. Der deutsche Senat lehnte jedoch die Petition ab, mit der Begründung, es seien die gesetzlichen Bedingungen nicht erfüllt, denen zufolge die Habilitationsschrift in einer allen Professoren verständlichen Sprache abgefaßt sein müßte. Ueber eine solche Abweisung führte Rieger bei dem damaligen Unterrichtsminister Grafen Leo Thun bittere Klage; dieser aber erklärte ihm offen heraus, daß gegen eine czechische Habilitationsschrift an sich nichts einzuwenden sei, daß man jedoch ernstliche Bedenken tragen müsse, die Bewilligung einer Professorenstelle so leichthin einem Manne zuzusprechen, der eine politische Vergangenheit hinter sich habe und von der Jugend eher als ein Vorkämpfer auf politischem Gebiete, denn als ein Lehrer der Wissenschaft angesehen werde.

Daß diese Fernhaltung von dem akademischen Lehramte, auf das er sich so sehr gefreut, verstimmend auf Rieger wirken mußte, war nur zu natürlich. Er verließ indessen Prag nicht und suchte nunmehr als Privatmann soweit und soviel als möglich sich seinem Volke nützlich zu machen. Den volkswirthschaftlichen Studien, die er in Paris so eifrig gepflegt hatte, blieb er treu und wiederholt griff er zur Feder, um die Resultate seiner Studien der czechischen Oeffentlichkeit zu übergeben. Und anerkannt muß werden, daß diese literarischen Produkte Riegers den Stempel des Reifen und Gediegenen an sich tragen, aber auch Zeugniß davon ablegen, daß der Verfasser in der Literatur des In- und Auslandes wohl bewandert war. Namentlich waren ihm die literarischen Leistungen der französischen Volkswirthe wohl bekannt, wie er überhaupt für die französische nationalökonomische Schule eine große Vorliebe hatte.

Das bedeutendste Werk, mit dem Rieger die Literatur seines Volkes bereicherte, ist das „Slovník Naučny“, ein Conversationslexikon in fünf Bänden. Schon Palacky hatte den Plan gefaßt, ein derartiges Werk herauszugeben; doch Mangel an Zeit und Unterstützung hinderten ihn an

der Ausführung. Rieger aber, der 1853 Palacky's Schwieger-sohn geworden war, griff den Plan seines Schwiegervaters auf und führte ihn mit der ihm eigenen Energie und Ausdauer durch. Die Schwierigkeiten, welche hierbei zu überwinden waren, waren über die Maßen groß, und es gehörte ein außergewöhnlicher Muth dazu, sich an ein solches Unternehmen zu wagen. Fehlte es nachgerade doch fast an allem, was ein Gelingen desselben hätte verbürgen können: es fehlte an einem kapitalkräftigen Verleger, es fehlte an leistungsfähigen Mitarbeitern. Trotz diesen großen Schwierigkeiten gelang es Rieger dennoch, ein auf der Höhe der neuzeitlichen Wissenschaft stehendes czechisches Conversationslexikon zu Stande zu bringen. Das Meiste leistete er selbst; nicht nur daß er das Ganze mit großer Genauigkeit und Sachkenntnis redigirte, sondern auch eine Menge Artikel selbst verfaßte. Im Anfange der 60er Jahre war das schwierige Werk vollendet. In nicht weniger als 7000 Exemplaren fand es Verbreitung unter dem czechischen Volke und ist für das ganze geistige Leben desselben von der weitestgehenden Bedeutung geworden.

Der Mangel an tüchtigen czechischen Schriftstellern war nirgends mehr als bei der Herausgabe des Conversationslexikons Rieger zum Bewußtsein gekommen. Um diesem Mangel abzuhelfen und um überhaupt das literarische Schaffen bei den Czechen zu wecken und zu fördern, gründete er den Verein „Svatobor" („Heiliger Hain"). Er existirt heute noch und hat durch materielle Unterstützung der czechischen schriftstellerischen Talente, durch Prämiirung ihrer literarischen Produkte, durch die den Wittwen und Waisen verstorbener Schriftsteller gewährte Hilfeleistung, durch Ehrung des Andenkens dieser Schriftsteller sich um die Förderung der czechischen Literatur unbestreitbare Verdienste erworben. Präsident dieses Vereines war Rieger bis zu seinem Tode. Er bedachte den Verein auch reichlich in seinem Testamente, indem er ihm die Summe von 150,000 Kronen als „Rieger-

stiftung“ zuwies. Die Zinsen dieser Stiftung sollten alljährlich, am Sterbetage des Stifters, als „Unterstützungen, Personalbeiträge oder Belohnungen“ vertheilt werden, zum Besten seines Volkes, „seiner Cultur, seiner Ehre und seines Wohlstandes“.

4. Rieger und die Februarverfassung.

Das Jahr 1860 führte Rieger wieder in die Arena des politischen Lebens. Das seitherige absolutistische Staatsregime hatte sich überlebt; angesichts der schweren militärischen Niederlagen in Italien im Jahre 1859 konnte es nicht länger mehr aufrecht erhalten werden. Gerade in den regierenden Kreisen empfand man es als ein Bedürfniß, die Völker Oesterreichs zur Theilnahme an der Regierung heranzuziehen und die Verantwortung für das Schicksal der Monarchie zum Theil in ihre Hand zu legen. Am 5. März 1860 berief darum ein kaiserliches Patent den Reichsrath nach Wien und stellte demselben die Aufgabe, neben der Feststellung des Staatsvoranschlages auch Vorschläge zu machen für eine Constitution, beziehungsweise für eine Neuordnung der Landesvertretungen. Die Verhandlungen des Reichsrathes begannen am 31. Mai.

Rieger gehörte dieser Constituante nicht an, da er weder vom Kaiser berufen, noch vom böhmischen Landtage deputirt worden war. Doch fühlte er sich zu sehr als geborener Führer seines Volkes, als daß er es nicht als sein Recht und seine Pflicht angesehen hätte, an maßgebender Stelle seine Anschauungen bezüglich der Neuordnung der innerpolitischen Verhältnisse Oesterreichs zum Ausdrucke zu bringen. Er faßte nun den Plan, eine Denkschrift auszuarbeiten und mit derselben vor den Kaiser zu treten.

Um eine Audienz beim Kaiser zu erhalten, gab Rieger vor, er wolle den Monarchen um Bewilligung zur Herausgabe einer Zeitschrift bitten. Die Audienz wurde gewährt und am 18. Juni 1860 stand Rieger vor Kaiser Franz

Joseph, um seine Bitte um Bewilligung einer Zeitschrift vorzutragen, aber mit einer Begründung, die weit über die Bitte hinausging. Denn in der Begründung wußte er geschickt alle Wünsche und Beschwerden der böhmischen Nation einzuflechten, so daß sie weniger eine Begründung seines Preßanliegens als vielmehr eine scharfe Verurtheilung der bureaukratischen Drangsalirungen der czechischen Nation war. Der Kaiser hörte Rieger wohlwollend und mit der größten Aufmerksamkeit an, nahm sein schriftliches Memorandum gnädig entgegen und entließ ihn mit den besten Hoffnungen.

Der günstige Verlauf der Audienz beim Kaiser ermuthigte Rieger, noch andere hohe Kreise für seine Ideen zu interessiren. Er machte einen Rundgang in den Ministerhotels. Namentlich glaubte er, dem Leiter des Ministeriums, dem polnischen Grafen Agenor Goluchowski, Vorhalt[e] darüber machen zu müssen, daß er als Slave die slavische[n] Elemente der Monarchie ignorire, wo er doch dafür Sorg[e] zu tragen hätte, daß sich die Sympathien der slavische[n] Majorität dem Reiche nicht entfremden.

Das persönliche Auftreten Riegers machte in den hoh[e]n Kreisen Wiens keinen ungünstigen Eindruck, und Goluchow[s]ki wagte es sogar, die Berufung Riegers in das Ministeri[u]m an höchster Stelle in Vorschlag zu bringen. Zweifellos w[ä]re Rieger damals Minister geworden, hätte nicht ein anderer Ra[t]h-geber der Krone, dem Rieger noch ein gefährlicher Revolutio[n]är dünkte, den Vorschlag Goluchowski's zu vereiteln gew[u]ßt.

Der Reichsrath schloß seine Berathungen Ende S[e]p-tember. Am 20. Oktober verkündete ein kaiserliches Mani[f]est „An Meine Völker“, das berühmte Oktoberdiplo[m], die Grundzüge einer neuen Verfassung für den gesamm[ten] Kaiserstaat. Darnach war der Schwerpunkt des parlam[en]-tarischen Lebens in die Landtage verlegt, Neu-Oesterre[ich] sollte als Einheitsstaat aufgelöst und a[ls] Föderativstaat neu begründet werden.

Diese Umgestaltung Oesterreichs entsprach im Großen und Ganzen den Anschauungen und Wünschen Riegers; es steht auch außer Zweifel, daß sein Auftreten in Wien von wesentlichem Einflusse auf den Erlaß des Oktoberdiploms gewesen ist. Nicht einverstanden mit diesem Diplome aber waren die liberalen Deutschen und die Ungarn.

Angesichts des von deutscher wie von ungarischer Seite inaugurirten Widerspruches gegen das Oktoberdiplom konnte sich die Krone nicht dazu entschließen, Goluchowski in der Durchführung desselben freie Hand zu lassen. Goluchowski wurde entlassen und der centralistisch gesinnte Ritter von Schmerling zur Lösung der Verfassungsfrage berufen. Schmerlings Streben zielte darauf ab, mit dem seitherigen centralistischen Regierungssystem nicht vollständig zu brechen, sondern es möglichst zu erhalten und unter Berücksichtigung dessen, was das Oktoberdiplom in Aussicht gestellt hatte, constitutionell auszugestalten. Also Aufrechterhaltung des Alten in neuzeitlichen Formen, entsprechend den eigentümlichen Verhältnissen Oesterreichs, das war der leitende Gedanke, welcher in der Verfassung Schmerlings, in der Februarverfassung, zum Ausdrucke kommen sollte. Sie ließ darum die Centralregierung in ihrem vollen Umfange bestehen, setzte ihr aber einen aus Herrenhaus und Abgeordnetenhaus bestehenden Reichsrath zur Seite, mit dem Rechte, bei der staatlichen Gesetzgebung entscheidend mitzuwirken und das Ministerium wegen seiner Maßnahmen zur Verantwortung zu ziehen; dazu ließ sie auch den einzelnen Ländern ihre Autonomie und den Landtagen ein gewisses Gesetzgebungsrecht und brachte sogar den Reichsrath in eine gewisse Abhängigkeit von den Landtagen, indem den letzteren die Wahl der Mitglieder des Abgeordnetenhauses anheimgegeben wurde, und nicht direkt dem Volke. Eine merkwürdige Mischung von Centralismus und Föderalismus!

Selbstverständlich fand die Februarverfassung bei den Ungarn keine Gnade. Wie sie sich derselben gegenüber ver=

hielten und was alles sie sich dagegen erlaubten, gehört weiter nicht hieher. Das Beispiel der Ungarn wirkte aber auch ermunternd und bestärkend auf die Czechen. Unter der Führung Riegers traten sie in Kampfesstellung, die sie bis zur Stunde nicht verlassen haben, wenngleich ihre Taktik in diesem Kampfe nicht immer die gleiche war. Rieger war vollständig von dem Gedanken beherrscht, daß ein centralistisch regiertes Oesterreich ein großes Hinderniß sei für die freie und ungehinderte culturelle Entwickelung des czechischen Volkes. Darum war ihm die Februarverfassung von vornherein in der Seele verhaßt und er verstand es auch, das ganze czechische Volk mit gleichem Hasse gegen diese Verfassung zu erfüllen. „Nedejme se“ („ergeben wir uns nicht“), so rief er seinem Volke zu. Und dieser Ruf pflanzte sich fort durch alle Gaue Böhmens und er ist bis zur Stunde das Losungswort geblieben für alle diejenigen, denen die Nationalität über alles geht.

In seinem Kampfe gegen die Februarverfassung stand aber Rieger mit seiner Nationalpartei in Böhmen nicht allein. Es gelang ihm, noch ehe die genannte Verfassung das Licht der Welt erblickte, mit dem sogenannten historischen Adel Böhmens einen Pakt zu schließen, kraft dessen sich beide Parteien zu einem solidarischen Vorgehen auf Grund des *historischen Rechtes*, der *Autonomie* und der *nationalen Gleichberechtigung* verpflichteten.

Anfangs April 1861 trat der gemäß der neuen Verfassung gewählte böhmische Landtag zur ersten Session zusammen. Rieger, der als Vertreter eines Landgemeinden-Wahlbezirkes demselben angehörte, begann seine Thätigkeit damit, daß er im Namen der czechischen Nationalpartei gegen die neue Wahlordnung Protest erhob und die Erklärung zu Protokoll gab, daß die czechische Nation die neuen constitutionellen Einrichtungen nur als provisorische betrachte, *ohne deren Rechtsbeständigkeit anzuerkennen*. Gleichwohl nahm er an den Verhandlungen und Beschlußfassungen dieser in seiner

Augen unrechtmäßigen Körperschaft Theil, ließ sich auch in den Landesausschuß wählen. Damit aber stellte er sich auf den Boden der vollendeten Thatsache und die Folge bewies, daß er recht daran gethan hat.

Auch in den Wiener Reichsrath trat er ein, als Deputirter des Landtages. Hier aber war sein Hauptbemühen darauf gerichtet, das Centralparlament zu sprengen. Eine willkommene Handhabe bot der Umstand, daß die 120 Abgeordneten aus den ungarischen Ländern nicht erschienen waren. Er stellte nun den Antrag, den Kaiser zu bitten, er möge den Reichsrath, der wegen der Abwesenheit der ungarischen Delegirten zur Berathung und Beschlußfassung gemeinsamer Reichsangelegenheiten nicht competent sei, nach Hause schicken und im Sinne des Oktoberdiploms die Landtage einberufen. Obwohl Rieger außer seinem czechischen Club auch noch die Polen auf seiner Seite hatte, drang er mit seinem Antrage doch nicht durch. Das Parlament blieb als „engerer Reichsrath“ in Thätigkeit und seine Competenz für die außerungarischen Länder wurde von der Krone außer Zweifel gestellt. Da Rieger sah, daß er nicht im Stande sei, dem Bollwerke des österreichischen Centralismus, dem Wiener Reichsrathe, den Garaus zu machen, so wandte er ihm den Rücken und blieb ihm durch volle sechzehn Jahre fern, von 1863 bis 1879.

(Schluß folgt.)

LV.

Aus der Allgemeinen Zeitung, der Vossischen Zeitung, der Karlsruher Zeitung und anderen Blättern.

(Schluß.)

Gar Mancher, der die Zusammenstellung von Zeitungsausschnitten im siebenten Hefte dieser Zeitschrift gelesen hat, wird sich erstaunt gefragt haben, wie es kommt, daß manche der angeführten Zeitungen sich über katholische Dinge im Allgemeinen und die Volksmissionen im Besonderen in so anerkennenswerther, ruhiger Weise zu äußern im Stande waren. Mir erging es ebenfalls so. Des Räthsels Lösung ist aber darin zu finden, daß viele liberale und an sich kirchenfeindliche Zeitungen sich die Hilfe der Kirche gerne gefallen lassen, wenn die politischen Verhältnisse derartig unruhig und gefahrvoll sind, daß die conservativste Macht dieser Erde, die katholische Kirche, sozusagen den einzigen ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht darstellt.

Ich schicke mich nun an, Rechenschaft darüber zu geben, wo die einzelnen Zeitungsausschnitte herstammen. Im Zusammenhange damit muß ich zunächst ein großes Bekenntniß ablegen. Im Context der Ausschnitte hatte ich durch Punkte und Klammern gewisse Auslassungen oder kleine Aenderungen des Satzbaues, die durch die Verwendung eines Abschnittes als Citat geboten erschienen, angedeutet. Ferner hatte ich alle Andeutungen ausgelassen, die geeignet waren, die Per-

sönlichkeiten der Missionsprediger als solche erkennen zu lassen. Der Grund war der, daß die häufig schmeichelhaften Berichte zunächst als solche wirken sollten, um den Gegensatz zur heutigen Haltung der meisten der genannten Zeitungen scharf hervortreten zu lassen. In den Redaktionen der betreffenden Blätter mag man sich wohl die Frage vorgelegt haben, ob hier nicht eine Mystifikation vorliege. Bei dem ernsthaften Charakter dieser Zeitschrift mußten sich jedoch die Herren selber sagen, daß eine solche Auslegung nicht stichhaltig sei, und so mußten sie sich gedulden, bis der Schluß des Aufsatzes die Aufklärung bringen würde.

Es sei also an erster Stelle festgestellt, daß die sämmtlichen höchst anerkennenswerthen Berichte über die Missionsprediger in Nord und Süd unseres Vaterlandes sich auf Jesuiten beziehen. Die Lobsprüche auf die mittlerweile aus dem Vaterlande vertriebenen Ordensleute aus diesem Munde widerlegen also in der allerwirksamsten Weise die jammervollen Tiraden, die sich die gleichen Blätter leisten zu müssen glaubten, um in den 70er Jahren die Ausweisung und heute die Fortdauer der Verbannung der Jesuiten zu begründen. Ex ore tuo te judico. „Da sah man die Macht der Religion gegenüber der Machtlosigkeit so mancher blos äußerlicher Mittel," schrieb die Karlsruher Zeitung am 2. Dezember 1849. Dieser Ausspruch ist die vollendetste Kennzeichnung eines wirklich staatsmännischen Standpunktes, der dem der alt- wie jungliberalen Presse, des Pastorenringes, des Evangelischen Bundes, des Gustav-Adolf-Vereines, der Hoensbroech-Bewegung, der voraussetzungslosen Weltanschauung u. s. w. diametral entgegensteht.

„Mag man von der Sache denken was man will, es ist eine unleugbare Thatsache, daß die Missionäre (und zwar Jesuiten!) auf das Volk einen Einfluß auszuüben wissen, der nicht glaublich ist, wenn man ihn nicht unmittelbar wahrnimmt." Damit aber Niemand glauben könne, es handle sich um einen illegitimen Einfluß, setzt die Schwäbische Chronik

des Schwäbischen Merkur (2. Abtheil. 1. Blatt Nr. 92 vom 17. April 1850, Nr. 94 vom 19. April, Nr. 98 vom 24. April 1850) gleich hinzu: „Die Missionäre verstehen es, das härteste wie das zarteste Gemüth zu rühren.“ Und weiterhin sagt der schwäbische Wächter gegen katholische Verseuchung des Deutschen Reiches: „So betäubend der Eindruck einer so großen Menschenmenge (22000—24000) in einem durch seine bergige Lage bekannten Städtchen von 1500 Einwohnern (Haigerloch) war, so erhebend und wohlthuend war die Wahrnehmung der durch keinen äußeren Zwang, nur durch ein geistiges Band vermittelten Einigkeit, Ordnung und Zufriedenheit.“ Also hier wird von einem Culturkampfsblatt erster Ordnung klipp und klar bestätigt, daß die Thätigkeit der Jesuiten eine staatserhaltende, Ruhe fördernde, ordnungsliebende in höchstem Maße sei. In fünfzig Jahren hat sich der Charakter des Jesuitenordens nachweislich nicht in sein Gegentheil verändert, so daß der Schwäbische Merkur von heute sich durch den Merkur von 1850 der groben Entstellung der Thatsachen überführen lassen muß. Die vorgenannte Karlsruher Zeitung zieht darum die unabweisbare Schlußfolgerung (Nr. 118 vom 20. Mai 1850): „Schließlich bemerken wir noch, daß, wenn je etwas geeignet ist, Glauben und Sitte wieder zu beleben, die Missionen unseres Erachtens in hohem Grade dazu beitragen dürften.“ Zu diesem Satze kam das Blatt aber nicht durch theoretische Untersuchung des Institutes der Volksmissionen, nicht durch praktische Verwerthung von Erfahrungen bei Missionen der Kapuziner, des Weltklerus, der Benediktiner oder anderer Orden, sondern der Jesuitenmissionen. Und daß das in einem Blatte stehen muß, das in der Hauptstadt desjenigen Landes erscheint, in dem man heute eine so kindische Furcht vor ein paar Ordensleuten hat, wo ein Böthlingk frei wirthschaften kann, wo der Satz gesprochen worden sein soll: „So lange ich es verhindern kann, kommen keine Ordensleute ins Land.“

Wenn die Kölnische Zeitung in ihrer Nummer 271 vom 12. November 1850 den Jesuitenvätern, die die Mission in Köln predigten, nachrühmt, daß sie „mit wahrhaft apostolischem Eifer, zarter Mäßigung und großer Klarheit die Grundlehren des Christentums dem Volke dargelegt und Gottes- und Nächstenliebe so eindringlich gepredigt haben, daß die besten Früchte davon zu erwarten stehen", so spricht ein solcher Satz vorurtheilslos aus, was jeder vernünftig Denkende schon lange weiß. Aber gerade bei der Kölnischen Zeitung, der im Revolutionsjahre 1848 der an der Spitze des Blattes stehende preußische Adler im Sturme der Umsturzbestrebungen auf einmal abhanden gekommen war, ist es von besonderem Gewichte, ihr solche Aeußerungen vorzuhalten, um ihre verbissene heutige Haltung, die auf unwahrem Boden beruht, völlig klarzustellen. Indirekt ist mit obigem Satze dasselbe ausgesprochen, was ein Jahr später die Karlsruher Zeitung (Nr. 129 vom 3. Juni 1851) über die Jesuitenmission in Ettlingen schrieb: „Man konnte sich deutlich überzeugen, daß die von anderen Orten her über die Missionspredigten verbreiteten Gerüchte nichts als Verleumdungen waren."

Die Allgemeine Zeitung — und diese Erinnerung wird ihr besonders schmerzlich sein — hat sich in der schärfsten Weise für die Nützlichkeit, um nicht zu sagen Nothwendigkeit, der Missionen im Allgemeinen ausgesprochen, nachdem sie an den Jesuitenmissionen hat feststellen können, welche außerordentliche staatserhaltende Kraft in dieser Einrichtung der katholischen Kirche verborgen ist. Man vergleiche darüber 1851 Nr. 240 Beilage 3837 f, und 3393, 3522, 3611, 3778. In wirkungsvollster Weise wird über das Schlagwort ‚Jesuit' geurtheilt wie folgt: „Man wußte wohl, daß in gewissen Schichten der Gesellschaft und der Presse allen Denjenigen in beiden christlichen Confessionen, welche sich mit einiger Consequenz zu den erhaltenden Grundsätzen bekennen, wenn sie wie jeder andere

Mann des Volkes ihre Kirche regelmäßig besuchen und dabei für die Wiederherstellung einer vernünftigen Freiheit der Kirche sich erklären, das Wort ‚Jesuit' entgegengerufen wird; man wußte wohl, daß Denjenigen, welche überhaupt gegen das Christentum oder gegen die Religion aus Gemüthsstimmung oder grundsätzlich feindlich auftreten, eine solche katholische Mission höchst widerwärtig war, und daß sie viel lieber die frühere Mission von Feuerbach hier (in Heidelberg) wiederholt gesehen hätten; aber solche Rücksichten konnten doch, wie natürlich, nicht von Entscheidung sein. Selbst wenn man dachte, daß mancher ehrenwerthe Protestant die katholische Mission hier lieber nicht abgehalten sehen würde, so konnte doch billigerweise nicht verlangt werden, daß der andere Theil darum auf ein Recht und auf eine wohlthätige und wirksame confessionelle Einrichtung verzichten sollte."

Es ist sehr erfreulich, daß die Allgemeine Zeitung die Volksmissionen und deren Abhaltung auch in solchen Gegenden auf das wärmste vertheidigt, wo die Katholiken in der großen Minderheit sind. Da nun die Prozessionen, namentlich am Frohnleichnamstage, eine gerichtsseitig anerkannte Einrichtung der katholischen Kirche von ehrwürdigstem Alter sind, so dehne ich die obige Vertheidigung auch auf diese aus und erhebe gegen die Allgemeine Zeitung den Vorwurf, sich sowohl in diesen beiden Punkten, wie in manchen anderen, die sich auf die allgemein anerkannte katholische Kirchenlehre beziehen, mit sich selbst in nicht zu lösende Widersprüche verwickelt zu haben. Freilich saß diesen liberalen Herren damals noch der blasse Revolutionsschrecken in den Gliedern, so daß sie begierig alles aufgriffen, lobten, vertheidigten, beförderten, guthießen, was das Volk wieder zur Vernunft bringen könnte. Und damals waren ihnen die Jesuitenmissionäre willkommene, hochgepriesene Helfer und Retter in der Noth. Als die Geängstigten aber die Macht wieder völlig in der Hand hatten, da kam der wahre

Charakter des Liberalismus, nämlich die äußerste religiöse Unduldsamkeit, in der elementarsten Weise zum Ausbruch, und die Jesuiten wurden verbannt. Als dann der Niedergang der liberalen Partei die Herren wiederum etwas zur Einkehr brachte und zahlreiche Liberale sich duldsamerer Formen und besserer Manieren befleißigten, waren es in den letzten Tagen die Jungliberalen, die den Kampf gegen Rom wieder in aller Schärfe aufgriffen, damit die Ueberlieferungen des Liberalismus d. i. absolute Unduldsamkeit gegenüber der katholischen Kirche nicht vergessen würden.

„Alles dieses," heißt es in dem langen Berichte weiter, „wurde in einer klaren, kräftigen, unbefangenen und dabei würdigen Weise ausgesprochen; der Redner (ein Jesuit!) selbst machte sowohl durch seine äußere Erscheinung, als durch das, was er sagte, den Eindruck eines kräftigen, natürlichen, verständigen, offenen Mannes. Manche der Anwesenden hatten sich wohl unter einem Jesuiten jedenfalls eine unheimliche, verdächtige oder überhaupt absonderliche Gestalt gedacht und sahen nun zu ihrer Ueberraschung einen katholischen Priester, gleich den besten und am meisten Vertrauen erweckenden Genossen dieses Standes". Muß man, angesichts dieser Worte, sich nicht mit Gewalt zurückhalten, um keine Satyre auf die Allgemeine Zeitung zu schreiben? Wer sich heute das Bild eines Jesuiten aus den Hetzartikeln der Allgemeinen Zeitung zusammenstellt, wird jedenfalls dasjenige erhalten, was oben abgewiesen wird: Eine unheimliche, verdächtige oder überhaupt absonderliche Gestalt.

Bei dieser Gelegenheit erörtert die Allgemeine Zeitung auch die Frage der Besetzung der Lehrstühle für Philosophie und Geschichte mit je einem Protestanten und einem Katholiken. Da gerade die Allgemeine Zeitung, obschon von Professor Lujo Brentano nicht für würdig erachtet, unmittelbar von der Centralstelle des Mommsenrummels bedient zu werden, doch eifrigst gegen solche

Besetzungen schrieb und schreibt, so muß es hier nochmals wiederholt werden, daß sie im Jahre 1851 es als im staatlichen Interesse liegend fand, daß die katholischen Studenten ihren Glauben nicht verlieren sollten: „So werden denn die meisten (der katholischen Söhne des Landes), weil sie bei fast ausschließlich entgegenstehenden Einflüssen (d. h. protestantischen Geschichts- und Philosophieprofessoren) zu einer etwas besseren Einsicht in das Wesen der katholischen Kirche und einer wissenschaftlichen und überhaupt geistigeren Auffassung hierin nicht gelangen, ihrer Religion gänzlich entfremdet, was für ihre eigene Person und, wenn sie einmal Antheil an der Verwaltung und Gesetzgebung nehmen, auch für die allgemeinen Interessen nicht anders als höchst nachtheilig sein kann“. Was kann man mehr verlangen? Die Katholiken heben die gleiche Thatsache mit den gleichen Gründen immer wieder hervor und, was für die Allgemeine Zeitung im Jahre 1851 eine offenkundige Binsenwahrheit war, ist heute unter keinem Gesichtspunkte mehr richtig!

Als ob es für den Evangelischen Bund, den Gustav Adolf-Verein und die Pastoren um den Reichsboten — alles Schützlinge unseres heutigen Liberalismus — geschrieben sei, heißt es in dem Aufsatze weiter: „Die Protestanten können, wenn sie nicht ihrem ganzen Princip der freien Forschung untreu werden wollen, nicht durch materielle Mittel (Culturkampf), noch weniger durch Schmähungen“ (Wartburg, Münchener Neueste Nachrichten, Reichsbote, Tägliche Rundschau, Hoensbroech-Böthlingk, Simplicissimus, Jugend, Auster u. s. w.) „einen Gegner unterdrücken wollen. Ueberdieß ist die höchste Noth vorhanden, daß alle Bekenner des Christentums, ja der positiven Religion überhaupt gegen das Andrängen eines gemeinschaftlichen Feindes gemeinschaftliche Fronte macht“. Diesen letzten hochwichtigen Satz hat dieselbe Allgemeine Zeitung geschrieben, die, wenn nicht mit vergnügtem Schmunzeln, so doch ohne das leiseste Wort des

Kritik den hohnvollen Angriff des Breslauer jüdischen Chemikers Ladenburg auf alle Religion und allen Offenbarungsglauben in ihren Spalten vermerkte.[1])

Da die Allgemeine Zeitung zur Entschuldigung ihres widerspruchsvollen Verhaltens einst und jetzt unzweifelhaft den alten Ladenhüter liberaler Observanz hervorziehen wird, der immer aushelfen muß, wenn das Blatt in der Tinte sitzt, so citire ich fröhlich weiter:

„Bei den heftigen Ausfällen, welche man in der neuesten Zeit gegen die Missionen der Väter der Gesellschaft Jesu gehört hat, liegen zwei offenbare Irrtümer zu Grunde, denn dafür wollen wir sie nehmen. Der erste Irrtum besteht darin, daß man die Jesuiten von der katholischen Kirche trennt, da sie doch nichts anderes predigen, als was in jedem katholischen Katechismus steht, und da sie von den zuständigen Behörden, deren Urtheil sich jeder Katholik unterordnet, gebilligt und empfohlen sind; der zweite Irrtum besteht darin, daß man so denkt und so sich ereifert, wie wenn es in unserer Zeit, bei unseren jetzigen politischen und rechtlichen Verhältnissen wahrscheinlich oder auch nur vernünftig denkbar wäre, daß die Protestanten oder Katholiken mit Zwang um ihren Glauben, um ihre Kirche gebracht werden könnten. Es ist doch wahrhaft seltsam, von ein paar katholischen Priestern, welche über nichts zu befehlen haben, deren Namen man auf alle Weise herabgewürdigt und in allgemeinen Mißcredit gebracht zu haben glaubt, Gefahren für das Bestehen des Protestantismus in Deutschland zu befürchten, wo er außer seinen rechtlichen und politischen Garantien, in der Geschichte der Vorzeit, in der Denkweise der Gegenwart so viele andere Garantien hat".

---

1) Neuerdings hat sie in der Beilage vom 14. Oktober Nr. 233 eine Besprechung eines Mitarbeiters C. S. gebracht, welcher den Vortrag in zahmer Weise mißbilligt. Anm. d. Red.

Es wäre dringend zu wünschen, wenn die *Allgemeine Zeitung* zu diesen höchst vernünftigen Sätzen auch heute wieder Stellung nehmen wollte: ob sie gewillt ist, das, was damals wahr war, und heute wohl in noch viel höherem Grade wahr sein dürfte, und von ihr geschrieben wurde, noch weiterhin anzuerkennen? Ich schließe in diese Frage auch die oben berührte Besetzung der Universitätsprofessuren ein und würde mich freuen, wenn die Redaktion den Muth finden würde, statt einer gewundenen Erklärung mit zahlreichen Wenn und Aber, geradeheraus ja oder nein zu sagen.

Vielleicht wird es der genannten Zeitung leichter zu einem Entschlusse zu kommen, wenn sie sich in einer so guten Gesellschaft sieht, wie es der *Staatsanzeiger für Württemberg* (vom 18. September 1851, Nr. 222, 1759) ist, der alle diejenigen *Verleumder* nennt, die das Wirken der Jesuitenmissionare verunglimpfen, was namentlich in der Presse geschehe. Als zu erreichendes Ziel schwebt dem amtlichen Blatt „ein heilvolles, bürgerliches und staatliches Leben“ vor, das „nur in einem gottseligen Leben vorhanden sein kann, mithin jede vernünftige Regierung es „belohnend“ finden müßte, „diesen Keim zu pflegen und dieses Streben zu unterstützen.“ Man kann wohl keine wärmere Befürwortung der Thätigkeit der Jesuiten in Deutschland wünschen, als diese in dieser *amtlichen* Zeitung.

Es ist stets die Meinung der Katholiken gewesen, daß sie das unbestreitbare Recht haben, auf ihre Weise selig zu werden, indem sie den Geboten ihrer Kirche folgen. Dieses Recht wird ihnen aber ebenso häufig bestritten entweder durch brutalen materiellen oder gehässigen geistigen Kampf. Es gibt nur verhältnißmäßig wenige protestantische Blätter, die sich rückhaltlos auf den Standpunkt stellen, daß die *praktische* Bethätigung ihres Glaubens von Seiten der Katholiken nicht schon an sich als eine Herausforderung gegenüber den Protestanten zu betrachten sei. Wenn man von wenigen Ausnahmen absieht, so hat die stets vornehme

Berliner Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung sich meistens in den Grenzen der Logik und Vernunft gehalten, wenn sie solche Fragen behandelte. Die im ersten Aufsatze angeführte Auslassung des genannten Blattes (1852 Nr. 150) kann man auch heute noch all den protestantischen Hetzern gegen die Katholiken im Allgemeinen und die Jesuiten im Besonderen vorhalten: „Eine Freiheit, die mich zwänge, sauer zu sehen, wenn Römer, ja selbst wenn Jesuiten die Kirche bauen, wäre nicht evangelische Freiheit, sondern Knechtschaft". Es wird den Protestanten doch auch leicht gemacht, indem unsere Versammlungen sich nie mit den protestantischen Angelegenheiten befassen und das Gleiche gilt, wie die Schlesische Zeitung (24. und 27. Oktober 1852) ausdrücklich feststellt, auch von den Jesuitenmissionen: „Streng an diesem Berufe haltend, haben diese Männer alles vermieden, was die Gläubigen anderer Confessionen kränken und verletzen konnte. Indem sie Liebe zum Glauben in den Gliedern der Kirche entzündeten, zeigten sie ihnen den Weg zur Liebe und Achtung andersglaubender Mitchristen". Wenn die protestantischen Prediger stets dasselbe thun wollten, d. h. die Liebe zum Glauben predigen, statt sich mit Rom und römischer Tücke zu befassen, stünden sie wirklich auf der Höhe ihrer Aufgabe. Als weiteren Eideshelfer führe ich dann noch die Allgemeine Zeitung (Nr. 332, 27. November 1852, 5297) an, die besonders hervorhebt: „Allen Mitgliedern der Mission — d. h. den Jesuitenpatres — muß man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie das Verhältniß, in welchem die Katholiken (in Frankfurt am Main) als der der Zahl nach geringere Religionstheil sich hier befinden, auf die zarteste Weise aufzufassen verstehen. Der confessionelle Zwiespalt wird in ihren Reden fast nie berührt, nirgends aber Anlaß zu dem Mißgefühl der Verletzung oder Verstimmung gegeben. So wenig darnach die anderen Confessionen in der Lage sind, sich zu vertheidigen, weil aller Angriff fehlt, und in dem Bekenntniß der katholischen Lehre

in dem katholischen Gotteshause an und für sich Verletzendes für sie nicht liegen kann, so vernimmt man doch, daß die protestantische Geistlichkeit durch die Thatsache der Mission aufgeregt, durch Schrift und Wort dieselbe zu bekämpfen entschlossen ist. . . .“ Ist das nicht ganz so, wie heute noch bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit?

Gegenüber solchen unbefangenen Würdigungen der Jesuitenthätigkeit in Deutschland dürfte es wohl nur wenige geben, die den traurigen Muth hätten zu sagen, daß das alles nur eitel Heuchelei von den „Loyolanern“ gewesen sei. Ihre wahren Absichten und Ansichten, ihren wahren Charakter hätten sie verschwiegen, um sich einzuschmeicheln. Auch damals waren solche Reden im Schwange, wie aus allerlei Zeitungsstimmen und Broschüren hervorgeht. Eine derbe Abfertigung wurde diesen in der Vossischen Zeitung (1858, erste Beilage, Nr. 171) zu Theil, indem das Blatt schrieb: „Da kam jeder Ton aus dem Herzen, da war jede Geste Ausdruck der Natur, völliges Begreifen und Durchdringen der gestellten Aufgabe. Wir bekennen gern, daß jedes aus voller Brust gesprochene Wort im eigenen Herzen harmonisch wiederklang, und daß wir das Mißtrauen, welches hinter den ehrlichsten Worten noch immer eine schlimme arrière-pensée wittert, mit Entrüstung von uns abwiesen“. Daß gerade so etwas in der Vossischen Zeitung stehen muß, ist bitter, aber wohlverdient.

Ich hätte noch eine ganze Anzahl Bemerkungen zu diesem äußerst bemerkenswerthen Kapitel zu machen; ich will dieselben unterdrücken und den leidtragenden Zeitungen Zeit gönnen, sich zu überlegen, wie sie diese unbequeme Pille schlucken wollen. Das beliebteste Mittel wäre die Anwendung des liberalen Index librorum prohibitorum, dessen erste Bestimmung lautet: Catholica non leguntur. Auf diese Weise würde durch Nichtbeachtung unserer Ausführungen das zum Ausdruck gebracht, was liberale Blätter so oft mit Vornehmheit verwechseln. Es dürfte jedoch

angesichts all der Citate kaum angängig sein, daß ein systematisches Sich-Ausschweigen zur Anwendung käme, da auch die katholische Presse alle Veranlassung hat und sie nehmen wird, sich mit diesen Dingen zu befassen, weil sie zunächst an sich sehr wichtig sind und sich zweitens alle in einem eben erschienenen Buche finden, das den Titel führt: „Aktenstücke zur Geschichte der Jesuiten-Missionen in Deutschland 1848–1872. Von Bernhard Duhr S. J. (Herder, Freiburg 1903, XIV und 467 Seiten. 7 Mark)." Eigentlich wollte ich eine Recension dieses Werkes geschrieben haben, die sich in den üblichen Bahnen bewegt. Bei genauerem Studium schien es mir jedoch für die Empfehlung des ausgezeichneten Werkes wesentlich richtiger, wenn ich meine Leser mit einem kleinen Theile des Inhaltes bekannt machen würde. Wer aus den mitgetheilten Proben die Ueberzeugung hat gewinnen können, daß die Veröffentlichung eine nach jeder Richtung hin zeitgemäße sei, beurtheilt den stattlichen, mit Bienenfleiß gearbeiteten Band richtig. Es steht zu erwarten, daß dieses Werk in der Erörterung der „Jesuitenfrage" eine hervorragende Rolle zu spielen berufen ist.

LVI.

Eine neue Erklärung des Schottenportals zu Regensburg.[1]

Ein neuer Versuch, das räthselhafte Portal der Schottenkirche zu Regensburg, dieses „Kreuz“ der Archäologen und Kunstfreunde, zu entziffern und die mystische Bedeutung der einzelnen bildlichen Darstellungen und Figuren klarzulegen, wird wohl nach den verschiedenen mangelhaften und zum guten Theil mißglückten Versuchen bei vielen Lesern schon im Vorhinein gelinden Zweifel und manche Bedenken erregen. Wird der neue Versuch gelingen? wird er allseitig befriedigen und allgemeine Anerkennung finden? Wir glauben, daß Professor Dr. Endres mit seinem neuen Versuch der Erklärung des Schottenportals der Lösung der Frage um einen gewaltigen Schritt nähergerückt ist, ja daß er, soweit es nach mehr als 700 Jahren noch möglich ist, die Lösung gegeben hat, wenn auch einzelne kleinere Detailfragen noch ungelöst sind und ungelöst bleiben werden.

Bloße Willkür in den zahlreichen Figuren des St. Jakobsportals finden zu wollen, geht nicht an; denn dagegen spricht schon das in allen Gliedern des Portals herrschende Ebenmaß und die Symmetrie in Anordnung der einzelnen Figuren. Ebensowenig ist es gestattet, rein mythologische oder gar heidnische Bilder in den phantastischen Figuren des Jakobsportals erkennen zu wollen, zumal in einer Zeit, die ganz

---

1) Dr. Jos. Ant. Endres, Das St. Jakobsportal in Regensburg und Honorius Augustodunensis. Kempten, Kösel 1903.

ungen war von den erhabenen Gedanken und tiefen
eiten der Offenbarung und der heiligen Schriften, in
Zeit, welche Alles, auch das natürliche Leben, nur in
ung zu den übernatürlichen Wahrheiten und Thatsachen
achten gewohnt war. Alle diese Versuche zur Erklärung
hottenportals sind fehlgeschlagen und darum hat man
und besonders in neuester Zeit es versucht, auf Grund
ristlichen Ideen und Glaubenswahrheiten den reichen,
stischen Bilderschmuck zu erklären; so besonders Jakob
em Werke: „Die Kunst im Dienste der Kirche", 5. Aufl.,
ut 1901, S. 55 ff.; Niedermeyer in „Künstler und Kunst-
der Stadt Regensburg", Landshut 1857, S. 190 ff.;
Janner in „Die Schotten in Regensburg, die Kirche
Jakob und deren Nordportal", Regensburg 1885, S. 19;
Hugo von Walderdorff „Regensburg in seiner Ver-
heit und Gegenwart", 4. Aufl., Regensburg 1896, S. 406 ff.
neuester Zeit A. Goldschmidt „Der Albanipsalter in
heim und seine Beziehung zur symbolischen Kirchenskulptur
Jahrhunderts", Berlin 1895, S. 83. Allein wenn auch
Versuche der Wahrheit näher kamen und wenigstens die
eine, den Einzelbildern zu Grunde liegende Idee erkennen
so haben diese Erklärungen doch nicht voll befriedigt,
deshalb nicht, weil alle diese Erklärungsversuche nicht
tem, sicherem Grunde fundirt waren, und weil dieselben
e allgemeine, den hervorragenden Einzelbildern zu Grunde
e Idee darzustellen vermochten, aber zur einheitlichen
n Erklärung der Einzeldarstellungen nicht ausreichten und
Manches im Dunkel ließen. Eher dürfte eine Erklärung
n und allgemein befriedigen, welche auf historischem,
christlichem Wege an jene Gedanken und Ideen anknüpft,
zur Zeit der Entstehung des Portals herrschend waren;
e solche Erklärung muß überzeugend wirken, wenn nach-
n wird, daß diese Ideen in den damaligen wissenschaft-
Arbeiten niedergelegt sind.

Diesen wissenschaftlichen Versuch der Erklärung des bilder-
Schottenportals hat Professor Endres in seiner schönen
„Das St. Jakobsportal in Regensburg" gemacht, und
auben, daß er damit auf dem rechten Wege ist. Bei

seinen philosophischen Studien in der Literatur des 12. Jahrhunderts stieß Endres auf die Stelle des Hohenliedes V. 6 „Pessulum ostii mei aperui dilecto meo“ („Den Riegel meines Thores öffnete ich meinem Geliebten“) und dieselbe erinnerte ihn unwillkürlich an den berühmten Pförtner an der Innenseite der Portalmauer von St. Jakob. Er schloß daraus, daß der Baumeister des Portals, vielleicht eben jener Pförtner bei St. Jakob, bei Schaffung desselben die Ideen des Hohenliedes zu Grunde gelegt habe. Namentlich schien ihm die Erklärung des Hohenliedes von dem berühmten, aber in seinen näheren Lebensumständen fast unbekannten Honorius von Autin (Honorius Augustodunensis) eine große Uebereinstimmung mit den Bildern des geheimnißvollen, mystisch gehaltenen Schottenportals zu haben. Diese Ahnung wurde ihm zur Gewißheit, als er den verworrenen Nachrichten über Honorius nachging und dabei fand, daß alle Spuren über des Honorius Leben und Wirken als Mönch oder Inkluse (solitarius) nach Regensburg in das dortige Schottenkloster wiesen. Diese Wahrnehmung bestärkte ihn in seiner Anschauung, daß im Hohenliede oder vielmehr in dem Commentar zu demselben der Schlüssel zu den räthselhaften Skulpturen des Portals zu finden sei. In dem genannten schönen Werke legt er nun allen Freunden und Verehrern der mittelalterlichen, kirchlichen Kunst das Resultat seiner Studien und Forschungen vor.

Endres hat seine Arbeit in 8 Abschnitte eingetheilt, in denen er er eingangs die bisherigen Erklärungsversuche des St. Jakobsportals kurz skizzirt, dann die verschiedenen Fragen über das Hohelied und seine Behandlung im Mittelalter erörtert, besonders aber den Commentar des Honorius von Autun zu demselben als Grundlage für die Erklärung der Skulpturen des Schottenportals behandelt. Seine diesbezügliche Beweisführung könnte man füglich in 2 Theile zerlegen: zuerst sucht er sich die Bahn frei zu machen und eine feste Grundlage für seine spätere Beweisführung zu schaffen, indem er nachweist, daß Honorius, der fast allgemein wegen seines Beinamens Augustodunensis (von Autun) nach Frankreich verlegt wurde, sehr nahe Beziehungen zu St. Jakob in Regensburg hatte, ja daß er wahrscheinlich selbst ein Mönch oder Einsiedler (solitarius, Inkluse) zu Regensburg an dem

unter dem Abt von St. Jakob stehenden, älteren Schottenkloster (Priorat) von St. Peter war. Endres hat diese Annahme sehr wahrscheinlich gemacht und damit die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit dargethan, daß in den phantastischen Skulpturen des Schottenportals die mystischen und allegorischen Ideen des Commentars des Honorius zum Hohenliede dargestellt sind. Schon Franz X. Kraus hat auf die reiche Entfaltung der mittelalterlichen Symbolik in der christlichen Kunst zu Beginn des 12. Jahrhunderts hingewiesen und auf die Bedeutung, welche dem Honorius von Autun in dieser Beziehung zukommt. Er schreibt in seiner Geschichte der christlichen Kunst, 2. Band 1. Abth. S. 363: „Im 12. Jahrhundert sehen wir die altchristliche Symbolik fast ganz bei Seite geschoben. Die Phantasie der jungen mittelalterlichen Nation ist durch den Zusammenbruch der karolingisch-ottonischen Schule, durch das Erblassen der antiken und patristischen Erudition nicht mehr behindert, neuen Bildungselementen sich zu erschließen und sich eine eigene selbständige Welt aufzubauen. Dabei gelangt das lyrische Element des germanischen Volksgeistes zu vollem Recht. Auf kritische Einsicht, auf den Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwicklung wird mehr und mehr verzichtet; frei und ungehindert gibt sich die poetische Einbildungskraft dieser frischen Völker der Freude hin, alles an dem, was den Mittelpunkt ihres geistigen und religiösen Lebens ausmacht, an der Kirche nämlich und ihrem Cult, auszudeuten und alle denkbaren mystischen Beziehungen in die Culthandlungen, Cultgegenstände, in die Formen der Architektur, der Gefässe und Leuchter, in die Farben der Gewänder u. s. w. hineinzudichten. Diese Symbolik ist im Wesentlichen schon bei Honorius fertig.“ Kraus schon erkennt somit in Honorius von Autun den vorzüglichsten Darsteller der mittelalterlichen Kirchensymbolik. Wir können auf die einzelnen, sehr interessanten Ausführungen Endres' über die Zugehörigkeit des Honorius zu St. Jakob in Regensburg hier nicht eingehen, aber wir haben den Wunsch, daß er seine diesbezüglichen Untersuchungen über Honorius von Autun fortsetze; denn es gibt noch manche Punkte, welche einer weiteren Untersuchung und genaueren Prüfung würdig wären, um den Namen und das Leben des berühmten und fruchtbaren Honorius Augustodunensis,

seine Eigenschaft als Schottenmönch und seinen Aufenthalt zu Regensburg sicherzustellen.

Nach dieser grundlegenden Untersuchung über die Beziehungen des Honorius von Autun zu St. Jakob in Regensburg geht Endres daran, dessen Commentar zum Hohenliede zu untersuchen und den reichen, mystischen Inhalt desselben in seinen Grundzügen darzulegen Unsere moderne Zeit hat kaum mehr ein Verständniß für die überquellenden, phantasiereichen Ideen jener glaubensinnigen Zeit, deren Denken und Wollen vielfach in dem Uebernatürlichen, in den übersinnlichen Wahrheiten und Vorstellungen aufging. Zwei Erklärungen zum Hohenliede von Honorius Augustodunensis sind uns überliefert, das Sigillum b. Mariae, welches Honorius geschrieben hat auf Bitten von „Schülern um Lösung der Frage, warum das Hohelied auf Maria angewendet werde", und einen umfangreichen Commentar, Expositio in Cantica, welchen Honorius am Ende seines Lebens im Auftrage des Schottenabtes Gregor I. zu St. Jakob schrieb. Während die erste Arbeit nur eine Antwort auf die gestellte Frage bildet, bietet die Expositio eine Erklärung allgemeiner Art. Um diese Zeit hatte sich ein Wandel in der Erklärung des Hohenliedes vollzogen. E. sagt S. 9 „Hatte man bisher (bis zu Beginn des 12. Jahrhunderts) die Allegorie lediglich auf Christus und die Kirche angewendet, so treten jetzt auch andere, übrigens bereits den Vätern bekannte Anwendungen hervor, ja in den Vordergrund. Man sah in dem Verhältniß des Bräutigams und der Braut das Gnadenverhältniß Christi zu der einzelnen Menschenseele, man erblickte darin die Verbindung der Gottheit des Erlösers mit der menschlichen Natur im Geheimniß der Menschwerdung; man deutete die Braut des Hohenliedes insbesondere auf die Gottesmutter". Alle diese Auffassungen finden sich in der Expositio in Cantica des Honorius von Autun.

Dieser Commentar ist uns in mehreren Codices mit Buchillustrationen noch aus dem 12. Jahrhundert überliefert. E. untersucht die Buchmalereien, ob sich in ihnen vielleicht ein wesentlicher Behelf zur Erklärung des Jakobportals finde, allein seine Erwartungen wurden nicht erfüllt. Es finden sich keine direkten ikonographischen Beziehungen zwischen den Buch-

illustrationen und dem figürlichen Portalschmuck bei St. Jakob. E. betont die großen Unterschiede zwischen dem Buchmaler und dem Schöpfer des St. Jakobportals, welche, abgesehen von der künstlerischen Veranlagung und Auffassung, schon durch die äußeren Verhältnisse gegeben waren: „Miniator und Bildhauer hatten bei ihren Arbeiten mit ganz verschiedenen Verhältnissen zu rechnen. Selbst wenn beiden die gleiche Textvorlage bei ihrer Arbeit vorschwebte, wenn also auch der Meister des Portals nach dem Commentare des Honorius gearbeitet haben sollte, was trotz der wahrscheinlichen Beziehung des Honorius zu den Schotten in Regensburg nicht streng bewiesen werden kann, müßte sich bereits aus jenem Umstande eine Verschiedenheit der künstlerischen Auffassung ergeben (E. S. 36)“. Gleichwohl erweist sich ihm ein Vergleich zwischen dem Buchgemälde und dem Skulpturwerk nicht fruchtlos; E. findet bei beiden denselben Grundgedanken: die Vermählung, die geheimnißvolle Vereinigung des Gottessohnes mit der menschlichen Natur in der Menschwerdung zum Zwecke der Erlösung und Erhebung der gefallenen Menschheit zur Gottähnlichkeit und Vereinigung mit Gott. Er sagt (S. 35): „Ein und derselbe Grundgedanke, den der Buchmaler in seine zusammenfassende Darstellung hineinlegt, daß der menschgewordene Sohn Gottes die Menschheit durch seinen Tod erlöst und zur ewigen Vereinigung mit Gott beruft, kommt auch in den mannigfachen Reliefgestalten zum Ausdruck, welche die Mittelfiguren der beiden Portalseiten umrahmen“.

Weitaus den größten Raum nimmt bei E. der 7. Abschnitt, die ikonographische Deutung des Portals, ein. Als Thesis gilt ihm der Satz, daß in den Figuren desselben der Hauptinhalt des Hohenliedes dargestellt ist und er findet in dem Commentar des Honorius den Schlüssel zur Erklärung der phantastischen Figuren. E. beansprucht nicht absolute Unfehlbarkeit oder Geltung für seine Deutung, wie er auch geradezu (s. oben) sagt, daß sich ein strikter Beweis nicht dafür führen läßt, daß der Meister des Portals nach dem Commentar des Honorius gearbeitet habe. E. will bloß den Versuch machen, an der Hand des Commentars die symbolischen Figuren des Portals zu erklären und wir glauben,

daß sich gegen die Grundgedanken seiner Ausführungen nichts Stichhaltiges einwenden läßt.

Vor Allem treten an den Seitenwänden des Portals die beiden in der Mitte auf vorgerückten Sitzen thronenden V[illegible]-figuren: der Sponsus und die Sponsa des Hohenliedes, Christus und die Gottesmutter hervor. Schon die beachtens-werthesten Erklärer des Portals (Jakob, Niedermayer und Goldschmidt) haben diese Figuren als Bräutigam und Braut des Hohenliedes erkannt und auf Christus und die Kirche (ecclesia), auf Christus und Maria als den Typus der Kirche gedeutet. Während aber die früheren Erklärer sich mit dieser Deutung begnügen mußten, geht E. weiter und zieht eine dritte Deutung des Hohenliedes, die Vereinigung Christi mit der menschlichen Natur und mit der erlösten Menschheit in den Bereich seiner Betrachtungen. Er sagt S. 47: „Honorius versteht unter der Braut des Hohenliedes nicht nur die Kirche und Maria, sondern auch die menschliche Natur. Im letzten Falle ist sein Gedanke: durch die Annahme der menschlichen Natur vereinigt sich Christus mit der nach der Erlösung verlangenden Menschheit, der Kirche. Dies bleibt für Honorius der Grundgedanke und die centrale Idee des ganzen Hohenliedes. Diesen Gedanken hört er mit vollen Akkorden anklingen, gleich im ersten Verse des geistlichen Liebesliedes: „Er küsse mich mit dem Kusse seines Mundes“. Denn nichts anderes spreche sich darin aus, als das Verlangen, die höchste Sehnsucht der Menschheit nach der Wiederverbindung mit Gott. Aus dem Paradiese verstoßen, ihres Gnadenschmuckes beraubt, habe die Menschheit gleichsam nur mehr Grüße aus der Ferne, durch vermittelnde Boten, von ihrem Gotte empfangen. Nach ihm selbst verlange sie nun, nach seiner beseligenden Gegenwart, nach dem Kusse des Friedens“. Die Erfüllung dieser Sehnsucht der Menschheit nach der Vereinigung mit Gott begann in der Menschwerdung des göttlichen Wortes und ist dargestellt auf der linken Seite des Portals in der Gottesmutter mit dem göttlichen Kinde auf dem Schooße. „Die Menschwerdung Christi, sagt Endres S. 48, ist der Fiedenskuß Gottes an die Menschheit; diese Vorstellung kehrt bei Honorius in verschiedenen Wendungen wieder“. Und er bemerkt dazu: „Die Idee

der Verbindung Christi mit der Kirche durch die Menschwerdung konnte nicht einfacher und besser ausgedrückt werden, als durch das göttliche Kind auf dem Schooße der Jungfrau, aus der es Fleisch angenommen". Danach sind die die Sponsa umgebenden zwei Liebespaare symbolische Liebespaare, symbolische Darstellungen der in der Vereinigung Gottes mit der Menschheit kund gewordenen Liebe des Gottmenschen. Mit feinem Sarkasmus sind jene „Merker" zurückgewiesen, welche in diesen Darstellungen eine der „Aeußerungen der religiösen Sinnlichkeit" im Mittelalter erkennen wollten. Wir können diese feine, mit zartem Sinn durchgeführte Darstellung der „geistlichen Liebestheorie" des Honorius nicht ausführlich wiedergeben und begnügen uns, auf dieselbe aufmerksam zu machen.

Auch die phantastischen Thierfiguren auf der rechten Seite um den Sponsus, sowie der Drache unter der Sponsa erhalten eine klare überzeugende Deutung, zwar nicht direkt aus dem Commentar des Honorius zum Hohenliede, sondern aus einem andern Werke des Honorius, aus dem Speculum ecclesiae, einer Predigtsammlung, welche als Hilfsbuch für Prediger eine sehr große Verbreitung gefunden hatte. Da finden sich in einer Osterpredigt Anwendungen sagenhafter Thiere auf Christi Tod und Auferstehung und die dadurch bewirkte Erlösung und zwar genommen aus dem berühmten Buche „Physiologus". Christus, der Salomon des Hohenliedes, hat sich in seiner Menschwerdung mit der menschlichen Natur vermählt, um durch seinen Tod am Kreuze die Menschheit aus der Gewalt des Teufels zu befreien. Dieser Gedanke der Erlösung ist durch die phantastischen Thiergestalten auf der rechten Seite des Portals dargestellt. Unter dem thronenden Salomon ist ein eine Kugel verschlingender Drache angebracht. Man wollte in dieser Kugel bald die Sonne, bald die Erde, bald den verhängnißvollen Paradiesesapfel erkennen, um von anderen Erklärungsversuchen zu schweigen. E. findet nun eine sehr einfache und klare Lösung in dem genannten Speculum ecclesiae des Honorius. In einer Osterpredigt erzählt Honorius von einem Thier, corcodrillus (Krokodil) genannt, welches unter Tags im Wasser, Nachts aber auf dem Lande lebt, die Vorübergehenden anfällt, zerreißt und verschlingt. Ein anderes Thierchen,

LVI.

Eine neue Erklärung des Schottenportals zu Regensburg.[1]

Ein neuer Versuch, das räthselhafte Portal der Schottenkirche zu Regensburg, dieses „Kreuz“ der Archäologen und Kunstfreunde, zu entziffern und die mystische Bedeutung der einzelnen bildlichen Darstellungen und Figuren klarzulegen, wird wohl nach den verschiedenen mangelhaften und zum guten Theil mißglückten Versuchen bei vielen Lesern schon im Vorhinein gelinden Zweifel und manche Bedenken erregen. Wird der neue Versuch gelingen? wird er allseitig befriedigen und allgemeine Anerkennung finden? Wir glauben, daß Professor Dr. Endres mit seinem neuen Versuch der Erklärung des Schottenportals der Lösung der Frage um einen gewaltigen Schritt nähergerückt ist, ja daß er, soweit es nach mehr als 700 Jahren noch möglich ist, die Lösung gegeben hat, wenn auch einzelne kleinere Detailfragen noch ungelöst sind und ungelöst bleiben werden.

Bloße Willkür in den zahlreichen Figuren des St. Jakobsportals finden zu wollen, geht nicht an; denn dagegen spricht schon das in allen Gliedern des Portals herrschende Ebenmaß und die Symmetrie in Anordnung der einzelnen Figuren. Ebensowenig ist es gestattet, rein mythologische oder gar heidnische Bilder in den phantastischen Figuren des Jakobsportals erkennen zu wollen, zumal in einer Zeit, die ganz

---

1) Dr. Jos. Ant. Endres, Das St. Jakobsportal in Regensburg und Honorius Augustodunensis. Kempten, Kösel 1903.

Pflanzlichen erschwert hier die nähere Bestimmung. Allein deutlich sind an dem äußersten rechten Pflanzenornament Trauben zu erkennen. Darin findet E. einen Anhaltspunkt für botrus Cypri, die Traube Cyperns. Nun sind aber fasciculus myrrhae und botrus Cypri im Hohenliede und in den Commentaren dazu stets mit einander verbunden. Die Braut im Hohenliede (1, 12) redet den Bräutigam an: „Ein Büschlein Myrrhen ist mein Geliebter mir, das zwischen meinen Brüsten bleibt. Eine Traube Cyperns ist mein Geliebter, aus den Weinbergen Engaddis." Die Myrrhe wird als akanthusähnliche Pflanze geschildert. Thatsächlich erscheint das linke Pflanzenornament als akanthusähnliche Pflanze mit schön geschwungenen, flatternden Bändern. Der Bildhauer hat somit auch dem „fasciculus", dem Büschlein in den Bändern, Ausdruck gegeben. Die Ornamente stehen über dem Sponsus und deuten somit auf Worte, die dem Bräutigam gelten. Die Myrrhe ist das Symbol der Leiden, die Traube und der Wein gelten als Zeichen der Freude. Und so bedeutet jenes Wort der Braut in dem Munde der Kirche nach Honorius: „Der mir zur Myrrhe geworden ist in seinem Tode, ward mir zur Traube, das ist zur Freude, in seiner Auferstehung." Das ist die völlig constante Erklärung im Mittelalter. Aehnlich erklärt E. die linksseitigen Pflanzenornamente über der Braut, welche freilich, wie E. selbst sagt, ohne Schlüssel schwer zu bestimmen sind. „Links sehen wir zwei concentrische, aus mehreren Ringen gebildete Kreise. Aus der Mitte des inneren Kreises entspringen vier Blätter, welche sich abwechselnd über und unter dem äußern Kreise nach den Ecken des Quadrats hin erstrecken, dessen Fläche die Darstellung einnimmt. Die Pflanze rechts ermangelt einer so genauen Charakterisirung, daß sie ohne weiteres auf eine bestimmte Art gedeutet werden könnte." Auch für dieses Pflanzenpaar sucht E. im Hohenliede und dessen Commentaren eine erklärende Stelle mit zwei aus dem Gebiete der Botanik entlehnten Benennungen, welche ebenso wie Myrrhe und Traube constant festgehalten werden. Er findet keine andere als areola aromatum u. lilia, Beet der Würzkräuter und Lilie, und die erklärende Stelle im Hohenliede sind die Worte der Sulamith (6, 2) zum Bräutigam: „Mein Geliebter stieg herab

in seinen Garten zu den Beeten der Würzkräuter, um zu weilen in den Gärten, um Lilien zu pflücken. Ich gehöre meinem Geliebten und mein Geliebter ist mein, der unter Lilien weidet." Danach wäre das Gebilde mit den Kreisen und Blättern ein Gewürzbeet und sein Pendant auf der rechten Seite eine Darstellung der Lilie. Auch die symbolische Deutung stimmt mit dem Grundgedanken der linken Portalseite, der Vermählung Christi mit der Menschheit, überein; alle mittelalterlichen Erklärer bereits seit Beda venerabilis haben das Herabsteigen des Geliebten in den Garten auf die Herabkunft Christi zu seiner Kirche auf Erden, auf die Vereinigung Christi mit der einzelnen gläubigen Seele gedeutet. Auch hier stimmt die Deutung in völlig ungezwungener Weise mit dem Grundgedanken, der auf der linken Portalseite zum Ausdruck gebracht ist, mit der Vereinigung Christi mit der erlösten Menschheit, mit der Kirche; denn Würzbeet und Lilie symbolisiren den Garten der Kirche, sie stehen aber zugleich für die einzelne gläubige Seele innerhalb der Kirche.

Sehr tief und sinnreich ist auch die Erklärung der kleinen Thierfiguren (S. 59) oben unter den Friesbögen der beiden Portalwände, jedoch mag hier mancher Kritiker schärfer einsetzen und deren Deutung bekämpfen. Noch erwähnen wir die Erklärung der unteren Figuren auf den beiden Seiten des Portals (S. 63), auf der rechten Seite 3 Mönche mit vorgehaltenen Büchern und eine phantastische Menschengestalt, auf der linken ein Meerweib mit den über die Brust herabfallenden Haargeflechten und den aufwärts gebogenen Fischschwänzen. Schon die bisherigen Erklärer des Portals erkannten in den drei Männergestalten Mönche, da Kleidung und Tonsur sie als solche kennzeichnen. Das Buch, das sie vor sich halten, deutet sie als Prediger an; die Mönche am Portal sollten somit die Mission der Schotten, die Predigt des Heiles, zur Anschauung bringen. E. geht weiter und erkennt in ihnen die 3 Schotten Marianus, Johannes und Candidus (oder Clemens), welche die Niederlassung zu Weih St. Peter begründet haben. Aber was bedeutet das sonderbare Gebilde ihnen zur Seite, eine menschliche Gestalt mit abnormen, aufwärts gebogenen, in einen Stumpf endenden Beinen? Jenes Gebilde ist nach E. nichts anderes

als die Wurzel der berühmten Wunder- und Zauberpflanze Mandragora, die Alraunwurzel, von welcher alle mittelalterlichen Commentatoren sagen, daß sie die Gestalt des menschlichen Körpers habe. Von der Mandragora heißt es im Hohenliede (7, 13): „Mandragorae dederunt odorem“ (die Mandragoren haben ihren Wohlgeruch gegeben). Neben den heiligen Lehrern deutet somit die Mandragora den Wohlgeruch, die Vorzüge derselben an. Das Meerweib mit den Fischschwänzen als Füßen auf der linken Seite deutet E. auf die Philosophie als Lehrerin des Heidentums gegenüber den „heiligen Lehrern“ auf der rechten Seite. Indem auch die Philosophie am Portale dargestellt ist und zwar gegenüber den heiligen Lehrern, erkennt E. darin eine vermittelnde Stellung der Schotten in den literarischen Kämpfen des 11. und 12. Jahrhunderts gegenüber einer extremen Richtung, welche die freien Künste am liebsten als eine Erfindung des Teufels hingestellt hätte. Er sieht darin eine Hinneigung derselben zur gemäßigten Richtung, welche die Bedeutung der freien Künste und der schönen Literatur für das Christentum anerkannte.

Damit haben wir die Hauptfiguren der Portalseiten hervorgehoben und deren Erklärung nur angedeutet; bezüglich der Erklärung der kleineren Figuren und der Bauornamente verweisen wir auf das schöne Buch selbst. Im 8. Abschnitte behandelt E. die Zahlensymbolik am Portalbau. Es ist bekannt, daß im Mittelalter, wie Kraus in seiner Geschichte der christlichen Kunst 2, 440 bemerkt, „der gesammte Cultus und all seine Einrichtungen von der Zahlensymbolik beherrscht war“. Sehr interessant sind E.s Ausführungen über die Symbolik der Zahlen, die in den Bögen der Blendarkaden, in den Karyatiden und Kugeln zum Ausdruck kamen. Damit aber betritt E. einen Boden, wo Anhaltspunkte mangeln und wo darum seine Ausführungen wohl am meisten anfechtbar erscheinen.

Graf Walderdorff schreibt in seinem citirten Buche (Regensburg in seiner Vergangenheit und Gegenwart S. 408) bezüglich der Erklärung des Schottenportals: „Auf Wahrscheinlichkeit können nur jene Interpretationen Anspruch machen, welche sich an die christliche Symbolik anlehnen und von der Idee ausgehen, daß hier den Besuchern der Kirche schon beim Ein-

man gegen die Erklärung des Jakobs
Grund des Commentars des Honorius
einwenden, daß dieselbe zu hoch und
tiefere Symbolik derselben dem Volke
Wir geben gerne zu, daß die kleinsten
nicht allen verständlich waren, allein d
wendig und lag nicht in der Absich
schönes Bild wirkt durch seine Schönhei
eindruck, wenn auch der Beschauer nich
selben erfaßt, und ebenso unsere D
Reichtum und die Schönheit ihrer Sku
Beschauer nicht jede Einzelfigur in ih
und betrachten kann. Dann möchten
der Verständlichkeit des Schottenportal
Volk eine wichtige Bemerkung erlaube
müssen wir ein Doppeltes unterscheiden
oder sagen wir das Innenportal und d
umgebenden Seitenwände mit ihrem
Das eigentliche Portal schloß sich in s
die hergebrachten Formen der roman
sehen wir in der Mitte des Tympa
Kreuznimbus, die Rechte segnend erhob
Buch über der Brust haltend. Ch
(Joh. 10, 9), der alleinige Zugang zu

des heiligen Jakobus, der durch seine Bartlosigkeit und seine jugendliche Gestalt gekennzeichnete Liebesjünger Johannes. Ueber dem Portale unter dem Dachgesimse sind in einer Art Predella wieder Christus und die nach Paaren geordneten zwölf Apostel angebracht, mit Hindeutung auf Luc. 10, 1, daß der Herr sie paarweise zum Predigen aussandte. „Christus ist der Eingang zum Gottesreiche und die Apostel, seine Freunde, sind berufen die Menschen zu Christus, zum Gottesreiche zu führen“, das ist der Grundgedanke des eigentlichen Portals, der dem gläubigen Volke ganz geläufig und allgemein verständlich war. Von diesem Centrum, dieser Grundidee des Portals erhielten und erhalten auch die symbolischen Figuren der Seitenwände Licht und ihre Bedeutung. E. hat diese Bedeutung des Innenportals und seine centrale Hauptstellung zu wenig betont; nur im Vorbeigehen hat er S. 61 die Figuren des Tympanon und der Apostel zur Erklärung der untersten Figuren der Seitenwände (der 3 Mönche besonders) herangezogen.

Das eigentliche Portal und dessen Bildwerk war somit dem Volke ganz verständlich, aber auch die symbolischen Figuren der Seitenwände wurden dadurch wenigstens in ihrer Grundidee dem Volke deutlich und faßbar: Der Bräutigam und die Braut, Christus und die erlöste Menschheit, oder richtiger, Christus in Liebesthätigkeit zur Erlösung der Menschheit durch seine Menschwerdung, durch sein Leiden und seine Auferstehung. Auch diese Grundgedanken der Seitenwände des Portals, dargestellt in dem Sponsus und der Sponsa, sowie in den sie umgebenden Liebespaaren, in den Drachen und Ungeheuern waren durch die nahen Beziehungen zu der Hauptidee des Innenportals dem gläubigen Volke ebenfalls verständlich oder konnten ihm leicht gedeutet werden; dagegen mag die Sprache der kleineren Thierfiguren und Pflanzenornamente, sowie die Zahlensymbolik nur den mit dem hohen Liede und dessen Commentaren innig vertrauten Mönchen lesbar oder faßbar gewesen sein; jedoch that dies dem Gesammtverständniß des bilderreichen Portals beim gläubigen Volke keine Einbuße.

Wir haben nur kurz den reichen Inhalt der vornehmen Schrift E.s skizzirt und können nur wünschen, daß recht viele Freunde der mittelalterlichen Kunst und Symbolik das schöne

Buch lesen und sich an dem reichen Schatz christlicher Ideen und frommer Gottesminne des Mittelalters erfreuen. Noch heben wir hervor, daß E. in seinen Ausführungen nicht bloß die Sculpturen des Schottenportals beachtet, sondern auch die ältesten Bildwerke der romanischen Kunst in Regensburg (die beiden Herzogsfiguren in der Ulrichskirche, die Beichtsculpturen an der alten Kapelle, das St. Emmeramsportal) und im übrigen Bayern (Göcking, Freising, Moosburg, Isen) in den Kreis seiner Untersuchung gezogen hat, so daß sein Werk auf die vorzüglichsten Denkmäler romanischer Bildwerke in Bayern einiges Licht wirft. Die Sprache des Verfassers ist edel und gewählt, einzelne Partien sind mit besonderer Wärme geschrieben, so die Schilderung und Charakterisirung der Schottenmönche S. 19 und 42, die Vertheidigung und Deutung des Hohenliedes S. 48 ff. Das Werk ist von der Verlagshandlung prächtig ausgestattet, namentlich sind die Nachbildungen der alten Buchmalereien sehr gut gelungen, ebenso die Photographie oder richtiger Heliogravüre des Portals.

Das Werk E.s wird neue Gedanken und Ideen anregen, vielleicht auch manchen Widerspruch gegen Einzeldeutungen hervorrufen, aber gegründete Einwendungen gegen seine Gesammtdarstellung werden kaum erhoben werden können.

Ph. Schneider.

LVII.

Der erste schweizerische Katholikentag.

(Vom 27.—29. September in Luzern.)

In der Entwicklung.

Der erste schweizerische Katholikentag ist vorbei. Selbst Gegner desselben konnten ihm die Anerkennung eines vollen Erfolges nicht versagen Und dennoch hatte auch an ihm sich das Gesetz in reichlichem Maße erfüllt, wonach Alles in Schmerzen geboren wird. Seine Entstehungsgeschichte ist eine bald zwanzigjährige. Wiederholt tauchte in dieser Periode der Gedanke der Einführung schweizerischer Katholikentage auf, wiederholt schien er der Verwirklichung nahegerückt, aber immer wieder scheiterte er bis in die allerletzte Zeit an Bedenklichkeiten dieser und jener Art und sogar an gewissen Menschlichkeiten, wenn man Rivalitäten so bezeichnen will. Bald waren es Bedenkliche, die erklärten, die politische Lage gestatte auch nicht den leisesten Beunruhigungsfaktor unsererseits, und als solcher möchten Katholikentage sich doch erweisen, dann sind es wieder solche gewesen, die meinten, der föderalistische Charakter der Schweiz und ihre Mehrsprachigkeit sei wenig geeignet für derartige Veranstaltungen, zudem mache sie die demokratische Gestaltung des schweizerischen Staatswesens auch entbehrlicher, und Dritte befürchteten, es komme doch nicht zu einer allgemein schweizerischen Tagung, sondern sie würde lediglich von der näheren Umgebung besucht. Sehr zutreffend sagte darum der Reichstagsabgeordnete Gröber, ein erster großer Sieg des Katholikentages in Luzern habe schon darin bestanden, daß

man endlich einmal alle diese Bedenken und Befürchtungen überwand. Was aber das Kapitel Rivalitäten angeht, hat man sich ein Bild von der bisherigen katholisch-conservativen Organisation in der Schweiz zu machen. In politischer Hinsicht gipfelte diese in der katholisch-conservativen Fraktion der eidgenössischen Kammern, ohne daß diese jedoch eine organisirte katholisch-conservative Partei im Rücken hatte. Wohl waren schon in den Siebziger-Jahren Versuche für eine letztere unternommen worden und aufs neue anfangs der Neunziger-Jahre; aber es sind todtgeborene Kinder gewesen, welche diese Versuche gezeitigt hatten. Dagegen existirte seit den Sechziger-Jahren als centrale Vereinigung, die sich über die ganze katholische Schweiz erstreckte, der schweizerische Piusverein, dessen Grundcharakter ein hervorragend kirchlicher und kirchenpolitischer, sowie religiös-charitativer und humanitärer war. Vermöge dieser enggezogenen Grenzen konnte er jedoch in der Diaspora sozusagen keine Wurzeln fassen und in manchen paritätischen Gegenden nur spärliche. Dieser Umstand führte seinerseits zur Gründung der Männer- und Arbeitervereine und eines Centralverbandes der letzteren, der seinen Boden hauptsächlich in den bereits genannten Territorien besitzt, zum Theil aber auch in den eigentlichen Domänen des Piusvereins, nämlich in einzelnen Kleinkantonen der Urschweiz, und in seinem Arbeitsfeld den staatspolitischen und socialen Fragen eine erste Stelle einräumte. In dieser Zweispurigkeit der Vereinigungen lagen gewisse Rivalitätskeime, die sich beim besten Willen nicht immer ersticken ließen, schon von Anfang an nicht und nicht später, da der Piusverein sich in einen schweizerischen Katholikenverein umwandelte und gleichzeitig sein Programm erweiterte, indem er nun ebenfalls die socialpolitischen Fragen in das letztere eingliederte. In den letzten Jahren entstand dann noch eine dritte Vereinigung mit dem Cartell katholischer Arbeiter- und

beiterinenvereine und christlicher Gewerk-
ften, dessen Wiege St. Gallen ist und das sich
er besonders über die östliche Schweiz verbreitete. Im
fe dieses Frühjahrs siegte endlich — nachdem kurz vorher
wieder gescheitert zu sein schien — ein frischer Thaten-
g über Bedenken und Rivalitäten. Man konnte sich
ch definitiv verständigen, beschloß die Abhaltung eines
n schweizerischen Katholikentages und bestimmte als Ort
Tagung Luzern, den historischen Vorort der katho-
n Schweiz, trotzdem diese Stadt heute in Mehrheit
politisch und religiös liberal-radikale ist. Aber auch jetzt
te der Sache noch Gefahr, indem man beschlossen hatte,
accentuirteren politischen Gebiete auf dem Programm
lassen. Dagegen erhob sich insbesondere von der östlichen
veiz aus, die sonst von jeher im Vordertreffen für
Katholikentage gestanden hatte, Opposition. Nachdem
n Correktur geschaffen war, stand nun der Abhaltung
s mehr im Wege und das Zustandekommen war ge-
rt. Immerhin hegte man über den Ausfall recht be-
dene Erwartungen und glaubte sehr zufrieden sein zu
en, wenn sich eine Gesammtbetheiligung von 5000 Per-
n ergäbe.

Soviel über die geschichtliche Entwicklung, wobei nicht
wähnt bleiben darf, daß der endlichen Verwirklichung
Zieles die Einführung kantonaler Katholiken-
e vorgearbeitet hatte, in denen St. Gallen mit großem
lge 1890 voranging, worauf dann andere Kantone
en. Von dem Augenblicke an war eigentlich das Zu-
ekommen eines schweizerischen Katholikentages nur noch
Frage der Zeit geworden. Er mußte kommen.

Organisation und erste Veranstaltungen.

In der Organisation lehnte man sich einerseits an die
chen Katholikentage an, anderseits hatte man den bis-
en Gewöhnungen der Tagungen der Centralverbände

Rechnung zu tragen, weiter den Untersektionen, welche diese besaßen und die ebenfalls bei diesem Anlasse zur Geltung kommen wollten, und drittens endlich der schweizerischen Eigenart. So z. B. war unbedingt geboten, falls man auf eine stärkere Betheiligung der Arbeiter rechnen wollte, den Haupttag auf einen Sonntag zu verlegen. Es ist selbstverständlich, daß an der Spitze der Mitwirkenden der *schweizerische Episkopat*, die *Prälatur* sowie die *Fraktion* der eidgenössischen Kammern stand, im Weiteren sodann der *schweizerische Katholikenverein*, der *Verband der Männer- und Arbeitervereine*, der *schweizerische Studentenverein* und das *Cartell* katholischer Arbeitervereine und christlicher Gewerkschaften. Für den Sonntag und Montag Nachmittag waren die großen Generalversammlungen vorgesehen und für die Vormittage der beiden Tage, anschließend an kurze kirchliche Feiern, die Sektionsversammlungen. Ihre Zahl war eine gegebene durch die bereits bestehenden Sektionen der großen Verbände. Der Katholikenverein zählt als solche: schweizerischer Erziehungsverein, schweizerischer Charitasverband, die Arbeitervereine und Gewerkschaften, die Sektionen für Kunst, für Geschichte und für Rechtswesen, der Männer- und Arbeiterverein, die Sektion für Sociologie; dazu gesellten sich neu als eigentliche Berufssektionen jene der Presse und eine belletristisch-künstlerische, sowie eine französische, um den Wälschsprachigen eine Specialgelegenheit zu bieten. Für den Sonntag Abend war sodann eine Festfeier anberaumt, auf den Montag Abend der Festcommers der Studenten, auf den Dienstag Vormittag die Delegirtenversammlung des Katholikenvereins, auf den Mittag das offizielle Bankett und als Schluß endlich eine Zusammenkunft auf der nationalen Weihestätte des Schweizervolkes, auf dem Rütli. Dies das Gerippe. Im Anschlusse daran mögen gleich zwei erste Festakte des Sonntags Erwähnung finden: der Festgottesdienst und der Festzug. Der erstere verdient Erwähnung wegen der gro-

en Festpredigt des Chorherrn Meyenberg in Luzern
t „Sensus catholicus", von deren gedankenvollem,
hsten Richtpunkte beleuchtenden Gehalt man ohne
ibung sagen kann, daß sich die nachherigen Tagungen
em geistigen Gepräge vollzogen, das diesen Worten
nte.

n der Festzug am Sonntag Nachmittag zur großen
shalle.

s die Morgenzüge und -Dampfer immer neue Schaaren
, wußte man, daß die erhoffte Zahl bereits weit
tten sei, und dennoch wollte man es nicht recht
, als später verlautete, es seien mehr denn 15000
en gelöst worden. Je mehr aber an Details bekannt
um so lieber bequemte man sich dazu, an Details,
z. B. ein kleineres St. Gallisches Dorf 48 Mann
hatte, das einsame urnerische Isenthal 81 Männer,
elegene Wallis 115 u. s. f. Und da erst der Festzug
chirte und es volle 40 Minuten dauerte, bis er
filirt war, da war auch der Skeptiker von dieser
etheiligung überwältigt. Da waren die Männer
ntone, 2500 an der Zahl, wieder Tausende stellte die
a, Zürich über 1000, Basel desgleichen, ferner die
chen Kantone, die 1200 St. Galler voran, und
selber lieferte einen wahren Gewalthaufen. Die
Stadtbehörde von Luzern hatte geglaubt, der
gegenüber die denkbar unliebenswürdigste Haltung
en und sie als quantité négligeable behandeln zu
schon dieser Aufmarsch legte die ganze Lächerlichkeit
Versuchs einer portierhaften Anmaßung klar. Und
an die Zusammensetzung der Massen näher verfolgte
n alle Stände und Klassen, den Aelpler, den Klein-
oßbauern, Handwerker, Kaufmann, Fabrikant und
, die Professorenwelt, die Magistratur, Ordens- und
rus und wieder jedes Alter bis zum 80jährigen Greise.
ndruck dieses Zuges war denn auch nicht blos bei

Katholiken ein mächtiger, sondern auch bei Anderen. Sogar das große schweizerische Culturkampf-Organ, die „Neue Züricher Zeitung", mußte ihm das Zeugniß einer „glänzenden Manifestation" ausstellen, während der Redakteur der protestantisch-conservativen „Züricher Freitagszeitung" schrieb: „Es kann doch kein Kleines sein, was diese Tausende und Tausende in Bewegung setzte und nach Luzern führte, wo ihrer keine eitlen Belustigungen harrten und keine materiellen Genüsse."

Die Sektionsversammlungen.

Die Raumverhältnisse verbieten, auf Einzelvorträge in den Sektionsversammlungen einzugehen, selbst da sie stellenweise wirklich bedeutend waren; aus gleichen Gründen hat man auch von der Wiedergabe der Resolutionen Umgang zu nehmen, an denen einzelne Sektionen etwas überproduktiv waren. Man hat sich deshalb auf eine bloße Fixirung der Kristallisationspunkte der bezüglichen Verhandlungen zu beschränken. Als solche ist zu bezeichnen bei der historischen Sektion die Betonung der Nothwendigkeit für die schweizerische katholische Geschichtsschreibung, neben dem kritischen auch das ideale Moment genügend zu berücksichtigen und den Zusammenhang zwischen Welt- und Kirchengeschichte mehr herauszuschälen, ferner den Gebieten der Hagiographie, Mystik und Liturgik eine intensivere Pflege angedeihen zu lassen, die Geschichte der Ideenbewegung, die Memoiren-Literatur der Gegenreformation mehr zu berücksichtigen und sich in vermehrtem Maße der Monographien-Schreibung von katholischen Staatsmännern, Gelehrten, Prälaten u. s. w. zuzuwenden. Weiter sei anzustreben, eine stärkere Zulassung katholischer Historiker zur Mitarbeit an großen privaten und staatlichen historischen Editionen und den Heranzug von mehr historischen Kräften, aber auch die Schaffung genügender Stellen, um sie unterzubringen. Die Sektion für Rechtswesen concentrirte sich in einer grundsätzlich zustimmenden Haltung zur Unification des Civilrechtes in der Schweiz

ichzeitiger Markirung der Punkte, in denen der
Abänderungen zu erfahren hat, sofern er für die
annehmbar sein soll. Als solche Punkte wurden
e Bestimmungen betreffend Ehescheidung, betreffend
s- und Kinderrecht, sowie betreffend Kirchengut und
t. In der Sektion für Erziehung traten in
ergrund die Nothwendigkeit einer mehreren Be-
ng der Psychologie in der Pädagogik und in Ver-
damit die Forderung eines neuen Lehrstuhles für
he Psychologie an der katholischen Universität in
im Weiteren sodann die Forderung, daß auf
r Seite in der Schweiz mehr als bisher für
mmerciell-industrielle Bildung gethan werden müsse.
ktion für Charitas gipfelte im Beschlusse
h engeren Zusammenschlusses aller charitativen
d Vereinigungen der Schweiz, in der Einführung
Krankenpflegerinen-Kurse am Krankenhause zu
Unterwalden) für Mädchen und Frauen vom Lande,
nstrebung einer Trinkerinen-Heilstätte und einer
geren Thätigkeit für die Versorgung schwachsinniger
ahrloster Kinder. Das Exsudat der Sektion
iologie war die Aufforderung an die Alumnen
erseminarien, den von den Bischöfen an den letzteren
en Unterricht in den Socialwissenschaften mit Eifer
n, die weitere Aufforderung an die Studirenden
ltäten, wo immer möglich die nationalökonomischen
zu belegen, und an die Geistlichen endlich, in ihren
en die aktuellsten Themen der praktischen Social-
behandeln. Weiter wurde postulirt, die katholische
itik in der Schweiz habe sich, ebensosehr wie des
ndes, auch des Bauern- und Handwerkerstandes
en und in den ländlichen Gegenden sei das
assen-Wesen noch viel mehr zu fördern. Zwei
ktische Resultate zeitigte die Sektion für Presse,
ie Schaffung einer ständigen Berufs-Vereinigung

weltlichen Standes aus allen
als Vorort desselben Luzern
künstlerische Sektion grün
Berufs-Vereinigung, nahm de
solche an und wählte den Vors
bereits 70 Schriftsteller und Kü
und -Kritiker zu ihren Mitglieder
und materielle Hebung katholische
sowie der Künstler, soweit sie mi
haben (Malerei, Musik ꝛc.), se
durchaus inferioren Dilettantism
desgleichen ausbeuterischer Ele
Verlegerschaft. Sie ernannte
P. Alexander Baumgartne
und Pfarrer Hansjakob, Fre
Arbeitervereine und Gew
vornehmsten Strahlpunkt in der
der Nothwendigkeit solcher Orga
scheinung zu verstehen, ist zu b
noch vielfachen Vorurtheilen in
Schweiz und selbst bei katholis
die in ihnen die Schürung

nen wenig Jahren ins socialdemokratische Lager hinüber.
ächtig zur Ermunterung dieser Kreise trug bei, daß
: Reichstagsabgeordnete Gröber dem Schöpfer und
opagator dieser Vereinigungen, Professor Jung in
. Gallen, erklärte, er halte diese Vereine und Gewerk-
aften für ein absolutes Bedürfniß in der Gegenwart.
ese allzu knappen Mittheilungen dürften immerhin zeigen,
ß in allen Sektionen nicht nur eifrig, sondern auch ziel-
vußt und praktisch gearbeitet wurde. Das Gesammtbild
t sich als eine ungemein harmonische, reiche und schöne
osaik, es ist ein Postofassen auf allen Culturgebieten im
sitiven und progressiven Sinne. Alle Sektionen haben
ch einen überaus zahlreichen Besuch bei gehobener Stim-
ıng zu verzeichnen gehabt.

Die Generalversammlungen.

Die Generalversammlungen boten äußerlich und im
anzen das Bild derjenigen der deutschen Katholikentage,
r daß sie mit Rednern etwas stärker belastet waren als
 letzteren. Dabei war nicht zu vermeiden, daß in ihnen
hlreichere Reflexe aus den Sektionsversammlungen auf-
ıchten. Die Generalversammlung des Sonntag ward prä-
irt vom Centralpräsidenten des schweizerischen Katholiken-
reins, Oberst Dr. Pestalozzi-Pfyffer in Zürich, die-
ige des Montag vom Centralpräsidenten der Männer- und
beitervereine, Pfarrer Dr. Schmid in Glarus. Die
den lassen sich nach folgendem Schema gruppiren: Be-
üßungs- und Schlußreden von Dr. Pestalozzi, Bischof
onhard Haas von Solothurn, Schultheiß Düring von
zern, Präsident des Lokalcomités, Pfarrer Schmid und
tionalrath Dekurtins. — Pathenreden, wenn ich sie so
nnen darf, vom Reichstagsabgeordneten Görber aus
ürttemberg und Schuler aus Baden — über kirchliche und
litische Themen: Nationalrath Dr. Schmid von Uri,
rofessor Gisler von Chur, Staatsanwalt Müller von Luzern,

Ständerath Wirz (Sarnen), Nationalrath Motta aus dem Tessin und Dekan Gisler aus dem Aargau — über ästhetische Themen Baron v. Montenach (Freiburg) und P. Maurus Carnot O. S. B. (Disentis) — über sociale und wirthschaftliche Prof. Dr. Beck (Freiburg), Dr. Feigenwinter (Basel) und Redakteur Baumberger (St. Gallen). Der Raum gestattet auch hier nicht, mehr als die Leitmotive der einzelnen Reden mitzutheilen. Um gleich mit der letztgenannten Kategorie zu beginnen, sprach Professor Beck über „unsere Stellung zu der socialen Frage der Schweiz" und postulirte die Wiederaufnahme der staatlichen Kranken- und Unfallversicherung auf Grundlage der Beschlüsse der schweizerischen Krankenkassen-Conferenz, dahingehend, es habe der Bund an die Kantone Beiträge zu verabfolgen, welche diese einerseits zur Unterstützung der Krankenkassen auf ihrem Territorium verwendeten und anderseits für unentgeltliche Krankenpflege an Unbemittelte, ferner die Schaffung einer eidgenössischen Gewerbeordnung auf Grundlage von obligatorischen Berufsgenossenschaften, sowie die Inhandnahme einer genauen Gewerbezählung. Dr. Feigenwinter behandelte die schweizerische Bauernfrage und forderte Veranstaltungen, um die heutige Massenflucht aus dem Bauernstande zu hemmen, einen gerechteren Vertheilungsmodus der Staatsbeiträge an die Landwirthschaft, auf daß diese mehr als bisher auch den Kleinbauern zugute kämen, die mehrere Förderung landwirthschaftlicher Consum- und Produktionsgenossenschaften und Maßnahmen zur Reduktion der Bodenverschuldung, wobei z. B. die Kantonalbanken gehalten wären, den Gewinn aus Hypothekengeschäfte zur Amortisation der Hypotheken zu verwenden. Redakteur Baumberger hatte sich über die Bedeutung der technischen Bildung in der Gegenwart zu verbreiten. Die rückständige Stellung der katholischen Schweiz auf diesen Gebieten betonend, forderte er, daß dieselben mehr Techniker aller Branchen heranziehe, zu diesem Zwecke aber auch mehr technische Bildungsanstalten schaffe, und reklamirte ein

Technikum für Luzern und ferner für Brieg im Wallis. Die Rede v. Montenach's über Kunst und Volk war zunächst eine glänzende Apologie der Pflege des Kunstsinns im katholischen Volke durch die Kirche, um schließlich alle jene Punkte namhaft zu machen, bei denen eingesetzt werden muß, um den christlichen Kunstsinn im Volke wach zu erhalten und zu entwickeln. P. Maurus Carnot verbreitete sich über Katholicismus und Literatur, pointirte die Stellung der Moderne und der Romantik, und zog eine Parallele zwischen den Ibsen, Maeterlink, d'Anunzio und den „drei Eidgenossen" katholischer Romantik, dem Spanier Calderon, dem Lombarden Manzoni und dem Deutschen Brentano. Aus der Moderne — meinte der Redner — können wir, wie die Israeliten beim Auszuge aus Aegypten die goldenen Gefäße, die Form mitnehmen, um aber bei der Romantik, sowie bei den Sophokliden Halt zu suchen. Staatsanwalt Müller, Luzern, schälte zwei Hauptmängel im Entwurfe zu einem unificirten schweizerischen Strafrechte heraus, einmal eine unerhörte Laxheit in der Bestrafung unsittlicher Vergehen und eine womöglich noch größere Laxheit im Vorgehen in Bezug auf Delikte gegen den religiösen Frieden und forderte eine ernstere Behandlung dieser Materien, ansonst die katholische Schweiz den bezüglichen Entwurf verwerfen müßte. Ständerath Adalbert Wirz, Sarnen, zeichnete als Aufgaben der Katholiken die Pflege des Solidaritätsgedankens unter den Schweizerkatholiken aller Gaue, ein enges Verhältniß zwischen Clerus und Laien sowie die Pflege eines gesunden Fortschrittes auf socialen und politischen Gebieten. Nationalrath Schmid, Uri, zog eine Parallele zwischen dem Wesen des schweizerischen Asylrechtes und der Haltung des Bundesrathes gegenüber aus Frankreich flüchtigen Congregationisten und Congregationistinen, die in die Schweiz einwanderten. Er führte den Beweis, daß der Bundesrath bis zu dieser Invasion aus Frankreich einer weitherzigeren Interpretation der bezüglichen Verfassungsartikel huldigte,

und verlangte Rückkehr zur freiheitlicheren Praxis. Redner dürfte die Auffassung der katholischen Schweiz in dieser Angelegenheit richtig geschildert haben, da er sagte, man habe diese Einwanderung französischer Mönche und Nonnen, denen die schweizerischen Verhältnisse absolut fremd seien, mit gemischten Gefühlen sich vollziehen sehen, dessenungeachtet verlange man auch ihnen gegenüber die Anwendung der Rechte und Freiheiten, auf die sie Anspruch haben. Dekan Gisler postulirte die Grundforderungen der Katholiken betreffend die Schule mit der Marchung der Elternrechte, der Rechte der Kirche und jener des Staates auf die Schule und der Betonung der confessionellen Schule als des Ideals einer Schule. Der Tessiner Nationalrath Motta schilderte die Bedeutung einer guten und ganz auf der Höhe stehenden Presse für die Katholiken in der Gegenwart und gab die Mittel an, eine Presse zu bekommen, welche der anderen auf allen Gebieten ebenbürtig und womöglich überlegen sei. Die Rede des Prof. Gisler in Chur war ein großer Rückblick auf das XIX. und wieder ein großer Ausblick auf das XX. Jahrhundert. Die Pathenrede des Reichstagsabgeordneten Gröber war ein Mahnwort zur Organisation voll männlichen Ernstes. Der Eindruck, den seine Worte machten, war ein unbeschreiblicher; es war minutenlang ein eigentliches Wogen und Tosen des Beifalls. Die Schlußrede von Nationalrath Decurtins an der zweiten Generalversammlung war gleichsam ein mächtiger Scheinwerfer auf die gesammte Tagung, ihren Inhalt und ihren Verlauf.

Und nun ist es wohl noch gestattet die Hauptstelle aus dem Telegramm wörtlich zu reproduciren, das der päpstliche Pro-Staatssekretär Merry del Val als im Auftrage Pius X. an den I. schweizerischen Katholikentag richtete. Sie dürfte auch im Deutschen Reich mit besonderem Interesse vermerkt werden und lautet:

„Eine Freudenbotschaft ist dem hl. Vater zugekommen: daß für die Katholiken der Schweiz jener ersehnte Tag er-

schienen, an dem sie zu gemeinsamer Berathung zusammentreten und dann, wie zu hoffen, mit erhöhtem Muthe nach glücklichem Beginn die Reihe dieser Versammlungen fortsetzen. Diese That birgt vieles in sich, was im Papste die Erwartung großer Vortheile wachruft. Denn wenn man nur einigermaßen von den Deutschen, mit denen Ihr so viele treffliche Vorzüge gemein habt, zurückschließen darf, werden sicher auch für die Schweiz jene Errungenschaften erwachsen, durch die Deutschland so berühmt und bewunderswerth geworden ist. Solche Erfolge verspricht Eure längst schon bekannte und erprobte Rührigkeit, welche, zusammen mit dem eifrigen Streben, die Religion zu fördern, für Kirche und Staat immer reichere Früchte tragen wird. Deswegen verspricht sich Se. Heiligkeit von Euch und Euerem Unternehmen das Beste".

Der Eindruck der beiden Generalversammlungen war ein überaus tiefer. Mehr noch als der rauschende Beifall, den sämmtliche Redner fanden, kennzeichnet ihn wohl folgende Episode: Die Urschweizer marschirten direkt von den Dampfbooten zum Festzug und mit ihm zur Versammlungshalle. Nach der Generalversammlung mußten sie sofort wieder auf die Dampfer. Und nun mußte man Zeuge sein, wie diese sonst so wortkargen und verschlossenen Aelpler, diese Thal- und Bergbauern beim Abschied in einen nicht enden wollenden Jubel ausbrachen, wie es ein Winken mit Händen und Hüten ohne Ende war, wie die Augen blitzten und bei vielen wetterharten Männern feucht erglänzten, und man wußte, daß die Tagung gezündet hatte, gezündet in das Innerste der Herzen hinein.

Weitere Veranstaltungen.

Man wird mir eine Schilderung des Studentencommerses vom Montag Abend und des Festbankettes am Dienstag Mittag erlassen. Ueberflüssig zu sagen, daß die Betheiligung eine sehr starke, die Stimmung eine freudig begeisterte war und daß mancher gute Spruch aus dem Munde junger und alter Herren, Geistlichen und Laien fiel. Einen ergreifenden Eindruck machte es, da am Studenten-Abend der berühmte,

greise Universitätsprofessor P. Hurter S. J., ein Glied der hochangesehenen Schaffhauser Convertitenfamilie, das Wort ergriff, der Jesuit, für den sein Vaterland keinen Raum hatte. Im Uebrigen aber gleichen sich solche Anlässe allüberall. Dagegen muß der Rütlifahrt noch mit einigen Worten gedacht werden, die sich auf den zwei schönsten Salondampfern der Dampfer-Gesellschaft für den Vierwaldstättersee vollzog. Hat eine solche Fahrt bei guter Witterung schon unter alltäglichen Verhältnissen etwas ungemein Stimmungsreiches, so doppelt unter dem Eindrucke des geistig und seelisch Gehobenen, was vorangegangen war. Auf dem Rütli selber — „dem stillen Gelände am See" — gab es nur eine einzige Rede; denn jedes zu viel hätte an dieser Stelle geschadet. Rasch hatte sich auf der Rütliwiese nach Landsgemeindeart ein Ring gebildet, das heißt die Anwesenden nahmen kreisförmig Aufstellung. In seine Mitte trat einer der Alten, Nationalrath Dr. Lutz-Müller aus St. Gallen und hielt die Ansprache, die zugleich die officielle Schlußerklärung des ersten schweizerischen Katholikentages war. Redner markirte, wie eine neue Zeit angebrochen sei und wie auch der Katholikentag das Zeugniß davon war, und schloß mit den Sätzen:

„Keine der großen Genossenschaften, sei sie religiöser, politischer oder socialer Natur, kann sich der Mitarbeit in der Neuzeit entziehen, und so verdankt auch der schweizerische Katholikenverein dieser unabwendbaren Neugestaltung der Dinge seine Entstehung. Diese gilt nicht der confessionellen Propaganda und noch viel weniger einem nutzlosen Culturkampfe mit seinen vergifteten Pfeilen, vor welchem uns Gott behüte, sondern der humanen und christlichen Bestrebung, auf allen Gebieten cultureller Fortentwicklung als loyale Mitarbeiter sich anzuschließen und den bescheidenen Pflichttheil zum Wohle des Ganzen, unter Führung edler und aufopfernder Männer, beizutragen. In diesem Sinne werden auch die Theilnehmer heimkehren in die verschiedenen vaterländischen Gaue und dort wirken — allerdings treu ihrem Glauben und treu ihrer katholischen Kirche; aber auch ebenso treu als Schweizer unserem gemeinsamen Vater-

lande und stets bereit, Hand in Hand mit allen Mitbürgern dessen Gesammtwohlfahrt, Einheit, Kraft und Ehre fördern zu helfen".

Die Musik stimmte die schweizerische Nationalhymne an, das „Rufst du, mein Vaterland"; tausend Kehlen fielen begeistert mit ein; unten wiegte sich tiefblau der See in leisem Wellenschlag; in Sonnengold gebadet, blickten wie Quadern der Ewigkeit die beiden Mythen und der massige Fronalpstock vom nahen jenseitigen Ufer herüber — eine Weihestunde der Menschen und der Natur. — —

Das war der Schluß des Katholikentages!

Die Commentare von anderer Seite.

Wie bei den Theilnehmern selber, so herrschte auch in der katholischen Presse der Schweiz nur eine Stimme der Freude und der Anerkennung über den Verlauf der Tagungen. Beinahe mehr Interesse als diesen Auslassungen kommt aber jenen der Organe anderer Lager zu. Man war um so gespannter auf sie, als schon die Bekanntgabe des Beschlusses auf Abhaltung eines Katholikentages sehr abschätzige Bemerkungen auf jener Seite hervorrief. Die liberale und radikale Presse der katholischen Kantone gefiel sich auch nach der Tagung in dieser Rolle, getreu ihrer alten Rolle, jeden Anlaß zu benützen, den schweizerischen Protestantismus gegen den Katholicismus mit Mißtrauen zu erfüllen und aufzuhetzen. Erfreulicher Weise gaben aber doch zwei liberale Blätter jener Gegenden, der „Bote der Urschweiz" in Schwyz und der „Unterwaldner", der Wahrheit die Ehre und ertheilten dem Katholikentag uneingeschränktes, fast begeistertes Lob, wofür sie nachträglich dann freilich von einem liberalen Urschweizer in der „Neuen Züricher Zeitung" der Charakterschwäche geziehen wurden. Die protestantisch-conservative Presse der deutschen und der französischen Schweiz äußerte sich vom „Journal de Genève" weg bis zur „Züricher Freitagszeitung" durchs Band sympathisch. So schrieb die letztere:

„Kein Nörgeln und Kritteln hilft darüber weg, daß der erste schweizerische Katholikentag über alle Erwartungen großartig und imponirend verlaufen ist. Wer an diesem Sonntage auch nur einige Stunden in Luzern verweilte und an den Verhandlungen theilnahm, wird keinen Augenblick mehr zweifeln an dem Vorhandensein einer starken, katholischen schweizerischen Volkspartei, die sich im Katholikentage nun eine dauernde Organisation gegeben hat. Viel weniger die Verhandlungen waren es, die diesen Eindruck hervorriefen, als die Thatsache dieser Versammlung selbst. Es war ein Volkstag, der diesen Namen nun einmal wirklich verdient, und wer diese aus allen katholischen Gauen des Schweizerlandes und aus der Diaspora herbeigeeilten Schaaren von Männern aller Berufsarten und Stände gesehen hat, der wird sehr geneigt sein, den organisirten Katholiken den Namen einer Volkspartei mit viel mehr Ueberzeugung zuzuerkennen als irgend einer anderen politischen Organisation auf eidgenössischem Boden".

Auch die socialdemokratische Presse besprach das Ereigniß durchweg mit Achtung und nicht ohne Wohlwollen. Das geistig bedeutendste Organ dieser Richtung, das „Volksrecht" in Zürich nannte den Katholikentag ein Zeichen des „Aufstieges des Katholicismus" in einer Zeit, „wo die einst so glanz- und machtvolle radikale Partei politisch bankerott geworden ist". Aber selbst in der liberal-radikalen protestantischen Presse fehlte es nicht an sympathischen Aeußerungen, so schrieb das Schaffhauser „Tagblatt": „Der großartige Aufmarsch der Katholiken gibt zu denken und es nöthigt Achtung ab, was für Arbeit in den verschiedenen Sektionen geleistet worden ist", und die „Neue Glarner Zeitung" bemerkte: „Es sind Glieder der Eidgenossenschaft, tüchtige Kräfte, fleißige Forscher; diese geschätzten Männer als Repräsentanten der schweizerisch-katholischen Volkswelt raffen ihre besten Kräfte zusammen, um das Schwungrad der anerkannt großartigen Maschinerie der römisch-katholischen Kirche in impulsivere Bewegung zu bringen". Anders tönte es freilich in Culturkampforganen, wie „Basler Zeitung", „Neue Züricher Zeitung" u. s. f. Zwar mußte auch letztere

zugeben, daß sich „protestantische Ohren direkt nicht verletzt fühlen konnten“, daß also keinerlei Angriffe gegen andere Confessionen und ihre Angehörigen stattgefunden hatten, aber der Katholikentag sei im Grunde eine „Herausforderung an den modernen Staat“. Das Schicksal, dieser oft grausamste aller Ironisten, wollte es dann, daß genau acht Tage nach dem Katholikentag der liberal-radikale, protestantische züricherische Große Rath das beging, was in den Augen der „Neuen Züricher Zeitung“ eine Herausforderung an den modernen Staat sein mußte, indem er einen kantonalen Beutezug auf die Bundesfinanzen beschloß, und ein Erstbetheiligter dabei war der Präsident des Verwaltungsrathes der — „Neuen Züricher Zeitung“. Das Blatt ist seither in der Kritik des Katholikentages sehr kleinlaut geworden. Im Ganzen aber muß anerkannt werden, daß der Katholikentag und sein Verlauf auch in der Presse anderer Lager eine objektive, zum Theil sogar sympathische Beurtheilung fand und also auch nach dieser Seite einen Erfolg und zwar gar nicht so ganz unwichtigen zu verzeichnen hatte.

Einige Schlußbemerkungen.

Ohne Zweifel bedeutet der Katholikentag in Luzern ein historisches Datum für die Schweizer-Katholiken. Endlich, nach vieljährigen Bestrebungen, Irrungen und Mißerfolgen ist eine starke centrale Organisation da, die sich schon bei der ersten Anwendung musterhaft bewährte. Ohne berechtigter föderalistischer Eigenart Abbruch zu thun, ist der Gedanke der Vereinigung zum mächtigsten Accente geworden. Die centrale Organisation hat auch schon als Wiegengeschenk einen zukunftsstarken inneren Gehalt erhalten. Obwohl man kein formelles Programm aufstellte, schüttelte man alle Schlacken ab und bekannte sich muthig zum Positivismus und Progressivismus im ganzen Umfange des öffentlichen Wesens. Würde man dies schon früher verstanden haben, der schweizerische Radikalismus wäre wohl nie zu jener

Machtstellung gekommen, die er bis in die letzte Zeit inn[e] hatte. Und wieder zeigte sich, daß es nicht an geistige[n] Kräften fehlt, um den damit gestellten Aufgaben gerecht z[u] werden. Es offenbarte sich in Luzern ein vertieftes un[d] wahrhaft sprühendes Geistesleben voll Frische und Regsamkeit. Man hat dem Katholikentag von Seite der „Neuen Züriche[r] Zeitung" vorgeworfen, er habe auch Eroberungspolitik ge[-] trieben. Das ist unrichtig, sofern man darunter einen Ein[-] bruch in protestantische Reviere oder Proselytenmacherei im gewöhnlichen Sinne verstehen wollte. Zutreffend dagegen is[t] es insofern, als der erste Katholikentag zu einem Vormarsch der Schweizer Katholiken auf allen Gebieten wurde, um nach und nach die volle und reale Parität zu erlangen. Wohl erkannte ihnen die schweizerische Constitution schon bisher eine solche zu, thatsächlich befand sich aber der Pro=testantismus dennoch in einer Vormachtstellung und gerirte sich auch demgemäß, und die Katholiken bekamen ihre Minder=heitsstellung nicht nur kirchlich und politisch zu fühlen, sondern auch wissenschaftlich, social und wirthschaftlich, ja sogar in der Armee. Gerade darum liegt im oben gezeichneten Vor=marsche eine hocherfreuliche Erscheinung. Um diese großen Leitmotive, die aus dem Katholikentage unwillkürlich heraus=wuchsen, schlingen sich als blumige Ranken manche neuen Einzelschöpfungen, wie das apologetische Institut, die Auf=stellung eines detaillirten Arbeitsprogramms für die katholische Historie und Historiker, die belletristisch=künstlerische Ver=einigung, die Vereinigung katholischer Redakteure und Jour=nalisten, ein centralschweizerisches Technikum in Luzern, ständige Krankenpflegekurse für ländliche Mädchen und Frauen u. s. w. Daneben ist noch viel keimkräftiger Same gestreut worden, der nur der weiteren Pflege treuer Hände bedarf. Daß er diese fand, möge der zweite schweizerische Katho=likentag in zwei Jahren zeigen!

Georg Baumberger.

LVIII.

Religionsfreiheit oder Unduldsamkeit und der Streit betreffs der confessionellen Schulen Englands.

Die ungläubige antireligiöse Richtung macht nicht nur in Frankreich und den Vereinigten Staaten, sondern auch in England, in der Presse und in der Schule reißende Fortschritte; die Freidenker, Agnostiker und die ungeheure Zahl der Gleichgiltigen sind bereits mit einfacher Duldung nicht zufrieden, suchen vielmehr die gläubigen Christen zu unterdrücken. Seit der Annahme des von W. E. Forster eingebrachten Erziehungsgesetzes, 1870, haben die von dem Erziehungsrath und den Lokalbehörden begünstigten Staatsschulen die größten Erfolge errungen und sich bereits mit dem Gedanken geschmeichelt, den verhaßten Rivalen auf den Aussterbeetat zu setzen. Man begreift, wie sehr sie sich enttäuscht fühlen mußten, als das von ihnen so scharf bekämpfte Erziehungsgesetz im Dezember 1902 im Unter- und Oberhaus durchging und die „Akte zu weiterer Fürsorge mit Bezug auf den Unterricht in England und Wales“ Gesetzeskraft erhielt.

Es steht nicht zu erwarten, daß das neue Gesetz dem alten Streit ein Ende machen werde, denn die liberale Partei, im Bunde mit den Nonconformisten und verstärkt durch die Gegner der hochkirchlichen Partei, wird alle Hebel in Bewegung setzen, um das Gesetz zum Fall zu bringen; im Nothfall selbst die Steuern verweigern. Die Katholiken und Anglikaner müssen, wenn sie im Kampfe nicht unterliegen wollen, den Beweis führen, daß der Fanatismus und die Intoleranz nicht bei ihnen, sondern bei den Gegnern zu suchen ist, daß es in diesem Kampf

sich um die höchsten Güter, um die religiöse Erziehung handelt. Die Verbannung des Religionsunterrichtes aus den Schulstunden ist bedenklich, noch schlimmere Folgen hat die Ausschließung des Katechismus und die Beschränkung des religiösen Unterrichts auf die biblische Geschichte ohne Commentar, so jedoch, daß rein ethische Bemerkungen erlaubt sind. Was ist die Folge dieses Systems? Die Bibel ist in den Augen Mancher zu einem Lehrbuch der bürgerlichen Moral herabgesunken und hat sich selbst in dieser Stellung nicht behaupten können, wie folgende Stelle bei Wilson „The New America“, London 1903, p. 25 zeigt. Eliot, der Präsident der „Harvard University“, bemerkt: „Die Mythen, die Sagen, die Märchen, die historischen Romane des alten Testamentes, welche die gewöhnliche geistige Nahrung unserer Kinder bilden, enthalten viel Verkehrtes, Barbarisches, Triviales; der Einsickerung unsittlicher, grausamer oder thörichter Ideen aus der Bibel von Geschlecht zu Geschlecht haben wir wahrscheinlich den langsamen sittlichen Fortschritt unserer Rasse zuzuschreiben.“ Eliot würde eine solche Aeußerung nicht gethan haben, wenn er nicht auf allgemeinen Beifall rechnen könnte. In der That sucht man in der neueren amerikanischen Literatur vergebens nach den früher üblichen Anspielungen auf die Bibel; dieselbe ist aus vielen Schulen verschwunden, und es herrscht das Bestreben, den vermeintlichen hebräischen Einfluß zu beseitigen und die Bibel durch Bücher zu ersetzen, welche die Kinder in den bürgerlichen Tugenden unterweisen. Die in den Vereinigten Staaten stetig wachsende Verachtung der Bibel hat ihren letzten Grund in den Staatsschulen. Die antibiblische Bewegung hat sich auch in England verbreitet und der katechetische Unterricht in der Sonntagsschule wird ihr keinen festen Damm entgegensetzen. Den Nonconformisten werden wohl zu spät die Schuppen von den Augen fallen. Der Umstand, daß ihre Prediger mit der kritischen Schule liebäugeln, ihre Resultate sich aneignen, hat bei vielen Laien den alten kindlichen Glauben untergraben: der Werth der Bibel, so hieß es früher, liegt in der reinen von ihr vorgetragenen Moral. Das heutige Geschlecht läßt das nicht mehr gelten, und muß naturgemäß die biblischen Charaktere und die in der Bibel erzählten Ereignisse einer Kritik unterwerfen, an sie den rein natürlichen Maßstab

anlegen. Manche Prediger und Katecheten schenken den Theologieprofessoren Glauben und meinen ihren Pfarrkindern durch die Leugnung des Uebernatürlichen einen Dienst zu erweisen. Durch einen gesunden Instinkt geleitet, suchen noch viele Prediger die Kinder in ihrem Glauben zu bestärken, müssen aber sehen, daß man ihnen zuvorgekommen ist und den Kindern Mißtrauen eingeflößt hat.

Die Nonconformisten haben von jeher auf die Inspiration und die Glaubwürdigkeit der Bibel großen Werth gelegt; man ist daher billig erstaunt, daß sie die Hinterlage des Glaubens nicht zu wahren suchen und für die confessionslosen Schulen schwärmen. Durch ihren Eifer, ihre rastlose Thätigkeit bilden sie das Rückgrat der Opposition gegen die confessionellen Schulen. Ein Grund ihrer Feindschaft gegen die confessionellen Schulen ist offenbar die Besorgniß, die Anglikaner möchten den Religionsunterricht mißbrauchen, um Proselyten zu machen und ihre Lehre vom Priestertum zu verbreiten. Im Gegensatz zum Dissens, der nur den direkten Einfluß Gottes auf die Seele gelten läßt, wird von den Anglikanern die Nothwendigkeit der Eingliederung in den Leib Christi — die Kirche betont und hervorgehoben, daß die Sakramente die gewöhnlichen Kanäle der Gnade seien. Der Dissens anerkennt weder eine Kirche, die der Leib Christi ist, noch ein von Christus eingesetztes Priestertum, sieht vielmehr in derselben eine Rückkehr zum Katholicismus und ein Hinderniß für die Wiedervereinigung der protestantischen Sekten.

Statt das neue Schulgesetz, das faktisch die Rechte des Staates verstärkt hat, mit ehrlichen Waffen zu bekämpfen, übertreibt man die den confessionellen Schulen gemachten Zugeständnisse und übergeht die Beschränkungen. Die Ueberwachung des Religionsunterrichts untersteht einer Commission von 8 Mitgliedern, von denen 4 derjenigen Kirche angehören müssen, in deren Eigentum sich die Schule bisher befand, während die 4 andern aus dem Gemeinderath genommen werden. Hiedurch ist den Gegnern der Hochkirche eine schneidige Waffe in die Hand gedrückt, die sie zweifelsohne benützen werden. Die Katholiken wird man voraussichtlich nicht behelligen, wohl aber wird man den Ritualisten einen Hemmschuh anlegen und

alle Abweichungen von den 39 Artikeln verpönen. Weder die Controlle des Religionsunterrichts, noch viel weniger die des Schulwesens liegt in der Hand der Kirche, auch ist sie nicht von allen Leistungen befreit. Die anglikanischen Schulhäuser im Werthe von 25 Mill. Pfd. Sterl. sind dem Staate übergeben worden, außerdem haben die Anglikaner für die nöthigen Reparaturen Sorge zu tragen (die Katholiken sind von dieser Last befreit). Beide sind infolge des neuen Gesetzes nicht länger Herren im eigenen Haus. Hatten die Leiter der confessionellen Schulen sich früher über die strengen Forderungen der staatlichen Inspektoren und die Chikanen des obersten Erziehungsrathes zu beklagen, so haben sie jetzt außer den alten Herren in dem Stadt- oder Erziehungsrath noch weitere Vorgesetzte erhalten, welche bei der Anstellung von Lehrern, die früher ganz in den Händen der Leiter lag, ein Wort mitzureden haben, überhaupt alle ihnen nöthig scheinenden Aenderungen einführen können, wenn sie die Mehrheit haben. Letzteres wird nur zu häufig eintreten, denn unter den vier der eigenen Confession angehörigen Mitgliedern wird der Geistliche nicht selten Gegner finden. Es ist sehr bezeichnend für die Gegner des Gesetzes, daß sie die ihnen günstigen Bestimmungen übergehen und die Sache so darstellen, als ob alle confessionslosen Schulen dem Untergang geweiht seien. In einem in Hunderten von Sekten gespaltenen Lande wie England muß man namentlich an Orten, wo die religiösen Parteien sich schroff entgegenstehen, confessionslose Schulen haben; dagegen fordert es die Freiheit und Gleichheit Aller, daß die confessionellen Schulen ebenso durch den Staat oder die Lokalbehörden unterstützt werden, wie die Staatsschulen.

Der Premier Balfour „Letter on the Criticisms of an Opponent“ beklagt sich mit Recht, daß man die Staatsminister mit Tyrannen wie Strafford und Laud vergleiche und die anglikanischen Geistlichen von vorneherein verdächtige. Im Interesse der Religion wäre ein friedliches Zusammengehen wünschenswerth, aber, nach den Kundgebungen der Presse zu urtheilen, werden die Liberalen und Nonconformisten nicht ruhen, bis das neue Gesetz zum Fall gebracht ist. Die den Ton angebende Mehrheit, namentlich unter den Gebildeten, steht auf ihrer Seite und scheint nichts mehr zu fürchten als die Herrschaft des katho-

lisirenden Anglikanismus, der mit der Wiederherstellung des Katholicismus enden werde. Die hochkirchliche Richtung in der anglikanischen Kirche macht stetige Fortschritte; die katholische Bewegung zählt auch unter dem Dissens Anhänger; nur so kann man die gegenwärtige Agitation verstehen, die Folge wird zeigen, ob der „Undenominationalism“ eine abgeblaßte und verflachte Religion über den Glauben an die Gottheit Christi und die Wirksamkeit des heiligen Geistes den Sieg davontragen wird. Der Calvinismus sagt dem englischen Genius weit weniger zu, als der Anglikanismus oder der Katholicismus; darum sucht man denselben durch die Herübernahme der Lehren der modernen Kritik aufzuputzen. Dank ihrer trefflichen Organisation halten sich die verschiedenen Sekten trotz der fortgesetzten Abbröckelung der Lehre noch immer aufrecht; da aber manche religiöse Gewohnheiten und Praxen bestimmte Lehren zur Voraussetzung haben, ist es unvermeidlich, daß die Sekten nach und nach von der Bildfläche verschwinden werden.

Der Staat als solcher kann die religiöse Erziehung nicht geben, muß vielmehr dieselbe den einzelnen Confessionen überlassen; es genügt nicht, die einzelnen Confessionen gewähren zu lassen; er soll vielmehr Sorge tragen, daß jede nach Kräften die Kinder dem Ideale möglichst nahe bringe, daß so ein heiliger Wettstreit entstehe, denn religiöse Ueberzeugung ist besser als Gleichgiltigkeit Die Modernen betrachten die Angelegenheit von einem andern Gesichtspunkt, indem sie irrig annehmen, daß das Festhalten am Dogma gleichbedeutend sei mit Unduldsamkeit. Das Gegentheil ist wahr; der überzeugungstreue Mann wird, was er für sich hochhält, in Anderen bewundern. Durch Abstreichung und Verleugnung von wichtigen Bestandtheilen des Glaubens eine Uebereinstimmung erzielen zu wollen, ist ein vergebliches Bemühen, und befördert nur die religiöse Gleichgiltigkeit, die gerade für England besonders gefährlich ist. Die in der Sonntagsschule ertheilte Katechese kann natürlich den regelmäßigen Religionsunterricht der Schule nicht ersetzen, auch wenn sie, was durchaus nicht der Fall ist, regelmäßig besucht würde, denn die Amateur-Katechisten besitzen selten die Lehrgabe und noch seltener gründliche Kenntnisse. Die Frommen unter den Anglikanern und Nonconformisten, welche eifrig ihre Bibel,

Predigten und andere geistliche Bücher lesen, erwerben sich im Laufe der Jahre schöne Kenntnisse, dagegen legen manche Gebildete eine staunenswerthe Unwissenheit an den Tag. Wie in Frankreich und den Vereinigten Staaten, macht das weltliche, vom Christentum absehende Evangelium immer mehr Fortschritte. Es steht zu befürchten, daß der englische Staat den christlichen Charakter, auf den er bisher so stolz gewesen ist, verlieren wird, daß der religiöse Unterricht nicht nur von Hoch- und Mittelschulen, sondern auch von Elementarschulen verschwinden wird. Die gegenwärtige Strömung ist „undenominational“, anticonfessionell. Auch wenn man die confessionellen Schulen bestehen lassen will, verlangt man doch einen undogmatischen, farblosen Religionsunterricht, dem alle Kinder beiwohnen könnten, welchem Bekenntnisse sie auch angehören. Das Hauptaugenmerk scheint darauf gerichtet zu sein, den Geistlichen vom Unterricht in der Schule auszuschließen; für die Kinder aber alle die Quellen der religiösen Erkenntniß zu verstopfen. Der Haß gegen Gewissenszwang hat aus den Vertheidigern der Staatsschulen die unduldsamsten Fanatiker gemacht.

An vielen Staatsschulen hat man, um den Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, den Religionsunterricht ganz unterlassen, jede Bemerkung über Christliches unterdrückt; ungläubige und skeptische Lehrer kennen diese zarte Rücksicht nicht und erlauben sich abfällige Urtheile über das Christentum. Wenn es so fortgeht, werden die englischen Staatsschulen von den französischen sich nur wenig unterscheiden. Die Gefahren, denen unsere Studenten an den Hochschulen ausgesetzt sind, werden in England bereits für die Elementarschüler beginnen, so daß das Unkraut die gute Saat ersticken wird. Agitation, Verbreitung von Flugschriften haben unter dem großen Publikum wenig Aussicht auf Erfolg, denn eine zahlreiche Klasse sieht in dem neuen Schulgesetz nichts anderes, als einen Sieg des übermüthigen anglikanischen Priestertums. Solange diese Klasse die christliche Ethik nicht gefährdet glaubt, wird sie sich nicht regen, vielmehr in der Beschränkung oder gänzlichen Abschaffung der confessionslosen Schulen ein Mittel zur Wiedervereinigung aller protestantischen Sekten sehen. Eine alle Sekten umfassende, den Dienst der Menschheit als den vollkommensten

Ausfluß der wahren Gottesliebe übende Religion schwebt der heutigen Generation als das Ideal vor; von einer innigen Lebensgemeinschaft mit Christus, von einer Wirksamkeit des heiligen Geistes will sie nichts wissen, noch weniger von dem Leibe Christi, der Kirche, die dem Individualismus, den der Protestantismus auf den Schild erhoben hat, direkt zuwiderläuft.

A. Zimmermann.

LIX.

Neue socialwissenschaftliche Literatur [1])

Im Laufe des Sommers hat der vierte Band des Staatslexikons der Görres-Gesellschaft seine Vollendung gefunden. Der beste Beweis für das wachsende Interesse, das die Katholiken den socialen Fragen entgegenbringen, liegt wohl in der Neuauflage dieses Werkes. Die erste Auflage bedeutete ein hohes finanzielles und wissenschaftliches Wagniß. Indessen konnte bereits vor drei Jahren mit der zweiten Auflage begonnen werden. Innerhalb dieses Zeitraumes erschienen vier voluminöse Bände, in denen die wissenschaftliche Erkenntniß der socialen Probleme, wie sie sich auf dem Boden der katholischen Weltanschauung ergibt, zusammengefaßt ist. Das große Unternehmen der um die Pflege des wissenschaftlichen Lebens in Deutschland so hochverdienten Görres-Gesellschaft reift allmählich seiner Vollendung entgegen. Mit Freuden kann der Referent dem

---

1) Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Unter Mitwirkung von Fachleuten herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaften im katholischen Deutschland von Dr. Julius Bachem, Rechtsanwalt in Köln. Vierter Band. Lex.-8°. Sp. 1435. Preis Mk. 13.59, in Original-Halbfranzband geb. Mk. 16.50. Freiburg i. B. Herder, 1903.

raschen Arbeiten von Redaktion und Verfasser folgen. Längst wurde in interessirten Kreisen der vierte Band mit Spannung erwartet. Daß dieser nunmehr vorliegende stattliche Band etwas längere Zeit als seine Vorgänger beanspruchte, beweist, daß gerade hier eine durchgreifende Neubearbeitung stattfand. In der ersten Auflage waren die beiden Schlußbände hinter den drei ersten an Umfang um ein Beträchtliches zurückgeblieben. Diese Ungleichheit sollte diesmal möglichst vermieden und ein möglichst gleichmäßiger Umfang angestrebt werden. Die anderen drei Bände mußten und durften jedoch deswegen keineswegs beschnitten werden, denn es war eine solche Fülle von neuem, insbesondere nationalökonomischem Material aufzunehmen, daß ohne jede Beschneidung der drei ersten Bände die beiden letzten einen ganz ansehnlichen Zuwachs erfahren konnten. Aus dieser Erweiterung und vielfachen Neubearbeitung erklärt es sich, daß das Erscheinen des vierten Bandes sich etwas verzögerte. Er trägt dafür auch mehr als die früheren überall die Spuren der Neubearbeitung.

Der Band reicht vom Stichwort Möser bis Sismondi. Neu aufgenommen sind in denselben die Artikel: O'Connell (Weinand), Patronage (Walter), Phillips (Heiner), Proudhon (Weinand), Raiffeisen (Faßbender), Reichensperger August und Reichensperger Peter (Görres), Rentengüter (Wellstein), Say (Weinand), Schaepman (Jul. Bachem), v. Schorlemer-Alst (Faßbender), Schulze-Delitzsch (Faßbender), Sismondi (Weinand).

Ein besonderer Vorzug der neuen Auflage ist es, daß, ähnlich wie in dem großen Handwörterbuch der Staatswissenschaften von Conrad, die biographische Seite stark bereichert wurde. Als Beispiele seien genannt der ausgezeichnete Artikel über den großen Vorkämpfer der Iren in England O'Connell von Prälat Weinand, der auch in früheren Bänden mit vortrefflich abgerundeten biographischen Arbeiten (Bossuet, Fenelon, Lamennais u. a.) hervortrat. Daß den hervorragenden Führern der deutschen Katholiken, den beiden Reichensperger, Frhrn. von Schorlemer-Alst u. s. w., ein Ehrenplatz in einem von der Görres-Gesellschaft herausgegebenen Werk errichtet wurde, war eine Ehrenschuld, die in vorzüglicher Weise eingelöst wurde.

Bei den deutschen Katholiken werden sicherlich diese Artikel willkommene Aufnahme finden.

Besondere Anerkennung verdient es, daß dem in diesem Jahre verstorbenen politischen Führer der niederländischen Katholiken, Schaepman, von der Redaktion des Staatslexikons ein in die Eigenart dieses merkwürdigen Mannes eindringender biographischer Artikel gewidmet wurde. Wie tief dieser in das politische Leben seines Vaterlandes eingegriffen hatte, zeigte sich bei seinem Tode, als die gesammte Presse diesen als einen Verlust für ganz Niederland bezeichnete. Niederländische Art und niederländischen Patriotismus konnten ihm auch seine Gegner nicht abstreiten. Schaepmans politisches Vorbild war das deutsche Centrum. In Deutschland war er namentlich durch sein Hervortreten auf mehreren Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands (1895 auch in München) bekannt. Bei Papst Leo XIII. erfreute er sich großen Ansehens.

Manche der Artikel, die bereits in der ersten Auflage des Staatslexikons sich fanden, haben eine gründliche Umarbeitung erfahren, wie sie dem gegenwärtigen Stand der Forschung entspricht. Es sei nur auf die Artikel Papiergeld (v Huene, rev. Schweyer), Pfarrer (Huppert), Post und Telegraphie (Bruns), Proletariat (Walter), Recht auf Arbeit (Antoni), Religion (v. Schanz), Religionsgesellschaften (Vering, revidirt Huppert), Schweiz (Büchi) verwiesen, welch letzterer die politische Geschichte der Schweiz behandelt.

Der Charakter des Werkes als Staatslexikon spricht sich, wie nachdrücklich zu betonen ist, auch bei diesem vierten Bande schärfer aus als in der ersten Auflage. Während diese manchen Artikel enthielt, der eher in ein Kirchenlexikon gehörte, sucht die zweite Auflage überall die staatsrechtlichen Gesichtspunkte in den Vordergrund zu stellen, was auch für jene Artikel Geltung hat, die (wie z. B. die Artikel Pfarrer, Religionsgesellschaften u. s. w.) kirchliche Dinge erörtern.

Nach der früheren Gepflogenheit seien auch diesmal mehrere bedeutende Artikel herausgegriffen und kurz gewürdigt.

Für das Verständniß der heutigen politischen Entwicklung ist äußerst instruktiv der Artikel „Nation und Nationalitätsprincip“ (Cathrein S. J.). Zuerst wird der vielumstrittene

weder formell oder begrifflich noch
eine Nation in mehrere Staaten o
umgekehrt ein Volk mehrere Nation
An diese grundlegenden Erläuterun
essanter Abschnitt über die berechtigt
Die nationale Verschiedenheit beruh
Willkür, die Trennung des Menschen
Rassen und Nationen muß vielmehr
der Entwicklung der menschlichen N
richtung gelten, welches ein mächti
fortschritts sein soll. Besonders beruh
theilung auf diesen Verschiedenheiten.
der Menschen ist zum großen Theil
deswegen nicht Aufgabe einer Sta
schiedenheiten der Nationalitäten zu
hat ein Recht auf ihren natürlichen
haltung ihrer nationalen Eigentümlic
Sprache. „So hat, um die Frage pra
Polen oder Russisch-Polen ein natürl
seiner nationalen Institutionen, insb
sprache.“ Nur die gebieterische Not
eines Staates könnte allenfalls zur U
nalität irgendwie berechtigen. Liegt

des Staates vereinbaren lasse. Denn mit der Forderung einer gemeinsamen Sprache für die öffentlichen Staatsangelegenheiten kann der Gebrauch und die Pflege der Nationalsprache im Verkehr, in der Volksschule u. s. w. ganz gut zusammenbestehen. Dadurch sollen keineswegs friedliche Mittel zur Anbahnung größerer nationaler Einigung verworfen werden. Nur darf einer Nationalität nicht mit Gewalt wider ihren Willen ihre Eigentümlichkeit geraubt werden. Die katholische Kirche gibt gerade in diesem Punkt ein Beispiel weiser Duldung. Obwohl sie durch Lehre und Organisation von ihrem Stifter auf die größte Einheit hingewiesen ist, mehr als jede andere irdische Gesellschaft, so begnügt sie sich doch stets mit der Einheit im Wesentlichen. Mit solchen Grundsätzen steht das moderne Nationalitätsprincip im Widerspruch, insofern es jeder Nation das Recht zuspricht, in ihrer Gesammtheit einen einzigen, mit fremden Nationalitäten nicht vermischten Staat zu bilden, so daß jeder Staat ein Nationalstaat wäre. Es wird somit hier die Ueberspannung des an sich berechtigten Nationalitätsgedankens verkündet, die von jeder historischen Entwicklung absieht und in ihrer Verwirklichung zu heillosen Conflikten Anlaß geben müßte. Es ist zugleich eine Verkennung der tiefen Berechtigung der Nationalität darin enthalten, denn diese hat ihre Hauptbedeutung gerade auf dem Gebiete der Cultur; und diese Aufgabe läßt sich auch lösen, selbst wenn eine Nation ganz oder theilweise fremder Herrschaft unterworfen ist.

Von besonderer Wichtigkeit im Kampf der christlichen Weltanschauung gegen den modernen ethischen Evolutionismus ist die Abhandlung von Theodor Meyer S. J.: „Naturrecht und Rechtsphilosophie". Der Verfasser ist gerade auf diesem Gebiete eine hervorragende Autorität. In seinem Artikel ist besonders wichtig der Nachweis der Nothwendigkeit der principiellen Anerkennung des Naturrechts. Wer sich mit socialpolitischen Studien befaßt, weiß auch, welch unentbehrliche Grundlage alle Socialpolitik im Naturrecht besitzt. In einem staatswissenschaftlichen Sammelwerk, wie das Staatslexikon ist, kann darum eine gründliche Behandlung des Naturrechts gar nicht entbehrt werden. Es gilt vor Allem, viele Mißverständnisse hinsichtlich des Wesens

des Naturrechts, wie sie auf Seiten moderner Juristen und Nationalökonomen heute noch herrschen, zu beseitigen.

Unter den zahlreichen geographisch-politischen Artikeln be-findet sich auch eine gedrängte Zusammenfassung der Geschichte des Oranje-Freistaates (Dresemann). Die Motive, die England zu dem Burenkrieg bewogen, sowie die Bedingungen des Friedens sind hier klar gekennzeichnet.

Vortrefflich orientirt über die interessante und wechselvolle politische Geschichte der Schweiz ein Artikel von Büchi.

Von den zahlreichen Artikeln kirchenrechtlichen Charakters sei zunächst der umfangreiche über die religiösen Orden hervorgehoben (Sp. 157–183), von Lehmkuhl S. J. verfaßt. Derselbe enthält eine dankenswerthe statistische Uebersicht über die Mitgliederzahl einiger Orden. Nach dieser ist der stärkste der Franziskanerorden, der rund 17 000 Mitglieder, darunter fast die Hälfte Priester, zählt. Das Papsttum ist nach seiner dogmatischen, canonischen und historischen Bedeutung eingehend gewürdigt in den Artikeln „Papst" (Bellesheim) und „Papsttum und Kaisertum im Mittelalter" (Genelin), die zusammen nahezu 70 Spalten füllen.

Interessant ist auch der Artikel „Panslavismus" (Haas, rev. Dresemann), der gerade in der Gegenwart dem Politiker manchen werthvollen Aufschluß bietet. Unter Panslavismus versteht man bekanntlich die Tendenz, alle slavischen Elemente behufs Erreichung politischer Zwecke zu einer Nation zusammenzufassen und nach einer bestimmten Richtung in Wirksamkeit zu versetzen. Er ist eines der leitenden Principien der russischen Politik. Der Artikel bietet ein concretes Beispiel für das oben besprochene Nationalitätsprincip. Daß zur Durchführung nicht allein die Stammesgemeinschaft genügt, sondern auch die religiösen Bande und andere Imponderabilien besondere Bedeutung besitzen, zeigt sich daran, daß das orthodox-griechische Bekenntniß für die panslavistischen Bestrebungen Rußlands das wesentlichste Hinderniß bildet. „Die römisch-katholischen Slaven, speciell die Polen, weit entfernt, dadurch angezogen zu werden, fühlen sich von den kirchlichen Zuständen des großen nordischen Reiches vielmehr abgestoßen. Dazu tritt noch eine Verschiedenheit in der staatlichen Entwicklung, welche das Gemeinsame

mehr als aufzuheben geeignet sein dürfte. Die lateinischen Slaven haben alle Geschicke des Abendlandes getheilt" (S. 247).

Recht eigentlich in das Gebiet eines Staatslexikons fallen die Artikel „Parlamentarismus" von Stöckl und „Politische Parteien" (Jul. Bachem und Dresemann). Letzterer bietet eine eingehende Darstellung und Kritik der Parteien im Deutschen Reiche, in Oesterreich und den übrigen Staaten. Gerne hätte man die Geschichte der nationalliberalen Partei und des Centrums ausführlicher behandelt gesehen. Die Uebersicht über die Parteiverhältnisse der übrigen europäischen Staaten, eine mühsame Arbeit, ist freudig zu begrüßen. Es sei ferner die inhaltlich wie formell vollendete Abhandlung v. Hertlings über „Politik" kurz gestreift (Sp. 546—562). Besonderes Interesse verdienen die Ausführungen v. Hertlings über Wesen und Aufgabe der Socialpolitik. Der Verfasser betont neueren Aufstellungen gegenüber den nothwendigen Zusammenhang von Politik einschließlich der Social- und Wirthschaftspolitik. „Geht man davon aus, daß der Staat als solcher in der sittlichen Ordnung begründet ist, so leuchtet sofort ein, daß ein Widerspruch zwischen den Zwecken und Aufgaben des staatlichen Lebens und dem Sittengesetz in Wahrheit nicht bestehen kann." Diese Anschauung, daß die Politik an die Vorschriften der Moral gebunden ist, ist jedoch nicht etwa nur eine Eigentümlichkeit der katholischen Weltanschauung, sondern ist ein nothwendiges Ergebniß ethischer und philosophischer Voraussetzungen. Gegenüber neueren irrigen Aufstellungen aus neuester Zeit ist es erfreulich, daß auch auf nichtkatholischer Seite der Zusammenhang von Politik und Moral nachdrücklichst betont wird. Es sei hier nur verwiesen auf Prof. Ferd. Tönnies' Schrift „Politik und Moral" (Frankf. 1900).

Gerade in der heutigen Zeit verdient bei der großen Bedeutung der modernen Presse der Artikel „Presse, Preßfreiheit, Preßgesetzgebung" von Karl Bachem besondere Beachtung. Die geschichtlichen Ausführungen über die Entwicklung unserer Presse aus ihren ersten Anfängen besitzen dauernden Werth. Bei der Knappheit des Raumes mußten dieselben natürlich in ziemlich engem Rahmen gehalten werden. Den Leser verweise ich darum auf die ausgezeichnete Abhandlung des Leipziger Nationalökonomen Karl Bücher „Die Anfänge des Zeitungs-

wesens" in seinem Buch „Entstehung der Volkswirthschaft" (Tübingen 1901, 3. Aufl., S. 249 ff.), welche eine willkommene Ergänzung bietet. Der Artikel „Proletariat" (Walter) sucht das Wesen des modernen Proletariats festzustellen im Unterschied von anderen Erscheinungen der Noth und des Pauperismus, und will besonders auch der Psychologie des Proletariats gerecht werden. Es sei des weiteren hingewiesen auf das knappe, aber getreue und fesselnde Bild, das Prof. Dr. Faßbender von der Person und dem Wirken Raiffeisens entwirft. Weitere Ausführungen enthält desselben Verfassers Werk „Raiffeisen", Berlin 1901. Ein sehr umfangreicher Artikel „Deutsches Recht" unternimmt die Entwicklung desselben klarzulegen. Eine Reihe von Abhandlungen sucht die umfangreiche Materie, wie sie der Rechtsbegriff umfaßt, zu beleuchten.

Zusammenfassend läßt sich sagen: Auch der vierte Band des Staatslexikons ist in der Neuauflage ein inhaltlich vertiefter und materiell erweiterter geworden. Das nächste Jahr wird uns hoffentlich den Schluß des bedeutungsvollen Unternehmens bringen. Wir wünschen, daß dem Werk, das auch außerhalb Deutschlands rühmende Anerkennung gefunden hat, auch die materielle Unterstützung der gebildeten Katholiken Deutschlands, an die es sich in erster Linie wendet, finden möge!

München. Dr. Walter.

LX.

Registerband zum Kirchenlexikon.[1)]

Ausführlich sind sämmtliche zwölf Bände des katholischen Kirchenlexikons von Wetzer und Welte in der neuen Bearbeitung von Cardinal Hergenröther und Prälat Kaulen in dieser Zeitschrift, und zwar der zwölfte Band in Bd. 128 S. 217 ff. besprochen worden. Annoch aber harrte man auf den goldenen Schlüssel, welcher dem Jünger der Wissenschaft die Unsumme von Schätzen, die hier aufgespeichert und manchmal der Natur der Sache zufolge weit auseinanderliegen, gesammelt vorführen könnte. Dazu bedurfte es eines Namen- und Sachregisters, dessen Herstellung mit nicht geringer Mühe verbunden. Dieser Mühe hat sich der Pfarrer der Stadt Erkelenz in der Erzdiöcese Köln, Hermann Joseph Kamp, opferwillig unterzogen und damit den Jüngern der Wissenschaft einen Dienst erwiesen, der ihm unsterblichen Dank eintragen wird.

Auf diesen 604 Seiten, von welchen jede drei enggedruckte Columnen besitzt, ist eine bedeutende Summe geistiger Kraft niedergelegt. Wer auf solchen Gebieten zu arbeiten auch nur einmal gezwungen war, der weiß aus Erfahrung, wie viel Schweiß die Anfertigung eines Registers auch nur zu einem einzigen Bande den Verfasser kostet. Und doch sollte es diesem

1) Wetzer und Welte's Kirchenlexikon, oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften. Zweite Auflage, in neuer Bearbeitung, unter Mitwirkung vieler katholischer Gelehrten, begonnen von Joseph Cardinal Hergenröther, fortgesetzt von Dr. Franz Kaulen, Hausprälat Sr. Heiligkeit des Papstes, Professor der Theologie zu Bonn. Namen- und Sachregister zu allen 12 Bänden. Von Hermann Joseph Kamp, Pfarrer der Erzdiöcese Köln. Mit einer Einleitung: Zur Benutzung des Kirchenlexikons. Von Dr. Melchior Abfalter, k. k. o. ö. Professor der Theologie in Salzburg. Freiburg, Herder, 1903. (Preis Mk. 9.—, geb. Mk. 11.—.)

ein Leichtes sein, weil kaum ein Anderer den Inhalt seines Werkes schärfer zu beherrschen vermag als er selbst, und weil dem Vater am wenigsten Liebe zu seinem geistigen Kinde fehlen sollte. Es geschieht aber nicht selten, daß diese ehrenvollen Voraussetzungen nicht zutreffen. Das Anfertigen von Registern sieht mancher Schriftsteller als eine unerträgliche Last an. Diese wälzt man entweder auf untergeordnete Schultern, oder man treibt den Mangel an Rücksicht gegen den Leser derart weit, daß man von einem Register leichthin absieht.

Um so höher schlagen wir den Dienst an, den Pfarrer Kamp, der Seelsorger einer bedeutenden Pfarrei, im Nebenamt durch seinen Registerband erwiesen hat. Als vorbildlich möchten wir das Wort Bulle herausheben. Hier finden wir neben dem leitenden Artikel „Bulle“ sämmtliche im Kirchenlexikon genannte Papstbullen mit ihren Anfangsworten und einem ihren Inhalt bezeichnenden Stichwort angeführt.

Recht beachtenswerth ist Leo XIII., woraus man die seltene Bedeutung dieses Pontifikates für die Wissenschaft ersehen mag, obwohl dasselbe bei der Abfassung des Registerbandes noch nicht zum Abschluß gelangt war. Bei dieser Gelegenheit sei auf ein leicht entschuldbares Fehlerchen aufmerksam gemacht, indem S. 345 steht „Pole Reginald sel., Cult X 128“. Nicht der Cardinal Reginald Pole wurde von Leo XIII. selig gesprochen, sondern dessen Mutter, die Gräfin von Salisbury.

Der Registerband wird zweckmäßig eingeleitet durch ei[...] Anweisung: Zur Benützung des Kirchenlexikons von Profes[...] Abfalter in Salzburg. In acht Abtheilungen spendet er e[...] dankenswerthe Uebersicht der gesammten Theologie und ih[...] Hülfswissenschaften und gibt damit dem Jünger der Wissensch[...] die besten Winke über jene Stellen, an denen er sicher u[...] leicht Raths sich erholen kann.

Der Verlagsbuchhandlung von Herder in Freiburg gebüh[...] ebenfalls wärmster Dank für die Drucklegung des Registerbande[...] Möchten nun aber auch die gesammte Geistlichkeit und a[...] Klassen der gebildeten Laien den Registerband als einen Beche[...] ansehen, um vermittels desselben aus den Reichtümern de[...] Wahrheit, welche das Kirchenlexikon in sich birgt, unablässi[...] zu schöpfen.

Bellesheim.

LXI.

Die polnische Bewegung in Oberschlesien.

Die polnische Bewegung in Oberschlesien hat in letzter Zeit in ganz besonderem Maße das Interesse der Oeffentlichkeit für sich in Anspruch genommen durch eine Reihe von Publikationen, die in oberschlesischen polnischen Blättern erschienen, und die nichts mehr und nichts weniger enthielten, als die Feststellung der Trennung der oberschlesischen Polen vom Centrum. Für alle Diejenigen, die mit den oberschlesischen Verhältnissen vertraut waren, lag darin wenig Ueberraschendes, es war im Großen und Ganzen nichts anderes als die offizielle Bestätigung eines in Wirklichkeit schon seit Jahren bestehenden Zustandes. Insofern, als durch diese Erklärungen endlich völlige Klarheit über den wirklichen Stand der Dinge geschaffen ist, ist das Erscheinen derselben daher nur zu begrüßen. Denn Klarheit ist die erste Bedingung zu einem erfolgreichen Handeln. Dieses gilt insbesondere für die Centrumspartei und speciell für die Centrumspresse, in der sich seit langen Jahren eine bedauerliche Spaltung bezüglich ihrer Haltung der polnischen Bewegung gegenüber geoffenbart hat. Insbesondere stand in dieser Beziehung die im Osten der Monarchie erscheinende Centrumspresse der westlichen oft diametral in der Beurtheilung der polnischen Bewegung und ihrer einzelnen Phasen gegenüber. Dieses lag vor allem in der

besseren Kenntniß aller einschlägigen Verhältnisse seitens der östlichen Presse, während die westliche infolge ihrer mangelhaften und oft direkt falschen, einseitig polenfreundlich gefärbten und zu der Wirklichkeit in krassem Gegensatz stehenden Informationen und auch infolge ihrer örtlichen Entfernung von dem Schauplatz der Ereignisse die polnische Bewegung durchschnittlich völlig falsch beurtheilte, und zwar oft in solchem Maße, daß der Betheiligte, mitten in den Verhältnissen Stehende, über eine derartige Verkennung der Wirklichkeit staunend den Kopf schüttelte. Leider waren es meist gerade die einflußreichsten Centrumsorgane, welche eine solche verkehrte Haltung einnahmen. Und diese Haltung der Presse blieb auch auf die Centrumsfraktion nicht ohne Einfluß. Waren doch die Mitglieder derselben zum großen Theil, soweit sie nicht selbst aus den in Betracht kommenden Landestheilen stammten, oder über besonders gute persönliche Informationen verfügten, auf die einzelnen Centrumsorgane zu ihrer Information angewiesen. Dazu kam noch, daß die Fraktion in ihrer Mitte mehrere Mitglieder hat, welche ihr zwar offiziell angehören, die aber in Wirklichkeit auf nationalpolnischem Boden stehen, auf dem Programme des seit Kurzem ins Leben getretenen polnischen Wahlkomitées für Schlesien. Daß diese Herren stets bemüht waren und bemüht sein mußten, die übrige Fraktion zu Gunsten der Polen zu beeinflussen, liegt auf der Hand.

Die oberschlesische polnische Bewegung ist, wie mir jeder Kenner der Verhältnisse ohne weiteres zugeben wird, kein heimisches Gewächs, kein Produkt einer Bewegung aus dem Volke heraus, sondern sie ist erst von außen künstlich in die Bevölkerung hineingetragen und, als sie einmal Boden gefaßt hatte, systematisch weiter gepflegt und gezogen worden. Es ist dies vor allem das Werk des in Beuthen (O.-S.) erscheinenden „Katolik“ und der im Laufe der Jahre von ihm ins Leben gerufenen und mit ihm in innigem Zusammenhang stehenden Blätter

derselben Richtung, nämlich der „Gazeta Opolska“ in Oppeln, der „Nowiny Raciborskie“ in Ratibor und des „Dziennik Slaski“ in Beuthen.

Der „Katolik“ ist das älteste, angesehenste und wohl auch weitverbreitetste polnische Blatt Oberschlesiens. Von dem Einflusse desselben auf die unteren Klassen der polnischen Bevölkerung macht sich der Fernstehende kaum eine Vorstellung Es ist nicht zu bestreiten, daß er sich, namentlich in den beiden ersten Jahrzehnten seines Bestehens, um die polnisch sprechende Bevölkerung Oberschlesiens große Verdienste erworben hat. Heute ist er aber etwas ganz Anderes, als was er bei seiner Gründung war und nach den Intentionen seines, beziehungsweise seiner Gründer sein sollte Der „Katolik“ wurde vor mehr als drei Dezennien als rein religiöses Wochenblatt gegründet, welches lediglich der Pflege des religiösen Bewußtseins der polnischen Bevölkerung dienen sollte. Dies wurde aber anders, als die Redaktion — und später auch der Verlag — in die Hände von aus der Provinz Posen stammenden Nationalpolen überging. (Seit ungefähr 5 Jahren gehört er einer polnischen Aktiengesellschaft.) Aus dem religiösen Blatte wurde ein politisches, welches neben der Vertheidigung der katholischen Weltanschauung sich zugleich die Erweckung und Pflege des polnischen Nationalbewußtseins zur Aufgabe machte. Insbesondere geschah dies mit besonderem Nachdruck und in systematischem Vorgehen, seitdem der jetzt an der Spitze der Redaktion des Blattes stehende Herr Adam Napieralski, der ebenfalls aus der Provinz Posen stammt, die Leitung des „Katolik“ übernahm, die er nunmehr bereits über ein Jahrzehnt führt. Ein großer Theil der katholischen oberschlesischen Geistlichkeit, aus deren Schoße heraus und mit deren Unterstützung der „Katolik“ seinerzeit ins Leben gerufen worden war, war mit dem von demselben vollzogenen Programmwechsel keineswegs einverstanden und suchte dem „Katolik“ durch die Gründung eines neuen polnischen Blattes

ein Gegengewicht zu schaffen. So trat die heute in Königshütte erscheinende „Gazeta Katolicka“ ins Leben. Die „Gazeta Katolicka“ ist und war bisher das einzige auf dem Centrumsstandpunkte stehende polnische Blatt Oberschlesiens. Es gelang demselben aber niemals, dem „Katolik“ einen auch nur einigermaßen nennenswerthen Abbruch zu thun, oder auch eine größere Abonnentenzahl zu gewinnen. Damit konnte natürlich auch von einem Einflusse derselben keine Rede sein.

Ein charakteristisches Zeichen der gesammten polnischen Bewegung, nicht nur in Oberschlesien, sondern auch in Westpreußen und Posen, ist der mit ihrer Entwickelung immer mehr zunehmende Radikalismus. Derselbe macht sich vor allem bemerkbar in einer oft geradezu zügellosen Sprache gegen das Deutschtum, gegen alles was deutsch ist einerseits, und in Angriffen gegen die deutsche katholische Geistlichkeit, der insbesondere immer und immer wieder mangelnde Berücksichtigung der religiösen Bedürfnisse der polnischen Bevölkerung und Germanisation durch die Kirche vorgeworfen wird, anderseits. Auch der „Katolik“ führte diese Sprache, wenn auch nicht in dem Maße wie die heutige radikale polnische Presse. Aber es kam doch schließlich so weit, daß die gesammte oberschlesische Geistlichkeit, mit nur geringen Ausnahmen, im Jahre 1897 in der „Schles. Volksztg.“ ein gemeinsames Schreiben gegen den „Katolik“ veröffentlichte, von wo es dann auch in andere Centrumsblätter überging, — ein Analogum zu dem diesjährigen Erlaß des Cardinal-Fürstbischofs Dr. Kopp gegen die radikale polnische Presse. Der Erfolg dieses Schreibens war übrigens im großen Ganzen gleich Null. Der Einfluß des „Katolik“ erlitt dadurch absolut keine Einbuße, und ein großer Theil der Unterzeichner suchte mit Rücksicht auf diesen Einfluß mit dem „Katolik“ bezw. dessen Leitern gute Beziehungen aufrecht zu erhalten.

Daß die polnische Presse nicht gut auf den Cardinal-Fürstbischof Dr. Kopp zu sprechen ist, ist eine bekannte Thatsache. Aber auch das ist nicht von heute und gestern.

Bereits Mitte der 90er Jahre konnte man in polnischen Blättern, insbesondere auch in den polnischen und czechischen Oesterreichs lesen, daß er die Germanisirung durch die Kirche betreibe. Diese ständigen Anklagen veranlaßten im J. 1897 die Redaktion der Prager „Katolické Listy", sich in einem Schreiben an den Herrn Cardinal, sowie an den damaligen Bischof von Culm, Dr. Redner, mit der Bitte um Auskunft über ihre Stellungnahme ihren polnischen Diöcesanangehörigen gegenüber zu wenden. Von Herrn Cardinal-Fürstbischof Dr. Kopp erging darauf ein Schreiben an die Redaktion der „Katolické Listy", welches in deutscher Uebersetzung folgenden Wortlaut hatte:

Die kirchlichen Behörden bemühen sich, den religiösen Bedürfnissen nachzukommen, wie folgt: Da an einigen Orten auch eine große Anzahl deutscher Katholiken lebt und dieselben sich beschwerten, daß sie niemals Gelegenheit haben, eine deutsche Predigt zu hören, und da sie diesen Umstand vorschützten, um zu protestantischen Predigten zu gehen, so habe ich nach Anhörung des Gutachtens der Geistlichkeit die hier beigelegte Pastoralcurrende erlassen, in welcher die sprachlichen Anordnungen meiner Vorgänger systematisch zusammengestellt wurden und aus welcher erhellt:

1. An dem polnischen Gottesdienste wurde gar nichts geändert, sondern derselbe blieb gänzlich unverkürzt. Wie früher gibt es auch heute hunderte Pfarren, in denen nur polnisch gepredigt, gebetet und gesungen wird, entweder deshalb, weil die Bevölkerung nur polnisch spricht, oder deshalb, weil die Zahl der deutschen Katholiken gering ist.

2. Lediglich dort besteht neben der polnischen Predigt und dem polnischen Gesange auch deutsche Predigt mit deutschem Predigtliede, wo eine größere Anzahl von deutschen Katholiken vorhanden ist. Jedoch wird nur an wenigen Orten regelmäßig deutsch gepredigt, in der Mehrzahl derselben nur ausnahmsweise: einmal im Monat oder noch seltener; ja in Wirklichkeit wird auf die deutschen Katholiken noch eine geringere Rücksicht genommen, als in meinem Pastorale bestimmt ist.

3. Die polnischen Katholiken sind in keiner Weise verkürzt, auch nicht dort, wo eine bedeutendere Anzahl deutscher Katholiken lebt, denen nur ein theilweiser Gottesdienst (Predigt und Lied vor und nach der Predigt) zu Theil wird, während für die polnischen Katholiken der ganze Gottesdienst in polnischer Sprache unberührt bleibt.

Daß auch die beiden anderen „deutschen" Bischöfe im östlichen Preußen für die religiösen Bedürfnisse der Diöcesanen ohne Rücksicht auf ihre Nationalität sorgen, kann gewiß vorausgesetzt werden: die katholischen Bischöfe haben einzig die religiös-sittliche Wohlfahrt der Gläubigen, keineswegs aber politische Zwecke im Auge und geben sich niemals zu Werkzeugen für dieselben her, weder auf dieser noch auf jener Seite.

Aus diesem Schreiben ergibt sich aufs Unzweideutigste, daß der Herr Cardinal-Fürstbischof stets bestrebt war, auch seinen polnisch sprechenden Diöcesanen die vollste Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse zu Theil werden zu lassen. Ein Schreiben ähnlichen Inhalts erging damals übrigens auch seitens des hochwürdigsten Herrn Bischofs Dr. Redner an die Redaktion der „Katolické Listy".

Ebenso ungerechtfertigt wie die Klagen gegen den hochwürdigsten Herrn Cardinal über angebliche Germanisirung durch die Kirche waren und sind dieselben gegen die deutsche katholische Geistlichkeit Oberschlesiens. Es soll ja nicht in Abrede gestellt werden, daß hie und da einmal Mißgriffe vorkommen, aber im Allgemeinen handelt es sich hier doch nur um Ausnahmen. Die deutsche katholische Geistlichkeit Oberschlesiens hat stets mit gleicher Fürsorge für ihre deutschen wie für ihre polnischen Parochianen gesorgt, eine Anerkennung, welche man übrigens auch der polnischen Geistlichkeit im Großen und Ganzen, unbeschadet ihrer sonstigen politischen Stellung, nicht vorenthalten kann. Von der speciellen Sorge der oberschlesischen katholischen Geistlichkeit für ihre polnischen Pfarrkinder legt auch eine gemeinsame,

im Januar 1899 seitens derselben an den damaligen Cultusminister Dr. Bosse gerichtete Petition Zeugniß ab, in der der Cultusminister gebeten wurde, eine Anordnung dahin zu erlassen, daß die polnischen Kinder Oberschlesiens:

1) auf der Unterstufe die biblische Geschichte und die nöthigen Gebete in erster Linie in polnischer Sprache erlernen sollen;
2) daß die polnischen Kinder Oberschlesiens auch auf der Mittel- und Oberstufe im Lesen und Verstehen der polnischen Sprache unterrichtet werden, damit sie neben dem Unterricht in der deutschen Sprache den religiösen Memorirstoff, die Katechismusstücke und die Kirchenlieder auch in polnischer Sprache in sich aufnehmen können.

Daß diese Petition seitens des damaligen Cultusministers abschlägig beschieden wurde, ist sicherlich keine Schuld des oberschlesischen Klerus.

Wie bereits vorher hervorgehoben, ist die heutige polnische Bewegung in Oberschlesien in erster Reihe das Werk des „Katolik“ und der sogenannten „Katolik“-Presse. Es kommen aber noch eine Anzahl anderer Momente hinzu, welche ihr Erstarken förderten und theilweise auch ihre heutige radikale Tendenz mit verursachten. Es waren dies 1) der Culturkampf, 2) die Polenpolitik der Regierung und 3) die Agitation der Socialdemokraten.

Was zunächst den Culturkampf anbetrifft, so richtete sich derselbe naturgemäß ohne Unterschied der Nationalität gleichermaßen gegen die deutschen wie gegen die polnischen Katholiken. Der gemeinsame Angriff verband beide zu einträchtiger gemeinsamer Abwehr. Man übersah alles Trennende in dem beide Nationalitäten einigenden katholischen Glauben, in den gemeinsamen religiösen Gütern, die es gegen die Angriffe aller Kirchenfeinde zu schützen galt. Als man dann von polnischer Seite begann, neben dem religiösen Moment auch das nationale zu betonen und mehr und mehr in den

3. Die polnischen Katholiken sind in keiner Weise verkürzt, auch nicht dort, wo eine bedeutendere Anzahl deutscher Katholiken lebt, denen nur ein theilweiser Gottesdienst (Predigt und Lied vor und nach der Predigt) zu Theil wird, während für die polnischen Katholiken der ganze Gottesdienst in polnischer Sprache unberührt bleibt.

Daß auch die beiden anderen „deutschen" Bischöfe im östlichen Preußen für die religiösen Bedürfnisse der Diöcesanen ohne Rücksicht auf ihre Nationalität sorgen, kann gewiß vorausgesetzt werden: die katholischen Bischöfe haben einzig die religiös-sittliche Wohlfahrt der Gläubigen, keineswegs aber politische Zwecke im Auge und geben sich niemals zu Werkzeugen für dieselben her, weder auf dieser noch auf jener Seite.

Aus diesem Schreiben ergibt sich aufs Unzweideutigste, daß der Herr Cardinal-Fürstbischof stets bestrebt war, auch seinen polnisch sprechenden Diöcesanen die vollste Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse zu Theil werden zu lassen. Ein Schreiben ähnlichen Inhalts erging damals übrigens auch seitens des hochwürdigsten Herrn Bischofs Dr. Redner an die Redaktion der „Katolické Listy".

Ebenso ungerechtfertigt wie die Klagen gegen den hochwürdigsten Herrn Cardinal über angebliche Germanisirung durch die Kirche waren und sind dieselben gegen die deutsche katholische Geistlichkeit Oberschlesiens. Es soll ja nicht in Abrede gestellt werden, daß hie und da einmal Mißgriffe vorkommen, aber im Allgemeinen handelt es sich hier doch nur um Ausnahmen. Die deutsche katholische Geistlichkeit Oberschlesiens hat stets mit gleicher Fürsorge für ihre deutschen wie für ihre polnischen Parochianen gesorgt, eine Anerkennung, welche man übrigens auch der polnischen Geistlichkeit im Großen und Ganzen, unbeschadet ihrer sonstigen politischen Stellung, nicht vorenthalten kann. Von der speciellen Sorge der oberschlesischen katholischen Geistlichkeit für ihre polnischen Pfarrkinder legt auch eine gemeinsame,

im Januar 1899 seitens derselben an den damaligen Cultusminister Dr. Bosse gerichtete Petition Zeugniß ab, in der der Cultusminister gebeten wurde, eine Anordnung dahin zu erlassen, daß die polnischen Kinder Oberschlesiens:

1) auf der Unterstufe die biblische Geschichte und die nöthigen Gebete in erster Linie in polnischer Sprache erlernen sollen;
2) daß die polnischen Kinder Oberschlesiens auch auf der Mittel- und Oberstufe im Lesen und Verstehen der polnischen Sprache unterrichtet werden, damit sie neben dem Unterricht in der deutschen Sprache den religiösen Memorirstoff, die Katechismusstücke und die Kirchenlieder auch in polnischer Sprache in sich aufnehmen können.

Daß diese Petition seitens des damaligen Cultusministers abschlägig beschieden wurde, ist sicherlich keine Schuld des oberschlesischen Klerus.

Wie bereits vorher hervorgehoben, ist die heutige polnische Bewegung in Oberschlesien in erster Reihe das Werk des „Katolik" und der sogenannten „Katolik"-Presse. Es kommen aber noch eine Anzahl anderer Momente hinzu, welche ihr Erstarken förderten und theilweise auch ihre heutige radikale Tendenz mit verursachten. Es waren dies 1) der Culturkampf, 2) die Polenpolitik der Regierung und 3) die Agitation der Socialdemokraten.

Was zunächst den Culturkampf anbetrifft, so richtete sich derselbe naturgemäß ohne Unterschied der Nationalität gleichermaßen gegen die deutschen wie gegen die polnischen Katholiken. Der gemeinsame Angriff verband beide zu einträchtiger gemeinsamer Abwehr. Man übersah alles Trennende in dem beide Nationalitäten einigenden katholischen Glauben, in den gemeinsamen religiösen Gütern, die es gegen die Angriffe aller Kirchenfeinde zu schützen galt. Als man dann von polnischer Seite begann, neben dem religiösen Moment auch das nationale zu betonen und mehr und mehr in den

Vordergrund zu schieben, blieb dies zunächst unbeachtet. Ja, auch die deutschen Katholiken nahmen sich mit Wärme der Wünsche und berechtigten Forderungen ihrer polnischen Glaubensgenossen an, dies um so mehr, als anfangs kein Mensch glaubte, daß daraus im Laufe der Jahre eine polnisch-nationale Bewegung, wie wir sie heute haben, entstehen könnte. Haben doch auch die deutschen Katholiken von jeher, wie sie dies auch noch heute thun — und auch das Centrum es bis auf den heutigen Tag ohne Ausnahme thut —, das Recht der Polen auf ihre Religion und Muttersprache anerkannt. Für die Wahrung dieses Rechts wird das Centrum auch in Zukunft — ohne Rücksicht auf die Liebe oder den Haß der Polen — stets als für eine Forderung der Gerechtigkeit eintreten.

Dann kam die falsche Polenpolitik der Regierung mit ihren Ausnahmegesetzen, ihrer ungerechten Behandlung der Polen und ihren vielfachen Chikanen, eine Politik, welche auch heute noch weitergeführt wird, ohne daß sich eine Aenderung, eine Umkehr in richtigere Bahnen in absehbarer Zeit voraussehen ließe. Auf die Polen wirkte diese ungerechte Behandlung erbitternd, und statt dem Einfluß der national-polnischen Elemente Abbruch zu thun, trieb sie vielmehr einen großen Theil der bisher loyalen Bevölkerung durch die gemeinsame Bedrückung aller Polen ersterem in die Arme. Das Centrum aber fühlte sich durch diese Regierungspolitik in doppeltem Maße verletzt. Einestheils empfand es diese Ausnahmegesetze, diese Kränkung eines Theiles der preußischen Staatsbürger in ihren durch natürliches Recht und durch die Verfassung gewährleisteten Rechten als eine Verletzung seines, die gleiche Behandlung aller Staatsbürger, gleichgiltig welcher Confession und Nationalität, vor dem Gesetze verlangenden Programmes, um so mehr als dieser Theil — soweit Oberschlesien in Betracht kam — sich öffentlich zu seinen Anhängern und Wählern zählte, und anderntheils erblickte es darin auch eine Bekämpfung seiner

selbst, eine Bekämpfung der von ihm seit seinem Entstehen vertretenen gesetzlichen Gleichstellung der Katholiken mit den Protestanten, da die sogenannte Germanisirung sich in der Praxis vielfach mit Protestantisirung identisch erwies, wie dies ja auch von vielen Anhängern der Polenpolitik offen zugegeben und — verlangt wurde. Eine natürliche Folge hiervon war einestheils eine Inschutznahme der polnischen Bevölkerung und ihrer Rechte durch die Centrumsfraktion und Presse und eine offene Gegnerschaft, zum mindesten aber eine mißtrauische Zurückhaltung gegen alle seitens der Regierung gegen die Polen getroffenen Maßnahmen anderntheils. Mußte das Centrum doch immer befürchten — und zwar wie die Praxis ergab mit vollem Grunde —, daß alle diese angeblich nur der Eindämmung und Bekämpfung der polnischen Bewegung dienenden Maßregeln sich in Wirklichkeit zugleich gegen den Katholicismus, gegen alle Katholiken in den Ostmarken überhaupt, wenden würden. Dazu kam, daß gerade die Persönlichkeiten und die Blätter, welche an der Spitze der Antipolenbewegung standen und die Tag für Tag die ödeste Polenhetze trieben, zugleich die lautesten Rufer im Streite gegen Rom und gegen den Ultramontanismus waren. Nach dem Gesetze, daß Druck Gegendruck erzeugt, beurtheilte man auch lange in Centrumskreisen die deutschfeindlichen Aeußerungen der polnischen Presse. Wenn man Tag für Tag die fanatischen Ausbrüche der alldeutschen und hakatistischen Presse gegen alles, was polnisch heißt, las, da konnte man es wohl begreifen, daß auch die polnische Presse mal den Mund voller nahm, als sich verantworten ließ, und man war mit voller Berechtigung in Centrumskreisen nicht geneigt, solche Aeußerungen der polnischen Presse allzu tragisch zu nehmen, umsomehr als es sich im Anfang immer nur um vereinzelte Aeußerungen einzelner Blätter handelte, und als die besonnenere polnische Presse, insbesondere der Provinz Posen, nicht anstand, derartige Ex-

pektorationen gleich der Centrumspresse rückhaltlos zu verurtheilen.

Langsam machte sich aber ein Umschwung geltend. An Stelle der vereinzelten deutschfeindlichen Aeußerungen bildeten sich ständige Rubriken dieses Inhalts heraus, und allmählich schloß sich ein polnisches Blatt dem andern in dieser Schreibweise an, die Zahl der besonnenen wurde immer geringer. Damit verbanden sich allmählich immer häufiger und häufiger wiederkehrende und endlich ebenfalls zum ständigen Repertoire gehörende Angriffe gegen das Centrum und die deutsche katholische Geistlichkeit, vom Kaplan beginnend bis hinauf zu den Bischöfen.

Das dritte in Betracht zu ziehende Moment, welches insbesondere der polnischen Bewegung in Oberschlesien ihren heutigen radikalen Charakter aufdrückte, war das Eindringen der Socialdemokratie in Oberschlesien. Die durch die verkehrte Polenpolitik der Regierung einerseits und durch die Agitation der „Katolik"-Presse anderseits hervorgerufene und genährte Unzufriedenheit gab neben anderen Momenten einen trefflichen Boden für die socialdemokratischen Lehren ab. Hauptsächlich war es der socialdemokratische Agitator Dr. Winter, der von Beuthen aus die oberschlesische Bevölkerung für die socialdemokratischen Ideen zu bearbeiten suchte. Dr. Winter wollte allerdings keineswegs eine spezielle polnische Socialdemokratie, sondern erstrebte die Socialdemokratisirung im Anschlusse an die allgemeine socialdemokratische Partei. Aber hier erging es den Socialdemokraten ähnlich wie dem Centrum. Der einmal entzündete nationale Funke breitete sich auch unter den oberschlesischen polnischen Socialdemokraten immer weiter aus, insbesondere seitdem durch die im Jahre 1890 erfolgte Gründung der „Gazeta Robotnicza" die polnische Socialdemokratie ein eigenes Organ erhalten hatte. Drei Jahre später erfolgte dann auch die Gründung einer eigenen polnisch-socialistischen Partei. Der Berührungspunkt derselben

mit der „Katolik"-Partei war die gemeinsame Betonung des polnisch-nationalen Moments und das offen betonte Streben nach der Errichtung eines unabhängigen polnischen Reiches. Die Tendenz der polnisch-socialistischen Partei ist insbesondere klar ausgedrückt in der Anfang Oktober 1897 erschienenen Nr. 18 des „Bulletin officiel du socialiste polonais", einer zwangslos erscheinenden Zeitschrift der polnisch-socialistischen Gesammtpartei. Diese Nr. 18, welche ausnahmsweise in deutscher Sprache erschienen war und auf dem Hamburger socialdemokratischen Parteitage 1897 zur Vertheilung gelangte, erklärte ausdrücklich, daß „ein freies, unabhängiges Polen als nothwendig für eine gesunde Entwickelung der Socialdemokratie zu betrachten" sei. Trotz der Stellungnahme der deutschen Socialdemokratie hiergegen, insbesondere Dr. Winters, blieb die Betonung des nationalen Moments nach wie vor ein Bestandtheil des Programmes der polnisch-socialistischen Partei. Das verwandtschaftliche Moment zwischen Socialdemokraten und „Katolik" zeigte sich insbesondere bei den beiden Organen der radikal-polnischen Bewegung, dem „Gornoslazak" und dem „Glos Slaski". Der Leiter des ersteren, Korfanty, ist ein früherer Socialdemokrat, der des letzteren, Siemianowski, ein früherer Redakteur des „Katolik".

Nachdem ich diese einzelnen Momente hervorgehoben, kann ich nunmehr auf die verschiedenen Stadien der Entwickelung der polnischen Bewegung Oberschlesiens des näheren eingehen. Wie bereits hervorgehoben, war es zunächst der „Katolik", der das Nationalbewußtsein der polnischen oberschlesischen Bevölkerung nicht nur erweckt, sondern auch in planmäßiger, zielbewußter Arbeit gestärkt und weiter entwickelt hat. Mit dieser bloßen Erweckung und Entwickelung des nationalen Bewußtseins gab er sich aber nicht zufrieden. Er besaß auch den Willen zur Macht, und er verstand es zugleich, diese von ihm erstrebte Macht langsam aber sicher an sich zu reißen. Es muß anerkannt werden, daß er dies

mit ebensoviel Geschicklichkeit wie Ausdauer zu erreichen wußte. Neben der großen Masse galt es vor allem die nöthigen Persönlichkeiten zu gewinnen, welche geeignet und geneigt waren, die polnische Idee weiter zu pflegen und an deren Ausbreitung weiter zu arbeiten. Solche Persönlichkeiten wußte der „Katolik" zu finden und an sich zu fesseln, und zwar nicht nur in polnischen, sondern auch in deutschen Kreisen. Leute, die vorher kein Wort polnisch verstanden hatten, die für die verschiedensten Parteien thätig gewesen waren, wurden in der polnischen Sprache ausgebildet und entwickelten sich dann im Laufe der Zeit zu Nationalpolen vom reinsten Wasser, die ihre früheren deutschen Namen polnisch schrieben und sich selbst mit ihren der polnischen Sprache gleichfalls nicht mächtigen Angehörigen nur noch polnisch unterhalten wollten. Ich könnte hiefür mit Namen und Einzelnheiten aufwarten.

In einer gemeinsamen Erklärung der „Katolik"-Blätter vor zwei Jahren, in der aus politischen und taktischen Gründen die Nothwendigkeit des Festhaltens am Centrum betont wurde, heißt es: „Das vor 30 Jahren an die Centrumspartei geknüpfte Wahlgeschäft in Oberschlesien entwickelte sich vorerst ausschließlich unter katholischer Devise". So war es in der That. Da von allen politischen Parteien das Centrum die einzige war, die sich die Wahrung der Rechte der Katholiken in erster Reihe zur Aufgabe gemacht hatte, so ergab sich damit von selbst der Anschluß des „Katolik" und der „Katolik"-Presse an das Centrum. Der „Katolik" galt und wollte von Anfang an als Centrumsblatt gelten. Als solches bezeichnete er sich noch ausdrücklich in diesem Jahre in dem von Hasenstein & Vogler herausgegebenen Zeitungskatalog. Als Angehörige der Centrumspartei, als Leiter von Centrumsblättern gehörten die Redakteure der „Katolik"-Presse dem Augustinusverein an, als solche waren sie bis vor Kurzem Mitglieder der einzelnen Wahlkomités der Centrumspartei, als solche nahmen sie

auch an den lokalen, provinziellen und allgemeinen Versammlungen der Centrumspartei Antheil. Nun erfährt man auf einmal, daß das alles nur politische Heuchelei, nur Mittel zum Zweck war. In einer seitens des Chefredakteurs des „Katolik", Adam Napieralski, zu Beginn Oktober d. J. im „Dziennik Slaski" veröffentlichten Erklärung heißt es ausdrücklich, daß „die politische Arbeit im Kreise der Centrumspartei" nur eines der Mittel war zur „Hebung des polnischen Volkes in Schlesien. „Was immer", heißt es weiter, „der „Katolik" innerhalb des Centrums und für dasselbe politisch gewirkt hat, war keine Dienstleistung für das Centrum als solches, sondern für das polnische Volk vermittelst des Centrums". Also nach Außen gab man sich den Charakter eines Centrumsblattes, und unter der Hand arbeitete man auf Losreißung vom Centrum — und das so lange Jahre hindurch. Fürwahr ein seltenes Beispiel von politischer Verschlagenheit. Und wie der „Katolik" selbst, so auch die übrige „Katolik"-Presse. Oder was soll man davon sagen, wenn die Oppelner „Gazeta Opolska" in ihrer Nummer vom 28. August d. J. erklärt, sie habe „weder jetzt noch früher die Prätension gehabt" als Centrumsblatt zu gelten, während sie sich ebenfalls noch in diesem Jahre im Zeitungskatalog von Hasenstein & Vogler ausdrücklich als Centrumsblatt bezeichnet.

Die Absicht, unter dem Deckmantel von Centrumsblättern für die polnische Nationalidee zu wirken, gelang der „Katolik"-Presse allerdings vorzüglich. In der Ausführung dieses Programms ging man seitens der „Katolik"-Partei mit großer Geschicklichkeit vor. Man machte sich vor allem den Programmsatz des Centrums zu Nutzen, der gleiches Recht für die Polen wie für die andern deutschen Staatsangehörigen verlangt. Hierauf gestützt, versuchte man zunächst die einzelnen Centrumswahlkomités durch Verdrängung deutscher und Hineinbringung polnischer Mitglieder zu polonisiren, um dann später mit Hülfe dieser Wahl-

komités zu national-polnischen Abgeordneten zu gelangen, welche allerdings vorerst noch der Centrumspartei angehören, dann aber, wenn die Verhältnisse sich genügend entwickelt hätten, zur polnischen Fraktion übertreten sollten In einer Anzahl von Wahlkreisen gelang dies nur zu gut. Manche Centrumswahlkomités wiesen bereits bei den vorletzten Wahlen eine überwiegend polnische Majorität auf. Die dieserhalb zwischen den deutschen und polnischen Mitgliedern hie und da entstandenen Reibereien endeten zumeist mit dem Siege der polnischen Majorität. Der Zusammensetzung der einzelnen Wahlkomités entsprechend, kam es dann soweit, daß auch die Verhandlungen theilweise polnisch geführt wurden. In einem mir bekannten Falle wurde sogar nur polnisch verhandelt, trotzdem ein anwesendes deutsches Mitglied nicht polnisch verstand, während die anderen Herren der deutschen Sprache alle mächtig waren. Daß man in deutschen Centrumskreisen darüber empört war, liegt auf der Hand. Des lieben Friedens halber und um Aergerniß zu verhüten, sah man aber darüber hinweg, und die weitere Oeffentlichkeit erfuhr nichts davon. Dagegen machte sich in der schlesischen Centrumspresse seit den 90er Jahren, wo die polnischen Bestrebungen immer offener hervortraten und zuerst in posener Blättern der Ruf nach einer Trennung vom Centrum erscholl, allmählich ein Umschwung bemerkbar, und es kam hie und da zu recht scharfen Auseinandersetzungen.

Vermittelst der Wahlkomités wurde dann seitens der Polen ihr Einfluß auf die Aufstellung der Centrumscandidaten geltend gemacht unter dem Vorwande der seitens des Centrums als berechtigt anerkannten Forderung, daß oberschlesische Centrumsabgeordnete beider Sprachen der von ihnen vertretenen verschiedenen Nationalitäten mächtig sein sollten. So machte die Candidatenfrage zumeist wenig Schwierigkeiten, Im Jahre 1895 aber kam im Wahlkreise Pleß-Rybnik keine Einigung zustande, und die Polen stellten

zum ersten Male in der Person des polnischen Rechtsanwalts Radwanski einen eigenen Candidaten auf, der dann auch gegen den offiziellen Centrumscandidaten gewählt wurde, nach seiner Wahl aber ebenfalls dem Centrum beitrat. Ein vor der Neuwahl 1898 stattgehabter Proceß, in den derselbe verwickelt war, bewog ihn dann zum freiwilligen Rücktritt, und 1898 wurde wieder ein offizieller Centrumscandidat in der Person des Rechtsanwalts Faltin gewählt. Dafür waren die Polen anderwärts vor den 1898er Wahlen aber um so rühriger, und es gelang ihnen auch, dem Centrum gegen den Willen der deutschen Centrumsangehörigen den einen und den andern polnischen Abgeordneten aufzuoktroyiren. Theilweise spielten sich diese Wahlkämpfe nur im Schoße des Wahlkomités ab, theilweise auch in der Oeffentlichkeit. Letzteres war in Oppeln der Fall, wo die polnische Majorität als polnischen Candidaten den Major Szmula gegen den bisherigen Abgeordneten Pfarrer Wolny aufstellte. Da die deutsche Minorität aber an der Candidatur Wolnys, welcher der polnischen Sprache völlig mächtig ist, festhielt, kam es zu einer Doppelcandidatur, die mit dem Siege Szmula's endete. Wäre das Resultat damals ein anderes gewesen, so wäre vielleicht schon damals die Lossagung des „Katolik" und seines Anhanges vom Centrum geschehen.

In der nun folgenden Periode wuchs das polnische Element ganz rapide, und immer mehr kam zugleich das radikale Element zur Geltung. Neben dem „Katolik" nnd der „Katolik"-Presse, deren Sprache vielen nicht mehr radikal genug erschien, hatten allmählich die radikalen posener und westpreußischen Blätter Eingang gefunden, vor allem die Posener „Praca" und „Oredownik", die Danziger „Gazeta Gdanska" und speciell die Graudenzer „Gazeta Grudziadzka" des Herrn Kulerski. Immer stärker wurden die Polemiken gegen das Centrum und der Ruf nach Trennung von demselben. Dieser Ruf fand bei einem Theile Widerhall,

während der andere Theil, die Partei um die „Katolik“-Presse, den geeigneten Zeitpunkt hiezu noch nicht für gekommen hielt. Anfang November 1901 traten die vereinigten Redaktionen der „Katolik“-Blätter mit einer umfangreichen gemeinsamen Erklärung an die Oeffentlichkeit, in der ausdrücklich die Nothwendigkeit des Festhaltens an dem Centrum aus politischen und taktischen Gründen betont wurde.

Die Antwort der radikalen Gruppe auf diese Erklärung war die Gründung des radikalen „Gornoslazak“ in Kattowitz, zu dem der Verleger der radikalen Graudenzer „Gazeta Grudziazka“, Kulerski, das Geld gab, und des polnischen Wahlvereins für Oberschlesien, welche als ihr Programm die Trennung Oberschlesiens vom Centrum und die Wahl nationalpolnischer Abgeordneter, die sich der Polenfraktion anzuschließen hätten, verkündigten. Die Leitung des „Gornoslazak“ übernahm der oben genannte Korfanty — eine bisher ganz unbekannte politische Größe —, der sich plötzlich als Nationalpole und eifriger Katholik aufspielte. Nunmehr begann eine geradezu unerhörte, mit den skrupellosesten Mitteln, mit Lüge und Verleumdung arbeitende Hetze gegen das Centrum, seine oberschlesischen Abgeordneten sowie gegen die oberschlesische deutsche katholische Geistlichkeit. Nicht minder energisch wurde die Hetze gegen den „Katolik“ betrieben, weil derselbe noch immer an dem Bündniß mit dem Centrum festhalten zu wollen erklärte. Und nun geschah wiederum etwas ganz Unerwartetes. Herr Siemianowski, der noch vor einem Jahre die Erklärung der „Katolik“-Presse betreffend Nothwendigkeit des Festhaltens am Centrum unterzeichnet hatte, trat aus der Redaktion des „Katolik“ aus und gründete in Gleiwitz den „Glos Slaski“, ein Blatt, das alsbald in dieselbe Kerbe hieb wie der „Gornoslazak“. In raschem Aufeinander erfolgte dann noch die Gründung der radikalen „Iskra“ und „Dzwon polski“, welche aber nur geringere Bedeutung erlangten. Je näher die diesjährigen Wahlen heranrückten, desto erbitterter wurde seitens der

radikalen polnischen Presse der Kampf geführt. Die Erregung der Bevölkerung stieg so, daß es kurz vor der Wahl selbst zu ganz bedeutenden Krawallen kam. Es sei in dieser Beziehung nur an Laurahütte erinnert.

Die maßlose Sprache gegen die Geistlichkeit und deren ans Unglaubliche grenzende Verleumdung, insbesondere bezüglich Mißbrauchs des Beichtstuhles zu Germanisationszwecken, veranlaßten den Herrn Cardinal-Fürstbischof Dr. Kopp zu seinem bekannten vollberechtigten Erlaß gegen die radikale polnische Presse, in dem er alle Diöcesanangehörigen vor derselben warnte und mit der Verhängung kirchlicher Strafen gegen die Uebertreter seiner Verordnung drohte. Die Antwort hierauf war eine wüste Hetze gegen den Herrn Cardinal nicht nur in den radikalen oberschlesischen polnischen Blättern, sondern auch in der außerhalb Oberschlesiens erscheinenden gleichgesinnten Presse, sowie eine am 19. Juli d. J. in Breslau abgehaltene Protestversammlung, zu der sich die polnischen Radikalen aus allen polnischen Landestheilen einfanden. In einer daselbst gefaßten Protestresolution hieß es u. a.: „Wir weisen die Vorwürfe des Hirtenschreibens zurück und werden auch nicht vor der Drohung erschrecken, uns von den kirchlichen Segnungen auszuschließen, wenn wir unsere polnischen Zeitungen lesen, welche durch die höchste Autorität der Kirche, den hl. Vater, noch nicht zu Gegnern unserer Kirche erklärt worden sind.“ Das war also die öffentliche, officielle Absage an die katholische kirchliche Obrigkeit und der offen erklärte Krieg gegen dieselbe. Dennoch hatten die radikalen Blätter die Stirne, sich nach wie vor als katholische Blätter zu bezeichnen, sich als Vertheidiger des katholischen Glaubens aufzuspielen.

Es folgten die diesjährigen Reichstagswahlen, die Aufstellung mehrerer nationalpolnischer Sonderkandidaturen, das Zusammengehen der Radikalpolen mit den Socialdemokraten, der Kompromiß zwischen Centrum und „Katolik“, der u. a.

für Beuthen die Wahl des polnischen Abgeordneten Krolik als Centrumskandidaten festsetzte, wofür der „Katolik“ sich der Wahl des Grafen Ballestrem in Gleiwitz gegenüber neutral verhielt, und schließlich der Sieg des Centrums in allen Wahlkreisen mit alleiniger Ausnahme von Kattowitz-Zalrze, wo der Radikalpole Korfanty gewählt wurde.

Der erfochtene Wahlsieg in Kattowitz trug bedeutend zur Stärkung des nationalpolnischen Bewußtseins in Oberschlesien bei. Manche Einzelnheiten erinnern an amerikanische Verhältnisse. So wurden beispielsweise Photographien „unseres geliebten Woiziechs Korfanty, des ersten Abgeordneten unserer polnischen oberschlesischen Erde“ in Tausenden von Exemplaren verbreitet und — gekauft. Die Hetze gegen das Deutschtum, die angeblich germanisirende Geistlichkeit und das Centrum wuchs ins Ungeheure. Der „Glos Slaski“ empfahl den Boykott der deutschen Kaufleute, die Schulkinder wurden vielfach zur Widersetzlichkeit gegen ihre Lehrer aufgefordert, die nationalpolnischen Väter verboten ihren Kindern deutsch zu lernen und in den Schulen deutsch zu antworten (vergl. „Schles. Volksztg. Nr. 355 vom 6./8. 03), die Polen wurden aufgefordert, nicht mehr bei den deutschen Priestern zu beichten, sondern dieserhalb lieber noch Alvernia oder Krakau in Galizien zu reisen; Nieder- und Mittelschlesien, hieß es, sei seinerzeit durch die Schuld der deutschen Geistlichen vom Centrum abgefallen, ja der „Glos Slaski“ erklärte offen das Centrum als den größten Feind des Katholicismus (vgl. „Köln. Volksztg.“ Nr. 555 vom 4./7. 03) ꝛc.

Als größte Ueberraschung aber zeitigten die letzten Wahlen den offenen Bruch der „Katolik“-Partei mit dem Centrum und seine Vereinigung mit der radikalen Partei. Wenn irgendwo, so ist hier das Wort von dem sich Drängen der Ereignisse angebracht. Da die Geschehnisse noch in aller Erinnerung sind, kann ich mich hier ja kurz fassen. Am 2. August erfolgte in Beuthen die Gründung eines polnischen Volksvereins unter dem Vorsitz des Pfarrers

Skowronski-Ellguth. Anfangs hieß es, dieser polnische Volksverein stünde auf dem Boden der Centrumspartei. Diese Illusion wurde aber bald zerstört. In seiner Nummer vom 26. Sept. veröffentlichte der „Katolik" einen Artikel, in dem er die Grundsätze des polnischen Volksvereins mit den seinigen identificirte, und in dem der Leiter des „Katolik", Herr Adam Napieralski, zugleich seinen Austritt aus der Centrumspartei erklärte. Ein Gleiches hatte kurz vorher Herr Pfarrer Skowronski gethan. Bald darauf veröffentlichte der „Dziennik Slaski" eine lange Erklärung des Herrn Napieralski, in der dieser seinen Austritt aus dem Centrum damit zu begründen suchte, daß das Centrum nicht hinlänglich die Wünsche des polnischen Volkes und des „Katolik" nach polnischen Abgeordneten berücksichtigt, insbesondere nicht den polnischen Reichstagsabgeordneten Krolik als Landtagsabgeordneten für Beuthen aufgestellt habe. In einer Erklärung vom 6. Oktober verwahrte sich dann der „Katolik" dagegen, daß er und der polnische Volksverein mit der radikalen „Gornoslazak"-Partei zusammengehen wolle. Aber bereits am folgenden Tage, am 7. Oktober, vereinigten sich in Beuthen der polnische Volksverein und der radikale polnische Wahlverein, d. i. die „Gornoslazak"-Partei, zu gemeinsamem Vorgehen und gründeten ein gemeinsames polnisches Wahlcomité für Schlesien, was in zwei gemeinsamen Aufrufen in den polnischen Blättern mitgetheilt wurde. „Die beiden feindlichen Lager haben sich brüderlich vereint zu gemeinsamer Arbeit", so heißt es wörtlich in dem zweiten Aufruf. Und im ersten Aufrufe wird ausdrücklich „die Anerkennung des nationalpolnischen Standpunktes bei den Wahlen" betont und als Zweck „die Wahl von polnischen Abgeordneten" angegeben. Ferner wurde ausdrücklich die nationale Gemeinschaft mit den übrigen preußischen Polen betont und daher die Entsendung von zwei Delegirten in das im September in Posen gegründete

„Polnische Centralkomité für das Deutsche Reich“ beschlossen. Für die bevorstehenden Landtagswahlen wurde noch „mit Rücksicht auf die Oeffentlichkeit der Wahlen und auf die wirthschaftliche Abhängigkeit der Wähler“ Wahlenthaltung proklamirt; nur in Pleß-Rybnik soll der zweite Redakteur des „Gornoslazak“, Kowalczyk, als nationalpolnischer Abgeordneter kandidiren. In Bezug auf diesen letzten Punkt bedingte der „Katolik“ sich das Recht aus, Neutralität zu üben, da er mit den dortigen Centrumskandidaten, wie er in einer neuerlichen Erklärung ausführlich darlegte, zufrieden sei. Bemerkt sei im Anschluß hieran noch, daß das Centrum einen ihm von den Polen für Pleß-Rybnik angetragenen Compromiß, wie ebenso einen solchen mit den „nationalen“ Parteien ablehnte. In das „Polnische Wahlkomité für Schlesien“ entsandten sowohl der polnische Volksverein wie der radikale polnische Wahlverein je 10 Vertreter. Der polnische Wahlverein löste sich auf, und der polnische Volksverein soll nicht mehr als Wahlbehörde gelten. Dafür ist nur noch das polnische Wahlkomité zuständig. Als Publikationsorgan desselben wurde u. a. auch der „Gornoslazak“ bestimmt.

Damit dürfte die polnische Bewegung in Oberschlesien einen vorläufigen Abschluß gefunden haben. Die Zwischenzeit bis zu den nächsten Wahlen dürfte ein weiteres Erstarken des national-polnischen Gedankens herbeiführen, als deren Resultat — darüber darf man sich gar keinen Illusionen hingeben — vorerst die nächsten Reichstagswahlen einen Mandatsverlust des Centrums zu Gunsten national-polnischer Abgeordneter zeitigen werden. Das Mehr oder Minder hierbei wird davon abhängen, ob in Zukunft eine Verständigung des Centrums mit den Polen stattfinden wird. Die daraus hervorgehenden etwaigen Centrumsabgeordneten dürften aber auch eine starke polnische Färbung haben. Nicht ausgeschlossen ist es aber, daß eine „Katastrophe“ für das Centrum bereits früher eintritt durch Uebertritt des

einen oder andern oberschlesischen Centrumsabgeordneten zur polnischen Fraktion. Jedenfalls ist der jetzige klare Zustand besser, als der bisherige unklare. Vielleicht aber hat die Verbindung beider Gruppen das eine Gute, daß der seitens des „Katolik" betonte katholische Standpunkt mehr zur Geltung kommt und die Angriffe der bisherigen Radikalen auf Centrum und Geistlichkeit etwas nachlassen.

Interessant ist die Stellung der socialdemokratischen „Gazeta Robotnicza" zu der Vereinigung des „Katolik" mit den Radikalen. Dieselbe ist davon keineswegs erbaut. Sie will darin sogar eine Annäherung der Radikalpolen an das Centrum erblicken. Das socialdemokratische Blatt weist darauf hin, daß Korfanty in Kattowitz nur mit Hilfe der Socialdemokraten infolge der von den Radikalen ausgegebenen Parole „Fort mit dem Centrum" gewählt worden sei. Für die Socialdemokraten in Oberschlesien müsse jetzt der Ruf gelten: „Fort mit den Radikalpolen, denn sie sind Verbündete des Centrums". Das ist natürlich Unsinn.

Zum Schlusse noch ein paar Worte über die wirthschaftliche Erstarkung des Polentums in Oberschlesien. Diese macht sich nicht nur in der immer stärkeren Heranziehung von polnischen Rechtsanwälten und Aerzten, in der Unterstützung polnischer Kaufleute und Handwerker, sondern vor allem in der Gründung von einem ganzen Netze polnischer Volksbanken und Consumvereine geltend. Nach einer seinerzeit vom „Dziennik Slaski" veröffentlichten Statistik sind ferner in den zur Zeit in Oberschlesien bestehenden öffentlichen Kreis- und Stadt-Sparkassen rund 100 Millionen Mark seitens der polnischen Bevölkerung untergebracht. Im Ganzen hatten die Ende 1902 in Oberschlesien bestehenden 128 Sparkassen eine Einlage von 150'269,312 Mark. Man sieht daraus, daß die polnische Bevölkerung auch in wirthschaftlicher Hinsicht tüchtige Fortschritte macht.

Danzig. Dr. Kruedemeyer.

LXII.

Dr. Franz Ladislaus Rieger.

Ein Charakterbild aus Böhmens neuester Geschichte.

(Schluß.)

5. Versuche, Rieger zu versöhnen; Belcredi und Hohenwart.

Alle Bemühungen Schmerlings, die Ungarn zur Anerkennung der Februarverfassung und zur Beschickung des Reichsrathes zu bringen, waren erfolglos; der Versuch, den er 1864 zur Reform des deutschen Bundes und zur Wiederherstellung des alten Kaisertums unter österreichischer Spitze unternahm, hatte gleichfalls Fiasco gemacht; kriegerische Verwickelungen mit Preußen standen vor der Thüre und verlangten gebieterisch Frieden im Innern der Monarchie. All dieses hatte dem staatsmännischen Prestige Schmerlings unheilbare Wunden geschlagen. Im Juli 1865 mußte er von der Leitung der Regierung zurücktreten; Graf Richard Belcredi, der seitherige Statthalter in Böhmen, ein Freund der Czechen, trat an seine Stelle.

Das Programm des neuen Ministeriums war: Ausgleich mit Ungarn, aber auch Stärkung des slavischen Elementes als eines Bollwerkes gegen die übertriebenen Ansprüche der Ungarn. Um für die Ausführung dieses Programmes freie Hand zu haben, ließ Belcredi am 20. September 1865 durch ein kaiserliches Patent die Februarverfassung sistiren. Die Czechen begrüßten die Sistirung mit Jubel. Rieger, der

damals als Intendant die Leitung des Nationaltheaters hatte, veranlaßte eine Festvorstellung, und im Landtage wurde auf seinen Antrag hin eine Dankadresse an den Kaiser votirt. Der Kaiser nahm dieselbe aus den Händen einer Deputation, zu der natürlich auch Rieger gehörte, huldvollst entgegen und stellte dabei seine Krönung mit der böhmischen Krone in Aussicht.

Dieser Gang der Dinge konnte Rieger nur mit höchster Befriedigung erfüllen. Alles hatte sich ja zu seinen Gunsten gewendet: das verhaßte Centralparlament war verschwunden, im Landtage verfügte er über eine bedeutende Mehrheit, da der Großgrundbesitz bei den erforderlich gewordenen Neuwahlen nur föderalistisch gesinnte Vertreter in den Landtag entsandte, die volle Autonomie Böhmens und das Gesetzgebungsrecht des Landtages nach Maßgabe des Oktoberdiploms war sicher zu erwarten und selbst die Hoffnung winkte, daß eines Tages im Veitsdome zu Prag der Herrscher Böhmens sich als böhmischer König werde krönen lassen, und daß dann das alte Reich der Premysliden zu neuem Glanze wieder erstehen werde.

So schien es. Und vielleicht hätten die politischen Erwartungen Riegers, wenn nicht ganz, so doch zum Theil ihre Erfüllung gefunden, wären nicht das Jahr 1866 und — Beust dazwischen gekommen.

Ehe noch Belcredi seine Dispositionen zur Durchführung seines Programmes treffen konnte, tobte schon der Kriegssturm über Oesterreich dahin. Kaum aber waren die Friedenspräliminarien geschlossen, am 26. Juli, da machte sich Belcredi ungesäumt ans Werk. Sein Erstes war, die Führer der Czechen, der Polen, der Kroaten, der Slovenen und der Slovaken nach Wien zu berufen, um sie zu einer großen slavischen Partei zusammenzuschweißen und sie dann gegen Ungarn und gegen die liberalen Deutschen auszuspielen. Vom 9. bis 11. August tagte der Slavencongreß in der „Stadt Frankfurt“ zu Wien, das Resultat aber war

gleich Null. Rieger proponirte damals die Kreirung dreier Generallandtage für die außerungarischen Länder, einen für Galizien und Bukowina, einen zweiten für Böhmen, Mähren und Schlesien und den dritten für Innerösterreich, d. h. für die übrigen Länder Deutschösterreichs. Damit aber waren weder die Polen noch viel weniger die Slovenen zufrieden. Darum entrollte Rieger jetzt die Fahne des böhmischen Staatsrechtes. Zusammenschluß der „böhmischen Länder" — Böhmen, Mähren und Schlesien — zu einem einheitlichen, selbständigen Königreich, Wiederherstellung der Sankt Wenzelskrone, das wurde jetzt die Parole Riegers und seines Volkes.

Mittlerweile war von Beust österreichischer Außenminister und Minister des kaiserlichen Hauses geworden. Er rieth, durch Wiederherstellung des Königreiches Ungarn die Wünsche der Magyaren zu befriedigen, für die außerungarischen Kronländer aber die alte Februarverfassung mit einigen den veränderten Verhältnissen angepaßten Modifikationen wiedereinzuführen. Nothgedrungen ging die Krone darauf ein. Belcredi's Mission aber war damit gescheitert. Er ging und das „Bürgerministerium" Giskra's übernahm die Aufgabe, die Pläne Beusts zur Durchführung zu bringen.

Ueber eine solche Wendung der Dinge war Rieger tief verstimmt. Als im Februar 1867 der böhmische Landtag seine Zustimmung zu dem „ungarischen Ausgleich" geben und für den neuen Reichsrath seine Vertreter wählen sollte, beantragte Rieger im Namen der czechischen Mehrheit, Beides rundweg abzulehnen. Dafür aber wurde eine Adresse an den Kaiser beschlossen, des Inhaltes, daß sich Böhmen dagegen verwahren müsse, seine Existenz aufgehen zu lassen in der westlichen Reichshälfte. Die Regierung beantwortete diese Adresse damit, daß sie den Landtag auflöste und Neuwahlen anordnete. Dieselben fielen für die Czechen ungünstig aus,

denn es wurden 135 Regierungsfreunde und nur circa 90 „um Rieger“ gewählt. In der ersten Sitzung des Landtages erhob Rieger feierlichen Protest gegen die Vergewaltigung des czechischen Volkes bei den Wahlen, und da sein Protest unbeachtet blieb, verließ er mit seiner ganzen Partei den böhmischen Landtag, am 13. April 1867.

Fern von allem parlamentarischen Kampfe blieb indessen Rieger nicht unthätig in der Verfolgung seiner politischen Pläne. Wo und wie immer sich Gelegenheit bot, in der Presse, in den Vereinen, auf Versammlungen suchte er allen Schichten und allen Ständen seines Volkes den Gedanken einzuhauchen, daß es ein unverlierbares Recht habe auf ein selbständiges Königreich Böhmen, und daß ihm die Pflicht obliege, mit allen Mitteln die Selbständigkeit Böhmens anzustreben. Für diese Ideen und Tendenzen warb Rieger mit durchschlagendem Erfolge. Sein Programm wurde das Programm seines Volkes, und Adel, Geistlichkeit, Städte und flaches Land, sie alle schlossen sich in ihrer großen Majorität zu gleichem politischen Thun zusammen.

Dann aber lag ihm auch viel daran, mit maßgebenden Persönlichkeiten im Auslande freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen, um sie über die culturellen, politischen, ökonomischen und sonstigen Bestrebungen des czechischen Volkes zu informiren. Aus diesem Grunde unternahm Rieger im Mai 1867 die „Wallfahrt“ nach Rußland, um auch mit russischen Staatsmännern in Verkehr zu treten im Interesse seines Volkes. Die deutsch-liberale Presse stempelte diese „Wallfahrt“ Riegers zu einer antiösterreichischen und antihabsburgischen Demonstration und imputirte ihr wer weiß welche landesverrätherische Absichten. Einer gleichen tendenziösen Uebertreibung machte man sich bei der Besprechung des Memorandums schuldig, das Rieger im Jahre 1868 an den damals in Prag weilenden Prinzen Napoleon richtete, und in welchem er sich über die strategische Bedeutung Böhmens für den Fall eines Krieges zwischen Frankreich

und Deutschland aussprach. Es mag zugegeben werden, daß sowohl die russische „Wallfahrt“ wie das Napoleon'sche Promemoria keine Specimina hoher, politischer Weisheit sind und mehr den Charakter des Abenteuerlichen an sich tragen, aber mehr darin suchen wollen, als Rieger beabsichtigte, ist ungerecht und darum verwerflich.

Die starre Abstinenzpolitik Riegers blieb nicht ohne Wirkung auf die leitenden Kreise in Wien. Als Kaiser Franz Joseph im Juni des Jahres 1868 anläßlich der Einweihung einer neuen Moldaubrücke in Prag weilte, trat der ihn begleitende Minister Beust mit Rieger in Unterhandlung, um ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Aber umsonst. 1870 lud Minister Giskra Rieger nach Wien zu Besprechungen über die „böhmische Frage“ ein. Dieser aber blieb ruhig zu Hause, unter Hinweis darauf, daß „das Ministerium noch starr an Verfassungsnormen festhalte, die ohne Zustimmung der gesammten böhmischen Nation geschaffen seien“. Nach dem deutschen Giskra versuchte der polnische Graf Alfred Potocki, der vom 15. April 1870 bis 1871 österreichischer Ministerpräsident war, bei Rieger sein Glück. Er unterhandelte zweimal mit ihm, das einemal in Wien, das anderemal in Prag. Aber die Unterhandlungen mußten sich zerschlagen, weil Beider Standpunkte grundverschieden waren.

Nun griff die Krone ein. Die außerordentlichen Siege der deutschen Waffen in Frankreich und der Zusammenschluß aller deutschen Staaten zu einem „Deutschen Reiche“ hatten zu der Erkenntniß geführt, daß es mit der Wiederherstellung des alten Deutschen Reiches mit österreichischer Spitze endgültig vorbei sei, daß es dagegen für den inneren Frieden Oesterreichs und für die Consolidirung seiner Macht von der höchsten Wichtigkeit wäre, wenn die Czechen in irgend einer Form zufrieden gestellt und so dazu gebracht würden, ihre Sonderbestrebungen aufzugeben und alle ihre politischen Kräfte in den Dienst der österreichischen Staatsidee, das heißt in den Dienst der habsburgischen Dynastie zu stellen.

Das Ministerium Potocki wurde durch das föderalistisch gesinnte Ministerium Hohenwart abgelöst, am 7. Februar 1871, und ein halbes Jahr später erschien Rieger in der Wiener Hofburg, um von dem Kaiser zu einer dreistündigen Audienz empfangen zu werden.

Am 11. August löste ein kaiserliches Patent das Abgeordnetenhaus des Reichsrathes auf, die Neuwahlen im September brachten zur allgemeinen Ueberraschung eine starke Majorität für das Ministerium Hohenwart, und in dem am 14. September eröffneten böhmischen Landtag kam ein „königliches" Reskript zur Verlesung, das Böhmen aus dem Rahmen der gemeinsamen Verfassung heraushob und das sogenannte böhmische Staatsrecht dem Wesen nach anerkannte. Nun machte sich Rieger daran, das „böhmische Staatsrecht" genauer zu fixiren und damit das „österreichische Staatsrecht" in Einklang zu bringen. Das Rieger'sche Elaborat ist unter der Bezeichnung „Fundamentalartikel" bekannt und bedeutete in seiner Consequenz nichts Geringeres als die Auflösung Oesterreichs in eine Menge von selbständigen Staaten und die Aufrichtung eines österreichischen Staatenbundes unter einem Kaiser aus dem Hause Habsburg.

Außer diesen „Fundamentalartikeln" entwarf Rieger eine Adresse an den Kaiser, in welcher der Ausgleich mit Ungarn anerkannt und die Bitte gestellt wurde, die „Fundamentalartikel", sowie die auf die Nationalität und die Wahlordnung bezüglichen Gesetzentwürfe einem dieser Wahlordnung gemäß zu wählenden Krönungslandtag schon jetzt zur Vereinbarung vorzulegen und die auf diesem Krönungslandtage erzielte Feststellung der staatsrechtlichen Verhältnisse Böhmens in einem Majestätsbriefe dem Volke zu verkünden und unter den Schutz des Krönungseides zu stellen.

Rieger hoffte im Vertrauen auf den Einfluß Hohenwart's, die Krone würde Adresse und Fundamentalartikel

annehmen und deren „weltgeschichtliche Bedeutung" zur Wahrheit machen. Aber in dem großen Ministerrathe vom 20. Oktober entschied sich die Krone, auf die Einwendungen Beust's und Andrassy's hin, gegen die in der Adresse des böhmischen Landtages ausgesprochenen Wünsche. Rieger antwortete auf diese Abweisung mit einem Memorandum, in welchem er erklärte, daß der Ausgleichsfaden nie wieder aufgenommen werden könne, wenn er jetzt abgerissen werde, und daß die czechische Nation zur früheren starren und bedingungslosen Opposition zurückkehren müsse. Aber die Entscheidung der Krone war definitiv.

Mit dem Scheitern der für die Czechen so aussichtsvollen Hohenwart'schen Ausgleichsaktion kehrte Rieger zu seiner früheren „starren und bedingungslosen Opposition" zurück. „Nedejme se" — „Ergeben wir uns nicht" war wieder seine und seines Volkes Parole.

6. Riegers Wiedereintritt in den Reichsrath.

Rieger war kein solcher Principienreiter, daß er aus lauter Principientreue die reale Welt vergessen und das praktisch Erreichbare aus dem Auge verloren hätte. Freilich dauerte es eine Reihe von Jahren, bis diese Einsicht bei Rieger sich derart befestigt hatte, daß sie seine Entschließungen entscheidend beeinflußte. Verschiedene Umstände und Ursachen mußten zusammenwirken, um dieses Resultat herbeizuführen und Rieger zum Aufgeben der „starren und bedingungslosen Opposition" zu bewegen.

Am 26. Oktober 1871 war Hohenwart, sein Freund, von der Leitung des Ministeriums zurückgetreten. Aber auch der Widerpart Hohenwart's, der Reichskanzler Beust, mußte einige Wochen später das Feld räumen. Die Kaltstellung Beust's aber weckte bei Rieger wieder neue Hoffnungen, die sich indessen nur zu bald als trügerisch erwiesen.

Es kam das verfassungstreue Ministerium Auersperg

dasselbe löste den böhmischen Landtag, der damals eine föderalistisch gesinnte Majorität hatte und sich beharrlich weigerte, den Reichsrath zu beschicken, kurzer Hand auf und ordnete Neuwahlen an, die gegen Rieger entschieden. Die Wahlcurie der Großgrundbesitzer wählte verfassungstreu, so daß nur 84 Mann zur Fahne Riegers standen, während seine Gegner ihm um 60 Mann überlegen waren. Das war eine empfindliche Niederlage. Rieger beantwortete sie damit, daß er nicht einmal zur ersten Sitzung des Landtages sich einfand und überhaupt während der ganzen sechsjährigen Legislaturperiode des neugewählten Landtages, von 1872 bis 1878, im Prager Parlament nicht zu sehen war. Erst als bei den nothwendig gewordenen Neuwahlen in der Großgrundbesitzer-Curie die Verfassungstreuen den Kürzeren gezogen hatten und die föderalistische Majorität wiederhergestellt war, trat Rieger auch wieder in den Landtag ein.

Diese sechs Jahre Passivitätspolitik waren, wie leicht zu denken ist, für einen Mann wie Rieger keine Jahre der Unthätigkeit. Er konnte sich aber um so weniger Ruhe gönnen, als es sich jetzt nicht blos darum handelte, die Schläge zu pariren, welche die deutsch-liberale Partei und die in ihrem Dienste stehende Regierung gegen das czechische Volk führte; es handelte sich um mehr, es handelte sich um die Erhaltung der Einheit des czechischen Volkes.

Schon seit Beginn der constitutionellen Aera in Oesterreich suchten sich in die politische Führung des czechischen Volkes Elemente einzudrängen, denen die Wege Riegers und seine Führung unsympathisch waren. Von dem Bewußtsein getragen, daß die czechische Nation ihr politisches Gewicht nur dann voll in die Wagschale werfen könne, wenn alle Stände und Schichten zu gemeinsamem Thun sich zusammenschlössen, suchte Rieger, wie wir schon gehört haben, mit dem conservativen Adel und der Geistlichkeit die freundschaftlichsten Beziehungen zu unterhalten. Die Folge war

natürlich, daß er in seinem ganzen politischen Verhalten sich eine gewisse Reserve auferlegen und jedem Conflikte mit dem in den genannten Ständen herrschenden conservativen Geiste ausweichen mußte. Das aber war den „freisinnigen" Gliedern der Volkspartei sehr gegen den Strich.

Diese „Freisinnigen" hatten in den geschickt redigirten und weit verbreiteten „Národní Listy" („Nationalblätter"), ihr publicistisches Organ und in dem Publicisten Karl Sladkowski, sowie in den beiden Brüdern Dr. Eduard und Dr. Julius Gregr gewandte und entschlossene Führer. Alle drei wurden gleich im Beginne des parlamentarischen Lebens von czechischen Wahlbezirken mit Mandaten betraut und bildeten in der Nationalpartei die „äußerste Linke", die Partei der „Jungczechen".

Diese Jungczechen gingen vielfach andere Wege als Rieger und seine „Altczechen". Schon 1863 hatten sie sich gegen das Verlassen des Wiener Reichsrathes ausgesprochen und legten eher ihre Mandate nieder, als daß sie sich dem Diktate Riegers gefügt hätten. Auch nach der Wahlreform des Jahres 1873, welche die Mitglieder des Reichsrathes von 203 auf 353 erhöhte und die Wahl derselben allgemein den Landtagen entzog und den Urwählern, beziehungsweise den vier Wahlcurien zuwies, verharrte Rieger bei seiner Abstinenzpolitik. Die Jungczechen dagegen drängten jetzt mehr denn je zum Eintritt in den Reichsrath; da sie aber mit ihrer Ansicht nicht durchzudringen vermochten, so verzichteten sie wiederum auf ihre Mandate und überließen den Altczechen das Feld und die Verantwortung.

Anders aber war das Verhalten der Jungczechen dem Landtage gegenüber. Während Rieger mit seinen Altczechen auch diesem Parlamente fern blieb, nahmen die Jungczechen hier ihre Sitze ein. Ihr Hauptsprecher, Dr. Eduard Gregr, meinte damals gar, das „böhmische Staatsrecht" sei „keine Pfeife Tabak werth" und es sei thöricht, um einer Idee willen die Prager Landstube ganz den Deutschen zu überlassen.

Auch die mährischen Czechen änderten nach 1873 ihre Taktik. Sie beschickten den Wiener Reichsrath; ja sie hielten dieses sogar für eine Gewissenspflicht, angesichts der Culturkampfsgelüste, welche sich damals der deutsch-liberalen Reichsrathsmajorität bemächtigt hatten. Das Vorgehen der czechischen Partei Mährens konnte auf Rieger nicht ohne Wirkung bleiben.

Uebrigens, weder das Drängen der Jungczechen, noch die geänderte Taktik der Mähren, noch auch die freiere Stellung infolge des Todes Palacky's (1876) allein hätten es vermocht, Rieger in das Wiener Centralparlament zu bringen, wäre er nicht selbst von der inneren Schwäche und Unhaltbarkeit seiner Abstinenzpolitik überzeugt gewesen. Was hätte sie auch seinem Volke weiter nützen sollen? Die Aufrichtung eines selbständigen Königreichs Böhmen konnte sie nicht erzwingen, die Februarverfassung, beziehungsweise die auf ihr aufgebaute Dezemberverfassung von 1867 konnte sie nicht stürzen, die Central-Gesetzgebungsmaschine konnte sie nicht zum Stillstande bringen und die Verbindlichkeit der von ihr producirten Gesetze konnte sie für das czechische Volk nicht illusorisch machen.

Dazu kam im Jahre 1879 ein Systemwechsel in den oberen Regionen. Durch ihre verfehlte Haltung in der bosnischen Occupationsfrage hatte sich die deutsch-liberale Partei des Wiener Parlaments nach obenhin stark compromittirt; sie war regierungsunfähig geworden. Der seitherige Statthalter von Tirol, Graf Eduard Taaffe, wurde an die Spitze der Regierung berufen. Sein Ministerium hatte ganz den Charakter eines Coalitionsministeriums, das, wie Taaffe am 5. Dezember 1879 in öffentlicher Reichsrathssitzung ausdrücklich betonte, nichts anderes wolle, als „eine Versöhnung und Vereinigung der verschiedenen nationalen Parteien herbeizuführen, die Nationalitäten Oesterreichs mit einander zu vereinigen. Bei diesem Streben wolle es nicht eine nationale Mehrheit, es wolle im Parlamente Oester-

seinen Sitz im Reichsrathe einzuneh
nachdem ihm vom Ministerpräsident
macht worden war, daß dem Rechtss
Abgeordneten in der kaiserlichen T
Anerkennung gewidmet werde. Da

Im Reichsrathe bildeten nun
Polen, den Südslaven und den T
sogenannten „eisernen Ring“. Auf
Regiment. Da das Obstruktionsfieber
war, so konnte Taaffe die 12 Jahr
bestand, ohne Fährnisse sich in seiner

Ueber die Thätigkeit Riegers
können wir füglich hinweggehen.
Thätigkeit des Ministeriums Taaffe
darum auf ein anderes Blatt der
Oesterreichs. Hervorgehoben sei nur
dienst Riegers um die Verbesserung
gesetzes vom 14. Mai 1868. Einige
Deutschconservativen durch ihren Ob
Liechtenstein die Forderung erh
Volksschulwesen auf confessioneller Ba

Gleichwohl fand er doch nicht den Muth, für eine rasche Erledigung des deutschconservativen Antrages entschlossen einzutreten. Er fürchtete einen Bruch in seiner Partei. Die zum Parteiverband gehörenden Jungczechen wollten von einer Confessionirung des Schulgesetzes absolut nichts wissen. Da sie aber innerhalb der Partei nur eine kleine Minorität bildeten und mit ihrem Widerspruche nicht durchdrangen, so brachten sie denselben in offener Reichsrathssitzung um so energischer zum Ausdruck. Damals hielt der wiederholt genannte Jungczeche Dr. Eduard Gregr gegen die confessionelle Schule eine wahre Brandrede, wie sie der leidenschaftlichste Culturkämpfer nicht zu Stande gebracht hätte. Der Schulantrag kam gar nicht zur Verhandlung.

7. Riegers Sturz und Testament.

Am 3. März, dem Tage des Hinscheidens Riegers, schrieb das Wiener „Vaterland" treffend:

„Es ist begreiflich, daß eine Nation, welche bereits dem Untergange geweiht schien, sich mit allen Cautelen gegen die Wiederkehr einer solchen Gefahr zu versehen trachtet. Zu diesen Cautelen aber gehört die Weckung und Kräftigung des nationalen Bewußtseins, gehört die materielle und geistige Hebung der Nation und gehört ihr Verbleiben in einem für sie günstigen Staatsverbande. In allen diesen Richtungen hat Dr. Rieger mit seltenem Eifer gewiesen, gerathen, angespornt und gewirkt. . . . . Da er an dem Gedanken hing, daß ein föderalistisches Oesterreich einerseits keine Schwächung unserer Monarchie weder im Inneren noch nach Außen bedeuten würde, und daß andererseits das böhmische Staatsrecht ein besonderes Bollwerk für die böhmische Nationalität und der günstigste Boden für culturelle Entfaltung des czechischen Volkes wäre, so stand die staatsrechtliche Frage sogleich neben der nationalen auf dem Lebensprogramm Dr. Riegers. Hierin hatte er jedoch eine weniger glückliche Hand."

In der „Weckung und Kräftigung des nationalen Bewußtseins" seines Volkes, wie in der Förderung und Hebung

und an den Arbeiten desselben thä
erinnern hier nur an die Gründ
versität und Technik in Prag, a
Reihe von communalen czechischen
schulen auf den Ausgabeetat der
Gründung neuer staatlicher Mitt
Unterrichtssprache. Aber alle diese E
von der höchsten Bedeutung für
czechischen Nation, sind erst in den
als reife Frucht Rieger in den Sch

Uebrigens hatte Rieger mit der
der centralistischen Staatsverfassung
danken an die Wiederherstellung d
keineswegs aufgegeben. Wiewohl e
daß der Wiener Reichsrath seiner
Autonomie der einzelnen Länder wen
stehe und mit einer gewissen inne
gesetzgeberischen Aufgaben des Sta
suche, so hegte er doch immer noch
sich im Reichsrathe und durch den
Maßnahmen zur Erweiterung und

zu seinem Volke wurde er ein österreichischer Patriot, und es war keine bloße Phrase, als er am 7. Dezember 1888 im Wiener Abgeordnetenhause erklärte: „Wir bleiben bei Oesterreich, ich glaube die Ueberzeugung aussprechen zu können, daß die Entwickelung unseres Volksstammes nur in Oesterreich möglich ist, und daher werden wir für Oesterreich mit allen unseren Kräften jederzeit und aufrichtig einstehen."

Wie Rieger überzeugt war, daß das czechische Volk nur im Verbande der habsburgischen Monarchie, und wenn es nicht anders sein kann, auch im Verbande mit einer centralistisch regierten Monarchie, seine Existenz erhalten und sichern könne, so war ihm auch klar, daß die Zugehörigkeit zu Oesterreich seinem Volke wenig nützen werde, solange dasselbe es nicht zu einer loyalen Auseinandersetzung und Verständigung mit den Deutschen gebracht hat. Höchst bezeichnend in dieser Beziehung sind die Aeußerungen, welche Rieger am 22. Oktober 1899 auf einer Vertrauensmännerversammlung der altczechischen Partei gethan hat.

„Meine aufrichtige Ueberzeugung ist es", so sagte er damals, „daß wir alle keine wichtigere Aufgabe haben, als daß wir uns, allerdings auf Grundlage des gleichen Rechtes, mit den Deutschen verständigen. Seit Jahrhunderten leben wir mit ihnen im gesetzlichen Besitze des gleichen Rechtes. Sie haben nicht wenig beigetragen zur Hebung unserer Länder und zu unserer Entwickelung, sie sind mit uns mit tausendfachen Familienbanden verbunden, ja wir können sagen, daß Wenige von uns behaupten können, sie wären rein czechischen oder rein deutschen Ursprunges. Das deutsche Element ist bei uns ungemein wichtig durch sein Vermögen und seine Bildung. Wir dürfen nie vergessen, daß die Deutschen durch ihre Cultur und ihr nationales Leben auf ein großes, heute fast an der Spitze der modernen Civilisation schreitendes mächtiges Volk sich stützen, und daß es deshalb das lebendigste Interesse für uns ist, uns mit ihnen zu verständigen. . . . . Ob es Jemandem gefällt oder nicht, wir müssen im Auge be-

halten, daß es unser eigenes Lebensinteresse ist, uns mit den Deutschen zu verständigen, und daß es keinem vernünftigen Czechen in den Sinn kommen kann, die Deutschen zu unterdrücken und ihr gutes Recht zu verkürzen, weil er, wenn er so vorgehen wollte, die Macht des großen Deutschland gegen sich aufbieten, unsere deutschen Landsleute geradezu in die Arme des wachsenden Borussophilismus treiben und für alle Zeiten auf den Frieden und das gleiche Recht im Lande verzichten würde." [1])

Was hier Rieger, am Abende seines vielbewegten Lebens als achtzigjähriger Greis, aussprach, das hatte er schon dreißig Jahre früher erkannt. 1870 schon trug er sich mit dem Gedanken, eine Verständigung zwischen den Czechen und den Deutschen Böhmens herbeizuführen. Die Zeit für das Gelingen einer Ausgleichsaktion war aber noch nicht gekommen.

Nach der Herbstsession des Reichsrathes von 1889 leitete Rieger mit den czechischen und deutschen Abgeordneten Böhmens von Neuem Verhandlungen über eine Verständigung ein. Am 4. Januar 1890 trat die Ausgleichsconferenz in Wien zusammen. Mit der Zumuthung, zuerst das böhmische Staatsrecht anzuerkennen, wurden dieses Mal die Deutschen verschont; diese trugen darum auch kein Bedenken, in die von Rieger dargereichte Friedenshand einzuschlagen. Es kamen die Wiener „Punktationen" zu Stande. Wären dieselben so durchgeführt worden, wie Rieger sie gedacht und zur Annahme empfohlen hatte, wahrlich, wir hätten heute Frieden in Böhmen; und nicht nur in Böhmen, sondern aller menschlichen Voraussicht nach auch im ganzen cisleithanischen Oesterreich. Denn die ganze Misère im österreichischen Parlamente, das bedenkliche Anwachsen des Radikalismus und dessen skandalöse Raufpolitik im öffentlichen Leben, die im Dienste des deutschen Radikalismus

1) Prager „Politik" vom 23. Oktober 1899.

stehende Los von Rom-Bewegung: mit all dem wäre es höchst wahrscheinlich nicht soweit gekommen, wenn die Punktationen durchgeführt worden wären. Wir wagen sogar noch einen Schritt weiter zu gehen und die Behauptung aufzustellen, daß das, was sich jetzt in Ungarn abspielt, gar nicht möglich geworden wäre, jedenfalls ohne Gefahr für den Bestand der Habsburgischen Monarchie bliebe, wenn Böhmen nicht um seine Punktationen gebracht worden wäre. Daß dieses geschehen ist, ist die alleinige Schuld der Partei der Jungczechen.

Das ganze politische Thun und Lassen Riegers in den 80er Jahren war den von hussitischem Geiste beseelten Jungczechen ein wahrer Stein des Anstoßes. Wiederholt versuchten sie, die czechischen Wählermassen der Rieger'schen Partei abwendig zu machen. Aber jedesmal erlitten sie eine Niederlage. Nun aber kamen die Punktationen. In denselben war unter Anderem die Theilung des Landesschulrathes und Landesculturrathes in eine deutsche und in eine czechische Sektion und die Abgrenzung der Kreis- und Gerichtsämter nach der Nationalität festgesetzt worden. Das vor allem war es, das den Jungczechen die erwünschte Handhabe bot, Rieger aus dem Sattel zu werfen. Sie erhoben gegen ihn die Anklage, daß er den Forderungen der Deutschen über Gebühr nachgegeben, daß er das jedem selbstbewußten Czechen so theuere böhmische Staatsrecht verleugnet und der von den Deutschen betriebenen Zerreißung des „untheilbaren" Königreiches Böhmen Vorschub geleistet habe. In der jungczechischen Presse wie auf den zahlreichen jungczechischen Versammlungen erklang das Lied von den „unheilvollen" Punktationen; die leicht entzündlichen und in nationalen Dingen über die Maßen empfindlichen czechischen Gemüther geriethen in immer größere Aufregung; und als einer der jungczechischen Führer, der Prager Advokat Dr. Waschaty, im böhmischen Landtage sich vermaß, Rieger das Wort „Verräther" ins Angesicht zu schleudern, da fand

dieses Wort in der ganzen czechischen Oeffentlichkeit ein unheimliches Echo. Alles Bemühen Riegers, sich zu vertheidigen, war umsonst. Die Folge war, daß er bei den nächsten Reichsraths- und Landtagswahlen mitsammt seiner ganzen Partei in der Versenkung verschwand. Seine Rolle als politischer Führer des czechischen Volkes war damit ausgespielt.

Die Katastrophe, welche Dr. Rieger von seinem eigenen Volke bereitet wurde, ist wirklich ein historisches Unicum. Alles, was das czechische Volk an Macht und Ansehen heute besitzt, das hat es im Großen und Ganzen doch nur Rieger zu verdanken. Er war ihm alles geworden: Lehrer, Erzieher, Führer, Vater; sein ganzes reiches Wissen und Können, sein ganzes Ich hatte er von Jugend auf in voller Selbstlosigkeit in den Dienst seines Volkes gestellt; und bei der Feier seines siebzigsten Geburtstages im Jahre 1888 hatte er auch von seinem Volke noch Beweise der Dankbarkeit und Anhänglichkeit empfangen, wie sie herzlicher nicht gedacht werden können. Zwei Jahre später jedoch beschuldigt dasselbe Volk Dr. Rieger des Verrathes an seinen nationalen Gütern und stieß ihn von sich! Wer hätte das für möglich gehalten?

Wenn Rieger einen Fehler begangen hat, so war es der, daß er die politische Reife und Charakterfestigkeit seines Volkes über- und dessen Wankelmüthigkeit und Empfindlichkeit unterschätzte. Die Wiener Punktationen bedeuteten keinen Verrath an den nationalen Gütern des czechischen Volkes. Heute wäre man in den besonnenen jungczechischen Kreisen herzlich froh, wenn die Rieger'schen Vereinbarungen voll und ganz zur Durchführung gekommen wären.

Nach seinem Sturze zog sich Rieger in die Einsamkeit zurück. Rache übte er nicht, dafür war er viel zu nobel; er ließ den Jungczechen freie Bahn, überzeugt, daß die

Ernüchterung nicht ausbleiben werde. Kaiser Franz Joseph wollte indessen Riegers schätzbare Kraft im Parlamente nicht ganz missen und berief ihn deshalb am 24. März 1897 in das österreichische Herrenhaus. Doch trat er hier nur selten auf. Zum letzten Mal sprach er am 6. März 1900 anläßlich der Debatte über die Antrittserklärung des Ministerpräsidenten Dr. von Körber, und erörterte dabei noch einmal die böhmische Frage und deren Lösung in voller Ausführlichkeit, als echter czechischer Patriot, ohne sich jedoch in irgendwelche Rekriminationen gegen seine Feinde und Gegner einzulassen.

An dieser Stelle sei auch erwähnt, daß Rieger im Anfange des Jahres 1891 eine Reise nach Rom machte, um hier von den schweren Heimsuchungen und Bitternissen, welche ihm sein irregeführtes Volk bereitet hatte, Linderung zu suchen. Begleitet war er von seiner edlen, treuen Gattin, der schon erwähnten Maria Palacky, die stets an allem, was ihr Mann im öffentlichen Leben that und litt, den innigsten Antheil genommen hat. Bei dieser Gelegenheit erschienen beide auch vor dem Vater der Christenheit, Papst Leo XIII., der sie überaus huldvoll aufnahm und mit Worten des Trostes ihre bekümmerten Herzen aufrichtete und erquickte. Frau Rieger sah indessen die Heimat nicht mehr. Sie starb am 29. März 1891 in fremdem Lande, ihre Leiche aber wurde nach Böhmen gebracht, um in vaterländischem Boden ihre letzte Ruhestätte zu finden.

Rieger überlebte seine edle Lebensgefährtin noch um fast zwölf Jahre. 85 Jahre zählte er schon, und noch immer bot er das Bild eines von Gesundheit und Kraft strotzenden Mannes, und Niemand glaubte, daß sein Tod so nahe bevorstehe. Dienstag den 3. März, Nachmittags nach 1 Uhr, gab er unerwartet infolge eines Herzschlages seine Seele in die Hände seines Schöpfers zurück, noch ehe er der letzten Gnadenmittel seiner Kirche theilhaft werden konnte. Vier

Tage später wurden seine sterblichen Ueberreste unter großer Feierlichkeit auf den Friedhof des Königlichen Wyschehrad bei Prag übertragen. Die ganze Nation gab ihm das Geleite; denn an der Bahre ihres großen Sohnes fand sich die czechische Nation wieder zusammen und suchte durch eine wahrhaft königliche Leichenfeier in etwas das Unrecht zu sühnen, das sie ihm am Abende seines Lebens zugefügt hatte.

Kaum war Riegers sterbliche Hülle dem Grabe übergeben, so erschien in den öffentlichen Blättern das Testament, mit welchem er nicht nur von seiner Familie, sondern auch von seinem Volke Abschied nahm. Dieses „Geleitswort" ist die Sprache eines Vaters an seine Kinder, eines Führers an sein Gefolge, eines Erziehers an seine Zöglinge, eines Patriarchen an seinen Stamm, eines Königs an sein Volk. Jahrelang war auch wirklich Rieger von der Autorität eines Vaters, eines Führers, eines Erziehers, eines Patriarchen, ja eines Königs umstrahlt; und wenn er auch gegen Ende seiner Laufbahn dieser Autorität beraubt wurde, so schmeichelte er sich doch mit der Hoffnung, er werde nach seinem Tode in diese Autorität wieder eingesetzt werden. Möge diese Hoffnung sich erfüllen!

LXIII.

Der Volksverein und der katholische Volkstheil Deutschlands.

In erfreulicher Weise ist der „Volksverein für das katholische Deutschland“ in den letzten Jahren (1901—02) um 24000 Mitglieder gestiegen und hielt dieses Wachstum, wenn Zeitungsberichte verläßlich sind, soweit an, daß der Verein jetzt etwa 300,000 Mitglieder erreicht haben wird. Er ist damit über die Gefahr des Versumpfens, die eine Zeitlang drohte, wie es scheint glücklich hinweg und das Wachsen der Mitgliederzahl bedeutet wohl auch ein Wachsen des socialen Verständnisses in den katholischen Massen. Der Zweck des Vereins, „eine von allen Kreisen der Bevölkerung getragene Socialreform herbeizuführen“, macht ein solches Wachstum des Volksvereins nach innen und außen allerdings noch sehr nothwendig, und nachfolgende Zeilen möchten einiges Weitere zur Orientirung über den Verein beitragen.

In Deutschland haben wir ca. 4½ Millionen katholische Wähler. Von diesen stimmen ca. 1⅔ Mill. für das Centrum und nur 300,000 sind Mitglieder seiner socialen Vertretung im Volk, des Volksvereins. Von den 300,000 bis zu den 1⅔ bezw. 4½ Millionen ist noch weit. Und insofern wäre dem Volksverein ein weiteres Wachstum im Interesse „einer von den 4½ Mill. Katholiken getragenen Socialreform“ zu wünschen.

Aber auch das Centrum hat ein großes Interesse am Wachsen des Vereins. Es hat in verschiedenen, sonst centrums-

freundlichen Wahlbezirken in Schlesien, z. B. Beuthen, Lublinitz, Kattowitz, in Westfalen im Bezirk Bielefeld, in Kulm Land und Stadt, Krefeld u. s. w. die Zahl der socialistischen Wähler zugenommen. Man wird nicht fehlgehen aus dem Grunde, weil der Socialismus sich als die einzige und alleinige Arbeiterpartei hinzustellen weiß. Wenn hier der Volksverein nicht ständig an der Arbeit wäre, darauf hinzuweisen, was das Centrum für die Bauern, Handwerker, Arbeiter ꝛc. gethan hat, die Zahl der socialistischen Stimmen würde sich [illegible] katholischen Kreisen um ein Beträchtliches mehren. Andererseits ist die Socialreform nur zu einem Theil Sache des Reichstages, bezw. der Centrumspartei. Das Volk muß mitthun. Was nützen die schönsten Gesetze, die das Centrum in schwerer Arbeit mitdurchsetzt, wenn die Betheiligten dabei nicht mitthun? Fast jeder Bericht z. B. von Gewerbeinspektoren klagt hierüber. Solange die Bauern nicht einmal den Preis der eigenen Waare wenigstens mitbestimmen können, solange die Börsen immer noch denselben großentheils diktiren, solange braucht es den Volksverein, der ihnen die Organisation predigt. Bis dahin ist es aber selbst in Deutschland und Oesterreich, in welchem (nach Philippowich) bereits 30 % der bäuerlichen Haushaltungen landwirthschaftlichen Vereinen angehören, immerhin noch weit. Solange noch 73 % aller Erwerbsthätigen nach der Reichsstatistik von 1895 in Arbeiterstellung leben und nur 27 % derselben selbständig sind; solange die Concentration der Betriebe bei vermehrtem Arbeiterpersonal zunimmt (1895 gegen 1882 : 5,4 % weniger Betriebe bei um 34,8 % gestiegener Arbeiterzahl, ferner Abnahme der Alleinbetriebe um 12,6 %), solange haben auch fernerhin die Handwerker Aufklärung und Förderung der Selbsthilfe nöthig. Consumsverminderungen und Maschinenbetrieb haben einen Theil des Handwerks überflüssig gemacht, theils wurde auch das Vollhandwerk in die Fabrik verlegt, theils ist es degradirt zum Theilhandwerk, Reparaturgewerbe, theils dient es als Gesellenhandwerk großem Betrieb. Obendrein nimmt die

Verkehrsfreiheit und -Leichtigkeit, auch der Mangel an Kapital und kaufmännischer Leitung dem Handwerk immer mehr Absatzgebiet weg, — braucht es hier keine Aufklärung, keinen Ansporn zu energischer Selbsthilfe, wie der Volksverein es als Aufgabe betreibt?

Die Grundfrage der socialen Reform: der Arbeit ihr gerechter Lohn, ist auch beim Fabrikarbeiter noch nicht gelöst. Denn „thatsächlich hat (auch nach Hitze: Die Arbeiterfrage, S. 7) das eherne Lohngesetz in weitem Umfang Geltung". Immer noch gibt es Kinder- und Frauenarbeit, Ueberstunden, Arbeitslosigkeit, eine Wohnfrage und Alkoholfrage, immer noch Heimstättenarbeit und kein Arbeiterschutz für sie, immer noch eine industrielle Reservearmee, immer noch Proletarier, d. h. Leute, welche einestheils von der Hand in den Mund leben, anderntheils selbst in diesem Erwerb jederzeit bedroht sind, geschweige denn, daß ihre wirthschaftliche Gleichstellung sich den oberen Klassen nennenswerth nähern würde. Da braucht es doch einen Volksverein, der energisch alle gerechten Mittel der Selbsthilfe predigt, zur Organisation vom schlichten Arbeiterverein an bis zur mächtigen Gewerkschaft auffordert. Und an der Gründung von 1000 und 10 000 solcher Vereine, der Gründung christlicher Gewerkschaften entschieden mitgewirkt zu haben, darf sich der Volksverein rühmen.

Er schult die Führer in Delegirtenconferenzen, socialen Kursen und Conferenzen, jeden Monat wandert die Praesides-Correspondenz „Sociale Praxis" u. dgl. ins Land, die Centralstelle besorgt das Rednermaterial und der Präses braucht nur „zu nehmen, zu lesen, ein wenig zu denken und zu reden". Die Bibliotheken der Vereine werden unterstützt, Volksbureaus errichtet, für aktuelle Themate gibt es „sociale Tagesfragen", das Mitglied erhält sein rothes Heft monatlich,[1]) und liest er dieses nicht, dann bieten die Flugblätter kurz und treffend die socialpolitische Belehrung.

1) Den Zeitungen mit ihren Hunderttausenden von Abonnenten geht wöchentlich die „Sociale Korrespondenz" zu.

In neuester Zeit behandelt der Verein auch apologetische Fragen.

Dem Bedürfniß und der Auffassung der Vereinsthätigkeit Vieler scheint allerdings diese Erweiterung zu entsprechen, schon auf Grund der ziemlich großen Anzahl religiöser Vorträge bei Vereinsversammlungen. Schreiber dieses hat einmal die Vereinsversammlungen in Württemberg pro 1901 zusammengestellt nebst Zahl und vor allem Gegenstand der dabei gehaltenen Vorträge. Aus 111 Orten waren in der Centrumspresse Württembergs 164 Versammlungen gemeldet worden mit 203 Vorträgen. Die Redner waren meist Geistliche, es hatten aber auch Aerzte, Rechtsanwälte, Auswärtige, Laienmitglieder gesprochen. Dem Gegenstand nach waren von den 203 Vorträgen nur ¼ d. h. 45 social, 52 politisch; zu bemerken ist dabei allerdings, daß die Grenze zwischen socialpolitischen und rein politischen oft schwer zu ziehen ist. Von der zweiten Hälfte waren 34 vorwiegend religiös, 27 geographische Reisebilder über Rom, hl. Land, — meist Wallfahrtsbilder —, auch China und die Buren, 24 geschichtliche, meist profangeschichtlich, einige patriotisch, einige medicinisch, 12 Gelegenheitsreden. Es sind das wohl nicht alle Versammlungen Württembergs,[1]) vermuthlich aber der größere Theil derselben gewesen und zeigt sich doch in der Auswahl die Auffassung der Vereine.

Uns möchte scheinen, daß dies, wie die Förderung der Volksbildungsbestrebungen, Einrichtung von öffentlichen Bibliotheken und Lesehallen, an und für sich Sache seines älteren Vetters, des Borromäusvereins, wäre.

II.

Die bis jetzt angeführten Gründe würden die Nothwendigkeit eines Volksvereins schon zur Genüge beweisen. Sie sind auch mannigfach schon besprochen worden. Eine

---

1) Namentlich werden wohl nicht alle Monatsversammlungen angeführt worden sein.

Thatsache jedoch scheint dem Schreiber dieser Zeilen vielfach übersehen zu werden, die aber einen Volksverein für das gesammte katholische Deutschland wünschenswerth erscheinen läßt, und das ist die vielfach mangelhafte Stellung der Katholiken Deutschlands im Wirthschaftsleben. Um nicht zuviel zu sagen, führen wir die Statistik der beruflichen Gliederung der Confessionen in Deutschland vom Jahre 1895 an.

Der Religionsbenennungen sind im Deutschen Reich überraschend viele. Die Reichsstatistik führt im Ganzen nicht weniger als 229 an. Merkwürdigerweise auch für die Katholiken ca. 30, außer den römischen Katholiken auch griechisch-, deutsch-, altkatholische u. s. w. Es handelt sich eben nur um die Statistik der Namen von Sekten, die sich gelegentlich katholisch nannten. In der Praxis, im Großen und Ganzen handelt es sich — abgesehen von den Israeliten — immer nur um (römische) Katholiken, Evangelische, diese allerdings als Sammelname einer Reihe von (101) Sekten, alle übrigen rangiren unter der Gruppe „andere Christen". Ihre Zahl ist so unbedeutend, noch mehr die der Confessionslosen, daß wir sie nach dem Vorgang der Reichsstatistik selbst, Bd. 111 S. 320 ff., für die wirthschaftliche Concurrenz füglich ignoriren können. Sie erreichen im Reichsdurchschnitt nie 1 % der Erwerbsthätigen.

Wirthschaftliche Concurrenten sind also: Evangelische, Katholische, Israeliten in über 99 %. Das Berufsschema umgrenzt die Positionen: 6 Berufsabtheilungen mit 25 Berufsgruppen, 207 Arten und 10,397 Benennungen, ein Beweis der entwickelten Arbeitstheilung, des frischen, vielgestaltigen und — erwerbssüchtigen Lebens. Die Berufsabtheilungen (A, B, C, D, E, F) sind Forst- und Landwirthschaft, Gewerbe, Handel, wechselnde Lohnarbeit, dienende Berufe, freie Berufe, solche ohne Beruf oder Berufsangabe. Diese Berufsabtheilungen umgrenzen den Kampfplatz. Als wenig beneidenswerthe Abtheilungen scheiden aus die „dienenden

Berufe", die wechselnde Lohnarbeit, ferner die Berufslosen. Unter letzteren sind allerdings auch Rentner, doch ist die Hauptzahl das gerade Gegentheil der Rentner — Bettler. Wir können also auch diese Gruppe (F) für unsern Zweck, die wirthschaftlichen Stellungen der Confessionen zu erforschen, bei Seite lassen. Des Kampfes werthe Stellungen sind nur A, B, C, E; aus den andern strebt man möglichst bald hinaus. Geographisch zerfällt das wirthschaftliche Gebiet in 14 Provinzen Preußens, 2 Bayerns und die 24 übrigen Bundesstaaten, zusammen 40 Berechnungsgebiete.

Noch nicht genug, auch die Berufsabtheilungen haben ihre Positionen: selbständige (a), mittlere (b), dienende (c), im Schema mit a, b, c bezeichnet. Um diese dreht sich der Kampf: „Wer gehört in die wirthschaftlich 1., 2., 3. Stellung?" Wie vertheilen sich diese Stellungen auf die Confessionen bezw. Religionen? Ist ein Einfluß der Confession bemerkbar? bezw.: Welche Confession begünstigt am meisten das wirthschaftliche Fortkommen ihrer Angehörigen? Wer sind die Führer, oder die Sieger im wirthschaftlichen Culturkampf, wer die Geschlagenen, die Abhängigen? Insofern gibt die Reichsstatistik mit ihrem Zahlenmaterial (Bd. 111, S. 318 ff., Bd. 106 mit 171 Folioseiten) gewissermaßen eine Uebersicht über das Vordringen und Zurückgehen der Confessionen auf den verschiedenen Berufsgebieten der vierzig Berechnungsgebiete Deutschlands. (Preußen 14, Bayern 2, übrige Bundesstaaten 24.)

Ein vollständiges Bild über alle Berufsarten, 207 an der Zahl, Provinz für Provinz, ist selbstverständlich an diesem Orte nicht möglich, das Material für die Einzelprovinzen für die je 207 Berufsarten innerhalb der Abtheilungen A, B, C, E füllt, wie oben bemerkt, 171 Folioseiten. Dagegen eine Uebersicht der Berufsabtheilungen im Ganzen, nach den Stellungen 1., 2., 3. Ranges geordnet, läßt sich für die 40 Einzelprovinzen auch hier geben.

Als Maßstab gilt uns die Zahl der Erwerbsthätigen

(Evangelische, Katholiken, Israeliten) in jeder Gruppe, nicht blos im allgemeinen Verhältniß der deutschen Erwerbsthätigen, gegliedert nach Plus und Minus der Selbständigen (a), Beamten (b), Arbeiter (c).

Welches ist nun das Resultat? Betheiligen sich 1) alle Confessionen in allen Gruppen des Erwerbslebens im Verhältniß der Gesammtzahl ihrer erwerbsthätigen Bevölkerung? Bei Evangelischen und Katholiken wohl; diese findet man in allen Berufsabtheilungen: Landwirthschaft, Gewerbe, Handel, freien Berufen, die Israeliten aber auffälligerweise in der Landwirthschaft äußerst schwach, im Gewerbe, namentlich im Handwerk, ebenfalls so eigenartig, daß wir die Israeliten selbständig behandeln müssen. Für Protestanten und Katholiken aber gilt, wenn man keine Rücksicht nimmt auf die Stellung, ob selbständig, mittlerer Dienst (Beamte), Dienende in Landwirthschaft, Gewerbe, Handel, freien Berufen, fast genau jedesmal das allgemeine Erwerbsverhältniß.

Von 100 Erwerbsthätigen[1]) jeder Berufsabtheilung sind

	Ev.	Kath.	Isr.
A. Landwirth.	56,72%=—6,55%	43,01%=+6,47%	0,04%=—0,97%
B. Industrie	64,54%=+2,43%	34,57%=—1,93%	0,55%=—0,46%
C. Handel	65,78%=+3,61%	28,21%=—8,33%	5,71%=+4,60%
E. öff. Dienst	66,54%=+4,37%	32,18%=—4,36%	1,03%=+0,02%
Durchschn. Sa.	62,17%	36,54%	1,01%

Anders aber wird es bald bei der Beantwortung der Frage: In welchen Stellungen, leitenden, mittleren, abhängigen befinden sich die Confessionen in den 40 Provinzen. Um die Stellung im Beruf dreht sich der Kampf. Die Religion hindert nicht etwa die Betheiligung, sei es der Katholiken oder Protestanten, sich jederlei der 207 Berufsarten mit den 10,397 Unterbenennungen hinzugeben. Diese Frage ist wenigstens für Evangelische wie Katholiken gelöst. Aber bildet sich am Ende in den Stellungen für die Confessionszugehörigen sei es Superiorität, sei es Inferiorität

1) Vergl. Reichsstatistik Bd. 111 S. 172.

wie folgt:

Von 100 Erwerbsthätigen[2]) der Be

	überhaupt	entfallen im einz. Land
	Stellung a)	Stellung a
Evang.	28,70	12,37
Kath.	28,54	15,87
Israel.	57,61	0,88
	Stellung b)	Stellung
Evang.	3,89	0,64
Kath.	2,09	0,31
Israel.	11,29	0,04
	Stellung c)	Stellung
Evang.	67,41	27,58
Kath.	69,37	34,13
Israel.	31,10	0,92

Man sieht, Evangelische
Reichsdurchschnitt, allerdings
gleichviel Selbständige (28,70
Angestellten (b) variiren etwas
Evangelischen um + 0,60%, bei
des Durchschnitts. Die Arbeiter
nähernd dem allgemeinen Durch

Untersucht man jedoch das Verhältniß in der socialen Gliederung in Landwirthschaft, Industrie und Handel als den hauptsächlichsten Gruppen des Erwerbs getrennt, so zeigt schon der Reichsdurchschnitt, daß die selbständigen Landwirthe katholischerseits um 1 Fünftel auch den Evangelischen überlegen sind. Das ist eine Thatsache, welche erklärt, warum sie unter den Selbständigen in Industrie (weniger im Handel) den Protestanten unterliegen.

Ganz auffällig aber ist die Abweichung bei den Juden, die mit fast drei Fünfteln — 57,61 % — der Klasse der Selbständigen angehören, mit 11,29 % den Angestellten und nur mit 31,10 (die Christen 67,77 %) den Arbeitern. So der Reichsdurchschnitt. Genauer wird das Bild bei der Uebersicht der Einzelprovinzen. Hier sind bei den Selbständigen der Landwirthschaft die Evangelischen in 35 Provinzen unter 40 procentuell stärker vertreten und zwar auf Kosten der Katholiken.

Bei den mittleren Stellungen, d. h. als Pächter, Erbpächter, Gutsverwalter, Inspektoren, Vögte, Buchhalter, Forstgehilfen u. dgl. sind die Evangelischen in Preußen und Bayern, drei Provinzen ausgenommen, ebenfalls überlegen, wiederum auf Kosten der Katholiken.

Unter den Arbeitern 2c. sind die Protestanten verhältnißmäßig weiter im Rückstand — ein Vorzug — denn in den niederen Stellungen ist jedes Weniger Mehr!

In den übrigen Bundesstaaten stellen sich Protestanten und Katholiken nahezu gleich, d. h. Verluste der einen Seite werden aufgewogen beiderseits durch Eroberungen andererseits.

Unter den landwirthschaftlichen Arbeitern finden wir in 19 Provinzen von 24 die Katholiken noch stärker als in Preußen überwiegen! Auffällig ist hier, wovon ausführlich später, die Stellung der Israeliten.

Gehen wir zur Abtheilung der Gewerbe über. Diese Abtheilung zählt nicht weniger als 163 Berufsarten, hat also an der Gliederung von 229 Arten den Hauptantheil.

Da sind Bergbau, Hütten und Salinen, Stein-, Spiegel-, Porcellan-, Metallverarbeitung, Maschinen, Instrumente, Leuchtstoffe, Textilwaaren, Papier, Holz und Leder, Nahrung, Bau- und Kunsthandwerke u. s. w., welche die Kräfte und Stoffe der Natur in der buntesten Art und Zahl verwenden.

Wie stellen sich hier die Confessionen?

In Preußen und Bayern sind die Protestanten in 3/4 der Provinzen den Katholiken sowohl unter den Selbständigen wie unter den „Beamten" der Gewerbe überlegen. Ingenieure, Chemiker, Betriebsinspektoren, Aufseher, Werkführer, Prokuristen, Buchhalter u. dgl. sind relativ zu häufig Protestanten. Aber beide Confessionen werden procentuell unter den Selbständigen wie Beamten von den Israeliten glänzend überholt. Die niedrigen (c) Stellungen der Gesellen, Lehrlinge, Arbeiter überlassen sie großmüthig den christlichen Confessionen, besonders auch hier. (In der „c Stellung" der Gewerbe bleiben sie in 15 unter 16 Provinzen hinter dem bevölkerungsmäßigen Procentsatz zurück; nur einmal gehen sie darüber hinaus.)

Aehnlich wie in Preußen ist das Bild der Confessionsgliederung in den übrigen Bundesstaaten für die Selbständigen, nicht aber die mittleren Beamten der Industrie.

Für letztere ändert sich das Bild, so zwar, daß die Protestanten in ihnen am weitesten relativ zurück sind. Die Katholiken bringen es in 12 Provinzen über ihren Procentsatz, die Protestanten bleiben 15 mal zurück. Beide werden freilich auch in den „übrigen Bundesstaaten" von den Israeliten ebenso glänzend wie in Preußen überholt. Ebenso lassen sie – consequent – auch hier die Christen Arbeiter sein. Und nun zu C, Handel und Verkehr, d. h. Geld- und Creditwesen, Bücher-, Musikalien-, Zeitungsverlag, Handelsvermittlung, Versicherungsgewerbe, Post und Eisenbahnen u. dgl.

Unter den 16 Provinzen Preußens und Bayerns sind hier in 15 (wie die Prot.) die Katholiken procentuell im Rückstand, in den übrigen Bundesstaaten aber nur in 12

von 24. Letztere Zahl beweist, daß es an sich wohl möglich wäre für Katholiken, auch in Handel und Verkehr eine achtenswerthe Stellung (a) sich zu verschaffen. Um so überraschender erscheint die Rückständigkeit in den preußischen Provinzen. Doch, wir thun den Katholiken hier Unrecht. Genau so rückständig sind, in Preußen sogar, die Protestanten auf dem Gebiet des Handels. Auch sie bleiben, bei 16 Provinzen, in 15 hinter dem Relativsatz ihrer Erwerbsthätigen zurück! Und in den andern Staaten bleiben sie sowohl unter den Beamten, wie unter den Selbständigen vielfach weit hinter den Katholiken zurück. Auch die Arbeiter, hier Verkäufer, Ladendiener, Kellner, Commis genannt, in etwas tieferer Stellung: Hausdiener, Packer und Kutscher, rekrutiren sich relativ vor allem nur aus den Protestanten.

Fassen wir die Resultate der Reichsstatistik zusammen, so ergibt sich für Preußen und die beiden Provinzen Bayerns einerseits:

1) In der Landwirthschaft sind die Protestanten in der Klasse der Selbständigen und Beamten 28mal procentuell voraus, viermal zurück, die Katholiken im selben Verhältniß umgekehrt, in der Arbeiterstellung überwiegen letztere relativ.

2) Im Gewerbe sind die Protestanten bei den Selbständigen und Beamten 20mal procentuell voraus, 8mal zurück, die Katholiken umgekehrt, auch unter den Arbeitern von B überwiegen relativ die letzteren. Beide Confessionen bleiben aber relativ hinter den Israeliten zurück.

3) In Handel und Verkehr Preußens sind Protestanten wie Katholiken gleich — zurück, unter den mittleren Beamten die letzteren mehr als die ersteren, unter den Arbeitern sind beide christliche Confessionen relativ annähernd gleich vertreten. Ueberhaupt sind die Arbeiter unter B und C in Preußen fast ausschließlich christlich, die Israeliten dominiren über beide Confessionen in a und b gänzlich, in c durch

fast vollständiges Fehlen des jüdischen Elementes (Hausiren ausgenommen!).

In den übrigen Bundesstaaten ist das Verhältniß der Confessionen theilweise ein anderes, speciell für die Katholiken theilweise günstiger.

Die Protestanten überwiegen in der Landwirthschaft 2c. 33 mal, bleiben 16 mal zurück, die Katholiken umgekehrt. Arbeiterstellung ungefähr wie in Preußen.

Die Katholiken überwiegen im Gewerbe 17 mal, bleiben 31 mal zurück, die Protestanten umgekehrt in a und b. Die Arbeiter sind relativ vorwiegend katholisch.

Beide Confessionen werden in Schatten gestellt durch die Israeliten in B.

In Handel und Verkehr der übrigen Bundesstaaten sind die Protestanten 38 mal zurück, 10 mal voraus, die Katholiken 22 mal voraus, 26 mal zurück, die Arbeiter sind christlich, vorwiegend relativ protestantisch. Die Christen werden in allen Provinzen, keine ausgenommen, von den Israeliten überholt, in der Stellung der Selbständigen, unter den Beamten sind die Israeliten allerdings in 12 Provinzen relativ zurück, stellen aber in allen 24 (übrigen) Staaten sehr wenige (weit unter dem Verhältniß) Arbeiter!

Angesichts dessen wird man zwar die Katholiken nicht einseitig rückständig heißen dürfen, im Gewerbe sowohl wie im Handel übertreffen sie in einem ansehnlichen Theil der Provinzen die Protestanten, unter den Arbeitern überwiegen die Katholiken fast genau in der Hälfte, d. h. etwas über ³/₆ der Staaten.

Einen socialpolitischen katholischen Volksverein können wir nach dem Gesagten schlechtweg nicht entbehren. Die Uebersicht über das wirthschaftliche Kampfbild hat wohl bewiesen, daß die Religion den Ausschlag im Kampf um die wirthschaftlichen Stellungen nicht gibt. Das beweist treffend die Ueberlegenheit der Israeliten. „Als feststehende Thatsache muß hingenommen werden, daß die zahlenmäßig winzige

Schicht der anthropologisch und religiös sich vom Gesammtvolk abscheidenden, meist in den größeren Orten (Bildungssitzen) wohnenden Israeliten sowohl wirthschaftlich als social weitaus die hervorragendste ist, daß sie ohne weiteres als eine finanzielle Aristokratie innerhalb der Volksmasse bezeichnet werden muß." (Heft 3, 271 des Ergänzungsbd. zu den Württem. Jahrb. f. Statistik.) Der Kommentator hält es für „lächerlich", „aus dieser Thatsache ohne weiteres auf ein culturelles, geistiges oder gar moralisches oder religiöses Uebergewicht derselben zu schließen".

So findet es auch Dr. M. Offenbacher in der Untersuchung über Confession und sociale Gliederung Badens zur Erklärung der Differenzirungen der Confessionen „in nennenswerthem Maße nicht nöthig" (l. c. S. 2), „innere Qualitäten der Confessionsgemeinschaften heranzuziehen". Verschiedenartiges Territorium, die Gesetzgebung, „welche Handel und Verkehr überhaupt, im Gegensatz zu den unmittelbar produktiven Landwirthschaft und Gewerbe begünstigt", die neuzeitliche Städtebildung, Landflucht im Anschluß an die schlechte Lage der Landwirthschaft überhaupt, die Concentration der Vermögen, verschiedenartige Bevölkerungsvermehrung u. dgl. entscheidet in den Einzelprovinzen über die sociale Gliederung. Wenn aber die Katholiken hiebei mannigfach zu kurz gekommen sind, so ist es ein wahres Glück, daß es einen Volksverein gibt, der unermüdlich an der socialen Hebung des „katholischen Deutschland" arbeitet.

Die Expansion de

Der Russe Novicow ste
den Franzosen eine gar glä
Aussicht. Er bringt viel Richt
Folgerungen, läßt Ende di
Franzosen zählen, dazu 200
Nun gibt es aber über 2
Basken, welche schon mehrere J
aber noch nicht französisch sp
ist bedeutend stärker als dieje
und Schutzländer zählen höc
Der größte, in Afrika beleg
günstig. Selbst in Algier g
alle, welche sich seit 1830 d
gehabt, würde das Land, stat
bis 1'500,000 Europäer zähle
ist es eher noch schlimmer, d
und Soldaten kommen krank
so bald nichts zu hoffen. In
bischof bei dem Empfang L

in einem andern Jahre durch eine ungewöhnliche Minderung der Sterbefälle. Einige Jahre überragten die Sterbefälle. Was soll es auch bedeuten, wenn bei 39 Millionen Einwohnern der Geburtenüberschuß 30–60 000 beträgt, sich selten darüber erhebt. In Deutschland hat es wenig zu sagen, wenn in einem Jahre der Ueberschuß um einige Zehntausende geringer ist, da er seit Jahrzehnten fortwährend im Steigen ist, jetzt 850,000 beträgt gegen 400,000 vor 20 Jahren. Oesterreich, Italien, Belgien, England weisen alle ähnlich günstige Geburtenziffern auf. Da wird es jedenfalls noch lange, lange dauern, bis die natürliche Mehrung namhaft geringer werden wird.

Für Frankreich ist die Hebung der Geburtenziffern für absehbare Zeiten so gut wie ausgeschlossen. Das Aufhören der natürlichen Mehrung ist durch die Wirkungen der Gesetzgebung herbeigeführt, zu denen auch die Minderung der Ehen gehört. An dieser Gesetzgebung aber halten alle Franzosen, als an dem theuersten Erbgut ihrer Väter, als an der größten Errungenschaft ihrer glorreichen Revolution fest. Sie ist ihr Nationalheiligtum. Selbst die Katholiken sind so sehr von derselben eingenommen, daß sie nie Hand an dieselbe legen werden — selbst gegen die bessere Erkenntniß —, schon um nicht als Feinde alles Fortschrittes, als Verräther an der nationalen Sache verketzert, verfehmt zu werden. Selbst wenn diese revolutionäre, auf dem reinen Ichtum, bodenlosen Traumschlössern und rücksichtsloser Selbstsucht beruhende Gesetzgebung abgeschafft würde, könnte es nicht so bald anders werden. Die jetzigen Zustände sind durch die hundertjährige Wirkung besagter Gesetze und Einrichtungen geschaffen, herbeigeführt. Sie haben sich nicht blos tief eingelebt, sondern auch auf Herz und Sinn gewirkt. Die Franzosen beurtheilen Alles von den entsprechenden Gesichtspunkten aus, die ihren Verstand beherrschen. Ihre socialen und politischen Anschauungen und Grundsätze, ihre gesammte Weltanschauung bewegen sich in den durch die revolutionäre Gesetzgebung, den Code Napoléon, vorgezeichneten Bahnen. Deshalb wird nicht in einigen Jahren, selbst Jahrzehnten abgebrochen sein, was in einem Jahrhundert aufgebaut worden. Es wird daher lange dauern, bis, selbst nach Abschaffung oder

Umwandlung der jetzigen Gesetze und Einrichtungen, wiederum eine ausgiebige natürliche Mehrung der Bevölkerung eintritt.

Nur in Canada, wo sie geschlossen beisammen leben, ihre alten Gesetze und Ueberlieferungen beibehalten, bethätigen die Franzosen volle Lebenskraft und mehren sich stärker als die Engländer, ja übertreffen diese vielfach im geistigen und wirthschaftlichen Leben. In den Vereinigten Staaten sind dagegen, nach den Aufstellungen eines französischen Canadiers, wohl eine Million Franzosen und Canadier verenglischt, im Yankeetum aufgegangen, nur einige Gruppen (Akadien u. s. w.) widerstehen noch. In Louisiana hatten die Franzosen bis vor fünfzig, sechzig Jahren feste Stellungen behauptet. Seit Jahrzehnten aber klagen vorliegende dortige französische Zeitschriften über den Rückgang der französischen Sprache und Bevölkerung[1], die steigende Verluste erleiden. Alle Berichte bestätigen, daß die französische Bevölkerung in den Vereinigten Staaten gar zu sehr der religiösen Gleichgiltigkeit verfallen ist, hierin gegen die deutschen Katholiken weit zurücksteht, welche wie in Deutschland sich einigen, um ihre Rechte, ihre Sache zu vertheidigen. Die deutschen Katholiken haben dort die ihnen so feindseligen irischen und englischen Katholiken an sich gezogen, um mit ihnen gegen die vom Erzbischof Ireland betriebene sogenannte Amerikanisirung der Kirche zu kämpfen. Der päpstliche Stuhl hatte dadurch den nöthigen Rückhalt, um die drohende Gefahr abzuwenden. Der Erzbischof ist aus einem Saulus ein Paulus geworden. Die Katholiken haben in ihren Pfarrschulen 500- bis 600,000 Kinder, wovon manche, deren Großeltern schon in Amerika geboren sind. Die deutschen Familien suchen ihre Kinder untereinander zu verheirathen, um ihnen mit der Sprache auch den katholischen Glauben zu erhalten. Die deutsche Sprache wird sich daher trotz vieler Verluste noch lange erhalten, wie übrigens das Beispiel von New-York, Chicago, Milwaukee und anderen Städten, wie auch Pennsylvaniens und mehrerer anderer von Deutschen besiedelten Striche beweisen. Die Deutschen haben sich ganzer Gewerbezweige bemächtigt, Gesang, Musik, Bücher, auch die bildende Kunst gehören ihnen vielfach.

Mitglieder einer den Missionen obliegenden Gemeinschaft, welche jetzt auch vertrieben wurde, erzählten mir vor einiger

Jahren, sie hätten ihre Stationen in einem mittelamerikanischen Staat aufgeben müssen. Warum dies? — Wir fanden keine Deutschen dort. — Wie so? — Mit den Franzosen ist nichts anzufangen, sie sind alle zu gleichgiltig. Wo aber sich Deutsche finden, haben wir sogleich einen kleinen Stamm, einen festen Kern, um den sich dann eine Gemeinde sammelt. Deshalb pflegen wir auch die deutsche Sprache sehr in unserer Gemeinschaft.

In Brasilien, Argentinien, Chile und sonst in Südamerika werden die Deutschen sofort zu guten Bürgern ihres neuen Vaterlandes, behalten aber deutsche Sprache und Ueberlieferungen bei. In Südbrasilien gibt es weite, ganz deutsche Gemeinden und Städte. Die meisten Deutschredenden sind Eingeborene. In allen Seehäfen Südamerikas gibt es bedeutende deutsche Gruppen, deren dem kaufmännischen und Gewerbestande angehörige Mitglieder, schon wegen des Verkehrs mit Deutschland, die Muttersprache sorgsam beibehalten. Deutsche Ordensleute (Jesuiten, Benediktiner, Kapuziner, Steyler Missionäre und auch Schwestern) haben dort niedere und höhere Schulen, welche natürlich die deutsche Sprache eifrig pflegen.

Seit einigen Jahrzehnten beträgt die Auswanderung in Frankreich 15—30 000 Seelen jährlich, gegen 4—6000 von 1870. In Argentinien und Uruguay leben 300,000 Franzosen, eher mehr, sie übertreffen die Deutschen an Zahl. Aber es sind meist Basken und Südfranzosen, Provenzalen, welche nur wenig Französisch sprechen, wegen Abneigung gegen den Wehrdienst ihr Vaterland aufgegeben haben, sich verhältnißmäßig leicht mit den Eingeborenen, Spaniern, verständigen und verschmelzen. Besondere Stützen, Verbreiter französischer Sprache, Gesittung und Einflusses sind sie gerade nicht. Ein mir vorliegender amtlicher Ausweis besagt, daß in Buenos-Ayres auffallend viele Ehen zwischen Deutschen und Franzosen geschlossen werden. Diese Franzosen dürften vielfach Elsaß-Lothringer sein, welche in Amerika sich überall den Deutschen anschließen.

Was Herr Novicow über die Bedeutung von Paris und der französischen Sprache für die gebildete Welt sagt, kann unbesehen unterschrieben werden. Er kennt und bewundert Paris ungemein, sagt aber kein Wort von der Frage, welche seit

mindestens zwei Jahrzehnten diese bewunderte Stadt und überhaupt die gebildete Welt Frankreichs sehr beschäftigt: nämlich das Zurückweichen der französischen Sprache vor der deutschen im Auslande. Seit 20 Jahren besteht ein eigener Verein, Alliance française, um die Ausbreitung der französischen Sprache im Ausland und den Siedelländern zu fördern. Der Verein sammelt Geld, um französische Schulen, Büchereien u. s. w. im Ausland zu unterhalten. Er hat auch Ferienkurse in Paris eingerichtet, die jährlich von etwa 400 Ausländern, meist Lehrern, besucht werden, um sich im Französischen zu vervollkommnen. Gleichzeitig werden Anstrengungen gemacht, um wiederum mehr ausländische Studenten für die französischen Hochschulen zu gewinnen. Es wurden Verbindungen in England und Nordamerika angeknüpft. Professoren reisten hin. Auf einer solchen Werbereise hielt Brunetière entsprechende Vorträge in verschiedenen Städten der Vereinigten Staaten. Ob viele Studenten aus England und Nordamerika seither gekommen, ist nicht bekannt geworden. Doch hört man nicht mehr so viel klagen, daß die Studenten die deutschen Hochschulen vorziehen, wie sich übrigens auch die französischen Studenten gemehrt haben.

Die Klagen über das Zurückweichen der französischen Sprache sind indes nicht verstummt. Die Blätter bringen genaue Angaben über die einzelnen Schulen Englands, in welchen deutscher Sprachunterricht eingeführt, der französische abgeschafft oder eingeschränkt wurde. Aehnlich ist es in Nordamerika und Holland. In Frankreich selbst hat die deutsche Sprache schon längst weitaus den Vorrang über alle fremden Sprachen errungen. Nach genauen Ausweisen lernt in den höheren Schulen meist kaum ein Fünftel der Schüler, selbst oft noch viel weniger, Englisch, alle andern Deutsch. Auch in den Seestädten, wo doch der Hauptverkehr nach England und Nordamerika geht, ist es kaum anders. Sogar in der Handelshochschule zu Paris behauptet das Deutsche mit 86 Lernenden gegen 80 Englischlernende die Oberhand. In den anderen Fachschulen herrscht das Deutsche meist ausschließlich. Die Gelehrten, Professoren, seien sie nun Philosophen, Philologen, Naturwissenschaftler, Juristen, Historiker oder Mathematiker, verstehen alle deutsch, oft sehr gut, aber selten englisch. Auf dem internationalen

Geographentag vor einigen Jahren in Berlin hielten mehrere Franzosen deutsche Reden, fast alle Franzosen konnten sich an den deutschen Berathungen, Unterhaltungen betheiligen. Auch in Spanien und Portugal wird viel mehr deutsch gelernt als früher, wie ich mich durch persönliche Erfahrungen überzeugen konnte. Die deutsche Sprache ist, trotz des großen Machtbereiches des Französischen, in literarischer und wissenschaftlicher Hinsicht die Nebenbuhlerin des Französischen, daher unentbehrlich in vielen Fächern und Fällen. Auf den wissenschaftlichen Congressen, die während der 1900er Ausstellung in Paris stattfanden, war Deutsch neben dem Französischen die gebräuchlichste Sprache; die darin gehaltenen Vorträge brauchten gewöhnlich nicht erst übersetzt zu werden.

Aber auch in geschäftlicher Hinsicht ist das Deutsche wichtig. In der Automobilschule zu Paris wird „gewerbliches Deutsch“, aber nicht Englisch gelehrt. In allen namhaften Handelsplätzen der Welt sind auch Deutsche ansässig, sofern überhaupt Europäer sich dort finden. Vor 2 Jahren ließen zwei Pariser Blätter durch ihre Mitarbeiter Reisen um die Welt machen. Bis Moskau fanden dieselben Personen, mit denen sie französisch reden konnten. Auf der 20tägigen Bahnfahrt durch Sibirien fand der eine, außer einem Landsmann, nur einen höheren Offizier, der Französisch verstand, überall aber Deutschredende. In Nordamerika, von San Francisco bis New-York, hörte er überall auch deutsch reden.

Die russischen Seeoffiziere, welche vor Jahren bei dem Flottenbesuch in Paris so ausnehmend gefeiert wurden, verstanden deutsch — wie ich mich selbst überzeugt habe —, aber nicht französisch; selbst ihr Führer, Admiral Avellan, befand sich in diesem Fall. Daß in gewissen russischen Fachschulen (z. B. Marine-Akademie) einzelne Wissenschaften, z. B. höhere Mathematik, deutsch vorgetragen werden, ist Thatsache. Die Aerzte der skandinavischen Länder bilden einen wissenschaftlichen Verein, dessen Sprache und Zeitschrift deutsch sind.

Doch, das sind Nebensachen. Die große Ueberlegenheit der französischen Sprache besteht darin, daß sie seit drei Jahrhunderten für gesellschaftliches Leben, Bühne und Dichtung

ausgebildet wurde, deßhalb stets Nachdruck auf Wohllaut, Bündigkeit und Klarheit gelegt wurde. In Deutschland aber fehlte ein maßgebender Mittelpunkt für die Ausbildung und Verfeinerung, Veredelung der Sprache, des gesellschaftlichen Umganges und der besseren Lebensart. Seit dem westfälischen Frieden — der uns u. A. auch das Französische als diplomatische Sprache auferlegte — sprachen die vielen deutschen, meist protestantischen Höfe französisch und äfften den Versailler Hof nach, jedoch indem sie alles vergröberten, klobiger wiederholten, verzerrten. Sie haben daher eher zu allem Anderen, als zur Verfeinerung, Veredelung und Bereicherung deutscher Sprache und deutscher Lebensweise beigetragen. Deutsche Kunst und Literatur waren durch die Kirchenspaltung und die daraus erwachsenen entsetzlichen Kriege verwildert und verkommen, und fingen erst mit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts an wiederaufzuleben. Die Höfe pflegten nur ausländisches Wesen, besonders französische Literatur und Kunst. Welch rohes, wüstes Leben an verschiedenen kleinen Höfen herrschte, bezeugen mehrere Zeitgenossen (Hans von Schweinichen u. s. w.), die dasselbe mitgemacht. Heute ist es ja wohl besser geworden, aber Niemand wird behaupten wollen, daß die Höfe und die amtlichen Kreise zur Verbesserung und Ausbildung unserer Sprache sonderlich beigetragen oder mit gutem Beispiel vorausleuchten.

Die Pflege der deutschen Sprache blieb den Gelehrten überlassen, auch seit dem Wiedererwachen des deutschen Geistes im 18. Jahrhundert bis heute, das Deutsche ist vorwiegend eine Gelehrten-, eine Schreibsprache geworden. Nicht das Gehör, sondern die Schrift ist in den führenden Kreisen maßgebend. So auch gegenwärtig bei dem Eifer, die Fremdworte durch geeignete deutsche Ausdrücke zu ersetzen. Was wird da nicht an ungeheuerlichen Wortklitterungen verübt? Unsere maßgebenden Sprachgelehrten scheinen keinen Sinn für Wohlklang, Vereinfachung und Schönheit zu haben und zu übersehen, daß der Tonfall den Wohllaut und damit die Sprachlichkeit, leichte Aussprache bedingt. Was soll z. B. das amtlich eingeführte Wort Wohnungsgeldzuschuß? Fünf gleichwerthe Silben, drei Stamm- und zwei Nebensilben; man bleibt im Unklaren, ob das Hauptwort (Geld) in der Mitte zu dem ersten oder dem

letzten Hauptwort gehört. Aus verschiedenen Erklärungen ist zu entnehmen, daß dieses Wortungeheuer ungefähr dasselbe bedeutet, wie das zweisilbige Wohngeld. Dieses war den Staatsgelehrten offenbar zu einfach. Hat nicht das Englische, welches doch nicht an das Deutsche heranreicht, eine große Verbreitung gefunden, dank seiner einfachen, kurzen, deßhalb treffenden Ausdrücke und seiner so einfachen Sprachlehre! Ohne große Mühe lassen sich, bei einigem Nachdenken und Prüfen, die Fremdwörter durch Ausdrücke ersetzen, die oft noch treffender, dabei ebenso bündig sind. Hinterlegungsschein wird nie Dépotschein ersetzen, in den Volksmund übergehen; warum nicht einfach Legschein, welches genau den Begriff wiedergibt, für Jedermann verständlich ist. Ebenso Neuschein für Talon, welches man amtlich mit Erneuerungsschein verdeutschen will. Sind Rettanker, Heizanlage nicht besser, wohlklingender als Rettungsanker, Heizungsanlage? Bei Zusammensetzungen sind möglichst die Vor- und Nachsilben fallen zu lassen, zu vermeiden. Gerade zwei Stammsilben nebeneinander umschreiben den Begriff am besten, sind am deutlichsten. Sehr gut sind Wörter mit einer kurzen Nachsilbe in der Mitte: Vaterland, Ackergut; oder mit einer ebensolchen Nachsilbe am Ende, z. B. Wettfahrer, Schiffbauer, Buchdrucker. Die alten zusammengesetzten Wörter sind fast durchweg derartig gebildet, zählen meist nur zwei oder drei Silben.

Was uns stets gefehlt hat, sind gebildete Kreise, in denen die Kunst der schönen Rede — l'art de bien dire — gepflegt, auf Wohllaut, Klarheit, gute Satzbildung und Einfachheit Gewicht gelegt wird. Aus solchen Kreisen ist die französische Akademie hervorgegangen, welche die Pflege, Ausbildung und Reinhaltung der Sprache zur Aufgabe hat. Sie besteht deßhalb auch aus tüchtigen Schriftstellern, Dichtern, Fachmännern und Gelehrten, nicht aus Schulfuchsern, sondern aus Männern, die inmitten des geistigen Lebens ihres Volkes stehen und wirken. Die Akademie hat auch stets einen sittigenden, veredelnden Einfluß auf ihre eigenen Mitglieder geübt. Oft genug ist gesagt worden: „Sobald ein bedeutender Schriftsteller in die Akademie aufgenommen ist, leistet er nichts mehr, ist er todt“. Manche Schriftsteller haben nämlich oft Un-

tugenden vor der Thüre gelassen, als sie in die berühmte Gesellschaft eingingen. Sie legten Auswüchse, Gemeinheiten, Ungebührlichkeiten, unsittliche Strebungen ab, minderten dieselben, obgleich sie zu ihren Erfolgen mitgeholfen. Schon die bei der Aufnahme, auf den Vorgänger im selben Sessel zu haltende Rede, dann die Reden bei der Vertheilung der Tugend- und wissenschaftlichen Preise, bedingen nicht bloß eine gewählte Sprache, sondern auch ebensolche Gedanken, eine Erhebung über das Gewöhnliche, einen Flug nach der höheren geistig-sittlichen Welt. Es ist eine hohe Aufgabe, die Tugenden und Verdienste bescheidener, geringer Leute zu preisen und in das rechte Licht zu stellen, überhaupt der christlichen Tugend Anerkennung zu zollen.

Schriftsteller, Dichter, Erzähler, Fachmänner, auch Tagesschriftsteller vermögen mehr für Fortschritt, Ausbildung und Veredelung der Sprache als zünftige Sprachlehrer. Sie stehen im Leben, inmitten des Volkes, haben es mit Thatsachen, Geschehnissen, Geschichte, Erfordernissen der Gesellschaft, der schaffenden Thätigkeit zu thun. Sie müssen fortschreiten, weil eben Alles fortschreitet, sich weiter entwickelt, vervollkommnet. Sie müssen neuen Gedanken Ausdruck verschaffen, neue Worte und Wendungen prägen, ihren Stil fortwährend erneuern, mannigfaltiger, umfassender gestalten. Man vergleiche nur einmal das heute Geschriebene mit dem, das vor einem Viertel- oder gar einem halben Jahrhundert geschrieben wurde. Die damaligen Ausdrücke reichen heute nicht mehr aus, neue Bilder sind entstanden, der Stil ist vielfach — freilich manchmal auch in Schlechterm — ein anderer geworden. Einhalten aller Regeln ist da nicht immer möglich. Gewiß, Regeln, Grundgesetze sind nothwendig; aber sie dürfen nicht zu sehr ins Einzelne gehen, zu scharf und starr sein. Es gibt einen Geist, einen innern Gehalt der Sprache, welcher vorwalten muß, sich nicht in Banden schlagen läßt. Oberste Gesetze jeder Sprache bleiben aber immer Wohllaut, Klarheit, Einfachheit, Schärfe des Ausdruckes. Hiegegen verstoßen gar viele Wortbildungen, besonders aber der verwickelte Satzbau, der langathmige Stil, welcher verhindert, Vorgelesenes zu verstehen. Die wissenschaftlichen Werke der Franzosen sind meist auch zugleich literarisch untadelhaft.

oft Muster guten Stiles, klar und verständlich Unsere katholische Kirchensprache und Theologie zeichnen sich durch Bestimmtheit und Klarheit der Worte und Begriffe, durch eine Menge vorzüglicher, meist schon vor vielen Jahrhunderten geschaffener Ausdrücke und durch guten Satzbau aus. Die katholische Kirche hat klare, bestimmte Begriffe in all ihren Lehren, konnte daher nur eine entsprechende Sprache schaffen. Wir haben deßhalb großen Schaden dadurch erlitten, daß die Kirche nicht mehr allein bestimmend auf die Sprache wirken kann.

Der Kampf gegen die deutsche Sprache seitens der Slaven und Magyaren hat seine besonderen Ursachen und Gründe Alle Länder des Hauses Habsburg erhielten hauptsächlich durch Deutsche das Christentum, Gesittung, Gewerbe, Kunst und und Wissenschaft, sogar auch ihre politische Gestaltung. Die Deutschen sind übrigens in all diesen Ländern unzweifelhaft ebenso altansässig als die Slaven, waren vor den Magyaren dort heimisch. Die deutsche Sprache wurde das nothwendige Band für alle diese Völker, welche keine gemeinsame Sprache besitzen. Das Deutsche verband sie auch mit dem übrigen Abendlande, vermittelte ihnen die Schätze der alten und neuen Literatur, gewährte ihnen die Mittel der Bildung und des Fortschrittes. Die deutsche Sprache war deßhalb eine Wohlthat für diese meist kleinen Völkerschaften ohne Zusammenhang Deutsche stellten die weltliche wie die kirchliche Ordnung auf (das magdeburgische Stadtrecht in Polen, die Comitate in Ungarn). Die ersten Bischöfe, Priester und Mönche waren Deutsche und sie stellten noch Jahrhunderte lang Nachschub aus Deutschland. Die deutsche Sprache und Kirche waren das doppelte Band, welches diese Länder zusammenhielt und mit den Habsburgern vereinigte. Ohne die römisch-deutschen Kaiser, ohne die deutschen Vorländer der Habsburger, wäre es um Ungarn geschehen gewesen. Es vermochte den Türken nicht zu widerstehen, wurde anderthalb Jahrhunderte von ihnen beherrscht und mißhandelt, nur durch deutsche Waffen von ihrem Joche befreit. Das Band müßte um so fester sein, wenn Dankbarkeit eine politische Tugend der Völker wäre. Oesterreich schwächte, zertheilte selbst das eine dieser Bänder, indem es die Kirche durch den Josephinismus und dann durch die sogen. interconfessionellen Gesetze

lahmlegte, ihre Wirksamkeit unterband. Durch den Josephinismus und besagte Gesetze wurde die ohnedies nicht sehr beliebte, hauptsächlich der deutschen Sprache sich bedienende Bureaukratie verhaßt. Durch die Bureaukratie und das von ihr gehandhabte Unterrichtswesen wurde der kirchenfeindliche Liberalismus eingepflanzt und großgezogen, hauptsächlich unter Deutschen und Deutschredenden, dadurch wurden die anderssprachigen Völkerschaften abgewandt, welche der Kirche und ihren Lehren treuer geblieben. Das in ganz Europa angefachte Nationalitätenfieber fand daher den Boden wohlvorbereitet, mußte überall eindringen, sich bemerklich machen. In ihrer Kurzsichtigkeit sahen die Nationalitäten nicht ein, daß sie in ihrem eigenen Fleische wühlen, wenn sie die deutschen Mitbürger und deren Sprache bekämpfen. Dank diesem Hader ist es dahin gekommen, daß jetzt die drei Millionen calvinische Magyaren den ganzen Kaiserstaat in Schach halten, in eine Krisis, in einen Umschwung hineintreiben. Sie bedenken nicht, daß diese zu ihrem Unheil ausschlagen, zu ihrer Niederlage führen muß, wenn anders Ungarn und das es beschützende Oesterreich fortbestehen sollen.

Angesichts der Stellung, welche die deutsche Sprache in der Welt, in dem geistigen, sittlichen, wirthschaftlichen und politischen Leben der Völker einnimmt, ist der Krieg der Magyaren und Slaven gegen die deutsche Sprache eine Versündigung an der eigenen Sache. Sie schließen sich dadurch geflissentlich gegen das übrige Abendland ab und entsagen dessen Gemeinschaft. Sie bereiten ihre Unterjochung und eventuelle Verschlingung durch Rußland vor, arbeiten gegen die Befreiung der Slaven der Balkanhalbinsel von dem Türkenjoch. Denn nur ein durch Einigkeit starkes Oesterreich kann ersprießlich für diese Befreiung, sowie die Annäherung der Befreiten an Oesterreich, an das Abendland wirken. Das Deutsche ist ohnedies die Handelssprache nicht nur in ganz Oesterreich-Ungarn, sondern im gesammten Donaugebiet. Sollen etwa die Kaufleute und Geschäftstreibenden in den vierzehn, dazu meist ganz unzureichenden Sprachen unter sich verkehren, die im Kaiserstaat gesprochen werden? Ist es da nicht toll, daß in der ungarischen Handelshochschule zu Pest, trotz aller Vorstellungen der Kaufmannschaft nicht deutsch, sondern französisch gelehrt

wird, obgleich Ungarn nur sehr geringen Verkehr mit Frankreich hat. Trotzdem Czechen und Magyaren mit Beharrlichkeit alles Deutsche bekämpfen, verfehmen, unterdrücken, sind heute noch in Prag wie in Pest die deutschen Blätter an Zahl und Lesern den czechischen und magyarischen überlegen. Im Kaiserstaat kann überhaupt kein Gebildeter, kein Geschäftsmann und Handwerker der deutschen Sprache enbehren, der Gelehrte ist förmlich auf dieselbe angewiesen. Die Bekämpfung der deutschen Sprache ist daher ein Schnitt ins eigene Fleisch.

Gewiß ein merkwürdiges Schauspiel: Bei den altgesitteten Völkern, in England, Frankreich, Spanien und Italien, in Nord- wie in Südamerika macht unsere Sprache andauernd Fortschritte, wird immer mehr geschätzt und gelernt. Und bei den Slaven und Magyaren wird dieselbe verfolgt, obwohl sie ohne diese Sprache gewiß ihren heutigen Bildungsgrad nicht erreicht haben würden, nicht aufrecht erhalten, nicht Schritt mit dem übrigen Europa halten könnten."

Jedoch diese Anerkennung einer- und diese Feindschaft anderseits müssen für uns eine doppelte Mahnung sein, unsere Sprache immer gediegener auszubilden, zu verfeinern und zu veredeln, um ihr noch größere Vollkommenheit und Ueberlegenheit zu verschaffen. K.

LXV.

Der Brand über der Vatikanischen Bibliothek.

Allerheiligen-Abend lief wie ein Lauffeuer die Nachricht durch die Ewige Stadt: Im Vatikan brennt es. Von den Ponti und vom Borgo aus hatten Leute die Flamme aus dem Dach schlagen sehen und sie beeilten sich, sowohl die Schweizergarde am Portone di Bronzo, wie die städtische Feuerwehr auf der Piazza Rusticucci zu benachrichtigen. Während von der Thorwache sofort Einer zum Museo Pio Clementino lief, wo der Feuerherd sein sollte, wurden die städtischen und staatlichen Behörden, d. h. der Bürgermeister und der Präfekt, sofort telephonisch durch die Feuerwehr benachrichtigt. Aus den Zeitungen ist bekannt, wie die ganze Angelegenheit sich entwickelte und endigte, wie Staatssekretär und Präfekt auf der Brandstelle freundlich liebenswürdig eine Weile mit einander plauderten, wie dem raschen Eingreifen der vatikanischen wie städtischen Feuerwehr es zu danken ist, daß unabsehbares Unglück für die Wissenschaft und Kunst verhütet worden ist.

„Wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist, wird derselbe zugedeckt." Wie es überall so zu gehen pflegt, wird es hoffentlich auch in diesem Falle im Vatikan so gehen. Seit Jahren wiederholte der Präfekt der Bibliothek, P. Ehrle, seine nur allzuberechtigten Wünsche bezüglich einer ganzen Anzahl von Einrichtungen, die geeignet wären, in den an die Bibliothek anstoßenden Räumen die Feuersgefahr zu vermindern. Während man die Sammlungen mit immer neuen Schätzen bereicherte und Hunderttausende von Franken aufwendete, um große Sammlungen nicht in andere Hände gelangen zu lassen, war es

niemals zu erreichen, daß in die an die Bibliothek angrenzenden Räume, die bewohnt waren, auch nur das elektrische Licht hineingeführt wurde. Der ganze Vatikan ist fast elektrisch beleuchtet, nur gerade diese Räume nicht. Ich will hier diejenigen Persönlichkeiten nicht nennen, die sich diesen Wünschen widersetzt haben, es genüge festzustellen, daß dem so war. Weitere nothwendige Verbesserungen, die auch im Interesse der Feuersicherheit längst hätten gemacht werden sollen, werden hoffentlich jetzt zusammen mit der elektrischen Leitung sub uno erledigt.

Wenn ich diesen Punkt hier angeführt habe, so ist es in keiner Weise meine Absicht, damit auch nur im Entferntesten anzudeuten, daß gerade der Gebrauch anderen Lichtes die Ursache des Brandes gewesen sein könne. Wägt man die an Ort und Stelle erhobenen thatsächlichen Angaben gegeneinander ab, so spricht die größte Wahrscheinlichkeit dafür, daß die in der nothwendigen Menge vorhanden gewesenen Sprit- und Firnißarten für die Handschriftenklinik der Bibliothek, die auf dem ausgedehnten Speicherraume aufbewahrt wurden, durch Selbstentzündung den Brand verursacht haben. Es erscheint nachgerade völlig ausgeschlossen, daß irgend Jemand durch Unvorsichtigkeit bei Handhabung des Lichtes eine direkte oder indirekte Schuld habe. Wie dem aber auch immer sein mag, sein Gutes hat der Brand auf jeden Fall erzeugt, denn nunmehr wird man wohl in durchaus fachmännischer Weise Alles so einrichten, wie man es in unseren Zeitläuften gegenüber so gewaltigen Schätzen zu erwarten berechtigt ist.

Im sogenannten Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 steht im Artikel 4 allerlei über die bekannte, nie in Empfang genommene Rente des Papstes von 3'225,000 Lire, wobei bestimmt wird, daß der Papst davon auch die Unterhaltungskosten für Museen und Bibliothek zu bestreiten habe. Im Absatz 4 des genannten Artikels heißt es nun bezüglich dieser Rente wörtlich wie folgt „Dieselbe bleibt frei von jeder Art Besteuerung und Belastung durch die Regierung, Stadt oder Provinz; dieselbe kann auch dann nicht verringert werden, wenn die italienische Regierung sich später entschließen sollte, die Ausgaben für die Museen und Bibliothek selbst zu übernehmen."

Mit diesen Worten wurde im Jahre 1871 die Möglichkeit ausgesprochen, daß die Regierung eines schönen Tages auch die Hand auf die Schätze des Vatikan legen könne. Bei den verschiedensten Gelegenheiten haben die von der Freimaurerei unterhaltenen oder sonst von ihr abhängigen Blätter die Regierung schon aufgefordert, die „nationalen Schätze" den Pfaffen abzunehmen, ohne jedoch bisher ihren Zweck erreicht zu haben. Der Brand im Vatikan bot nun dieser Art von Presse, allen voran der Tribuna, die erwünschte Gelegenheit, wiederum in diese Kerbe zu schlagen. Zugleich wurde auch Veranlassung genommen, eine geradezu unwürdige Hetze gegen den Präfekten P. Ehrle zu eröffnen. Es ist bedauerlich, daß der Gedanke nicht von der Hand zu weisen ist, daß sich Elemente durch Bereitstellung von Angriffsmaterial an dieser Hetze betheiligt haben, die im entgegengesetzten Lager Dienste thun müßten.

Es mag richtig sein, daß P. Ehrle nach italienischer Auffassung kein leichter Vorgesetzter ist. Er ist das Muster eines pflichttreuen Beamten, der dieselbe Strenge in der Auffassung der Arbeitspflicht, die er selbst hat, auch bei Anderen voraussetzt. Der Gegensatz zwischen dem Regime der drei letzten Vorgänger Ehrle's und dem seinigen ist allerdings außerordentlich groß. Der eine war kein Fachmann, infolgedessen ließ er oft, lediglich um die Zahl der Bände zu vermehren, die Handschriften in 2 oder 3 Theile zerlegen, die gesondert gebunden wurden, obschon sie hätten zusammenbleiben müssen. Der andere war ein tüchtiger Gelehrter und von besonderer Zuvorkommenheit, aber strenge Zucht vermochte er nicht zu halten. Dem dritten mangelten andere Fähigkeiten, so daß nach und nach ein sehr bedauerlicher Mangel an Orientation in der geschäftlichen Führung der Bibliothek eingerissen war, der auch leicht von den aufmerksamen Besuchern gemerkt werden konnte. Ein gewisser Schlendrian in der Einhaltung der Arbeitszeit, eine Selbstbestimmung bezüglich der Arbeiten und manche andere Dinge waren deutlich erkennbar.

Mit diesen Zuständen hat P. Ehrle endgiltig aufgeräumt. Langsam hat er sich für seine Auffassung von Pflicht und Leistung den Boden erkämpft, gleichgültig, ob er darum an-

gefeindet und ihm seine deutsche Nationalität versteckt und offen als levis maculae nota vorgehalten wurde. Mit einer bewundernswerthen Ruhe und eisernen Festigkeit hat er Allen und Allem die Stirne geboten; daß er sich niemals aufregte, sich nicht hinreißen ließ, sich nicht ärgerte, das ist es, was seine Widersacher ihm am wenigsten verzeihen können Sie sind dieser „impossibilità“ gegenüber völlig machtlos.

Wenngleich auch seine zahlreichen Gegner anerkennen würden, daß der Geschäftsbetrieb in der Vaticana jetzt ein ganz hervorragend guter ist, daß in den letzten Jahren Arbeiten geleistet wurden, die früher Jahrzehnte in Anspruch genommen hätten, wenngleich die Emsigkeit der ganzen Beamtenschaft auch ihnen imponirt, so können sie doch keinen Frieden mit dem „duro Tedesco“ machen. Ein Ausfluß dieser tiefgründigen Abneigung ist der am Montag erschienene Artikel der Tribuna. Die Hintermänner dieses sauberen Blattes werden sich sehr täuschen, wenn sie glauben, daß sie im Stande wären, des Präfekten Stellung zu erschüttern. Und sollte — ich setze den unmöglichen Fall — dies wider alles Erwarten doch geschehen, so würden alle gelehrten Kreise einmüthig zusammenstehen, um dem großen Gelehrten und verdienten Leiter der Vaticana ihr unvermindertes Vertrauen und ihre große Dankbarkeit zu beweisen.

Noch weniger Erfolg wird der Vorstoß der Freimaurer haben, daß die Regierung die Verwaltung der Bibliothek übernehmen solle, um sie zu „beschützen“. Italien ist zu sehr von dem Wohlwollen der anderen Mächte in der „Römischen Frage“ abhängig, um im gegenwärtigen Augenblick irgend etwas Derartiges unternehmen zu können. Ein Land, das an der Unfähigkeit seiner Regierungen nach und nach politisch zu Grunde gehen muß, kann nicht den Lehrmeister für Andere spielen. Ob die ebengebildete Regierung, die von radikaler Seite als ein Ministerium von Hehlern und Schwindlern bezeichnet wird, noch am Ruder ist, wenn diese Zeilen gedruckt sein werden, ist sehr fraglich. Woher soll da die Kraft kommen, um solche Sprünge zu machen? Es wird darum vorläufig „alles beim Alten bleiben“ und das ist das Beste.

mca.

LXVI.

Lecky's irische Charakterbilder.[1])

Nachdem irische Landeskinder den Sieg der Engländer über die Buren nicht in letzter Linie haben erringen helfen, scheint Altengland sich wieder der schweren Schuld zu erinnern, welche es der grünen Insel gegenüber abzutragen hat. Seit länger denn Jahresfrist steht die irische Frage im öffentlichen Leben der englischen Nation wieder im Vordergrunde der Betrachtung. Commissionen reihen sich an Commissionen über die mit jedem Tage die innersten Lebensbedingungen des irischen Katholicismus berührende Frage des höheren Unterrichtes. Wir behalten uns vor, im Lichte der Geschichte und auf Grund des eben eingetroffenen offiziellen Berichtes der englischen Regierung diesem Gegenstande in den gelben Blättern in thunlichster Bälde eine besondere Betrachtung zu widmen. In Verbindung mit der Unterrichtsfrage bewegt sich das uralte Schmerzenskind mit der Bodenfrage, zu deren Lösung der irische Schatzsekretär Windham dem Parlament soeben eine Bill vorgelegt hat, die, wenn sie Gesetzeskraft erlangen sollte, den beklagenswerthen Zuständen des irischen Bauern- und Pächterstandes im Gegensatze zu tausenden Palliativmitteln vergangener Zeiten endlich einmal ein glückliches Ende bereiten würde. In jedem der

1) Leaders of public Opinion in Ireland by William Lecky. In two Volumes. New Edition. Lex. 8°. vol. I. pag. XXII. 308. vol. II. pag. VIII. 336. London, Longmans, Green & Co. (Preis 25 Shill.)

drei nächsten Jahre will die Regierung 100 Mill. Mark aus dem Staatsschatz vorstrecken, damit die irischen Pächter Vorschüsse empfangen möchten, um ihre kündbaren Verhältnisse in festes Eigentum gegen einen maßvollen Kaufpreis zu verwandeln. Im Ganzen glauben die englischen Staatsmänner mit zwei Milliarden Mark auszukommen, deren Rückzahlung in etwa 68 Jahren zu erfolgen habe.

Unter diesen politischen und kirchenpolitischen Umständen gewinnt ein Buch ein besonderes Ansehen, das schon 1871 vom berühmten Ministerpräsidenten W. E. Gladstone, als er nach Erledigung der Entstaatlichung der anglikanischen Kirche Irlands sein erstes irisches Bodengesetz vorlegte, wie eine Art politisches Orakel verehrt wurde. William Edward Hartpole Lecky,[1]) der in seiner achtbändigen Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert die Zustände Irlands, insbesondere die Bodenfrage und die zermalmende Gesetzgebung wider die Katholiken mit einer Unabhängigkeit des Urtheils dargelegt, die jedem Engländer die Schamröthe auf die Wangen treiben muß, hat soeben in dritter, vollständig umgearbeiteter Auflage seine „Führer der öffentlichen Meinung Irlands" auf den Büchermarkt gebracht. Von der zweiten Auflage unterscheidet sie sich durch fleißige Benutzung der unterdeß in einem Zeitraum von länger als dreißig Jahren ans Licht geförderten Sammlungen von Urkunden, Briefen, Staatsschriften, insbesondere auch durch Heranziehung jener Schätze, welche die Historical Manuscripts Commission alljährlich in ihren dankenswerthen Reports der Bearbeitung der Gelehrten darbietet. Wie der gelehrte, sprach- und stilgewandte Verfasser besonders betont, beziehen sich die neuen Lichter, welche so gewonnen wurden, insbesondere auf die katholische Frage, und zwar in jener von politischen Leidenschaften erfüllten Zeit, in welcher die Frage der Aufhebung des irischen Parlaments und der Vereinigung Irlands mit Großbritannien auf der Tagesordnung stand.

Lecky's Grundsatz, welcher die Schrift wie ein rother Faden durchzieht, lautet: Irlands neuzeitliche Lage läßt sich unmöglich verstehen ohne genaue Kenntniß seines geschichtlichen

1) Inzwischen im Herbst 1903 verstorben.

Werdeganges. Diesen wünscht er dem Leser vorzuführen, nicht etwa in langsam sich fortbewegenden Detailschilderungen, sondern vielmehr im Spiegel der großen Führer der irischen Politik. Als solche treten uns entgegen im ersten Bande Flood und Grattan, während dem Ganzen eine Einleitung vorausgesandt wird (1—34), die einen Ueberblick der Entwicklung des Landes in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts darbietet. Die Lage der Finanzen, die Bodenfrage, die allen Handel und alle Industrie lähmenden, im Interesse der englischen Großkaufmannschaft für Irland erlassenen Gesetze, die entsittlichende Wirkung der die Katholiken treffenden Strafgesetze, insbesondere die Kämpfe des irischen Parlaments mit dem englischen hinsichtlich der Prüfung der Gesetzesvorlagen — das alles ist vorzüglich gezeichnet. Den Einfluß des anglikanischen Primas Boulter von Dublin hat der Verfasser offenbar unterschätzt.

Der Schwerpunkt des ersten Bandes ruht im Lebensbilde Henry Grattan's, der seit 1775, dem Jahre seines Eintritts in das Parlament, bis zum Untergang dieser Körperschaft die edelste Figur in derselben bildet. Grattan's Lebensaufgabe lautete: Emancipation der Katholiken. Mochte er auch in Einzelfragen seiner Gesetzentwürfe irren, seinen großen Verdiensten um die katholischen Landsleute können diese Schatten keinen Eintrag thun. Uebrigens würde man irren, wollte man annehmen, Lecky suche seine Aufgabe nur in der Schilderung der Verdienste Grattan's um die Lösung politischer Fragen zu erschöpfen. Im höchsten Grad belehrend sind seine Ausführungen über Grattan's Charakter und seine Stellung in der Geschichte der politischen Beredsamkeit. Mit Bewunderung muß das Auge auf den Talenten des irischen Volkes ruhen, das so viele edle Söhne hervorgebracht, welche auf diesem Gebiete des Geistes wie Sterne ersten Ranges leuchten.

Nur in zwei Punkten möchte ich die Anschauungen des Verfassers nicht theilen. Besäße seine Darstellung über die Harmlosigkeit der protestantischen Universität, des sogenannten Dreifaltigkeitscollegs in Dublin, Richtigkeit, dann bestände heute überhaupt keine Frage des höheren Unterrichts für Irland. Was er als Ultramontanismus bezeichnet (150), das war doch lediglich das Wiedererwachen katholischer Grundsätze, nachdem

das Dreifaltigkeitscolleg lange genug katholische Studenten als Opfer gefordert hatte. Daß die Gewährung der Emancipation der Katholiken 1829 auf das Versprechen hin, die etablirte Staatskirche Irlands nicht anzugreifen, ertheilt worden, kann nicht bewiesen werden (223). Wer die vernichtende Auffassung der angesehensten englischen Staatsmänner über diese Staatskirche zu erfahren wünscht, den verweise ich auf das untenstehende Geschichtswerk.[1]) Die Forderung des Versprechens, dieselbe nicht anzugreifen, müßte auf den Gerechtigkeitssinn englischer Minister das bedenklichste Licht werfen.

Der zweite Band ist ausschließlich Daniel O'Connell gewidmet, dessen reich gestaltetes Leben in drei Abtheilungen uns vorgeführt wird. Auch hier war Lecky bemüht, die gesammte neuere Literatur der offiziellen Staatsschriften, sowie der Denkwürdigkeiten hervorragender Persönlichkeiten zu verwerthen. Die bekannten Memoirs of Greville, der Sekretär des Geheimen Rathes unter Wilhelm IV. war, Peel's Denkwürdigkeiten und O'Connell's zweibändige Briefsammlung, deren Inhalt den Lesern dieser Blätter in zwei Artikeln vor Jahren darzulegen ich Gelegenheit genommen (Bd. 103 S. 508 ff.), spielen die Hauptrolle. Daß Lecky seinem Helden in allen Punkten gerecht werden würde, war bei der Verschiedenheit seines religiösen Standpunktes und seiner Weltanschauung kaum zu erwarten. Aber im Ganzen darf man sich trotz des pessimistischen Schlußsatzes, „es mag die Frage erhoben werden, ob sein Leben ein Segen oder ein Fluch für Irland gewesen“ (313), mit dem Lebensbilde zufrieden geben. O'Connell's Maßlosigkeiten in der Sprache, insbesondere in den Angriffen wider seine Gegner, empfangen gebührende Züchtigung. Anderseits aber eröffnet Lecky als ein hervorragender Kenner irischer Verhältnisse den Engländern, wie er scharf betont, nicht selten neue Gesichtspunkte zu einer gerechteren Würdigung des großen Iren.

Ungemein sympathisch berühren den Leser die Ausführungen über O'Connell's Beredsamkeit innerhalb wie außerhalb des

1) A. Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Irland III. (Mainz 1891) 673.

Thätigkeit gezeichnet mit Bezug auf
Fragen, wie Zehnten, Armenwese
Seiner Haltung in der Frage des höhe
nicht gerecht. Des Letzteren Belobigun
Collegien der Königin (Queen's Co
Parlament durchsetzte, die aber vom G
und die bis heute das Schmerzenskin
Kern der modernen Unterrichtsfrage bil
unmöglich finden.

Hiermit schließen wir unsere
Werk, das man nicht ohne Vorsich
jedenfalls eine Quelle reichen Wissens
Volke in höherem Maße gerecht zu
die englische Geschichtschreibung durc

LXVII.

Die Bekehrung der Oberpfalz durch Kurfürst Maximilian I. [1])

Wie schon in der Besprechung des I. Bandes dieses Werkes,[2]) so müssen wir auch zum II. Bande wieder bemerken, daß eine solche Behandlung eines bestimmten Abschnittes der Welt- und Religionsgeschichte in erster Linie geeignet ist, Klarheit und genaue Information über eine Geschichtsperiode zu gewinnen. Wie im ersten, so hat Högl in dem nunmehr erschienenen zweiten Bande die Akten selbst reden lassen. Das Buch enthält nach einer Einleitung in zwölf Abschnitten folgende Themata: Vorschlag einer gemeinsamen Conferenz — die Commissäre, die kurfürstliche Instruktion — das geistliche Einkommen, dessen Verwaltung und Verwendung — Rechnungen des geistlichen Einkommens — die Propsteien Zail und Steinheim — der Recuperator oder Actor — Visitation der Diöcesen — die Restanten der Klostergefälle und vacirenden Messen — Kirche und Staat — die Pfarrei Amberg — das Schulwesen — zwei Beilagen nebst Register.

Nachdem der Verfasser im I. Bande mit kühnem Wahrheitsmuthe, der vor keinen Consequenzen zurückschreckt, die Gegenreformation in der alten Kur-Oberpfalz unter

---

1) Nach Archiv-Akten bearbeitet von Dr. Mathias Högl, Präfekt im kgl. Studienseminar zu Amberg. II. Band. I. u. II. Receß (t. J. 1629 u. 1630). 8°. IV u. 220 S. (Preis incl. Porto M. 4.20.) Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg.

2) Siehe die Recension des I. Bd. in den Hist.-polit. Bl. CXXXI. 12 (1903), 959—960.

Mit großer Befriedigung hal
die Charakterzeichnung des Kurfür
Ruhig und objektiv, gerecht und n
geschildert, dem man so viel Unr
Verleumdung erfahren muß. Auch a
das Wort anwenden, wenn es nich
„Von der Parteien Gunst und H
Charakterbild in der Geschichte.“ Ei
war seine tiefe Religiosität. „Aber
ihn nicht,“ schreibt Stieve (Allgem.
‚Max I. Kurfürst von Bayern‘), „di
der Hierarchie gegenüber zu behaupte
selten sehr scharfes Urtheil über di
den Papst hinauf zu bewahren.“ S
eine verdiente Rechtfertigung und L
politischen Stellung in den Wirre
erhalten.

Um geordnete Verhältnisse in
Oberpfalz wiederherzustellen, schuf
gesagt, mit den interessirten Bischöfen
deren Inhalt Högl nun in dem I
freilich bietet er uns dabei aus den
zelnheiten, die unbeschadet einer vollst
die einzelnen Gebiete der Oberpfalz

die ganze Darstellung hart und theilweise schwerfällig wird, das Ganze an fließender Darstellung einbüßt, die Uebersichtlichkeit leidet Hierin muß dem I. Bande unbedenklich der Vorzug gegeben werden. Ueber die Entstehung der genannten „Recesse" tritt auch Högl mit Recht dem Vorwurfe entgegen, als hätten die Jesuiten aus eigennützigen Gründen die Bischöfe und diese den Kurfürsten zur Abfassung der „Recesse" veranlaßt. Im Gegentheile, von Kurfürst Maximilian allein ging die Initiative zu den gemeinsamen Berathungen aus (S. 4).

Einem weiteren Vorwurfe gegen Kurfürst Maximilian begegnet Högl bezüglich der Wiedereinführung der Klöster in der Oberpfalz. Die Klosteraufhebung war ein widerrechtlicher Eingriff in fremdes Eigentum, direkt gegen den Willen der Stifter (S. 4). Darum kann auch keine Rede davon sein, der Kurfürst habe sich mit der Restitution der Klöster eines Erb- und Kronrechtes begeben (S. 6).

In § 11 „Das Schulwesen" zeigt Högl, wie weit es in der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend damals in der Oberpfalz fehlte, sowohl was die Qualifikation der Lehrer als auch ihr Einkommen betrifft. Der Besoldung entsprechend waren auch die Individuen, die sich als Lehrer anstellen ließen, deren Signatur war Unfähigkeit. Dazu kam noch ein sehr geringes Verständniß, ja eine Abneigung des Volkes gegen die Schule und deren Vertreter. Und dazu kam noch, daß sogar die geistlichen Katecheten nicht einmal ihre Pflicht erfüllten, sondern auch den Religionsunterricht von diesen „Lehrern" geben ließen (S. 176).

Möchten den Materialiensammlungen Dr. Högls noch mehrere ähnliche in anderen Regierungsbezirken und Kreisen Bayerns folgen; auf solchen aufbauend ist es allein möglich, ein größeres Werk über die behandelte Zeitperiode zu schaffen: viribus unitis!

Für die Kirchengeschichte Bayerns im 17. Jahrhundert, für die Culturgeschichte der Oberpfalz, sowie für Kirchengeschichte und Kirchenrecht im Allgemeinen kann man so aus bisher noch ungedruckten Akten eine reiche Belehrung schöpfen.

Fr. L.

Parlaments. Allerdings zunächst irischen Gepräges und vor irischen Zuhörerschaften, in unübersehbaren Massenversammlungen sich Bahn brechend, ist seine Beredsamkeit doch auch im Hause der Gemeinen zu bedeutender Geltung gelangt. „Roebuck, der kein geringer Beurtheiler parlamentarischer Beredsamkeit war", schreibt Lecky (89), „erklärte ihn für den ersten Redner seines Zeitalters". Mit der Meisterschaft eines erprobten Veteranen im Gebiete der Geschichtschreibung ist O'Connell's Thätigkeit gezeichnet mit Bezug auf die politischen und socialen Fragen, wie Zehnten, Armenwesen, städtische Verfassung. Seiner Haltung in der Frage des höheren Unterrichtes wird Lecky nicht gerecht. Des Letzteren Belobigung der vier confessionslosen Collegien der Königin (Queen's Colleges), welche Peel im Parlament durchsetzte, die aber vom Episkopat abgelehnt wurden und die bis heute das Schmerzenskind der Katholiken und den Kern der modernen Unterrichtsfrage bilden, kann unsere Billigung unmöglich finden.

Hiermit schließen wir unsere Berichterstattung über ein Werk, das man nicht ohne Vorsicht benutzen darf, das aber jedenfalls eine Quelle reichen Wissens enthält und dem irischen Volke in höherem Maße gerecht zu werden sich bemüht, als die englische Geschichtschreibung durchschnittlich zu thun pflegt.

A. Bellesheim.

Geradezu meisterhaft sind die Artikel aus dem Gebiete der modernen Technik, wie „Brücke", „Dampfkessel", „Dampfmaschine", „Dampfschiffahrt", „Druckerpresse", „Dynamo-elektrische Maschine", „Eisenbahn". Mögen die umfangreicheren Werke eines Brockhaus oder Meyer über diese Materie mehr sagen als Herder; ob sie aber auch Besseres sagen, ist eine andere Frage, die zu bejahen wir kein Recht haben, angesichts der lichtvollen, klaren und relativ erschöpfenden, von zahlreichen Abbildungen und Statistiken aller Art begleiteten Darlegungen, welche das Herder'sche Lexikon bietet.

Dem Artikel „Deutschland" ist außer 5 schön ausgeführten geographischen Karten (Deutschland, das nordwestliche, nordöstliche und südliche Deutschland, die deutschen Schutzgebiete) und 7 netten Geschichtskärtchen auch eine Diöcesankarte beigegeben, welche vielen Interessentenkreisen, in erster Linie dem Klerus, sehr willkommen sein dürfte. Schade nur, daß die Karte zu klein ausgefallen ist; hätte man einen größeren Maßstab gewählt, wäre es möglich gewesen, die Grenzen der Diöcesen nebst den Landes- und Provinzgrenzen schärfer zu markiren, mehr Orte und namentlich auch die Abteien zu verzeichnen. Aber auch so, wie sie ist, hat die Karte ihren Werth. [1])

Das Herder'sche Conversationslexikon verdient, unseres Erachtens, das regste Interesse in den katholischen Kreisen Deutschlands. Wie weit es aber in diesen Kreisen bis jetzt wirklich Anklang gefunden hat, entzieht sich unserer genaueren Kenntniß. Nicht verschwiegen sei, daß kundige Leute gleich im Anfange die Befürchtung aussprachen, es möchte die Verlagshandlung, auch wenn sie Tausende von Exemplaren absetzte, doch nicht auf ihre Rechnung kommen; die Auslagen für ein ganz neues, auf der Höhe der Zeit stehendes achtbändiges

---

1) Es ist zweifellos nur ein Versehen, wenn zwei Bezirke der preußischen Provinz Schlesien, der Glatzer und der Leobschützer, als zur Erzdiöcese Prag angegeben sind; nur das Glatzer Land gehört nach Prag, während der Kreis Leobschütz der Olmützer Erzdiöcese angegliedert ist.

Kurfürst Maximilian I. geschildert hat, behandelt er im II. Bande die nach derselben nothwendig gewordene feste Begründung der Hierarchie daselbst. Dies geschah durch die zwischen dem Kurfürsten von Bayern und den Bischöflichen Ordinariaten Bamberg, Eichstätt und Regensburg abgeschlossenen Recesse der Jahre 1629, 1630, 1638 und 1654, deren erste zwei nebst Entstehungsgeschichte hier mitgetheilt werden.

Mit großer Befriedigung haben wir in der Einleitung die Charakterzeichnung des Kurfürsten Maximilian I. gelesen. Ruhig und objektiv, gerecht und wahr wird hier der Mann geschildert, dem man so viel Unrecht nachsagt, der so viel Verleumdung erfahren muß. Auch auf Maximilian könnte man das Wort anwenden, wenn es nicht schon so abgenützt wäre: „Von der Parteien Gunst und Haß verzerrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte." Ein Hauptzug des Kurfürsten war seine tiefe Religiosität. „Aber diese Frömmigkeit hinderte ihn nicht," schreibt Stieve (Allgem. deutsche Biographie Bd 21: ‚Max I. Kurfürst von Bayern'), „die Hoheitsrechte des Staates der Hierarchie gegenüber zu behaupten und sich ein freies, nicht selten sehr scharfes Urtheil über dieselbe bis zur Kurie und den Papst hinauf zu bewahren." So hat Kurfürst Maximilian eine verdiente Rechtfertigung und Würdigung seiner religiös-politischen Stellung in den Wirren des 30jährigen Krieges erhalten.

Um geordnete Verhältnisse in der kirchlichen Lage der Oberpfalz wiederherzustellen, schuf Kurfürst Maximilian, wie gesagt, mit den interessirten Bischöfen die sogenannten „Recesse", deren Inhalt Högl nun in dem II. Bande ausführlich gibt: freilich bietet er uns dabei aus den benützten Aktenstücken Einzelheiten, die unbeschadet einer vollständigen Information über die einzelnen Gebiete der Oberpfalz auch bedeutend kürzer hätten wiedergegeben werden können. Für die engste Lokalgeschichte mögen ja die vielen Details ganz interessant sein, aber in einem Buche, das, wenn auch als Materialiensammlung gedacht, doch für weitere Kreise bestimmt ist, müssen so ausführliche Einzelheiten den Leser ermüden. Zudem ist dadurch der deutsche Text so sehr mit lateinischen Sätzen durchsetzt, daß

LXIX.

Die christlichen Gewerkschaften in Deutschland, ihre Entwicklung, Aufgaben und Organisationen.[1])

I. Allgemeines.

Die Organisation der Arbeiter resp. Gehülfen ist keine Erscheinung der Neuzeit. Wir finden schon zur Zeit der Blüte der Handwerkerzünfte, daß die Gesellen sich in „Gesellenschaften" zusammenschlossen, um den Meistern gegenüber ihre Interessen vertreten zu können. Die gewerkschaftliche Organisation der Lohnarbeiter ist dagegen hauptsächlich eine Begleiterscheinung unserer neuzeitlichen industriellen Entwicklung. Es verbindet sie zwar mit den Gesellenschaften früherer Zeiten der Gedanke, durch Zusammenschluß ihre Interessen gegenüber den stärkeren Arbeitgebern resp. Meistern zu vertreten. Die Art ihrer Organisation, die Aufgaben, die sie sich gestellt haben, weichen aber sehr von den früheren Gesellenschaften ab. Sie sind bedingt durch die große Umwälzung, die sich auf wirthschaftlichem Gebiete vollzogen hat. Die moderne großindustrielle Entwicklung hat die breite Klasse der Lohnarbeiter geschaffen. Hatte der Handwerksgeselle früherer Zeiten wenigstens einigermaßen Aussicht, später selbständiger Meister zu werden, und schwebte ihm

1) Es ist selbstverständlich, daß wir durch Aufnahme der folgenden Darlegungen unserer principiellen Stellung zu den katholischen Arbeitervereinen keineswegs präjudiciren wollen. Die Red.

LXVIII.

Herders Conversationslexikon.

Das hochverdienstliche Unternehmen des Herder'schen Verlages schreitet rüstig vorwärts. Der zweite Band, von Bonar bis Eldorado reichend, ist vollendet und bis Ende des Jahres 1903 werden von dem dritten Bande mindestens 5 Lieferungen, das heißt also mindestens ein Viertel, der Oeffentlichkeit übergeben sein. So ist die Hoffnung nicht unbegründet, es werde das ganze auf 8 Bände berechnete Werk spätestens Ende 1907 seinen Abschluß finden.

Als wir voriges Jahr in diesen Blättern (Bd. 130, 688 ff.) dem ersten Bande eine Besprechung widmeten, äußerten wir unter Anderem: „Eine Unmasse von biographischen, historischen, statistischen Notizen und Literaturangaben, größere und kleinere Abhandlungen, Erklärungen aller Art sind hier zusammengetragen, und das alles in präcisester Form, ohne Spur überflüssiger Wortmacherei; jede Zeile zeugt von großem Fleiße und minutiöser Genauigkeit." Was hier von dem ersten Bande gesagt wurde, gilt in erhöhtem Maße von dem vorliegenden zweiten Es ist ein gewaltiges Stück Geistesarbeit, das uns hier geboten wird, und bei allen Artikeln groß und klein, aus welchem Gebiete des Wissens auch immer, fühlt man sofort heraus, daß sie von bewährten sachkundigen Federn geschrieben sind.

geschaffen wurden. Die Ursache hierfür ist in dem Umstand zu suchen, daß sich die deutsche Arbeiterbewegung unter Lassalle in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts wesentlich politische Ziele steckte. Die Erringung des allgemeinen und geheimen direkten Wahlrechtes war der Angelpunkt, an den die Arbeiterbewegung in Deutschland anknüpfte. Mit ihr hoffte man die politische Macht erobern und dadurch die wirthschaftliche und staatliche Ordnung im Sinne des Socialismus umgestalten zu können. Dieser Gedankengang steht ja auch heute noch bei der Socialdemokratie im Vordergrund. Lassalle war deshalb anfänglich Gegner der Gewerkschaften, wie überhaupt die socialdemokratische Partei bis in die 70er Jahre hinein und zum Theil sogar bis 1890 der Gewerkschaftsbewegung ablehnend, mindestens aber skeptisch gegenüber stand. Je mehr sich aber die Verwirklichung der socialistischen Ziele, die man für nicht allzuferne Zeiten erreichbar hielt, hinausschob, umso mehr machte sich auch bei diesen Arbeitern das Bedürfniß geltend, unbekümmert um die weiteren Ziele augenblickliche Vortheile zu erringen.

Indessen stand in Deutschland die Gesetzgebung der Organisation in Gewerkschaften hemmend im Wege. Für das deutsche Reich wurde allgemein erst im Jahre 1869 durch den Reichstag des Norddeutschen Bundes das Coalitionsrecht gesetzlich gewährleistet, d. h. die bestehenden Verbote zur Organisation der Arbeiter zwecks Niederlegung der Arbeit u. s. w. aufgehoben (mit Ausnahme für ländliche Arbeiter, das Gesinde und die Seearbeiter, für welche heute noch die Coalitionsverbote der einzelnen Staaten bestehen). Sachsen hatte bereits im Jahre 1861 das Coalitionsrecht eingeführt und es bestanden seitdem speziell in Sachsen eine Reihe von Gewerksgenossenschaften, an deren Gründung Bebel und Liebknecht eifrig betheiligt waren. Mit der Aufhebung der Coalitionsverbote im Jahre 1869 setzt jedoch in Deutschland eigentlich erst die Aera der Gewerkschaftsbewegung

Conversationslexikon seien viel zu hoch, als daß sie so leicht ausgeglichen werden könnten, und außerdem sei wohl zu bedenken, daß die Kreise, in denen das neue Werk seine Abnehmer suchen müßte, vielfach schon mit einem Lexikon, sei es Brockhaus, Pierer oder Meyer, versehen wären und deßhalb wahrscheinlich wenig Lust verspürten, sich noch ein zweites Lexikon anzuschaffen. — Wenn trotz dieser Befürchtungen, die gewiß nicht ohne Berechtigung sind und sicher auch von Herder getheilt wurden, letzterer dennoch sich an das Unternehmen heranwagte und, wie die beiden vorliegenden Bände zur Genüge beweisen, alles thut, um ein gediegenes, allen billigen Anforderungen und Wünschen des katholischen Publikums vollauf genügendes Nachschlagewerk zu erstellen — so ist dieses Beginnen nicht hoch genug einzuschätzen, legt aber auch dem katholischen Deutschland die Pflicht auf, schon aus Dankbarkeit dem Herder'schen Werke das größtmögliche Interesse entgegenzubringen.

Aufgabe der katholischen Presse ist es darum, immer wieder mit warm empfehlenden Worten auf das neue Conversationslexikon aufmerksam zu machen.

P. Dom. Petry O. S. B.

LXIX.

Die christlichen Gewerkschaften in Deutschland, ihre Entwicklung, Aufgaben und Organisationen.[1]

I. Allgemeines.

Die Organisation der Arbeiter resp. Gehülfen ist keine Erscheinung der Neuzeit. Wir finden schon zur Zeit der Blüte der Handwerkerzünfte, daß die Gesellen sich in „Gesellenschaften" zusammenschlossen, um den Meistern gegenüber ihre Interessen vertreten zu können. Die gewerkschaftliche Organisation der Lohnarbeiter ist dagegen hauptsächlich eine Begleiterscheinung unserer neuzeitlichen industriellen Entwicklung. Es verbindet sie zwar mit den Gesellenschaften früherer Zeiten der Gedanke, durch Zusammenschluß ihre Interessen gegenüber den stärkeren Arbeitgebern resp. Meistern zu vertreten. Die Art ihrer Organisation, die Aufgaben, die sie sich gestellt haben, weichen aber sehr von den früheren Gesellenschaften ab. Sie sind bedingt durch die große Umwälzung, die sich auf wirthschaftlichem Gebiete vollzogen hat. Die moderne großindustrielle Entwicklung hat die breite Klasse der Lohnarbeiter geschaffen. Hatte der Handwerksgeselle früherer Zeiten wenigstens einigermaßen Aussicht, später selbständiger Meister zu werden, und schwebte ihm

---

1) Es ist selbstverständlich, daß wir durch Aufnahme der folgenden Darlegungen unserer principiellen Stellung zu den katholischen Arbeitervereinen keineswegs präjudiciren wollen. Die Red.

dieses Ziel stets vor Augen, so ist dem modernen Industrie-
arbeiter fast jede Möglichkeit genommen, in seinem Berufe
und in seinem Gewerbe jemals eine selbstständige
Stellung einzunehmen. Seine wirthschaftlichen Interessen
conzentriren sich deshalb vorwiegend auf eine für ihn günstige
Regelung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse
im freien Arbeitsvertrag. Dies Moment mußte umsomehr
in den Vordergrund treten, als im Laufe der Zeiten durch
die Abhängigkeit der Arbeiter einerseits und die wirthschaft-
liche Ueberlegenheit der Arbeitgeber andererseits für Arbeiter
ungünstige Zustände sich entwickelten.

Wir finden deshalb die gewerkschaftliche Organisation
durchweg als Begleiterscheinung der industriellen Entwicklung.
In England kann die Entwicklung des Gewerkschafts-
wesens verfolgt werden bis auf die alten Gesellenschaften
der Handwerker. Im Anfang der englischen Gewerkschafts-
bewegung findet man starke Anklänge an die Ideen der
Zünfte in Bezug auf Abschließung ihres Gewerbes gegenüber
auftretender Concurrenz: Kampf gegen Arbeitersparende
Maschinen, Kampf gegen die Einstellung ungelernter
Arbeiter für Berufsarbeiten u. s. w. England hat zuerst
unter allen Culturstaaten eine machtvolle Gewerkschafts-
bewegung gesehen, die es vermocht hat, die Verhältnisse für
die Arbeiter günstig zu regeln und ihnen durch Kassen in
Zeiten der Noth (Arbeitslosigkeit, Krankheit, Invalidität)
Unterstützung zu gewähren. Diesem Umstande ist es auch
wohl vorwiegend zuzuschreiben, daß in England die social-
demokratische Bewegung trotz der starken und intensiven
Arbeiterbewegung nicht in die Höhe kommt.

Im Gegensatz zu England trat bei uns in Deutschland
verhältnißmäßig spät die Gewerkschaftsbewegung auf den
Plan. Allerdings setzte auch bei uns die großindustrielle
Entwicklung später ein als in England, aber immerhin war
die Industrie in Deutschland schon recht stark entwickelt,
ohne daß nennenswerthe gewerkschaftliche Organisationen

II. Die christlichen Gewerkschaften.

A. Entstehungsgeschichte.

Die christlichen Gewerkschaften verdanken ihre Entstehung dem besonders seit dem Jahre 1890 sich geltend machenden Bedürfniß der deutschen Arbeiter nach freier, selbständiger Berufsorganisation, um durch das Mittel der Selbsthilfe ihre wirthschaftliche Lage verbessern zu können. Dieses Bedürfniß resultirte aus den gegebenen Verhältnissen. Der § 105 der Gewerbeordnung bestimmt:

„Die Festsetzung der Verhältnisse zwischen den selbständigen Gewerbetreibenden und den gewerblichen Arbeitern ist, vorbehaltlich der durch Reichsgesetz begründeten Beschränkungen, Gegenstand freier Uebereinkunft."

Durch diese Bestimmung ist vor allem den einzelnen Bundesstaaten das Recht genommen, in die Arbeitsverhältnisse durch die Gesetzgebung einzugreifen. Die etwaigen Beschränkungen der freien Arbeitsverhältnisse — gemeint sind die zum Schutz von Leben und Gesundheit der Arbeiter erlassenen Gesetze — können nur durch Reichsgesetzgebung erfolgen. Im Uebrigen sind die Vertragsbestimmungen dem freien Ermessen der Betheiligten — Arbeitgeber und Arbeitnehmer — überlassen. Auf dem Boden dieses „freien Arbeitsvertrages" fußt das Gewerkschaftswesen. Bei Beurtheilung der christlichen Gewerkschaften ist dieser Gesichtspunkt besonders im Auge zu behalten. Die christlichen Gewerkschaften sind keine künstlichen Gründungen, sondern sie sind hervorgegangen aus dem natürlichen Drange der Arbeiter nach Organisation, um das Arbeitsvertragsverhältniß zwischen ihnen und den Unternehmern zu ihren Gunsten zu gestalten; die mannigfachen Mißstände zu beseitigen, um eine gleichberechtigte Vertragsschließung zu ermöglichen. Vorerst hatten sich die christlichgesinnten Arbeiter den bestehenden Gewerkschaften angeschlossen. Da die Hauptrichtung unter den Gewerkschafts-Organisationen in Deutschland

Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften hatten nicht die Hoffnung erfüllt, die man anfänglich an sie knüpfte. Sie entwickelten sich mehr zu Kassenvereinen, die Unterstützung bei Arbeitslosigkeit, Krankheit u. s. w. als ihre Hauptaufgabe betrachteten, dagegen das Eingreifen in die Verhältnisse, die Regelung der Lohn- und Arbeitsfrage zurücktreten ließen. Ihre Vertreter verkündeten die Harmonie zwischen Kapital und Arbeit, ohne daß sie den thatsächlich vorhandenen Gegensätzen, die mit dem kapitalistischen Wirthschaftssystem unverrückbar verknüpft sind, genügend Rechnung trugen.

Seit dem Jahre 1890 datirt auch die Entwicklung der christlichen Gewerkschaften. So kann man füglich die deutschen Gewerkschaften in vier Gruppen eintheilen: die freien socialistischen Gewerkschaften, die deutschen Hirsch-Dunkerschen, die christlichen und die unabhängigen Gewerkschaften. Zu Letzteren rechnet man alle Gewerkschaften, welche zu keiner der drei Hauptgruppen gehören.

Die Mitgliederzahl nebst Jahreseinkommen der einzelnen Gewerkschaftsgruppen stellt sich in Deutschland Ende 1902, wie folgt:

	Mitgliederzahl			
	1901	1902	Zu- oder Abnahme 1902	Jahreseinnahme Mk.
Zentralverbände	677510	733206	+ 55696	11097744
Lokale Vereine	9360	10090	+ 730	—
Hirsch-Dunckersche Gewerkvereine	96765	102851	+ 6086	800434
Christliche Gewerkschaften				
a) Gesamtverband . .	79077	84652	+ 5575	466910
b) andere	96668	105248	+ 8580	356954
Unabhängige Vereine . .	95395	102707	+ 7302	493001
	1054775	1138754	+ 83969	13215043

II. Die christlichen Gewerkschaften.

A. Entstehungsgeschichte.

Die christlichen Gewerkschaften verdanken ihre Entstehung dem besonders seit dem Jahre 1890 sich geltend machenden Bedürfniß der deutschen Arbeiter nach freier, selbständiger Berufsorganisation, um durch das Mittel der Selbsthilfe ihre wirthschaftliche Lage verbessern zu können. Dieses Bedürfniß resultirte aus den gegebenen Verhältnissen. Der § 105 der Gewerbeordnung bestimmt:

„Die Festsetzung der Verhältnisse zwischen den selbständigen Gewerbetreibenden und den gewerblichen Arbeitern ist, vorbehaltlich der durch Reichsgesetz begründeten Beschränkungen, Gegenstand freier Uebereinkunft."

Durch diese Bestimmung ist vor allem den einzelnen Bundesstaaten das Recht genommen, in die Arbeitsverhältnisse durch die Gesetzgebung einzugreifen. Die etwaigen Beschränkungen der freien Arbeitsverhältnisse — gemeint sind die zum Schutz von Leben und Gesundheit der Arbeiter erlassenen Gesetze — können nur durch Reichsgesetzgebung erfolgen. Im Uebrigen sind die Vertragsbestimmungen dem freien Ermessen der Betheiligten — Arbeitgeber und Arbeitnehmer — überlassen. Auf dem Boden dieses „freien Arbeitsvertrages" fußt das Gewerkschaftswesen. Bei Beurtheilung der christlichen Gewerkschaften ist dieser Gesichtspunkt besonders im Auge zu behalten. Die christlichen Gewerkschaften sind keine künstlichen Gründungen, sondern sie sind hervorgegangen aus dem natürlichen Drange der Arbeiter nach Organisation, um das Arbeitsvertragsverhältniß zwischen ihnen und den Unternehmern zu ihren Gunsten zu gestalten; die mannigfachen Mißstände zu beseitigen, um eine gleichberechtigte Vertragsschließung zu ermöglichen. Vorerst hatten sich die christlichgesinnten Arbeiter den bestehenden Gewerkschaften angeschlossen. Da die Hauptrichtung unter den Gewerkschafts-Organisationen in Deutschland

Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften hatten nicht die Hoffnung erfüllt, die man anfänglich an sie knüpfte. Sie entwickelten sich mehr zu Kassenvereinen, die Unterstützung bei Arbeitslosigkeit, Krankheit u. s. w. als ihre Hauptaufgabe betrachteten, dagegen das Eingreifen in die Verhältnisse, die Regelung der Lohn- und Arbeitsfrage zurücktreten ließen. Ihre Vertreter verkündeten die Harmonie zwischen Kapital und Arbeit, ohne daß sie den thatsächlich vorhandenen Gegensätzen, die mit dem kapitalistischen Wirthschaftssystem unverrückbar verknüpft sind, genügend Rechnung trugen.

Seit dem Jahre 1890 datirt auch die Entwicklung der christlichen Gewerkschaften. So kann man füglich die deutschen Gewerkschaften in vier Gruppen eintheilen: die freien socialistischen Gewerkschaften, die deutschen Hirsch-Dunkerschen, die christlichen und die unabhängigen Gewerkschaften. Zu Letzteren rechnet man alle Gewerkschaften, welche zu keiner der drei Hauptgruppen gehören.

Die Mitgliederzahl nebst Jahreseinkommen der einzelnen Gewerkschaftsgruppen stellt sich in Deutschland Ende 1902, wie folgt:

	Mitgliederzahl			
	1901	1902	Zu- oder Abnahme 1902	Jahreseinnahme Mk.
Zentralverbände	677510	733206	+ 55696	11097744
Lokale Vereine	9360	10090	+ 730	—
Hirsch-Dunckersche Gewerkvereine	96765	102851	+ 6086	800434
Christliche Gewerkschaften				
a) Gesamtverband . .	79077	84652	+ 5575	466910
b) andere	96668	105248	+ 8580	356954
Unabhängige Vereine . .	95395	102707	+ 7302	493001
	1054775	1138754	+ 83969	13215043

II. Die christlichen Gewerkschaften.

A. Entstehungsgeschichte.

Die christlichen Gewerkschaften verdanken ihre Entstehung dem besonders seit dem Jahre 1890 sich geltend machenden Bedürfniß der deutschen Arbeiter nach freier, selbständiger Berufsorganisation, um durch das Mittel der Selbsthilfe ihre wirthschaftliche Lage verbessern zu können. Dieses Bedürfniß resultirte aus den gegebenen Verhältnissen. Der § 105 der Gewerbeordnung bestimmt:

„Die Festsetzung der Verhältnisse zwischen den selbständigen Gewerbetreibenden und den gewerblichen Arbeitern ist, vorbehaltlich der durch Reichsgesetz begründeten Beschränkungen, Gegenstand freier Uebereinkunft."

Durch diese Bestimmung ist vor allem den einzelnen Bundesstaaten das Recht genommen, in die Arbeitsverhältnisse durch die Gesetzgebung einzugreifen. Die etwaigen Beschränkungen der freien Arbeitsverhältnisse — gemeint sind die zum Schutz von Leben und Gesundheit der Arbeiter erlassenen Gesetze — können nur durch Reichsgesetzgebung erfolgen. Im Uebrigen sind die Vertragsbestimmungen dem freien Ermessen der Betheiligten — Arbeitgeber und Arbeitnehmer — überlassen. Auf dem Boden dieses „freien Arbeitsvertrages" fußt das Gewerkschaftswesen. Bei Beurtheilung der christlichen Gewerkschaften ist dieser Gesichtspunkt besonders im Auge zu behalten. Die christlichen Gewerkschaften sind keine künstlichen Gründungen, sondern sie sind hervorgegangen aus dem natürlichen Drange der Arbeiter nach Organisation, um das Arbeitsvertragsverhältniß zwischen ihnen und den Unternehmern zu ihren Gunsten zu gestalten; die mannigfachen Mißstände zu beseitigen, um eine gleichberechtigte Vertragsschließung zu ermöglichen. Vorerst hatten sich die christlichgesinnten Arbeiter den bestehenden Gewerkschaften angeschlossen. Da die Hauptrichtung unter den Gewerkschafts-Organisationen in Deutschland

socialdemokratisch war und innerhalb derselben d… religiösen und politischen Anschauungen Andersdenkend… nicht in genügender Weise respektirt wurden, kam es ba… zu Conflikten zwischen der christlichgesinnten Arbeitersch… und den Socialdemokraten. Ganz besonders war dies d… Fall in dem überwiegend katholischen Rheinland und We… falen. Zuerst begannen die Conflikte bei den *Bergarbeiter*… Schon im J. 1877 wurde im Ruhrrevier ein unabhängig… *„Verband rheinisch-westfälischer Bergleute“* g… gründet, an dessen Spitze der kathholische Bergmann Rosenkra… stand. Der Verband, der seinen Zweck unter Ausschluß all… „religiösen, politischen und öffentlichen Angelegenheiten“ ver… folgte, also auf neutraler Grundlage beruhte, wurde vo… den politischen Parteien — auch von katholischer Seite — heftig bekämpft und verfiel während des Socialistengesetze… der Auflösung. 1889 gründete der Christlich-sociale Verein den bergmännischen *„Rechtsschutzverband“*, der ebenfalls nur kurze Zeit sein Dasein fristete. 1899 lebte dann der ehemalige Rosenkranz'sche Verband unter dem Titel *„Berg- und Hüttenarbeiterverband“* (sogen. „alter Verband“) wieder auf unter *socialdemokratischer Leitung*.

Nachdem auf diese Weise mehrere vergebliche Versuche gemacht waren, die christlichen und socialistischen Arbeiter in einer Bergarbeiter-Organisation zusammenzufügen, entschlossen sich die christlichen Bergleute, eine eigene Berufsorganisation zu gründen. Es entstand 1894 der *„Gewerkverein christlicher Bergleute Deutschlands“*. Bald aber machte sich das Bedürfniß nach Organisation so stark geltend, daß überall „christliche“ Gewerkschaften neben socialdemokratischen Gewerkschaften entstanden. So hatte man, wie in *Aachen* und *Crefeld*, in den katholischen Arbeitervereinen besondere *Fachabtheilungen* — hier besonders für die Textilarbeiter — geschaffen. Ebenso in München und Berlin, wo diese Fachabtheilungen zu sogen. *„Arbeiterschutzverbänden“* zusammengeschlossen wurden. Diese Art

der gewerkschaftlichen Organisation erwies sich jedoch bald als unhaltbar. Sie leisteten für ihre Verhältnisse gewiß ganz Ersprießliches, besonders die Arbeiterschutzverbände in München und Berlin, aber sie vermochten doch den Arbeitern nicht den nöthigen Rückhalt bei Vertretung ihrer wirthschaftlichen Interessen zu geben und hatten gegenüber den stark aufwärtsstrebenden socialdemokratischen Verbänden nicht die nöthige Widerstandsfähigkeit. An ihre Stelle traten bald überall selbständige christliche Verbände. Im Fürstentum Lippe organisirten sich die Ziegler, im Siegeland die Metall- und Bergarbeiter in den „Gewerkverein christlicher Metall-, Berg-, Eisen- und Hüttenarbeiter für den Oberlandesgerichtsbezirk Bonn“ (hat sich zu Gunsten der Centralverbände der Metall- und Bergarbeiter jetzt aufgelöst) In Aachen, Crefeld und Düren entstanden lokale Textilarbeiterverbände. So brach sich allmählich die christliche Gewerkschaftsbewegung Bahn unter mancherlei Schwierigkeiten und Hemmnissen und unter schärfster Bekämpfung durch die socialdemokratischen Verbände, die alles aufboten, die neue Gewerkschaftsrichtung niederzuhalten.

An den Pfingsttagen des Jahres 1899 trat in Mainz der erste Congreß der christlichen Gewerkschaften zusammen. Man zählte bis dahin 33 christliche Gewerkschaften mit 111,000 Mitgliedern. Auf dem Congreß waren 48 Delegirte anwesend. Seitdem nahmen die christlichen Gewerkschaften von Jahr zu Jahr trotz der heftigsten Bekämpfung seitens der Socialdemokratie einen, wenn auch mäßigen, doch sicheren Aufschwung. Jeder Jahrescongreß brachte einen neuen Fortschritt. Der Stand der christlichen Gewerkschaften im Frühjahre 1903 betrug bereits 189,900 Mitglieder.

B. Charakter und Grundsätze der christlichen Gewerkschaften.

Der Charakter der christlichen Gewerkschaften wurde auf dem Congreß in Mainz folgendermaßen festgesetzt:

Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften hatten nicht die Hoffnung erfüllt, die man anfänglich an sie knüpfte. Sie entwickelten sich mehr zu Kassenvereinen, die Unterstützung bei Arbeitslosigkeit, Krankheit u. s. w. als ihre Hauptaufgabe betrachteten, dagegen das Eingreifen in die Verhältnisse, die Regelung der Lohn- und Arbeitsfrage zurücktreten ließen. Ihre Vertreter verkündeten die Harmonie zwischen Kapital und Arbeit, ohne daß sie den thatsächlich vorhandenen Gegensätzen, die mit dem kapitalistischen Wirthschaftssystem unverrückbar verknüpft sind, genügend Rechnung trugen.

Seit dem Jahre 1890 datirt auch die Entwicklung der christlichen Gewerkschaften. So kann man füglich die deutschen Gewerkschaften in vier Gruppen eintheilen: die freien socialistischen Gewerkschaften, die deutschen Hirsch-Dunkerschen, die christlichen und die unabhängigen Gewerkschaften. Zu den Letzteren rechnet man alle Gewerkschaften, welche zu keiner der drei Hauptgruppen gehören.

Die Mitgliederzahl nebst Jahreseinkommen der einzelnen Gewerkschaftsgruppen stellt sich in Deutschland Ende 1902 wie folgt:

	Mitgliederzahl			
	1901	1902	Zu- oder Abnahme 1902	Jahreseinnahme Mk.
Zentralverbände	677510	733206	+ 55696	11097744
Lokale Vereine	9360	10090	+ 730	—
Hirsch-Dunckersche Gewerkvereine	96765	102851	+ 6086	800434
Christliche Gewerkschaften				
a) Gesamtverband . .	79077	84652	+ 5575	466910
b) andere	96668	105248	+ 8580	356954
Unabhängige Vereine . .	95395	102707	+ 7302	493001
	1054775	1138754	+ 83969	13215043

schaftlichen Ziele die christlichen Grundsätze als Richtschnur anerkennen. Eine Vereinigung aller Arbeiter der verschiedenen Berufe in einheitliche Organisationen ist allerdings das zu erstrebende Ziel, doch muß verlangt werden, daß solche Verbände in ihrer Wirksamkeit den christlichen Grundsätzen nicht widersprechen. Da unter den obwaltenden Verhältnissen in absehbarer Zeit solche Gewerkschaften ausgeschlossen erscheinen, halten wir an dem auf dem ersten Congreß der christlichen Gewerkschaften zu Mainz aufgestellten Programm fest, nach welchem unsere christlichen Gewerkschaften interconfessionell und politisch unparteiisch auf christlicher Grundlage bestehen sollen."

Diese Stellungnahme der christlichen Gewerkschaften erklärt sich aus dem Bestreben, eine möglichst machtvolle Organisation zu schaffen, um Einfluß auf die Lohn- und Arbeitsverhältnisse zu gewinnen. Von dem Grundsatz ausgehend, daß gegenüber der Macht des Kapitals und des Unternehmertums nur eine geschlossene Macht der Arbeiterschaft etwas erreichen kann, suchen die christlichen Gewerkschaften den Anhängern der verschiedenen Confessionen das Zusammenarbeiten in diesem Sinne zu ermöglichen. Zu diesem Zweck scheiden sie aus ihren Bestrebungen die rein religiösen und politischen Fragen aus und begrenzen das Arbeitsfeld der Gewerkschaft zum Vortheil und im Interesse einer Concentrirung ihrer Kräfte zur Durchführung der wirthschaftlichen Aufgaben. Es sei hier erläuternd bemerkt, daß neben den christlichen Gewerkschaften in Deutschland ein gut ausgebildetes confessionelles Arbeitervereinswesen besteht. Katholische Arbeitervereine in Deutschland giebt es gegenwärtig 1292 mit 204500 Mitgliedern. Diese katholischen Arbeitervereine haben als Hauptziel Pflege der Religiosität, des Familienlebens, Schulung der Arbeiter auf dem Gebiete der Apologetik und Socialpolitik u. s. w. Sie empfehlen und unterstützen in Süd- und Westdeutschland energisch die christlichen Gewerkschaften. Die Arbeitervereine und die christlichen Gewerkschaften haben

socialdemokratisch war und innerhalb derselben di
religiösen und politischen Anschauungen Andersdenkende
nicht in genügender Weise respektirt wurden, kam es bal
zu Conflikten zwischen der christlichgesinnten Arbeiterschaf
und den Socialdemokraten. Ganz besonders war dies de
Fall in dem überwiegend katholischen Rheinland und West
falen. Zuerst begannen die Conflikte bei den Bergarbeiter
Schon im J. 1877 wurde im Ruhrrevier ein unabhängige
„Verband rheinisch-westfälischer Bergleute“ ge
gründet, an dessen Spitze der kathholische Bergmann Rosenkran
stand. Der Verband, der seinen Zweck unter Ausschluß alle
„religiösen, politischen und öffentlichen Angelegenheiten“ ver
folgte, also auf neutraler Grundlage beruhte, wurde vo
den politischen Parteien — auch von katholischer Seite —
heftig bekämpft und verfiel während des Socialistengesetze
der Auflösung. 1889 gründete der Christlich-sociale Verei
den bergmännischen „Rechtsschutzverband“, der ebenfall
nur kurze Zeit sein Dasein fristete. 1899 lebte dann de
ehemalige Rosenkranz'sche Verband unter dem Titel „Berg-
und Hüttenarbeiterverband“ (sogen. „alter Verband“)
wieder auf unter socialdemokratischer Leitung.

Nachdem auf diese Weise mehrere vergebliche Versuche
gemacht waren, die christlichen und socialistischen Arbeiter in
einer Bergarbeiter-Organisation zusammenzufügen, entschlossen
sich die christlichen Bergleute, eine eigene Berufsorganisation
zu gründen. Es entstand 1894 der „Gewerkverein
christlicher Bergleute Deutschlands“. Bald aber
machte sich das Bedürfniß nach Organisation so stark geltend,
daß überall „christliche“ Gewerkschaften neben socialdemo-
kratischen Gewerkschaften entstanden. So hatte man, wie in
Aachen und Crefeld, in den katholischen Arbeiter-
vereinen besondere Fachabtheilungen — hier besonders
für die Textilarbeiter — geschaffen. Ebenso in München und
Berlin, wo diese Fachabtheilungen zu sogen. „Arbeiter-
schutzverbänden“ zusammengeschlossen wurden. Diese Art

Eine weitere wichtige Aufgabe der Arbeiterorganisationen ist, daß sie bei den Wahlen für tüchtige christliche Vertreter in den Krankenkassen, den Gewerbegerichten, den Gesellen- und Arbeiterausschüssen sorgen. Neben der Durchführung der socialen Gesetzgebung kommt der Ausbau derselben als weitere Aufgabe inbetracht, indem die Organisation zur Verhandlung mit den Abgeordneten, Eingaben an die Parlamente, Aufklärung der Oeffentlichkeit in Versammlungen, wie durch die Presse auf die Fortführung der socialen Gesetzgebung einzuwirken sucht.

Innerhalb der Gewerkschaft wird für die Besserstellung der Arbeiter durch Errichtung von Unterstützungskassen gesorgt. Zu nennen sind hier Reise-, Sterbe-, Arbeitslosenunterstützung, Errichtung von Arbeitsnachweisen und Betheiligung und Förderung der öffentlichen paritätischen Arbeitsnachweise. In jüngster Zeit sind aus der christlichen Gewerkschaft heraus auch Arbeiterconsumvereine entstanden, um den Mitgliedern billige Lebensmittel zu verschaffen. Diese christliche Gewerkschafts-Consumvereinsbewegung befindet sich jedoch erst im Anfangsstadium; es bestehen gegenwärtig ca. 45 Consumvereine mit rund 10 000 Mitgliedern.

Im Interesse der geistigen Hebung des Arbeiterstandes erstrebt die Organisation die Förderung der allgemeinen Bildung, insbesondere der Fachbildung der Arbeiter an, sei es durch Vorträge oder Herausgabe eines Fachorgans, Schaffung einer Fachbibliothek u. s. w. Von der Erkenntniß ausgehend, daß für den Arbeiter die Tüchtigkeit in seinem Fache die wichtigste Vorbedingung seines wirthschaftlichen Fortkommens ist, wird der Fachbildung besonderes Interesse entgegengebracht. In Verbindung damit wird auf gediegene Schulung und Erziehung der Mitglieder in socialpolitischer Hinsicht Werth gelegt. Die eingehende Kenntniß der socialen Gesetzgebung befähigt die Arbeiter zu erfolgreicher Mitarbeit an dem Ausbau derselben. Der Arbeiter

lernt dadurch den Werth der socialen Gesetzgebung schätzen und die Schwierigkeiten kennen. Das alles vermittelt gereifteres Urtheil und kann vor allem für die sittliche Hebung des Arbeiterstandes nur vortheilhaft wirken. Der organisirte Arbeiter lernt in seinem Verbande Disciplin einhalten, sich der Führung unterordnen, er lernt Maß halten, die Interessen der Allgemeinheit hochhalten, auch entgegenstehende Interessen verstehen. Diese Erziehung bewirkt, daß der Arbeiter, wenn er seine Rechte fordert, auch auf das gewissenhafteste seine Pflicht gegenüber seinem Arbeitgeber zu erfüllen hat. Für die Arbeitgeber aber ist der Verkehr mit einer gut geleiteten Organisation angenehmer und leichter und führt eher zu einem versöhnlichen Ziele und zu einem dauernd friedlichen Verhältnisse, als mit einer disciplinlosen unorganisirten Arbeitermasse.

Durch die gewerkschaftliche Organisation und Thätigkeit wird der Arbeiter zu einem gesunden Standesbewußtsein erzogen, er lernt ein geordnetes Familienleben, geregelte Haushaltung, kurz, geordnete Lebensverhältnisse kennen und schätzen, die nur zu erreichen sind bei Selbstzucht, Arbeitsamkeit, Mäßigkeit, Sparsamkeit. Diese Erziehung zur Selbstzucht befestigt die Liebe und Achtung zur Religion, zu Heimat und Vaterland und ist ein aussichtsvoller Weg, einen leistungsfähigen, tüchtigen Arbeiterstand als vollgültiges nützliches Mitglied der Gesellschaft heranzubilden.

D. Mittel zur Durchführung der Aufgaben.

Die christlichen Gewerkschaften suchen in erster Linie auf friedlichem Wege ihre Aufgaben zu lösen. Der Streik, die Arbeitseinstellung, ist als letztes Mittel anzusehen, von dem nur mit großer Vorsicht und falls alle friedlichen Mittel versagen, Gebrauch gemacht werden soll. Da aber der Widerstand der Unternehmer gegenüber den Bestrebungen der Arbeiter nach größerer Antheilnahme an

den Erfolgen der Produktion (höhere Löhne, kürzere Arbeitszeit), sowie ihr Bestreben, im Arbeitsvertrag als gleichberechtigter Faktor bei Festsetzung der Arbeitsbedingungen mitwirken zu können, auf lebhaften Widerstand stößt, so sind auch bei den christlichen Gewerkschaften Streiks und Kämpfe nicht zu vermeiden. Die christlichen Gewerkschaften üben auf den Charakter der Streikbewegung insofern einen günstigen Einfluß aus, als diese nur dann einen Streik proklamiren resp. mitmachen, wenn alle Versuche eines friedlichen Vergleiches gescheitert sind. Sie lassen sich im Gegensatz zu den socialdemokratischen Gewerkschaften nicht von den Principien des Klassenkampfes leiten, sondern von den Grundsätzen christlicher Gerechtigkeit und der socialen Versöhnung. Da der Gegensatz zwischen Arbeit und Kapital nicht vollständig zu beseitigen ist, so sinnen sie auf Mittel und Wege, die Gegensätze zu überbrücken, indem sie durch Abschluß von Tarifverträgen, Einsetzung von Arbeiterausschüssen in den einzelnen Betrieben möglichst für beide Theile geregelte feste Lohn- und Arbeitsverhältnisse zu schaffen bestrebt sind. Soweit die sociale Gesetzgebung, Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung in Frage kommen, wirken die christlichen Gewerkschaften durch Eingaben, Petitionen bei den gesetzgebenden Körperschaften. Gleichzeitig suchen sie auf ihre Mitglieder durch Erziehung und Schulung für eine richtige gesetzmäßige Anwendung der Arbeiterschutz- und Arbeiterversicherungsgesetze einzuwirken.

E. Verfassung und innere Einrichtung der christlichen Gewerkschaften.

Die Gründungszeit der christlichen Gewerkschaften fiel in jene Epoche, wo die socialistischen Gewerkschaften ihre großen Centralverbände bildeten, wo das Princip der Centralisation zur herrschenden Gewerkschaftsform wurde. Auch die christlichen Gewerkschaften faßten daher von vorn-

herein die Centralisation als einzig giltige Gewerkschaftsform ins Auge. Es werden für jeden der einzelnen Berufe Centralverbände gebildet, die sich über ganz Deutschland erstrecken. An der Spitze steht der Centralvorstand als ausführende und dirigirende Instanz. In den einzelnen Orten werden Zweigvereine oder Ortsgruppen gegründet. Die Zweigvereine wählen ihren örtlichen Vorstand selbst. Demselben obliegt die Verwaltung der Ortsgruppe resp. der Zahlstelle, er sorgt für pünktliche Einkassirung der Beiträge, für Arrangement von Versammlungen, für Agitation u. s. w., er prüft und begutachtet die Beschwerden der Arbeiter, leitet und führt die eventuell entscheidenden Bewegungen zur Verbesserung der Arbeitsverhältnisse respektive zur Abwehr von Verschlechterungen derselben. Es darf in den Ortsgruppen kein Streik unternommen werden *ohne Genehmigung* des Centralvorstandes des Verbandes. Derselbe prüft die Sache auf Grund des von der Ortsgruppe beigebrachten Materiales, der allgemeinen wirthschaftlichen Lage im Gewerbe, der vorhandenen Geldmittel und der Stärke der Organisation. Die Beiträge, die am Orte einkassirt werden, müssen bis auf einen geringen Bruchtheil an die Centralkasse abgeliefert werden. Dafür werden von der Centralkasse die einzelnen Unterstützungsgelder bei Streiks u. s. w. ausgezahlt. Für die lokalen Bedürfnisse in der Ortsgruppe selbst bleibt ein gewisser Prozentsatz der Beiträge in der Ortskasse. Meistens erheben die örtlichen Zahlstellen noch besondere Beiträge für ihre Ortsvereine. Die Höhe der Beiträge ist verschieden, jedoch fortgesetzt *steigender Tendenz*. Von der Erkenntniß ausgehend, daß nur kapitalkräftige Organisationen die wirthschaftlichen Kämpfe durchführen können, haben alle christlichen Gewerkschaften das Bestreben, die Beiträge möglichst *hoch* zu setzen, wenigstens so hoch als die socialdemokratischen Concurrenz-Organisationen. Bis jetzt sind jedoch die christlichen Gewerk-

schaften gegenüber den socialistischen bezüglich der finanziellen Leistungsfähigkeit im Rückstande.

Die einzelnen Verbände sind in Gaue oder Bezirke getheilt, an deren Spitze — sofern die Mittel dazu vorhanden sind — ein besoldeter Gau- oder Bezirksleiter gestellt wird. Diese einzelnen Verbände geben ein Verbandsorgan (Verbandszeitung) heraus, das in der Regel 8—14tägig erscheint und das geistige Band für die Mitglieder sein soll.

Christliche Gewerkschaftsblätter erscheinen gegenwärtig 19, und zwar 12 wöchentlich, 2 halbmonatlich und 1 monatlich. Als Centralorgan für sämmtliche christlichen Gewerkschaften erscheinen die „Mittheilungen des Gesammtverbandes der christlichen Gewerkschaften“ alle 14 Tage zwölfseitig. Die ‚Mittheilungen‘ werden den Vorstandsmitgliedern und Vertrauensmännern gratis geliefert. Die sämmtlichen christlichen Gewerkschaftsblätter haben eine Auflage von 210,000 Exemplaren.

Die einzelnen Centralverbände haben sich wiederum zusammengeschlossen zu einem Gesammtverband der christlichen Gewerkschaften Deutschlands (gegründet im J. 1900). Der Zweck dieses Zusammenschlusses ist, die christliche Gewerkschaftsidee rein und unverfälscht zu erhalten, in der Agitation sich gegenseitig zu unterstützen und vor allen Dingen durch Zusammenwirken auf Congressen und in Ausschüssen die gesammte christliche Gewerkschaftsbewegung zu fördern. An der Spitze des Gesammtverbandes steht ein Ausschuß, in den die einzelnen Verbände nach Maßgabe ihrer Mitgliederzahl ihre Vertreter entsenden. Der Ausschuß wählt einen Vorstand. Dem Vorstand obliegt die Durchführung der Congreßbeschlüsse und die Herausgabe der ‚Mittheilungen‘ als Centralorgan. Er hat zur Erledigung der laufenden Geschäfte einen Generalsekretär beigestellt.

Von den 30 bestehenden christlichen Berufsorganisationen gehören bis jetzt dem Gesammtverbande 20 Verbände an.

F. Aussichten und Zukunft der christlichen Gewerkschaften.

Die christliche Gewerkschaftsbewegung in Deutschland hat mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Zuerst kommt die scharfe rücksichtslose Bekämpfung seitens der socialdemokratischen Zentralverbände in Betracht. Diese hatten bereits in Deutschland überall das Terrain besetzt, als die christlichen Gewerkvereine entstanden. Sie verfügen über fast unbegrenzte Mittel. Ein weiteres Terrain ist von den Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften besetzt, die wesentlich Unterstützungsbestrebungen haben und dadurch ihre Mitglieder dauernd an sich zu fesseln suchen. Anderseits ist man in den Kreisen, wo man das Vorgehen der christlichen Arbeiterschaft begrüßen müßte, der Bewegung anfangs und bis heute noch theilweise mißtrauisch gegenüber gestanden. Man fürchtete eine Verflachung der religiösen und politischen Grundsätze und vielleicht auch Conflikte zwischen christlich gesinnten Arbeitern und christlichen Unternehmern. Denn auch die christlich gesinnten Unternehmer weisen oft in ihren Fabriken zahlreiche Mißstände auf und sträuben sich, den Arbeitern die Gleichberechtigung und das Mitbestimmungsrecht bei Festsetzung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse zuzuerkennen. Erfreulicher Weise verschwindet dieses Mißtrauen in den letzten Jahren immer mehr. Denn einerseits kann man sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß zahlreiche Mißstände für die Arbeiter vorhanden sind, die nur durch die Selbsthülfe der Arbeiter beseitigt werden können, und anderseits hat sich die Befürchtung, es könnte eine Verflachung der religiösen und politischen Grundsätze eintreten, als ungerechtfertigt erwiesen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die in den gewerkschaftlichen Organisationen zu Selbständigkeit und Selbstbewußtsein erzogenen christlichen Arbeiter gerade in der Vertheidigung ihrer religiösen und politischen Grundsätze die *opferwilligsten* und *entschiedensten* Kämpfe sind. Es besteht daher die begründete Hoffnung, daß durch das Zusammenwirken der gläubigen katholischen und evan-

gelischen Arbeiterschaft in Deutschland nicht blos eine Verbesserung der socialen wirthschaftlichen Verhältnisse der Arbeiter selbst gefördert, sondern auch das Vordringen der socialdemokratischen Gewerkschaften mit ihren für die Religion so verhängnißvollen und schädlichen Ideen gehemmt wird. Wären nicht zur rechten Zeit die christlichen Gewerkschaften gegründet worden, so stände der größte Theil der katholischen Arbeiterschaft, die heute der christlichen Gewerkschaft angehört, wohl im Lager der Socialdemokratie. Das Bedürfniß nach Organisation mit dem Ziel, eine selbständige freie und unabhängige Stellung für die Arbeiterklasse zu erringen, ist in der deutschen Arbeiterschaft so stark erwacht, daß sich die katholischen Arbeiter in dieser Bethätigung nicht zurückhalten lassen. Wollte man dies trotzdem versuchen, so würden dieselben um so eher Gefahr laufen der Socialdemokratie anheimzufallen, als die socialistischen Gewerkschaften überall unter dem Deckmantel der religiösen und politischen Neutralität auftreten. Ob die vollständige Aufsaugung der deutschen Arbeiterschaft durch die socialdemokratischen Gewerkschaften zur That wird, hängt zum guten Theil von der Entwicklung der christlichen Gewerkschaften ab.

M.-Gladbach. Giesberts.

LXX.

Eine Geschichte des Vatikanischen Concils.[1])

Erster Artikel.

Welch seltener Reichtum der kostbarsten Schätze das im vatikanischen Palast durch die Bemühungen des hochseligen Papstes Pius IX. eingerichtete Archiv des allgemeinen Concils vom Vatikan umschließt, hat der siebente und letzte Band der Collectio conciliorum recentiorum Lacensis gezeigt. In einer ausführlichen Besprechung desselben suchte ich in Bd. 107 (1891) S. 356-372 den Lesern dieser Zeitschrift ein Bild zu zeichnen von den Verhandlungen der Väter dieser weltberühmten Kirchenversammlung, sodann aber nicht minder von dem Unternehmungsgeist, der Thatkraft und dem eisernen Fleiße desjenigen Mannes, welchem die in der gesammten wissenschaftlichen Welt berühmte Laacher Conciliensammlung ihren Ursprung und ihre Vollendung verdankt. Nachdem P. Gerhard Schneemann S. J. am

---

1) Geschichte des Vatikanischen Concils von seiner ersten Ankündigung bis zu seiner Vertagung. Nach den authentischen Dokumenten dargestellt von Theodor Granderath S. J., herausgegeben von Konrad Kirch S. J. Erster Band: Vorgeschichte. Mit einem Titelbild. 8°. XXIII u. 533 S. (M. 9.) Zweiter Band: Von der Eröffnung des Concils bis zum Schlusse der dritten öffentlichen Sitzung. Mit einem Titelbild und drei Plänen. XIX u. 758 S. (M. 12.) Freiburg, Herder.

20. November 1885 sein im Dienste der Religion, der Kirche und der Wissenschaft verzehrtes Leben zu Ende gebracht, fiel der Mantel seines Amtes auf P. Theodor Granderath. Dauernd in der Ewigen Stadt Aufenthalt nehmend, widmete er sich zunächst der Fertigstellung und Drucklegung des genannten siebenten Bandes der Conciliensammlung, um darauf da verantwortungsvolle Amt eines Geschichtschreibers der vatikanischen Kirchenversammlung auf seine Schultern zu nehmen.

Mit dem ganzen Feuer seiner Seele hat er die ihm übertragene Aufgabe erfaßt. Jahrelang hat er die Schätze des genannten Archivs mit dem verständnißvollen Eifer eines echten Forschers ausgebeutet, dabei geleitet und ermuthigt durch jenen erhabenen Pontifex, welcher in seinem denkwürdigen Schreiben vom 18. August 1883 die allein richtigen Normen über die Behandlung der Geschichte aufgestellt, die sich mit den hier einschlagenden Lehrsätzen der materiellen Logik oder Kritik vollkommen decken.[1] „Alle Aktenstücke," hat Leo XIII. ihm bedeutet, „stehen Ihnen zu Gebote. Nicht ein einziges ist Ihnen vorenthalten. Nun legen Sie den Verlauf des Concils gerade so dar, wie er objektiv gewesen ist" (I, 9). Mit dem erleuchteten Geiste eines katholischen Gelehrten, wie mit dem demüthigen Sinne eines Priesters ist Granderath dieser Ermunterung gefolgt und hat uns eine wirklich objektive Schilderung der Concilsereignisse in den Jahren 1864 bis zum 20. April 1870 in den beiden vorliegenden Bänden geliefert. Zum Schmerz aller Freunde der theologischen Wissenschaft ist der Verfasser unter dem Gewicht seiner Arbeit zusammengebrochen und erscheinen die beiden Bände wie ein Denkblatt auf dem Grabe, welches die sterblichen Ueberreste des Verfassers am

1) Leonis XIII Allocutiones, epistolae, constitutiones II. (Brugis 1887) 20. Epistola ad Cardinales de Luca, Pitra, Hergenroether.

19. März 1902 in sich aufgenommen. Alsbald erstand dem früh Verblichenen ein Nachfolger in seinem Ordensbruder Konrad Kirch, welchem der glückliche Wurf gelungen, zwei Bände der Geschichte des vatikanischen Concils der Oeffentlichkeit zu übergeben, während der dritte noch von Granderath zum größtem Theil niedergeschriebene Band mit der Darstellung der tieferregten Zeit vom 24. April bis 18. Juli 1870 in Bälde zu erwarten ist.

Selten mag ein großes Ereigniß dem Strome der Geschichte entstiegen sein, welches die Einfälle menschlicher Phantasie, die Angriffe verleumderischer Zungen, die vergifteten Federn der Vertreter der Irrlehre, endlich der Neid übelberathener Staatsmänner genauer verfolgt und häßlicher entstellt haben, als das Vatikanische Concil mit all den denkwürdigen Thatsachen, die ihm voraufgingen, in seinem Schooße sich entwickelten oder als naturgemäße Folgen aus demselben hervorgingen. Der gesammten kirchlichen und antikirchlichen Literatur hat sich dann im Laufe der Zeit eine kirchenfeindliche Richtung in der Geschichtschreibung bemächtigt, deren Hauptvertretung in diesen Blättern gründliche Prüfung und Widerlegung (durch Hergenröther, A. M. Weiß und Andere) empfangen hat.

Das dem Verfasser der echten Geschichte des vatikanischen Concils vorschwebende Ziel war viel zu erhaben, als daß er überwiegend den Irrgängen dieser Geschichtschreibung hätte nachgehen dürfen und können. Aber an zahllosen Stellen bot sich reichlich Gelegenheit zur Aufdeckung der Art und Weise, wie Professor Friedrich in München mit den Thatsachen umgeht. Diesem Verfahren gegenüber entrollt Granderath ein wahrheitsgetreues Bild der Thatsachen und setzt damit den Leser in den Stand, sich ein richtiges Urtheil über das folgenschwere Ereigniß des Concils zu bilden. Wie von dem Papste, dem der Hauptantheil an der Vorbereitung und Durchführung der Kirchenversammlung zugefallen, so gelten auch von der letzteren die Worte des

berühmten Pertz: Die Enthüllung des Concils enthält seine beste Vertheidigung.

Der erste Band behandelt in drei Büchern: 1. Gründe für die Abhaltung der Versammlung, ihre Ankündigung und entferntere Vorbereitung. 2. Die Bewegung der Geister nach der Ankündigung. 3. Die nähere Vorbereitung. Hochinteressant sind des Verfassers Angaben über die von ihm benützten Quellen im Concilsarchiv, als da sind: der gewaltige Foliant mit den Protokollen der Generalcongregationen, ferner 23 weitere Folianten mit den nämlichen Protokollen und außerdem sämmtlichen auf die Generalcongregationen bezüglichen Aktenstücken. Als Kern und Stern dieser Folianten wünsche ich die Reden der Väter in der Concilsaula in der Peterskirche zu bezeichnen. Denn das läßt sich nicht in Abrede stellen: den Leser des siebenten Bandes der Laacher Conciliensammlung ergreift eine Art Mißbehagen, wenn er in endlosen Reihen die Generalcongregationen mit den Namen der bischöflichen Redner verfolgen muß, ohne auch nur von dem Inhalt der Ansprachen genauere Kenntniß zu empfangen. Diesem Uebelstand hat Granderath im zweiten Bande seines neuen Werkes durch reichliche Auszüge aus jenen Folianten Abhilfe gebracht. Auf Befehl Pius' IX. und Leo's XIII. wurden alle in den Generalcongregationen gehaltenen Reden in fünf Bänden gedruckt (jeder in 10 Exemplaren) und dem Archiv einverleibt. Dazu kommen die hervorragenden Literalien der Glaubensdeputation, deren Mitglieder die Hauptrolle gespielt, eine Aktensammlung aus dem Nachlaß des Cardinals Schwarzenberg, andere Papiere des Cardinals Capalti und des Sekretärs des Concils, Bischofs Feßler von St. Pölten. Als eine Quelle von besonderer Bedeutung belobt Granderath drei Tagebücher eines bedeutenden Mitgliedes der Glaubensdeputation. Während diese ihm vortreffliche Dienste leisteten, hat er von dem Tagebuch eines auf dem Concil anwesenden Diplomaten nur selten Gebrauch gemacht. Daß der Verfasser die gedruckte Literatur sehr fleißig verwendet, ist bei ihm

selbstverständlich. Was man ungern vermißt, das sind die Lebensbeschreibungen des Erzbischofs Guibert von Tours[1]) und des Grafen Montalembert von Lecanuet,[2]) auf die im zweiten Artikel näher eingegangen werden soll

Nach einem sehr belehrenden einleitenden Kapitel über die Lage der Welt und die durch die theologischen und philosophischen Strömungen der letzten Jahrhunderte bewirkte Stimmung der Geister beim vatikanischen Concil macht Granderath uns bekannt mit den vom Papst eingeforderten Gutachten der in Rom ansässigen Cardinäle. Was uns hier dargeboten wird, ist weder in Cecconi's Geschichte des vatikanischen Concils, noch im siebenten Bande der Laacher Conciliensammlung enthalten. Auch wer den hochseligen Cardinal Reisach, den Protektor der Nationalstiftung S. Maria dell' Anima in Rom, nicht aus mehrjährigem Umgange kennt und mit seinem idealen Geistesfluge bekannt ist, wird nicht umhin können, dem Gutachten Reisachs die Palme zuzuerkennen. Nach zwei Richtungen hin, die der Cardinal auch in seinem Privatgespräche zu bezeichnen niemals müde wurde, dünkt uns dasselbe bemerkenswerth. In den höheren Geisteswissenschaften betont er die Nothwendigkeit einer entschiedenen Rückkehr zu der Methode der Vorzeit, und mit Bezug auf das Rechtsleben schreibt er: „Ich zögere nicht im Geringsten zu behaupten, es sei nothwendig, daß die Kirche das Princip proklamire, auf welches sich jener ganze Einfluß, den sie auf die Gesellschaft ausgeübt hat, gründete und noch gründet. Denn ihre Auktorität und ihre Thätigkeit auf die Individuen allein beschränken wollen und sie von der Gesellschaft ausschließen, ist ein

---

1) Vgl. meine Besprechung im Katholik 1896 II, 482—492 über Paguelle de Follenay, Vie du Cardinal Guibert, Archevêque de Paris. Vol. II 424—426 behandelt die Stellung desselben zur Unfehlbarkeit in der Commission zur Prüfung der Postulate.

2) Vgl. diese Zeitschrift Bd. 129 (1902) 661—679.

dogmatischer Irrtum, ist die Anwendung der falschen Grundsätze der Reformatoren auf die moralische Person des Staates oder auch der Regierung und die Ursache der falschen Theorien des modernen Rechtes, das die natürlichen Gesetze der Gerechtigkeit und der menschlichen Gesellschaft zerstört" (I, 33). Das ist ganz im Sinne Tapparelli's gesprochen, den Reisach nicht aufhörte, in den Unterredungen mit seiner Umgebung als einen der vornehmlichsten Rechtslehrer des neunzehnten Jahrhunderts zu bezeichnen.

Was die Antworten der außerhalb Roms lebenden Bischöfe auf die ihnen durch den Papst mit Bezug auf das Concil zugesandten Fragen betrifft, so bedient der Verfasser sich der Kürze halber eines von Msgr. Ludovico Jacobini, dem nachmaligen Staatssekretär Pius' IX., angefertigten Auszuges, welcher die Antworten nach Materien geordnet vorlegt. Aus Oesterreich erscheinen die Oberhirten von Wien, Gran, Prag, Olmütz und Neutra, während Deutschland nur durch Regensburg und Speyer auffallenderweise vertreten ist. Als besonders bemerkenswerth sind die Vorschläge der Bischöfe Pie von Poitiers und Dupanloup von Orleans über das Verhältniß der kirchlichen und bürgerlichen Gewalt zu einander, sowie über die Nothwendigkeit des Betriebes der höheren Studien zu bezeichnen.

Nachdem Granderath die Erweiterung der Fünfercommission der Cardinäle in eine dirigirende Commission dargelegt, erwähnt er die nicht selten pikanten Mittheilungen über die Bemühungen der Consultoren, die aber zum Theil aus Cecconi schon bekannt waren. Es sei gestattet, hervorzuheben, daß auf Grund der zahlreichen neuen Notizen das Urtheil berechtigt erscheint, daß der Consultor Professor v. Hefele zufolge seines Geistesganges den Concilscommissionen die allerwerthvollsten Dienste erwiesen hat. Von welcher Bedeutung überhaupt die Consultoren beim Vaticanum gewesen, das leuchtet am hellsten hervor aus dem Kapitel: Wer ist zum Concil zu berufen? Diese Frage

wird auf Grund der Gutachten von Angelini, Sanguineti und Anderer mit Bezug auf die Bischöfe, Weihbischöfe, Aebte und Generalobern der Orden, Prokuratoren der abwesenden Prälaten, endlich der Fürsten in fachmännischer und namentlich für Canonisten hochinteressanter Weise erörtert. Der Verfasser verdient dafür besonderes Lob. Man staune nicht, daß diese Frage auch mit Bezug auf die Bischöfe, die geborenen Mitglieder der allgemeinen Concilien, von denen das Wort gilt: Concilia episcoporum sunt, besprochen werde. Denn hier tauchten, wie die Darstellung zeigt, gewisse feinere canonistische Fragen auf (I, 86) und waren außerdem auch Irrtümer, die Döllinger und seine Freunde vortrugen, zu widerlegen. Interessant ist auch die I, 97 gebrachte Mittheilung über die Festigkeit der leitenden Centralcommission gegenüber Pius IX., der sich bedeutenden Gründen stets zugänglich erwies. Bei der Frage nach der Einladung der holländischen Jansenisten zum Concil und der Giltigkeit der anglikanischen Weihen haben sich die Gutachten des berühmten Professors Feye von Löwen als ausschlaggebend erwiesen. Sie lauten auf Nichteinladung der Jansenisten und Ungiltigkeit jener sogenannten Weihen.[1])

Das zweite Buch mit seinen fünfzehn Kapiteln führt uns in jene dem Concil voraufgehenden Jahre, in denen der Kampf der Geister in der ganzen christlichen Welt tobte. In Frankreich tritt Maret mit seinem heute vergessenen Buche Du concil général auf den Plan, in Deutschland läßt ein bayerischer Kaplan eine concilsfeindliche Schrift erscheinen, die riesig harmlosen Artikel der Civiltà Cattolica, deren Entstehungsgeschichte jetzt noch zum Ueberfluß nach mündlichen Mittheilungen des damaligen Leiters der Civiltà, P. Cardella, vorgetragen wird, sprengen das Pulverfaß anti-

1) Ueber diese Ungiltigkeit vgl. meine Artikel in dieser Zeitschrift Bd. 119 (1897) 425—445 und in Vering-Heiner, Archiv für kathol. Kirchenrecht Bd. 77 (1897) 457—498.

katholischer und eben deshalb auch anti-infallibilistischer Erregung und werden äußere Veranlassung zur Abfassung der fünf März-Artikel der Allgemeinen Zeitung und endlich des Janus. Mit besonderem Vergnügen liest man heute so viele treffende Urtheile aus der kundigen Feder des Redakteurs dieser Zeitschrift, Edmund Jörg, über die damaligen Verirrungen seines Lehrers v. Döllinger. Aber auch Granderath selbst, weit davon entfernt, all diese literarischen Kundgebungen einfach aneinanderzureihen, würdigt sie als Theologe und Canonist. Ueberhaupt verdient das Buch als besonders werthvoller Beitrag zur Geschichte des kirchlichen Rechts hohe Anerkennung. Die Lebensskizze des Münchener Stiftspropstes und die Kritik des Janusbuches sowie der mit unheimlicher Schnelligkeit und in Ausführung eines fein geordneten Schlachtplanes an den gesammten Episkopat beförderten Broschüre mit dem Titel „Einige Bemerkungen über die Frage: ‚Ist es zeitgemäß, die Unfehlbarkeit des Papstes zu definiren?‘“ werden mit unbestechlichem Urtheile geprüft. Und diese Untersuchung erscheint um so mehr zutreffend, als eine Reihe sehr betrübender Thatsachen, über deren Entstehung sich damals nur Vermuthungen aufstellen ließen, heute auf tonangebende Personen im Lager der Feinde der Kirche mit zweifelloser Bestimmtheit zurückgeführt werden müssen.

Für deutsche Leser besitzen ein ausnehmend lebendiges Interesse die Kapitel 5, 6 und 10 des zweiten Buches mit den bezeichnenden Ueberschriften: „Die Aufregung im Volke und die Versuche, den Episkopat zu beeinflussen“, „Die Versammlung der deutschen Bischöfe zu Fulda im September 1869“ und „Msgr. Dupanloup, Bischof von Orleans, in den Wirren vor dem Concil“. Die damals epidemisch entstandenen Laienadressen empfangen eingehende Würdigung. Wie man aus dem soeben ans Licht getretenen Lebensbild des Oberbürgermeisters Kaufmann in Bonn entnimmt, hat es damals in der rheinischen Musenstadt auch noch

unabhängige Männer gegeben, welche die Unterschrift der Adresse an Erzbischof Melchers ablehnten. „Ich habe nicht unterschrieben“, hat derselbe in sein Tagebuch eingetragen, „weil ich in meiner amtlichen Stellung mich nicht gern für eine Partei ausspreche, auch ist mir die Sache nicht klar genug in der Adresse ausgedrückt und manche Ansprüche dürften doch auch schwer zu begründen sein. Ob eine Theilnahme der Laien förderlich und ausführbar wäre, kann man doch füglich noch sehr bezweifeln. Auch in der Vermehrung der Dogmen sehe ich gerade kein Unglück. Die Adresse soll unserm Erzbischof überreicht werden, der sie sicherlich ad acta legen wird.“ [1])

Eine maßvolle Kritik übt Granderath an dem von der Fuldaer Bischofsversammlung an Pius IX. gesandten Schreiben mit der Bitte um Nichtdefinition der Unfehlbarkeit. Zu gleicher Zeit ist ihm aber auch beschieden, das Amt eines Vertheidigers der Bischöfe zu übernehmen und böswillige Vermuthungen ihrer Gegner durch glückliche Mittheilung des genannten Schreibens zu widerlegen, das seit Jahren als verloren galt, dessen Original aber vom Erzbischof Krementz im Archiv des Generalvikariats in Köln wiederaufgefunden und dem Verfasser zur Verfügung gestellt worden. Und zur Ergänzung der Darstellung erlaube ich mir noch die Bemerkung, daß am Sonntag den 29. August 1869 Monsgr. Dupanloup den Erzbischof Melchers auf seinem antiinfallibilistischen Feldzug durch Deutschland in Köln besuchte und Montag den 30. August Morgens 9 Uhr gegen Osten abreiste. In Wien brachte ihn sein Rosselenker statt zum Cardinal Rauscher zum Nuntius Falcinelli, welcher über

---

1) Görres-Gesellschaft für Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Erste u. zweite Vereinsschrift für 1903. Dr. Franz Kaufmann: Leopold Kaufmann. Ein Zeit- und Lebensbild. Köln 1903. S. 156.

dessen Sprache höchlich verwundert das schwere Mißverständniß alsbald aufklärte (I, 281).

Ein Denkmal ebenso großer und einschneidender Gelehrsamkeit, wie umfassender Forschungen bilden die Kapitel über die Haltung des Correspondant, den Geistesgang und die Thätigkeit Dupanloup's und die Stellung der belgischen und englischen Katholiken im damaligen Kampfe der Geister. Hier galt es eine äußerst umfangreiche ausländische Literatur zu verarbeiten, was mit Geschick geleistet worden. Was England betrifft, so betont der Verfasser die Thatsache, daß nicht allein Renouf, sondern auch seine Gegner „die dem Engländer sonst eigene Ruhe und Mäßigung verleugneten" (I, 299). Die Mittheilungen über die bedeutenden Hirtenbriefe Mannings in der Frage der Infallibilität dürften zu mager ausgefallen sein. Dagegen verdienen Anerkennung die Kapitel über die Aufnahme der Einladung zum Concil bei den nichtunirten orientalischen Kirchen und bei den Protestanten. Die Lektüre derselben erregt den Schmerz jedes Christen, angesichts jener Spaltungen, deren Tiefe man hier so deutlich erkennt. Und doch erscheinen die damaligen protestantischen Kundgebungen des evangelischen Kirchenrathes, der Synode in Glogau, der Versammlung unter Bluntschli in Worms, des fünfzehnten deutsch-evangelischen Kirchentages in Stuttgart u. a. wie Kinderspiel gegen das, wovon wir heute im deutschen Vaterlande Augen- und Ohrenzeugen sind, wie gegen die äußerst betrübenden Richtungen, welche die protestantische Theologie beim Ende des neunzehnten und dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts eingeschlagen hat.

Ein Bild über „die Staatsregierungen und das kommende Concil" entrollt Kapitel 15, welches Granderath mit einer geschichtlichen Einleitung über das Verhältniß der beiden Gewalten seit der Kirchenversammlung von Trient versehen hat. Hier spielt die bayerische Diplomatie keine besonders ruhmvolle Rolle. Ganz im Gegentheil dazu tritt

die Gestalt des Grafen Bismarck uns sehr sympathisch entgegen, indem er jede Einmischung in die Frage des Concils ablehnt und demselben volle Freiheit gewahrt wissen will. Hätte er nur stets fest diesen Standpunkt behauptet! Arnim dagegen bedecken schwarze Schatten. Auf Grund der im Concilsarchiv bewahrten Briefe ersieht man auch, wie es kam, daß der Domherr Chiesa aus Münster, den Arnim sich als theologischen Beirath erbeten hatte und der unter gewissen Bedingungen diese Stelle angenommen, sich alsbald zurückzog, als er erfuhr, v. Arnim werde ihm eine Dienstanweisung ertheilen (I, 372). Sehr richtig hebt der Verfasser die Dienste hervor, welche der französische Ministerpräsident Ollivier, dessen zweibändiges Werk über Kirche und Staat zur Zeit des vatikanischen Concils eine Fundgrube seltener Notizen enthält, dem Concil durch seine vielerprobte standhafte Weigerung geleistet hat, sei es durch Abberufung der französischen Truppen aus Rom, oder durch Betheiligung an den von fremden Mächten mit Heftigkeit vorgeschlagenen diplomatischen Maßnahmen auf die Schicksale der Kirchenversammlung einzuwirken. Ganz anders verfuhr Italien, dessen Regierung eine italienische Uebertragung der Janusschrift den Landesbischöfen übersandte und in einer angeblich vom Ministerpräsidenten Menabrea (nicht Manabrea I, 381) verfaßten Broschüre die sogenannten iura circa sacra des Staates mit Bezug auf das Concil in rücksichtslosen Formen aussprechen ließ.

Während das zweite Buch jene Bewegungen schildert, die sich um das Concil vollzogen, führt das dritte uns zu der „näheren Vorbereitung“ auf dasselbe. Hier lernen wir kennen die Berathungen über die Einführung der Generalcongregationen, jener bedeutenden Sitzungen in der Concilsaula, in welchen die Entwürfe berathen und endgiltig fertiggestellt wurden, und der öffentlichen Sitzungen zur Verkündigung der Beschlüsse. Bei diesen Verhandlungen hat die dirigirende Centralcommission eine bedeutende Rolle

gespielt, worüber der Verfasser durch reichliche Auszüge aus den Protokollen Mittheilung macht. Für Deutschland und Oesterreich ist die Nachricht von Belang, daß der Papst für den äußerst wichtigen Posten eines Sekretärs des Concils den gelehrten Bischof von St. Pölten, Joseph Feßler, in Aussicht genommen und die Centralcommission um ihre Meinung befragt habe. Zur Schonung der Bischöfe der anderen Nationen, denen die Wahl eines Deutschen weniger angenehm sein könnte, schlug aber Cardinal Caterini die Wahl eines Italieners vor. So tief meine Verehrung für Cardinal Prospero Caterini, den geschäftsgewandten Leiter der s. Congregatio Concilii, unter welchem ich drei Jahre in deren Studio gearbeitet, so unbegreiflich erscheint mir dessen Vorschlag. Ihm scheint unbekannt geblieben zu sein, daß Feßler ein Liebling Pius' IX. war, daß er zufolge vieljähriger Thätigkeit in Rom in den maßgebenden geistlichen Kreisen bedeutendes Ansehen genoß und daß er den Römern durch seine zweibändige gelehrte Patrologie imponirte. Einen solchen Mann ablehnen, wäre gleichbedeutend gewesen mit Erregung der Eifersucht der deutschen Prälaten. Mit Recht fand Caterini's Bemerkung keine Beachtung. Dagegen erhielt Msgr. Feßler am 5. September 1869 einen Prosekretär in der Person des Msgr. Ludovico Jacobini.

In den Berathungen über die Bildung von Ausschüssen oder Deputationen, über die Einbringung der Vorschläge und deren Mittheilung an die Generalcongregationen und den Entwurf einer Concilsordnung hat Hefele dem Concil hochangesehene Dienste geleistet. Daran reiht sich eine Uebersicht der beim Concil von den Vätern gemachten Vorschläge. Ein abschließendes Kapitel entwirft ein Bild vom Gebetsleben der Kirche zur Zeit des Concils, wofür alle Diejenigen dem Verfasser zu lebendigem Danke verbunden sind, welche sich noch den Glauben an die göttliche Vorsehung, an die Kraft des Bittgebetes, sowie an das

gottverliehene Versprechen bewahrt haben: Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt (Mt. 28, 20).

Den Schluß bildet ein Verzeichniß der auf dem vatikanischen Concil stimmberechtigten Prälaten und eine doppelte Uebersicht der Bistümer nach Ländern und Kirchenprovinzen, sodann alphabetisch geordnet. Auch das Register und die sehr dankenswerthen Inhaltsangaben sind hervorzuheben.

A. Bellesheim.

LXXI.

Die Negerrepublik von Haiti.

Wohl kein Land ist so schlecht regiert wie Haiti, wohl nirgends findet man so zahlreiche und augenfällige Zeichen des Zerfalls, aber auch nirgends dieselbe Gleichgiltigkeit und Stumpfheit der Massen, dieselbe Eitelkeit und Selbstgefälligkeit der regierenden Klassen dem Fremden gegenüber, den man von der Insel möglichst fern zu halten sucht und auf alle mögliche Weise unterdrückt, obgleich man es ihm allein zu verdanken hat, daß die herrliche Insel, über welche die Natur das Füllhorn ihrer Segnungen ausgegossen hat, nicht vollständig isolirt und verkommen ist. Haiti ist eine große Ruine. Aus der schönsten und früher am besten angebauten der Antillen haben die Neger während der hundert Jahre ihrer Herrschaft nichts zu machen gewußt. Die mit Plantagen bedeckte Ebene Cul-de-Sac, die sich 27 englische Meilen in die Länge, 24 in die Breite erstreckt und unter französischer Herrschaft jährlich 20 Mill. Francs eintrug, ist jetzt verödet und unfruchtbar. Die schönen Villen und Schlösser, die die Franzosen gebaut, die Gärten und

Parke, die sie angelegt, wurden vernachlässigt. Anstatt die leeren Häuser zu bewohnen, richtete der Neger einige Baumstämme auf, die er mit Aesten und Gras bedeckte, anstatt die Arbeit, die er als Sklave für seine Herren verrichtet hatte, im eigenen Interesse weiterzuführen, ergab er sich dem Müßiggang und war zu faul, die reifen Früchte zu pflücken, wenn ihn nicht der Hunger dazu trieb. Eine nähere Schilderung von Cul-de-Sac gibt uns H. Prichard in seinem „Where Black Rules White", Westminster 1900, p. 115: „Einige wenige primitive Hütten, deren Bau einen halben Arbeitstag kostete, bedecken die Oberfläche; die Bewohner leben von dem, was die Natur ihnen bietet. Die Pfannen der Zuckersiedereien liegen verrostet am Boden, wie vor hundert Jahren. Die Leute verkommen in Armuth und Schmutz, sie fristen ihr Dasein gleich den Schweinen mit wilden Früchten, denn sie sind zu faul und sorglos, dieselben zu veredeln. Sie sammeln und leben von dem, was die französische Energie ihnen hinterlassen hat. Die von den Colonisten gepflanzten Kaffeestauden sind verwildert, tragen aber noch Beeren, welche zu pflücken die Neger fast zu faul sind. Ist das Wetter sehr regnerisch, dann sammeln sie die grünen Beeren, nur in Ausnahmsfällen reinigen und besorgen sie die Stauden." In Haiti herrscht die schlechte Gewohnheit, die Arbeit durch die Frauen und Kinder verrichten zu lassen und beide gleich Sklaven zu behandeln. Kaum ist der Knabe etwas älter geworden, so fordert er, daß Mutter und Schwestern ihn bedienen. Die Frauen und Kinder müssen auf den allerschlechtesten Wegen zum Markt gehen, der Mann reitet. Was der niederen auf dem Lande lebenden Klasse vor allem fehlt, ist die Wißbegierde, der Ehrgeiz, die zu wecken nichts geschieht. Die indolente, abergläubische Landbevölkerung hat vor der städtischen die größere Gastfreundlichkeit und Ehrlichkeit voraus, steht aber zu sehr unter dem verderblichen Einfluß der Zauberer und

Götzenpriester. Die Regierung wagt es nicht, ihre Unterthanen gegen letztere zu beschützen.

Die Mitglieder der Regierung, von dem Präsidenten bis herab zum niedrigsten Polizeidiener, haben es sich in der Regel zum Grundsatz gemacht, ihre Stellung zur Bedrückung der Untergebenen und zur eigenen Bereicherung auszubeuten. Je grausamer, je rücksichtsloser sie sind, desto mehr werden sie verehrt. Einige Beispiele, die wir Prichard entnehmen, zeigen uns, wie eine gewaltige Persönlichkeit die Neger einzuschüchtern vermag. Der erste Präsident Dessalines, dessen Zorn jeder unabhängige Mann, dessen Lust jede schöne Frau zum Opfer fiel, der nach dem Ausspruch handelte: „Rupf' den Vogel, aber sorge dafür, daß er nicht schreit", der 1805 alle Weißen auf der Insel ermorden ließ, wurde zwar das Jahr darauf getödtet, wird aber noch jetzt als der Nationalheld gefeiert. Christophe, der sich 1811 als König (Kaiser) von Haiti ausrufen ließ, war noch gewaltthätiger. Außer vielen anderen Schlössern, für deren Bau seine schwarzen Unterthanen ihm Frohndienste leisten mußten, plante derselbe eine Citadelle auf dem hohen Mont la Ferrière. Eines Tages wurden 100 Mann beordert, eine Kanone den Berg hinaufzuziehen. Die Arbeiter rasteten von Zeit zu Zeit; dies verdroß Christophe, der nach dem Grund fragen ließ. Sie ließen ihm sagen, die Kanone sei zu schwer, er solle ihnen 100 Mann zu Hilfe schicken. Sie wurden vor Christophe beschieden, der freundlich zu ihnen sprach und sie dann gehen hieß; 25 mußten heraustreten und wurden niedergeschossen. Christophe war eben halbwegs durch sein Gabelfrühstück und bedeutete den 75, sie möchten die Güte haben, inzwischen die Kanone an Ort und Stelle zu bringen. Nach seiner Mahlzeit fand Christophe, daß die 75 geringe Fortschritte gemacht hatten. „Ich habe ein Mittel", sagte er ihnen, „Stellt euch in Reih und Glied, jeder dritte Mann trete hervor; Wache, schieße sie nieder!" Als es geschehen, rief er: „Das nächste Mal muß jeder zweite Mann vor-

treten. Die Kanone war zu schwer für 100, sicherlich werden 50 sie leicht hinaufschaffen.“ Wenn irgend eine seinen Unterthanen auferlegte Arbeit nicht sofort, gerade wie er es wünschte, ausgeführt ward, ließ er einige der Leute niederschießen. Zuletzt brach eine Empörung aus, seine Soldaten verließen ihn, der Wütherich entging seinen Feinden durch Selbstmord. Von den vielen Präsidenten des Negerstaates im Norden, des Mulattenstaates im Süden wurden die meisten gestürzt und flohen ins Ausland, die Revolutionen sind an der Tagesordnung; die besten Präsidenten, wie Geffrard, wurden vertrieben, die schlechtesten, wie Salomon, der vorletzte Präsident, hielten sich noch am längsten.

Ein eigentliches Gemeinwesen, verschiedene Klassen mit bestimmten Rechten und Pflichten dürfen wir in Haiti nicht suchen. Die Fremden sind schutz- und rechtlos; nur die Furcht vor auswärtigen Mächten hält die Generale — die regierende Klasse, die ebenso eingebildet als gegen die Fremden mißtrauisch ist — im Zaum. Von allen Militärherrschaften ist die in Haiti die schlimmste. Die Generale verdanken ihre Beförderung nicht ihren Kenntnissen oder ihrer kriegerischen Tüchtigkeit, sondern ihren Verdiensten um den Staat, d. h. ihren Ränken und Intriguen. Politik nimmt sie weit mehr in Anspruch als die Kriegskunst; sie sind die Anstifter und Rädelsführer aller Aufstände. Während in den Südstaaten Nordamerikas die Neger mit weißerer Hautfarbe den ganz schwarzen vorgezogen werden und Mischehen besonders gesucht sind, werden in Haiti die Mulatten auf die Seite gedrängt und verlieren mehr und mehr an Ansehen. Es ist ihre höhere Intelligenz und Mäßigung, die ihnen so viele Neider erweckt. Die Schwarzen sind große, unberechenbare, unbeständige Kinder, auf die man sich keinen Augenblick verlassen kann, weil sie sich nicht durch Grundsätze, sondern durch ihre Launen bestimmen lassen und nie angeleitet werden, ihren wilden Instinkten Gewalt anzuthun.

Der Code Napoléon mit manchen lokalen Abänderungen ist

auch für Haiti gültig, aber die Richter, die selten juristische Studien gemacht, und von Recht und Billigkeit keine Vorstellung haben, setzen sich beständig über die Bestimmungen des Rechtes hinweg und lassen sich, da ihr Gehalt gering ist, bestechen. Ein Weißer, der einen Prozeß gegen einen Schwarzen anstrengt, ist jedenfalls übel beraten, wie folgender Fall bei Prichard zeigt. Ein Neger von Haiti hatte große Summen bei einem weißen Kaufmann aufgenommen, um gewisse Rohstoffe für denselben zu kaufen, machte eine Reise nach Paris, woselbst er sich länger aufhielt, und kehrte mit leeren Händen zurück. Von der ausländischen Firma verklagt, wurde der Neger von den Richtern zwar schuldig befunden, aber das Urtheil wurde nicht vollzogen, weil es dem Obergericht an dem erforderlichen gestempelten Papier fehlte. Ein von einem schwarzen Kaufmann wegen Nichtbezahlung einer Schuld vor Gericht geladener Polizeichef erschien dreimal mit bewaffnetem Gefolge und trieb die Richter in die Flucht. Die Richter ließen den Prozeß fallen. Die Kriminalgesetzgebung wird noch viel schlechter gehandhabt; es herrscht die Laune und Willkür, die politischen Verbrecher werden einfach von dem Sieger erschossen oder auf unbestimmte Zeit ohne Verhör gefangen gehalten. Noch schlimmer fährt natürlich der Arme einem Reichen und Mächtigen gegenüber; er wird mißhandelt oder ins Gefängniß geworfen. Folgende gut verbürgte Thatsache gibt uns eine Vorstellung von der in Haiti herrschenden Zuchtlosigkeit. Eine Frau hatte Gemüse und andere Erzeugnisse ihres Gutes auf den Markt gebracht und mit dem Erlös Fleisch, Butter und Rum eingekauft: ein müßig auf dem Markt stehender Soldat zeigte sich bereit, ihre Einkäufe zu tragen, machte sich jedoch die Gelegenheit, nach der Kaserne zu entweichen, zu nutze, während die Frau, die ihn gemiethet hatte, mit einer Nachbarin sprach. Kaum hatte der Soldat mit seinen Kameraden angefangen, sich gütlich zu thun, als ein Leutenant herankam, der sogleich zum Schlusse gelangte, daß die Lebensmittel gestohlen seien

und seinem nächsten Vorgesetzten davon Anzeige machte. Statt den Eifer seines Untergebenen zu loben, ließ er ihn gefangen setzen, schwang sich auf sein Pferd, überfiel die nichts ahnenden Soldaten und ließ die Lebensmittel in sein Quartier tragen. Das Schicksal wollte es, daß der Obergeneral Kunde von dem Vorfall erhielt und das Gestohlene als sein Eigentum beanspruchte. Die Frau war weise genug, den General nicht zu behelligen, denn sie wäre gefangen gesetzt worden und hätte selbst im Fall, daß sie den Prozeß gewonnen hätte, nichts erlangt.

Die nominelle Staatsreligion ist die katholische. Die herrschende Klasse ist jedoch weit davon entfernt, die Rechte der Kirche anzuerkennen, dieselbe gegen ungerechte Angriffe in Schutz zu nehmen: alle Versuche Roms, ein Concordat abzuschließen, sind gescheitert; selbst die gutgesinnten Beamten wagen es nicht, den Götzendienst, der alle Klassen corrumpirt, zu unterdrücken und den katholischen Priestern Vorschub zu leisten. Letztere fühlen sich auf Schritt und Tritt beengt, wohnen in ungesunden Vorstädten, sind so arm und führen ein so mühevolles Leben, daß sie in der Regel früh den Strapazen erliegen. Sie hatten überdies seit Jahren mit falschen Brüdern zu kämpfen, mit gewissenlosen Betrügern, die sich als Priester ausgaben und die katholische Religion durch ihre Zügellosigkeit in Verruf brachten.

Die schlimmsten Gegner sind jedenfalls die Vaudoux-Schlangenverehrer, die durch ihren Geheimkult und durch ihre nächtlichen Feste die Massen anziehen. Die Neger und Negerinnen sind leidenschaftliche Tänzer und scheinen gar nicht müde zu werden; man sieht sie oft allein die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen tanzen. Sobald Nachts der gedämpfte Ton einer Trommel gehört wird, machen sich Männer und Frauen auf den Weg und treffen an einem geheimen Orte zusammen Eine Negerin fängt zu singen an und begleitet mit ihrer eintönigen Weise den Tanz einer oder mehrerer Priesterinnen, die einen Hahn, den sie während

des Tages getödtet haben, in der Hand halten, sich die Lippen mit dem Blut desselben beschmieren und sich in dem Kreise den die Zuschauer um sie gebildet haben, herumdrehen. Der Tanz wird immer erregter und leidenschaftlicher, die weißgekleidete Priesterin fällt von Zeit zu Zeit nieder und wälzt sich am Boden; dann erhebt sie sich und setzt ihren Tanz nicht in dem innern Zirkel, sondern zwischen den Reihen der am Boden kauernden Menge fort. Ist die erste Tänzerin erschöpft, dann wird sie von einer zweiten und dritten abgelöst, welche dieselben Tänze aufführt. Bei großen Festlichkeiten werden Kinder geopfert. Ein katholischer Priester, dem seine Freunde den Zugang zu einer solchen Versammlung verschafft hatten, war Zeuge, wie nach den üblichen Tänzen und den Opfern von Hähnen und einer Ziege eine Mamaloi (Priesterin) von einem der Anwesenden, der niederkniete, gebeten wurde, das Opfer durch Darbringung einer Ziege ohne Hörner zu vollenden. Sie nickte zu und brachte ein Kind, dessen Füße gebunden waren. Als dieses den Papaloi (Priester) das Messer zücken sah, schrie es auf. Den Gefühlen der Menschlichkeit gehorchend und der Gefahr, von den aufgeregten Heiden in Stücke gerissen zu werden, vergessend, schrie der katholische Priester: Verschonet das Kind, und suchte dasselbe zu retten. Seine Freunde umringten ihn und rissen ihn gewaltsam fort. Da er von nun an seines Lebens nicht sicher war, wurde er an einen andern Ort versetzt. Nach dem Opfer beginnen die Tänze der Zuschauer, die oft mehrere Nächte dauern. Die aufregende Musik, die Vermischung der Geschlechter, die schwüle Atmosphäre erregen die Leidenschaft des sinnlichen Volkes, das sich bei solchen Gelegenheiten ganz gehen läßt. Diese Orgien sind eine Schule der Unzucht. So schamlos die Neger Haitis auch unter sich sind, so suchen sie doch diese ausschweifenden Feste vor den Europäern geheim zu halten. Da die höheren Klassen gerade so sittenlos sind, wie die niedrigeren, ist an eine Abschaffung dieser Orgien nicht zu denken.

Die protestantischen Missionäre, welche sich in Haiti niederließen, wollten die Eingeborenen an Reinlichkeit und Arbeitsamkeit gewöhnen und aus ihnen gute Christen machen, haben aber trotz ihrer großen Hülfsmittel noch weniger erreicht, als die Katholiken. Die Trägheit der Neger Haitis ist zu tief gewurzelt, die Rücksicht auf die Europäer fällt weg, in ihrem dummen Stolz glauben die Neger es mit allen europäischen Mächten aufnehmen zu können; aus den Reisen nach Europa (Frankreich wird mit Vorliebe besucht) ziehen sie nicht die Lehre, daß sie noch viel zu lernen haben, sondern bestärken sich in ihren Vorurtheilen. Die Folgen der Anfeindung und Verachtung der katholischen Priester kann man am besten in Haiti studiren. Eines der schönsten und fruchtbarsten Länder der Welt ist eine Ruine, seine Bewohner bestehen aus Bedrückern und Bedrückten und die schlimmsten aller Bedrücker sind die Götzenpriester, Zauberer, Wunderdoktoren, die kein höheres Ziel kennen, als die übrigen Klassen auszuplündern, die schlimmsten Laster großzuziehen und sie als Mittel zum Zweck zu gebrauchen.

Die Priester und Priesterinnen der Schwarzen haben sich nicht nur in den Dienst der Unsittlichkeit gestellt, durch ihre Orgien Tausende zur Unzucht und andern Verbrechen verführt, sondern mißbrauchen auch ihre Stellung als vermeintliche Wunderthäter, um der Rachbegierde und Böswilligkeit der Neger Vorschub zu leisten. Sie beanspruchen nämlich außergewöhnliche Macht zum Heilen und zum Verhängen von Krankheiten und treiben mit dieser vermeintlichen Macht, die auf Giftmischerei und Mitteln zur Einschläferung beruht, Handel, d. h. sie lassen sich bezahlen, wenn sie Gift in die Speisen mischen, und nehmen gleichfalls Zahlung an für das von ihnen vorgeschriebene Gegenmittel. In einem Staate wie Haiti, wo man auf dem Lande keine andern Doktoren als die Götzenpriester hat, sind letztere sehr gefährlich. Bevor diesen Bösewichtern das Handwerk nicht gelegt, bevor die von ihnen begangenen

Mordthaten nicht streng bestraft werden, sind die Arbeiten der katholischen Missionäre vergeblich. Viele der Neger, die sich zum katholischen Glauben bekennen, sind nur nominelle Katholiken und noch sittenloser als die Heiden.

Wenn die großen Culturvölker der Gegenwart in irgend einem Land im Interesse der Religion und Sittlichkeit einzuschreiten befugt sind, so sind sie es hier, wo die Zustände unerträglich sind. Würde die Auftheilung dieser Insel keine Schwierigkeiten bereiten, so wäre die Negerherrschaft schon längst gestürzt. Die Rückständigkeit der Bevölkerung, ihr Verfall und ihre Entartung ist nicht etwa in äußeren, ganz unverschuldeten Ursachen oder vorübergehenden Zuständen zu suchen, sondern in dem Charakter und den Institutionen des Landes und in der tiefgewurzelten Abneigung gegen jede Reform, welche die Axt an die Wurzel legt und die Greuel des Schlangencultus abschafft. In manchen Theilen Afrikas und in Amerika finden ähnliche Orgien ganz im Geheimen statt, weil die Götzendiener Bestrafung fürchten, in Haiti können die Priester ungestraft die Massen tyrannisiren. Wenn je ein Land unter dem Joch einer verruchten Priesterschaft seufzte, so ist es Haiti. Die Papalois haben wohl nie die Noth eines Unglücklichen gelindert, keinen Kranken gepflegt, keinen Reichen an seine Pflichten gegen die Armen erinnert, ihr ganzes Sinnen und Streben ist nur darauf gerichtet, das Volk in einem Zustand der Unmündigkeit, der Wildheit und des Hasses gegen dessen beste Wohlthäter, die christlichen Missionäre, zu bestärken. Die höheren Klassen finden in der gegenwärtigen Entartung der Massen ihre Rechnung und ziehen eine Religion, welche das Sittengesetz verwirft, den strengen Vorschriften des Christentums vor.

LXXII.

Aus Italien.

Rom im November 1903.

I.

Die Ereignisse auf der italienischen Halbinsel haben sich im Jahre 1903 überstürzt. Aus einer Aufregung geht es in die andere, ohne daß dem Lande Zeit gelassen würde, sich mit der jedes Mal geschaffenen neuen Lage abzufinden. Die Zeit der Gährung, lange vorbereitet durch die Verschiebung der parlamentarischen Machtverhältnisse, ist angebrochen, die Zeit der Scheidung der Geister im katholischen Lager scheint gekommen zu sein, die schwerwiegendsten Entschließungen werden sowohl an den Papst wie an den König im Laufe der nächsten zwölf Monate herantreten.

Aus den Zeitungen kann man sich nur schwer ein klares Bild der verwickelten Zustände machen, wie sie zur Zeit hier bestehen, weil die sich jagenden Tagesnachrichten ohne den organischen Zusammenhang untereinander geboten werden. Es verlohnt sich darum, in eine Untersuchung der Stimmungen einzutreten und eine genaue Uebersicht über die Machtverhältnisse derjenigen Gruppen im öffentlichen Leben zu geben, die von sich behaupten, daß sie den augenblicklichen Bedürfnissen durch ihr Programm Rechnung tragen.

Stimmungen? Im Norden würde man diesen Dingen nur eine untergeordnete Bedeutung beimessen; aber in Italien

vermögen sie viel, weil der Volkscharakter derart ist, daß er gegebenen Falles durch Stimmungen auf das Erheblichste beeinflußt werden kann. Beginnen wir am Throne.

Der junge König ist in einer Stimmung, daß ihm seit lange die Bearbeitung der Staatsgeschäfte eine Last ist. Nach Thunlichkeit kümmert er sich nicht viel darum. Weit über das früher gebräuchliche Maß hinaus weilt er fern von Rom auf einer seiner Besitzungen und läßt das Ministerium schalten und walten. Es sagt sich nicht mit Unrecht, daß er ebensogut auf dem Lande leben kann, wie der Ministerpräsident Zanardelli, — der eben gerade in Giolitti einen Nachfolger erhalten hat, — am Como-See, daß er seine Unterschriften genau so gut in San Rossore leisten kann, wie Zanardelli die schwierigsten politischen Fragen von Maderno aus durch kurze Telegramme erledigen zu können glaubte. Die Stimmung des Königs, dessen Privatvermögen in ausländischen Banken überfällsicher angelegt ist, wird durch die Qualität und Zusammensetzung seiner Ministerien auch nicht verbessert.

Es ist ihm am liebsten, wenn er mit den Leuten möglichst selten zusammenkommt. Muß er sie sehen, so kürzt er die Berathungen und Unterredungen nach Thunlichkeit ab, muß er sie an seinen Tisch laden, so speist er vorher mit der Königin, damit er in aller Ruhe und ohne lästige Gesellschaft seine Nahrung zu sich nehmen kann, und bringt es dadurch fertig, daß die Hoftafeln noch kürzer ausfallen, wie am österreichischen Hofe. Kurz seine Stimmung ist eine apathische, jegliches; tiefergehende Interesse fehlt, weil sich der König sagen muß, daß er zur Verbesserung der Verhältnisse doch fast nichts beitragen kann.

Die Stimmung im Lande ist, wenn man von den ganz kleinen Kreisen der Interessirten absieht, genau die gleiche wie bei Hofe. Theilnahmslos läßt man ein Ministerium nach dem anderen über sich ergehen, theilnahmslos liest man die

Versprechungen der neuen Minister, die jedesmal das goldene Zeitalter in Aussicht stellen, theilnahmslos schaut man von seinem Stammcafé aus dem Leichenzuge des vorgestern erst vereidigten Ministeriums zu. Eine gedrückte Stimmung ist das Kennzeichen der Lage und ganz willenlos findet man sich mit dem monstruösen Gedanken ab, daß innerhalb der nächsten zwei bis drei Jahre ein Ministerium vom Könige vereidigt werden wird, das wenigstens zur Hälfte aus erklärten Republikanern und gemäßigteren Socialisten bestehen wird. Sogar die künstlich herbeigeführte Steigerung der italienischen Werthe, die das Land viele Millionen kostet, zaubert nur ein trübes Lächeln willenloser Resignation auf die Lippen des Steuerzahlers.

Si stava meglio, quando si stava peggio!

Wir waren besser daran, als es uns schlimmer ging!

Dieses für das geeinigte Italien so böse Wort ist von den erklärtesten Pfaffenfressern geprägt und von ihnen stets gebraucht worden. Sie bekennen damit, daß die Lage des ganzen Landes, die Lage des Einzelnen und die Finanzverhältnisse unter den früheren Regierungen erheblich bessere waren, wie jetzt unter dem geeinigten Italien. Sieht man von den großen Städten ab, so ist die Betheiligung an den politischen Wahlen eine stets fallende; wenn nicht Geld und Versprechungen viele Wähler zur Urne lockten, blieben auch diese vielleicht noch aus. Die Stimmung geht dahin, daß es ganz gleich ist, wer gewählt wird; Besserung wird doch nicht eintreten. Mit welch flammenden Worten hat Gladstone sich ungerufen und unberufen seiner Zeit in die sizilianischen Verhältnisse hineingemengt und die Vertreibung der Bourbonen aus Neapel und die Inbesitznahme der reichen Schwefelminen Siziliens durch die Engländer vorbereitet! Ist nun in den dreiundvierzig Jahren piemontesischer Herrschaft dort etwas Nenneswerthes zur Verbesserung dieser Dinge geschehen? Man lese als Antwort die Aufsätze, die im vergangenen

Jahre in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung über Sizilien erschienen sind. Begreift man angesichts solcher Verhältnisse eine Stimmung, die überhaupt kein Heil mehr erhofft?

Und wer hat den Vortheil davon?

Selbstverständlich, wie überall, die Parteien der äußersten Linken, die Parteien der Rücksichts- und Skrupellosigkeit, die Parteien, denen es auf Pauschalverleumdungen ihrer Gegner gar nicht ankommt, Parteien, die an Knebelung des Intellektes ihrer Anhänger das Menschenmögliche leisten, Parteien, denen kein Mittel unanständig genug ist, daß sie es nicht benutzten.

Die Stimmung der Zukunft? Nun, wenn sich morgen eine genügend starke Macht findet, die dem König und der Königin sagt, daß der Schnellzug um acht Uhr morgens recht bequem sei, um Abends noch die Schweiz zu erreichen, wo man sie gewiß mit Vergnügen für ihre ganze Lebenszeit aufnehmen würde, so würde die Errichtung einer Republik kaum nennenswerthen Schwierigkeiten begegnen. Die Treibhauspflanzen der circoli monarchici, des circolo Savoia und mancher anderer Gründungen, die unternommen werden, um einen Orden zu erhalten, um politisch voran zu kommen u.s.w., bilden für jeden Kenner der Lage eine viel schlechtere Wehr des monarchischen Prinzips, wie die hundert Corazzieri es für die Person des Königs sind. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn der junge König einem seiner Minister eines schönen Tages dasselbe sagen würde, was sein ermordeter Vater zwei Mal zu Crispi gesagt hat: „Sa mio caro Crispi, m'avverte in tempo, quando debbo fare i bauli“, Hören Sie, mein lieber Crispi, benachrichtigen Sie mich rechtzeitig, wann ich meine Koffer packen soll.

* * *

Die Freimaurerei, die in Italien eingestandener Maßen durchaus republikanisch mit radikaler Färbung ist, darf zur Zeit als Herrin der Lage bezeichnet werden. Der Kampf

gegen dieselbe, der vor einigen Jahren auch noch in manchen politischen Kreisen geführt wurde, hat aufgehört. Die wenigen Vertreter der politischen Moral und Ehrlichkeit, die es gibt, haben unter dem Drucke der Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen sich von der Stimmung vollständigster Muthlosigkeit übermannen lassen und den Kampf aufgegeben. Man hatte Hoffnungen gehegt, daß die Streitigkeiten innerhalb der Freimaurerei, die sich auf Zwiste wegen Vertheilung der Beute und persönliche Stänkereien gründeten, größere Ausdehnung annehmen und so ihren alles beherrschenden Einfluß lahmlegen würden. Das war eine Täuschung. Die von katholischer Seite vor 10 bis 12 Jahren mit viel gutem Willen und wenig Verstand ins Werk gesetzte Action ist nach dem höchst merkwürdigen internationalen Congreß von Trient naturgemäß im Sande verlaufen. Der damalige Generalsekretär der katholischen Liga verkauft heute munter Eisenbahnfahrkarten und steht sich besser dabei, wie bei seiner früheren Thätigkeit.

Es will demgegenüber nicht viel bedeuten, daß der Großmeister der italienischen Freimaurerei Ernesto Nathan sein Amt niedergelegt hat und im Februar 1904 sein Nachfolger gewählt werden wird. Irgend eine wesentliche Aenderung in der korruptiven Thätigkeit der Loge und in ihrem Hasse gegen Papst und Kirche wird dadurch naturgemäß nicht eintreten. Eher ist das Gegentheil zu befürchten. Wir stehen also auf der ganzen Linie vor der Liquidation des monarchischen Gedankens und der politischen Moral.

* * *

Als seiner Zeit Kaiser Nikolaus II. von Rußland die Friedensconferenz nach dem Haag berief, legte er das größte Gewicht darauf, daß auch der Papst dort vertreten sei. Die holländische Regierung war derselben Ansicht. Der Papst, war, wenn irgend Einer, das geborene Mitglied dieser am 9. Mai 1899 zusammengetretenen Conferenz. Er wurde

ausgeschlossen, weil die italienische Regierung in der schärfsten Form Einspruch erhob und die Drohung aussprach, selbst fortzubleiben und auch andere Staaten von der Beschickung abzuhalten. Die päpstlichen Vertreter wurden thatsächlich ausgeschlossen. Italien, wohlverstanden das freimaurerisch-offizielle, hatte gesiegt und freute sich seines Sieges.

Denselben Kaiser besuchte der junge König von Italien als Ersten, als er sich anschickte, sich den europäischen Höfen vorzustellen. Politische Erwägungen, die nach der Balkanhalbinsel hinüberreichen, hatten ihn zu diesem durchaus ungewöhnlichen Schritte veranlaßt. Man war in Rom bereit, sich ganz mit Rußland zu verständigen, selbst unter Preisgabe des Dreibundes, wenn es sich nur erreichen ließ, daß Rußland den italienischen Politikern freie Hand in Albanien ließe. Man gab sich den ungezügeltsten Hoffnungen hin und aus der Presse sprach der Stolz heraus, daß man Oesterreich bald auf der Balkanhalbinsel ein Paroli werde bieten können.

Die Zeit nahte nun allgemach heran, daß der Czar sich zu einem Gegenbesuche in Rom herbeilassen mußte, der, wie vereinbart wurde, in den jüngst vergangenen Tagen hätte stattfinden sollen. Millionen von Porträts des Kaiserpaares waren bestellt und geliefert worden; die bunte Leinwand zur Anfertigung russischer Fahnen wurde in Wagenladungen bezogen; die Universitätsjugend übte sich, soweit sie nicht socialistisch ist, in der Aussprache russischer Begeisterungsrufe und die großen Hotels legten sich die stärksten Spirituosen und die für den Export nach Rußland eigens präparirten Champagnersorten für die erwarteten russischen Gäste ein. Eitel Freude und Begeisterung herrschte und die kaufmännische Welt Roms rechnete schon mit den großen Einnahmen, als ob der Besuch bereits vorüber wäre und sie das Geld in der Tasche hätte.

Es sollte aber anders kommen.

Italien hat seit dem 8. Juni 1848 neun Volksabstimmungen gesehen und zwar je eine für die Lombardei (8. Juni 1848), für Toskana (11. und 12. März 1860), für Emilia (11. und 12. März 1860), für Neapel (21. Oktober 1860), für Sizilien (21. Oktober 1860), für die Marken (4. und 5. November 1860), für Umbrien (4. und 5. November 1860), für Venetien und Mantua (21. und 22. Oktober 1866) und für den Kirchenstaat (2. Oktober 1870). Das Gesammtergebniß dieser Volksabstimmungen, soweit die amtlichen Fälschungen es zugeben, beträgt 3099470 Stimmen für, und 30409 Stimmen gegen den Anschluß an die gekrönte Revolution. Man war noch bis vor zehn Jahren außerordentlich stolz auf dieses Vorgehen und führte diese hundertfache Mehrheit der Anhänger des geeinigten Italiens gegenüber den Gegnern gerne ins Feld, wenn man die „Freiwilligkeit" des Anschlusses zu beweisen unternahm. Seit einiger Zeit findet man aber ein Haar in der Butter und bedient sich dieses „Beweises" nicht mehr, weil nach und nach die Machenschaften bei diesen „Volksabstimmungen" ans Tageslicht gekommen sind.

Was nun die seit dem 16. März 1848 sich folgenden 47 Ministerien ununterbrochen gelehrt hatten, daß nämlich der Volkswille auch die festgegründetsten Rechte wegdekretiren könne, daß der Volkswille das allein maßgebende Moment im politischen Leben der Nation sein müsse, hatten die Herren Socialisten sich gemerkt und dekretirten ihrerseits: „Wenn der Knutenkaiser nach Rom kommt, machen wir ihn lächerlich; wir werden ihn auspfeifen." Sie gaben ihrem Abscheu vor dem gewaltigen Selbstherrscher aller Reußen in der Kammer den ungeschminktesten Ausdruck und kündigten eine Volksabstimmung an, il plebiscito della piazza, die Abstimmung des Janhagels. Mit denselben Waffen, mit denen Viktor Emanuel seine italienischen Collegen von ihren Thronen gestoßen hatte, sollte jetzt die Besiegelung der

russisch-italienischen Balkanfreundschaft verhindert werden, mit Volksabstimmungen.

Bei Ankündigung dieses Pfeifenfeldzuges glaubte die Regierung demselben keine besondere Bedeutung beilegen zu sollen, um durch die Behandlung der Sache en bagatelle zu zeigen, daß Niemand sich an solchen thörichten Reden stoßen dürfe. Der Ministerpräsident ging ruhig aufs Land die anderen Minister waren der Meinung, daß alles in schönster Ordnung sei, und die Vorbereitungen für den Besuch des Kaisers nahmen ihren ruhigen Fortgang. Einzelne Anfragen von Seiten des russischen Botschafters Nelidoff beantwortete man ziemlich oberflächlich und gab sich den Anschein, daß Niemand die geringsten Befürchtungen hege.

Die Russen waren aber nicht der gleichen Ansicht. Ihre Agenten durchforschten Rom nach allen Richtungen und stellten fest, daß die italienische Regierung erstens nichts Ernstliches gethan habe, um den Czar vor der Lächerlichmachung zu schützen, und daß zweitens die machtlose, in sich zerfahrene Regierung gar nicht im Stande sei, einen etwa gewollten Schutz wirklich herbeizuführen.

Weiterhin war dem Leiter der Politik in St. Petersburg das heiße italienische Liebeswerben etwas bedenklich geworden, und die Umstände ließen es ihm nothwendig erscheinen, mit hörbarem Ruck von Italien abzurücken, um nur mit Oesterreich auf der Balkanhalbinsel vorzugehen. Der Kaiser überlegte sich das Alles. Er zog, wie glaubhaft versichert werden kann, auch in Erwägung, daß Italien seiner Zeit seinem eigenen Wunsche entgegen den Papst von der Friedensconferenz ausgeschlossen hatte, und er beschloß darum den Italienern eine Lektion zu ertheilen, wie sie lange keine erhalten hatten.

Als der König von Italien schon auf dem Trittbrette seines Salonwagens stand, um zum Besuche Frankreichs nach Paris zu fahren, erschien der persönliche Adjutant des

russischen Kaisers, Fürst Dolgoruky, in San Rossore, um dem Könige ein Briefchen zu übergeben des Inhalts, daß der Kaiser zu seinem Bedauern nicht nach Rom kommen könne. Mit dieser für den italienischen Hochmuth so schmerzhaften Wunde im Herzen reiste der König nach Paris, dessen Regierung durch die Absage des Kaisers einen sehr deutlichen Wink erhalten hatte, den italienischen Sire nicht allzu herzlich aufzunehmen. Frankreich, stets gelehrig, wenn Rußland befiehlt, hat den Wink befolgt und ist über die Pflichten kalter Höflichkeit nicht hinausgegangen. Selten wurden die Italiener als Nation so verhöhnt, wie während des Königsbesuches in Paris von der dortigen Presse. Die Sonderberichterstatter der römischen Blätter haben nach ihrer Rückkunft aus Paris die erbaulichsten Einzelheiten ausgekramt und namentlich die Beleidigung hervorgehoben, daß man in Paris das italienische Volk als solches als durchaus minderwerthig ansieht und behandelt.

Die Betäubung nach Bekanntwerden der Absage unter so erschwerenden Umständen war eine unbeschreibliche. Der Triumph der Socialisten war ein vollständiger; il plebiscito della piazza war gegen die Regierung ausgefallen, sie war unterlegen, unterlegen mit Schmach, unterlegen wegen ihrer bodenlosen Unfähigkeit und aus sträflichstem Leichtsinne. Der 2. Oktober 1870 und der 9. Mai 1899 hatten sich bitter gerächt. Die Machtverhältnisse hatten sich so verschoben, daß die offizielle Regierung dem Pöbel hatte weichen müssen, daß jetzt Ferri, Bissolati, Turati und Genossen die italienische Politik leiten, daß sie bald auch in amtlich anerkannter Weise an der Regierung des Landes Theil nehmen werden.

Begreift man nun die Stimmung des Königs, der von San Rossore aus das Land regiert, soweit er das noch darf? Es ist eine eiserne Nothwendigkeit, die Italien auf dem Wege abwärts leitet, die Italien vom 8. Juni 1848 weg auch noch bis zu einer Volksabstimmung über den Nutzen oder Schaden der monarchischen Regierungsform

führen wird. Und wie diese Abstimmung — das Fälschen derselben haben die Socialisten von der monarchischen Regierung lernen können — ausfallen wird, daran kann kein Kundiger auch nur einen Augenblick zweifeln.

* * *

Es ist gewiß, daß von Zeit zu Zeit in allen Staaten unliebsame Dinge vorkommen, welche die öffentliche Meinung stark erregen. In Deutschland haben wir die Soldatenmißhandlungen mit merkwürdigem Ausgange bezüglich der Bestrafung der Schuldigen. Wir haben die oft unverständliche Milde gegenüber Duellanten, die einen Gegner einfach über den Haufen geschossen haben. Wir haben die höchst bemerkenswerthen Enthüllungen im Prozeß Bilse und manches Andere. In Oesterreich-Ungarn ist vieles faul und mit Bangen sieht man der Zukunft dieses Staates entgegen. In Frankreich herrscht eine Rotte fanatischer Kirchenfeinde und in anderen Staaten gibt es andere Dinge zu beklagen. Allein so vielerlei, wie in Italien auf dem Schuldkonto steht, gibt es, außer in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in keinem größeren Lande.

Die ruchlose Maffia in Sicilien wurde unter den Bourbonen als unerträglich bezeichnet und Piemont nahm es auf sich, die herrliche Insel von diesem Uebel, das man bald so, bald so benennt, zu befreien. Der Prozeß Palizzolo und Genossen beweist, daß Aristokratie, Bürgertum, Plebs, Richterstand, Bürgermeister, Sicherheitsbehörden u. s. w. im Dienste dieser geheimen Verbrecherbande stehen und ihre Vertreter in die Reihen der Uebelthäter abgeben.

Die Camorra im Neapolitanischen, über die eine reichhaltige, auch wissenschaftliche Literatur besteht, ist den Lesern dieser Zeitschrift bekannt. Die Prozesse in Neapel, in die auch eine Matilda Serrao verwickelt war, zeigen, was der Einheitsstaat auf diesem Gebiete geleistet hat. Ein Abnehmen dieses Uebels ist in keiner Weise zu bemerken;

vielmehr schlossen die Behörden selbst gelegentlich Compromisse mit den anerkannten Häuptern der Camorra.

Was man früher in Rom nicht gekannt hatte, die Teppa, ist ein Erzeugniß der piemontesischen Verwaltung, eine Gesellschaft von Tagedieben und Verbrechern, die im besten Begriffe ist, sich zu einer wahren Camorra auszuwachsen. Die Organe der öffentlichen Sicherheit sind nicht im Stande, dieser organisirten Gesellschaft so auf die Spur zu kommen, daß sie dieselbe vernichten könnten. Anstatt nun die ganze Kraft dieser wichtigen Sache zu widmen, geben sich die Polizisten damit ab, in der leichtfertigsten Weise Anklagen gegen unbescholtene Bürger zu erheben und Protokolle aufzunehmen über Dinge, die ihnen unbekannt sind. So wurden vor wenigen Tagen in der zweiten Pretura Urbana an einem Morgen sechs oder sieben Polizisten vom Richter der bedenklichsten Leichtfertigkeit bei ihren Anklagen überwiesen; in einem Falle hatte ein Mann vierzig Tage in Untersuchungshaft sitzen müssen, weil ein Polizist eine bewußt falsche Aussage gemacht hatte. Was Alles vor Gericht beeidigt wird, darüber könnte man ein dickes Buch schreiben. Die Sicherheitsbehörden lassen in ihrer Umsicht, Wahrhaftigkeit und pünktlicher Ausführung erhaltener Befehle häufig alles zu wünschen übrig. Nur die Carabinieri machen in der Regel eine rühmliche Ausnahme hiervon.

Zur Zeit ist von Giovanni Giolitti ein neues Ministerium gebildet worden. Dasselbe weist eine Anzahl bedenklicher Namen auf. Ohne daß bisher irgend ein Einschreiten bemerkbar war, ist dasselbe in breitester Oeffentlichkeit in einer Weise in der Ehrenhaftigkeit einzelner Mitglieder angegriffen worden, die sehr zu bedenken gibt. Der Finanzminister Rosano hat sich infolge der Angriffe in Neapel erschossen. Die Anklagen sollen der Tribuna zufolge durchaus haltlos sein. Die Schwierigkeit, überhaupt noch ein Ministerium zu Stande zu bringen, hat sich daran gezeigt, daß Giolitti einen Mann zum Minister der äußeren

Angelegenheiten berufen mußte, Tittoni mit Namen, der von sich selbst öffentlich erklärt hat, daß er von der Diplomatie gar nichts verstehe. Schlimmer als dieser Umstand ist aber die Thatsache, daß dieser Mann das Portefeuille überhaupt anzunehmen sich nicht geschämt hat. Nicht die Tüchtigkeit in der Auswahl der Minister und Unterstaatssekretäre aus der in Aussicht genommenen parlamentarischen Mehrheit entscheidet, sondern der ödeste Regionalismus, d. h. die Nothwendigkeit, dafür zu sorgen, daß jede Region Italiens in der Regierung vertreten ist, ohne darauf zu sehen, ob die Männer etwas zu leisten im Stande sind.

Gestern hat ein Skandalprozeß begonnen, der von dem früheren Marineminister Admiral Bettolo gegen den Hauptschriftleiter des römischen Vorwärts, l'Avanti, den Abgeordneten Ferri, gerichtet ist. Ferri klagte Bettolo der Unterschleife, Begünstigung u. s. w. in seinem Blatte an und richtete die bekannten socialistischen Liebenswürdigkeiten gegen ihn. Wenn es auch nicht ganz unwahrscheinlich ist, daß Ferri verurtheilt werden wird, so dürften doch allerlei erbauliche Dinge zur Sprache kommen, die auf die hohe Verwaltung höchst unerbauliche Streiflichter werfen. Wenn dann in diesem Falle mancherlei aufgedeckt wird, so gelingt es doch in den meisten Fällen, ähnliche Dinge todtzuschweigen, und da die Ministerien sich hier folgen wie die Nacht auf den Tag, so werden solche Dinge bald vergessen, da es wesentlich wichtiger ist, den Wettlauf zur Staatskrippe mitzumachen, wie über moralische Zwirnsfäden zu stolpern.

Der Artikel 2 des Garantiegesetzes vom 12. Mai 1871 besagt: „Das Attentat gegen die Person des Summus Pontifex und die Aufforderung, dasselbe zu begehen, wird mit denselben Strafen belegt, die für das Attentat oder die Aufforderung dazu gegen die Person des Königs vorgesehen sind.

„Die Beleidigungen und öffentlichen Verhöhnungen, die direkt gegen die Person des Pontifex mit Reden, Thaten

oder mit den im Artikel 1 des Preßgesetzes angegebenen Mitteln begangen werden, werden mit den im Artikel 19 desselben Gesetzes vorgesehenen Strafen belegt.

„Die genannten Vergehen werden von Staatswegen verfolgt und gehören vor das Schwurgericht.

„Die Erörterungen über religiöse Gegenstände sind vollständig freigegeben."

Faßt man diesen klaren Wortlaut ins Auge und zieht man den Artikel 19 des Preßgesetzes heran (Majestätsbeleidigung, 2 Jahre Gefängniß und Geldstrafe von 1000 bis 3000 Lire), so müßte sich ergeben, daß die Staatsanwaltschaft, wenn sie der ihr vorgeschriebenen Pflicht nachkommen wollte, innerhalb kurzer Zeit alle durch die Presse begangenen Beleidigungen der Person des Papstes vollständig unterdrücken könnte. Seit Menschengedenken werden nun die gemeinsten Verhöhnungen der Person des Papstes in Wort und Bild tagtäglich begangen, und seit Menschengedenken ist niemals ein Staatsanwalt in ganz Italien seiner Pflicht nachgekommen, die Verfasser gerichtlich zu belangen. Auf diesem Gebiete wird das von den Italienern sich selbst freiwillig auferlegte Garantiegesetz mit einem Cynismus sondergleichen als nicht vorhanden behandelt. Die Schamlosigkeiten, die zum Beispiel das farbig illustrirte Sonntagsblatt L'Asino in jeder Nummer bringt, kann man gar nicht beschreiben. An allen Straßenecken werden diese Preßerzeugnisse ausgestellt und verkauft und kein Polizist oder Carabiniere kümmert sich darum; diese Leute haben viel zu viel zu thun, um die Bürger wegen der nichtigsten Sachen zu drangsaliren, als daß sie dem öffentlichen Anstande und der politischen Moral einen großen Dienst erwiesen. Würde nur der hundertste Theil der wüsten Beleidigungen von Papst, Kirche, Klerus u. s. w. gegen die staatlichen Einrichtungen ausgesprochen, es würde Anklagen gegen die Blätter regnen, die ganze Beamtenschaft würde aufgeboten,

die Organe der öffentlichen Sicherheit wären in fieberhaftem Eifer thätig, einem jeden Exemplare des in Frage kommenden Blattes nachzuspüren und schwere Bestrafung träfe den Schuldigen und zwar von Rechtswegen. In den italienischen Gerichtssälen prangt das Wort: La legge è eguale per tutti, das Gesetz ist für alle gleich; ausgenommen durch die That sind nur die Organe der Kirche; diese sind im eigentlichen Sinne des Wortes vogelfrei. Und so etwas nennt sich einen Rechtsstaat!

Im Zusammenhange mit diesen ungestraft verübten Delikten mag die Thatsache erwähnt werden, daß Italien in der Kriminalstatistik, wenn nicht die erste, so doch sicher eine der ersten Stellen einnimmt. Es ist eine bekannte Sache, daß die Italiener seit mehr wie 80 Jahren fast das ausschließliche Monopol der Königsmorde haben, und daß die in größeren Gruppen im Ausland lebenden Italiener zu den unruhigsten Elementen gehören. Die Erklärung hierfür ist in der von Mazzini begonnenen politischen Schulung zu suchen, die zusammen mit der religionslosen und religionsfeindlichen Erziehung der Kinder solche Ergebnisse unerhörten Verbrechertums zeitigen muß. Und Mazzini erhält in Rom ein Denkmal, derselbe, der mehrfach Mörder gedungen hat, um die Ahnen des jetzigen Königs umzubringen! Eine Auswahl aus den Schriften Mazzinis wird in den Schulen als Lesebuch benutzt!

Von dem wirthschaftlichen Elend Italiens zu sprechen, reicht der Raum nicht aus. Mit den amtlichen italienischen Zahlen haben Wirthschaftspolitiker wiederholt ein solch trübes Bild von dem Steuerdruck, dem kaum glaublichen Elend der landwirthschaftlichen Arbeiter und der schmachvollen Rücksichtslosigkeit des Fiskus entworfen, daß ich dafür auf deren Veröffentlichungen verweisen muß. Auch von vielen anderen Dingen muß ich schweigen, um die Ausführungen nicht zu lange zu machen. Eine allgemeine Schlußfolgerung sei aber gezogen.

Alle die im Vorstehenden angedeuteten Dinge haben im politischen Leben der Halbinsel zunächst die Folge gehabt, daß die links stehenden Parteien zu jeder Zeit reichlichstes Material hatten, um der Regierung seit dem letzten Ministerium Cairoli (25. November 1879 bis 29. Mai 1881) die schwersten Bedrängnisse zu schaffen. Aus kleinen Anfängen herausgewachsen, ist die socialistische Partei durch einige gut durchgeführte Anklagen gegen die politische Verkommenheit und die Paschawirthschaft in der Verwaltung zum Liebling des großen Haufens geworden. Mit dem Wachstum ihrer Macht stieg auch ihr Selbstbewußtsein und da die Führer keinen moralischen Halt in ihren politischen Anschauungen hatten und haben konnten, so begannen sie mit Gewaltthätigkeiten, Erpressungen, persönlichen Beleidigungen und zuweilen schamlosen Verleumdungen alle einzuschüchtern, die ihnen nicht zu Willen waren. Den Mob hatten sie zur Verfügung und benutzten ihn eifrig. Die vom Fiskus ausgesaugten Arbeiter und Bauern liefen in hellen Schaaren zu ihnen über und die in politischen Prozessen zu langen Freiheitsstrafen verurtheilten socialistischen Führer und Abgeordneten wurden gefeierte Martyrer.

Die Regierungen, die sich in schneller Folge abwechselten, waren völlig unfähig, die Verwaltung zu reinigen, die Abgaben richtig zu vertheilen, die wirthschaftlichen Schäden zu verbessern, das Delinquententum zu unterdrücken, die geheimen Verbrechergesellschaften zu fassen, die unwürdigen, bestechlichen Abgeordneten zu entlarven, die Vettern- und Basenwirthschaft, selbst im Heere, hintanzuhalten, die Sittlichkeit zu heben, das Trinkgeldwesen unter den Beamten zu beseitigen, die staatserhaltenden Kräfte zu sammeln und zu fördern, kurz das zu thun, was gerade in Italien am allernöthigsten ist, und so kam denn jene bedeutsame Verschiebung der inneren Machtverhältnisse zu Stande, an der Italien jetzt leidet. Die Nothwendigkeit, die äußerste Linke in der Zusammensetzung der Ministerien zu berück-

sichtigen, machte sich seit dem zweiten Ministerium Crispi (9. März 1889 bis 6. Februar 1891) fühlbar und seitdem wächst dieser Zwang mit jedem neuen Ministerwechsel, so daß Giolitti den Republikaner Marcora schon ernstlich aufgefordert hat ein Portefeuille anzunehmen; dieser hatte jedoch mehr Selbstachtung wie Giolitti und lehnte ab.

Die Entwicklung drängt unaufhaltsam weiter. Ein Einhalten auf dieser Bahn giebt es nicht. Ferri und Genossen beherrschen schon die Straße, bald werden sie auch den maßgebendsten Einfluß in Montecitorio ausüben und ausüben müssen, ob sie wollen oder nicht. Es wird sich dann naturgemäß ergeben, daß sie mit ihrem Programm der reinen Negation auch nichts fertig bringen, und des Weiteren wird sich zeigen, daß sie sammt und sonders genau solche Unterdrücker und Aussauger sind, wie ihre bürgerlichen Vorgänger waren. Denn nichts kann sich mit der politischen Unfähigkeit der reinen Negationsparteien vergleichen; sie haben nur so lange Erfolge, als sie nicht zu positiver Arbeit gezwungen werden können.

Ob Italien den Mann mit der eisernen Hand hervorzubringen im Stande ist, der in diesem verkommenen politischen Chaos Ordnung schafft?

LXXIII.

Die bayerische Staatspolitik.

In sieben heißen Sitzungen ist in der bayerischen Abgeordnetenkammer[1]) die Lage in Bayern nach dem Rücktritt des früheren Vorsitzenden des Ministerraths, Grafen Crailsheim, erörtert worden.

Die Hauptfrage, welche Ursachen die Demission des Grafen Crailsheim herbeigeführt, hat das Centrum nicht gestellt. Es beschränkte sich auf die Constatirung der Thatsache und wandte sich der Besprechung der in Bayern herrschenden wüsten Confessionshetze, sowie der finanzpolitischen und wirthschaftlichen wie socialpolitischen Aufgaben zu. Der Abgeordnete Dr Schädler[2]) warf nur einen flüchtigen Blick nach dem „Ministerolymp". Bezüglich des früheren Cultusministers Dr v. Landmann meinte der Centrumsführer sarkastisch und unter dem Bedauern, daß der Finanzminister gerade in Berlin weilen müsse: es sei sicherlich „unrichtig", was in den „Historisch-politischen Blättern" geschrieben gewesen; er sei nicht gestürzt worden, wie dort zu lesen, „weil er sich zu sehr mit den Schwarzen eingelassen".[3]) Graf Crailsheim sei Minister „in ruhender

---

1) Die offiziellen stenogr. Berichte darüber führen die Nummern 380—386 vom 20. bis 27. Oktober 1903.

2) Kammersitzung vom 20. Okt. Stenogr. Bericht S. 222.

3) In den „Histor.-polit. Blättern" Bd. 131, Heft 6 S. 455 ist diese Aeußerung des Finanzministers Dr. Frhrn v. Riedel mit-

Aktivität"; vielerorts sei der Wunsch dahin gegangen, „es möchte sich das Revirement auch noch etwas weiter erstreckt haben". Aber „Minister berufen, Minister entlassen ist Sache der Krone, hier und jetzt des treubesorgten Hüters der Krone". Darum lasse das Centrum auch die Genehmigung des Rücktritts des Grafen Crailsheim vollständig kühl: „Die Gründe für diesen Rücktritt mögen ja ganz interessant sein; wir haben keinen Grund, darnach zu fragen, das mögen Andere thun. ... Uns genügt der Ausgang." Und dabei blieb es. Die retrospektive Betrachtung zurückliegender politischer Ereignisse behufs Förderung der kritischen Würdigung ist ohnehin doch mehr Sache der Publicistik, während die aktuelle Staats- und Parteipolitik die ganz andere Aufgabe hat, Thatsachen zu schaffen. Die vergangene Krisis in Bayern ist ein festgeschlossener Kreis von Ereignissen, über die volle Klarheit herrscht. „Wir sind nicht einmal so selbstbewußt, den Ausgang in Zusammenhang zu bringen mit unserem Parteitag, oder an das bekannte post hoc ergo propter hoc zu erinnern", resumirte der schon genannte Abgeordnete. Das ist die ruhige Auffassung einer geläuterten Erfahrung und eines weiten Blickes. Das Centrum steht auf dem Standpunkt des Abwartens; von diesem aus wäre es ein Fehler gewesen, das Tableau der zurückliegenden Ereignisse aufzurollen und sie einer Einzelmusterung zu unterziehen.

Auch die Staatsregierung ging begreiflicher Weise nicht darauf ein, eine Exegese der abgelaufenen Ereignisse zu geben. Die liberalen Parteiführer Wagner und Dr. Casselmann hatten ihren ganzen Vortrag dahin zugespitzt,

---

getheilt. Dort ist auch angeführt, daß Frhr. v. Riedel im Ministerrath vom 4. Juli 1903 bei der Preisgabe Landmann's parteipolitische Motive gegen das Centrum kundgegeben zu haben scheine. Hier möchten wir ergänzend die Frage aufwerfen, ob der Finanzminister den Professor Dr. Chroust auch aus dem Grunde preisgegeben wissen wollte, weil er ein „verkappter Ultramontaner" sei.

die Regierung zu provociren. Allein die Regierung ist nicht gefolgt. Ministerpräsident Frhr. v. Podewils erklärte[1]) ein- für allemal, „daß bei Kundgebungen solcher Art von allem Anfang eine gewisse Grenze gezogen ist und gezogen sein muß, die sich nicht überschreiten läßt".

Gleichwohl hat Ministerpräsident Frhr. v. Podewils eine Erklärung namens des Ministerraths abgegeben,[2]) die, ohne auf die Einzelheiten der Krisenereignisse einzugehen, den Schleier ganz wesentlich lüftet. Und in dieser Erklärung findet sich die Bestätigung der Feststellung der „Histor.-polit. Blätter",[3]) daß Graf Crailsheim den Ministerrath nicht blos formell, sondern auch sachlich gegen sich hatte.

Die schon wiederholt angezogene, vom Ministerrath festgestellte offizielle Darstellung der Gründe des Rücktritts des Ministerpräsidenten Grafen Crailsheim vom 21. Februar besagte, daß das Ausscheiden Crailsheims „mit grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten über die innere oder äußere Politik nichts zu thun hat". Es sei vielmehr „auf Differenzen über die Behandlung einzelner Angelegenheiten durch den Vorsitzenden des Ministerraths zurückzuführen, bei welchen nach entgegenstehendem Dafürhalten die vorherige Einvernahme des Ministerraths angezeigt gewesen wäre".

Jetzt weiß man mehr. Ministerpräsident Baron Podewils theilte am 20. Oktober in der Abgeordneten-

1) Kammersitzung vom 22. Okt. 1903. Stenogr. Bericht S. 280.

2) Kammersitzung vom 20. Okt. Stenogr. Bericht S. 247/48.

3) Bd. 132, Heft 7, S. 521. Die liberalen Abgeordneten Wagner (Kammersitzung vom 20. Okt., Stenogr. Bericht S. 245) und Dr. Casselmann (Kammersitzung vom 23 Okt., Stenogr. Ber. S. 307) nahmen darauf Bezug, wobei aber der letztere eine ganz willkürliche, den Thatsachen nicht entsprechende Interpretation dieser Constatirung der „Histor.-polit. Blätter" gab, die gerade durch die dabei gegebene Einzeldarstellung widerlegt ist.

kammer mit, daß „keineswegs nur *formale* Dinge von untergeordneter Bedeutung“ in Frage gestanden, sondern gleichzeitig „das wichtige und entscheidende Interesse, ob in *materieller* Hinsicht das *Selbstbestimmungsrecht der Ministercollegen* in Angelegenheiten, die sie vermöge des Princips der *Solidarität* in den leitenden Regierungsgrundsätzen mit ihrer politischen Verantwortlichkeit zu decken hatten, gewährleistet blieb“. In Bayern kennt man nicht die Einrichtung eines Ministerpräsidiums. Der Ausdruck „Ministerpräsident“ wird zwar allgemein gebraucht, allein das Wort ist staatsrechtlich ein Abusus. In Bayern gibt es lediglich einen Vorsitzenden des Ministerraths, der vor den anderen Ministern nichts voraus hat. Jeder Minister führt selbständig sein Ressort, aber jeder Minister, auch der „Ministerpräsident“, ist in allen wichtigeren Dingen abhängig vom Ministerrath. Zudem ist noch ein Novum eingetreten, indem kurz vor der Crailsheim-Krisis, wie man eben jetzt durch Baron Podewils erfährt, „eine *allerhöchste Anordnung* für alle wichtigeren Angelegenheiten gemeinsame Berathung im Ministerrathe besonders vorgesehen hatte“. Anscheinend handelt es sich hier nicht um eine Verordnung des Regenten, sondern um eine mündlich gegebene Anweisung.

Daraus ergeben sich nun sichere Schlußfolgerungen. Der Crailsheim'sche eigene Antheil an den Krisenthatsachen bestand bekanntlich in der Berathung der Krone hinsichtlich des Regentendankes für die ganz unhaltbare Kanzlerrede über die Swinemünder Kaiserdepesche, in der Publikation des Regentendankes, der ein privater Akt bleiben sollte, in der Publikation des Dankes just am Parteitage des Centrums, in der Drohnote gegen das Centrum, die Graf Crailsheim in der „Süddeutschen Reichscorrespondenz“ veröffentlichte. Diese Handlungen hat Graf Crailsheim vollzogen, ohne den Ministerrath gefragt zu haben. *Er* muß sie also *nicht als belangreich* gehalten haben, denn

über die Ministerraths-Competenz selbst in wichtigeren Regierungsangelegenheiten besteht nicht der geringste Zweifel. Der Ministerrath aber hat ihnen einschneidende Bedeutung beigemessen. Baron Podewils sagt ausdrücklich in seiner Erklärung vom 20. Oktober, die Minister hätten für die fraglichen Handlungen des Grafen Crailsheim mit Rücksicht „auf deren ganze Tragweite" Collektivberathung für geboten gehalten, zumal auch wegen der neuesten allerhöchsten Anordnung. Das ist schon eine formale und sachliche Differenz, diese Verschiedenheit in der Auffassung der Tragweite vollzogener Handlungen. Diese Verschiedenheit bezieht sich jedoch nicht blos auf die Beurtheilung der Tragweite, sondern auch auf die politische Würdigung. Die Ministerrathserklärung vom 20. Oktober sagt ja auch rundweg, daß das Selbstbestimmungsrecht der Minister in Frage gestanden sei; sie fühlten sich engagirt durch Regierungshandlungen des Grafen Crailsheim, „die sie vermöge des Prinzips der Solidarität in den leitenden Regierungsgrundsätzen mit ihrer politischen Verantwortung zu decken hatten," aber, und das ist die Schlußfolgerung, nicht decken wollten und konnten. Denn wenn sie die ihnen als wichtig erschienenen Handlungen des Grafen Crailsheim als politisch opportun aufgefaßt hätten, wenn sie keine unliebsame Engagements der Krone und der Staatspolitik darin erblickt haben würden, so wäre der Competenzkonflikt nicht mit solcher Schärfe aufgetreten, daß er zum Bruche geführt hätte. Eine formelle Competenzdifferenz reißt ein Ministerium nicht auseinander, wenn es sachlich einig ist, besonders dann nicht, wenn es unter dem heftigsten Bombardement der stärksten Partei des Landes steht, die mit feurigem Elan ihre Schaaren fortriß zu einem Kampfe, der mehr gekostet hätte als den Kopf des Grafen Crailsheim.[1])

1) Die liberalen „Münchener Neueste Nachrichten" (Nr. 87 vom 22. Februar 1903) bemerkten in der Hinsicht: Die großen poli-

Ministerpräsident Graf Crailsheim wollte auch selbst, darüber ist man sich jetzt im Klaren, den Kampf gegen das Centrum aufnehmen, also andere politische Dispositionen treffen, während die übrigen Minister daran festhielten, daß sie auch mit dem Centrum auszukommen hätten nach der ganzen Lage der Dinge in Bayern, eine Auffassung, die ja auch Graf Crailsheim bisher immer vertreten hatte Warum bei ihm jetzt diese Aenderung?

Der Eintritt des Baron Podewils in das Ministerium ist in der Presse auf den Grafen Crailsheim zurückgeführt worden. Diese Auffassung ist unrichtig und muß corrigirt werden. Graf Crailsheim würde den damaligen Staatsrath Dr. von Wehner bevorzugt haben, der inzwischen ja auch Cultusminister und dem Ministerium Podewils eine höchst wichtige Kraft geworden ist. Hätte Dr. von Wehner rasch zugegriffen und nicht gezögert oder sogar abgelehnt, weil er der unmittelbare Nachfolger seines früheren Chefs Dr. von Landmann nicht werden wollte, mit dem er in den besten Beziehungen gestanden, so wäre am Ende Baron Podewils nicht Cultusminister geworden und hätte vielleicht nicht die erste Etappe zur Macht genommen. Kandidat der Krone für das Cultusministerium war Frhr. v. Podewils, der gegen das Widerstreben des Grafen Crailsheim Cultusminister geworden ist. Katholische Adelige, welche in den Ministerhotels und in der Diplomatie zu Hause sind, hatten aus der persönlichen Freundschaft der beiden Männer, des Grafen Crailsheim und des Baron Podewils, geschlossen, daß Baron Podewils der Mann des Grafen Crailsheim, daß durch ihn Graf Crailsheim „doppelt" im Ministerium sei, während man in den führenden Centrumskreisen diese Auffassung anzweifeln zu sollen glaubte.

---

tischen Gesichtspunkte „verlangten eine einheitliche geschlossene Politik, und wenn Graf Crailsheim die Unterstützung seiner Collegen zu dieser Politik gefunden hätte, so hätte die Krone voraussichtlich eine andere Entscheidung gefunden."

Aus der Behandlung, die dem neuen Minister in der liberalen Presse zu Theil wurde, geht hervor, daß sie den Frhrn. v. Podewils als einen Fremdkörper im Ministerium ansah. Die „Münchener Neueste Nachrichten" schrieben: „Es hätten bei der Crailsheim-Krisis andere Kräfte eingegriffen. Sie und ihre höchst persönlichen Motive seien keineswegs so unbekannt." Das ist offen und versteckt des öfteren gegen Baron Podewils gesagt worden. Die „Kölnische Zeitung"[1]) bemerkte: „Frhr. v. Podewils, der ebenso wie Graf Crailsheim über vornehme Umgangsformen verfügt und außerdem den Vorzug hat, auch einmal weniger geschäftsmäßig, sagen wir zwischen zwei Cigarren, die Dinge vortragen zu können, ist während der kurzen Zeit seines Hierseins persona gratissima geworden. Er hat an einigen Hochgebirgsjagden des Regenten theilgenommen und dabei wahrscheinlich zur Auseinandersetzung seiner Anschauungen ausgiebige Gelegenheit gehabt." Aus verschiedenen Ausdrücken dieser Auslassung, die von dem dem Grafen Crailsheim sehr nahe stehenden Münchener Correspondenten der „Kölnischen Ztg." herrührt, muß man auf die direkte Inspiration des Grafen Crailsheim schließen. Diese Markirung des Gegensatzes zwischen dem Grafen Crailsheim und Baron Podewils geht nicht auf das sachliche, sondern zielt auf das persönliche Gebiet ab. Hier ist offen ausgesprochen, daß Baron Podewils in der Gunst des Regenten dem Grafen Crailsheim leicht und rasch vorausgekommen war. Dem steht nicht entgegen das außerordentlich huldvolle Handschreiben, das der Regent unterm 2. März an den Grafen Crailsheim nach dessen Ausscheiden richtete, das mit einer Reihe von Huldbeweisen begleitet war. Jenes Handschreiben war ein „Nachruf" und hat in jener aufgeregten Zeit nicht einmal die geringste Erörterung gefunden, weil es als ein selbstverständlicher Abschluß erschien. Es sind auch sonst Dinge

1) Nr. 153 vom 25. Februar 1903.

bekannt, die zur begründeten Ansicht Anlaß geben, daß seit Jahren die Stellung des Grafen Crailsheim nicht mehr genügend fest war. War sich Graf Crailsheim dessen nicht bewußt? Er hat, wie schon früher hervorgehoben, gegenüber Centrumsführern betont: Wenn das Centrum den Krieg wolle, dann werde er ihn führen, denn „wir besitzen das Vertrauen der Krone." Graf Crailsheim war deßhalb der Ansicht, „daß sein Rücktrittsgesuch nicht die Genehmigung erhalten würde", berichten die „Münchener Neueste Nachrichten". In der „Kölnischen Ztg." ist außerdem ganz direkt zugegeben, daß Graf Crailsheim durch sein Entlassungsgesuch die Sache auf den Gegensatz hie Crailsheim — hie Podewils stellen wollte, denn sie sagt, an der oben citirten Stelle fortfahrend: „Somit mochte allerseits und vielleicht nicht zum wenigsten, weil er seit langen Jahren die Zielscheibe des ultramontanen Hasses war, beim Grafen Crailsheim selbst der Gedanke aufgetaucht sein, es einmal mit einem Personenwechsel zu versuchen". Bei diesem Versuch ist Graf Crailsheim sofort unterlegen.

Seinen Rücktritt heute noch auf einen formalen Competenzconflikt zurückzuführen, geht nicht mehr an. Die inneren Vorgänge sprechen absolut dagegen und man hat nun auch als Beleg die Ministerrathserklärung vom 20. Oktober. Der socialistische Abg. Müller stellte gleichwohl am 21. Oktober[1]) noch die Frage: „Wenn keineswegs nur formelle Dinge von untergeordneter Bedeutung den Wechsel im Ministerpräsidium herbeigeführt haben, welche entscheidenden sachlichen Interessen haben die Krisis herbeigeführt?" Für diese Frage, gab Ministerpräsident Frhr. v. Podewils am 22. Oktober zur Antwort[2]), habe die Erklärung der Regierung genügt: „Jedenfalls können aus derselben die Folgerungen gezogen werden, aus denen sich die Beantwortung dieser Frage ergibt". Das soll hiemit geschehen sein.

1) Stenogr. Bericht, S. 254.
2) Stenogr. Bericht S. 282.

Es muß aber auch noch nach anderer Seite hin ein Facit aus den Debatten der bayerischen Kammer gegeben werden. Baron Podewils ist, seit er im Amte, mit steigendem Mißtrauen, mit versteckten und offenen Angriffen bedacht worden seitens der liberalen Partei in Presse und Versammlungen. Wie uns bedünkt, waren und sind hinter den Coulissen Kräfte thätig, welche die Liberalen gänzlich mit dem Ministerium Podewils zu verfeinden streben. Es schien durchaus gelungen zu sein. In der bayerischen Kammer führte die liberale Partei bedenkliche Thaten auf: Sie nahm eine außerordentlich scharfe Haltung gegen die Regierung an in der Frage der Verschiebung der Pfalzbahnverstaatlichung und lehnte im Finanzausschuß die Errichtung eines Verkehrsministeriums ab. In scharfen Worten zogen in der großen Kammer-Debatte über die Lage die liberalen Führer gegen das Ministerium zu Felde. Höhnisch rief der Abg. Dr. Casselmann dem Ministerpräsidenten zu: er müsse sagen, „daß man bisher so ängstlich nicht war zu jener Zeit, da Frhr. v. Podewils noch an den Ufern der schönen blauen Donau geweilt hat, in der Auffassung und Begrenzung der Befugnisse eines Ministerpräsidenten", womit also unverblümt gerade Baron Podewils als der betreibende Theil gegenüber dem Grafen Crailsheim hingestellt wurde.

Die Liberalen waren durch diese Haltung gegenüber der Regierung in eine Lage gerathen, welche ihre im Volkstum nicht begründete, sondern auf Regierungsprotektion angewiesene Sache nicht verträgt. Andererseits war es zweifellos eine arge Unbequemlichkeit für das annoch mit ausgesprochen liberalen Elementen durchsetzte Ministerium Podewils, daß die Liberalen eine Separation — simulirten. Wir sagen „simuliren", denn wie wenig ernst es gemeint war, beweist, daß die ganze liberale Haltung ausgelöst wurde durch zwei Worte des Ministerpräsidenten. Freiherr v. Podewils hatte sein Reichsprogramm entwickelt, correkt deutsch und föderalistisch. Er hatte auch erklärt, er werde „sich frei halten von allen

parteiischen Tendenzen, frei sich halten davon behufs objektiver und unparteiischer Vertretung der uns anvertrauten Interessen des Landes und Volkes".[1]) Ganz selbstverständlich. Der Abg. Dr. Casselmann frug dann aber zweifelnd, ob die Regierung neben dem guten Willen auch die Kraft habe, diesen allezeit in die That umzusetzen. Da rief Ministerpräsident Baron Podewils dazwischen: „O ja!"[2]) Seitdem ist der Wind auf liberaler Seite umgeschlagen.[3]) Die liberale Presse brachte auf einmal freundlich stilisirte Aufsätze über die Regierungspolitik in Bayern, einige wissen aus dem „O ja" auch noch etwas anderes zu machen. So ist in der „Kölnischen Ztg." von dem ehemaligen Crailsheimoffiziösen zu lesen, der Abg. Dr. Casselmann habe verlangt, daß sich die Regierung nicht vom Centrum umgarnen lasse; darauf habe der Ministerpräsident „mit dem prächtigen Zwischenruf ‚Jawohl'! geantwortet".[4]) So ist auf einmal das Ministerium Podewils von einer Unbequemlichkeit befreit worden, die Liberalen als Gegner um jeden Preis gegen sich zu haben, ein Moment, das immerhin verdient, dauernd festgehalten zu werden als Kriterium für kommende Eventualitäten.

---

1) Kammersitzung vom 22. Oktober. Stenogr. Bericht S. 284.
2) Kammersitzung vom 23. Oktober. Stenogr. Bericht S. 310.
3) Die Veränderung charakterisirte der Centrumsabgeordnete Kohl mit den Worten: „Ein eisig kalter Hauch wehte am Anfang wie aus arktischen Regionen von der Linken dem Ministerpräsidenten entgegen, allmählig ein süßes sanftes Säuseln und zuletzt ein warmer Liebeshauch."
4) „Köln. Zeitung" 992 vom 23. Oktober.

LXXIV.

Zur Geschichte des Papsttums.

(Goyau. Michael. Guiraud.)

Wenn Schiller sagt, daß geschichtliche Gestalten von Liebe und Haß verzerrt umherschwanken, so gilt das besonders vom Papsttum, das, wie kaum eine andere Erscheinung der Weltgeschichte, Vorurtheile nach der einen oder andern Seite zu erwecken geeignet ist. Wie schwer wird es dem Geschichtsschreiber, hier die richtige Mitte zu treffen und sich ebensowenig von der Begeisterung hinreißen als vom Haß verblenden zu lassen!

Eine Zeitlang schien man auch von nichtkatholischer Seite aus das Papsttum gerechter beurtheilen zu wollen und die alten Vorurtheile abzulegen. Leo, Ranke, Menzel, Giesebrecht, sogar Gregorovius zeigten wenigstens das Bestreben, ihre angeborenen Vorurtheile zurückzudrängen; aber in neuester Zeit, wo man sich am meisten brüstet mit Vorurtheilslosigkeit, ist die confessionelle Auffassung mit neuer Leidenschaft erwacht. Je mehr man die Voraussetzungslosigkeit auf das Aushängeschild schreibt, desto mehr Recht scheint man sich zuzueignen, sie in der That und Wahrheit zu verletzen; und das lebhafte Fahnenschwenken soll nur die Heuchelei verdecken. Wir wollen hier von weiteren Namen absehen und nur hinweisen auf die lässige Abwehr, die ein Pamphletwerk wie das Hoensbroechs auf nichtkatholischer Seite fand. Rühmliche Ausnahmen abgesehen, hat die deutsche Wissenschaft nicht den Muth gefunden, ein solches Werk von sich abzuschütteln.

Es ist nur die gerechte Folge, wenn nun auch auf der andern Seite die richtigen Linien überschritten werden. Eine Einseitigkeit ruft die andere hervor, nur wird ein unparteiischer Beurtheiler leicht herausfinden, daß Einseitigkeiten auf katholischer Seite gerade von Katholiken viel unbefangener zurückgewiesen werden, als es auf der andern Seite geschieht.

In seinem Werke „Der Vatikan" hat Georges Goyau[1]) von der Hochwarte der Geschichte aus einen Ueberblick über die Bedeutung des Papsttums für Religion und Bildung vorgelegt, der sich wie ein wahrer Dithyrambus liest. Es ist eine Art Geschichtsphilosophie des Papsttums, die uns an den bekannten Abriß Ehrhards in seinem Werke „Der Katholicismus und das zwanzigste Jahrhundert" erinnert. Während aber Ehrhard die Fülle der Erscheinungen übersieht, sich zwischen die Gegensätze hineinstellt und sie auszugleichen sucht, stellt sich Goyau gleichsam ins Herz des Papsttums hinein, schaut von dort die Dinge an und wagt nur hie und da eine kleine Einschränkung, ein kleines Zugeständniß zu machen.

Ganz im Sinne des Mittelalters erkennt er keinen Unterschied zwischen Politik und Religion an und erblickt in der mittelalterlichen Theokratie die Vollendung, die volle Entfaltung der Idee des Papsttums, den vollen Sieg der Religion. Ohne sich mit den Thatsachen näher einzulassen, eine sichere Begründung zu suchen, geht er von dem Satze aus, daß die Fürsten im Mittelalter ihr Amt als eine von Gott übertragene Aufgabe zur Durchführung der Gerechtigkeit willig anerkannten und sich vor Gott und der Kirche beugten, im Grunde genommen also vor dem Papste, dem obersten Richter über die Gerechtigkeit. Die Völker wünschten nach ihm die Einmischung des Papstes und klagten viel weniger über seine Uebergriffe als über seine Zurückhaltung. Der Papst vertrat gleichsam das Volk in Ermanglung von Parlamenten, und die Einsetzung und

1) Das bekannte, auch in deutscher Uebersetzung von K. Muth in Einsiedeln 1898 erschienene Werk liegt uns in einer bildlosen Ausgabe, einer Art Volksausgabe, vor. Leider ist das Titelblatt vom Verleger mit bedauerlicher Gleichgiltigkeit behandelt, kein Jahr, keine Auflage ist genannt und ein Band bricht mitten im Satze ab.

Absetzung eines Fürsten berührte diesen selbst weniger als das Volk, was gewiß sehr auffallend klingt.[1])

Nur durch die Kirche, das Papsttum, erhielt das Königtum seine volle Bedeutung, der Staat sein volles Recht; als Beweis dafür steht nach Goyau die Thatsache da, daß die Kirche das Kaisertum nicht entbehren mochte, daß sie immer wieder darauf drang, daß die Fürsten einen Kaiser wählten. Freilich waren die Kaiser so unfreundlich, diese Wohlthat nicht anzuerkennen, da sie ihr „Beneficium" ganz vom Papste abhängig machte. Wenn die Päpste in der That das Kaisertum als wesentliche Einrichtung festhielten, so geschah das nicht aus rein uneigennützigen Gründen, um des Kaisertums selbst willen, denn vereinigt, zusammengefaßt unter dem Kaisertum, ließen sich die Völker leichter regieren als in der Zersplitterung. Seiner Idee nach hätte das Kaisertum ein treffliches Organ gebildet, aber eine in den Dingen liegende Nothwendigkeit zwang die Päpste selbst, dieses Organ zu schwächen, und dem Kaisertum entglitten nicht blos die Zügel über die eigenen Völker, sondern es entzogen sich auch die fremden Völker seinem Einflusse. Eben unter den dem Kaisertum entzogenen Völkern, unter den Franzosen und Engländern, bildeten sich Centralgewalten, die dem Papste viel mehr Schwierigkeiten bereiteten, als das Kaisertum. Was dem Kaisertum gegenüber die Päpste durchzusetzen vermochten, die Aufrechterhaltung der Suprematie, das mißlang ihnen gegenüber dem französischen Königtum; denn was Bonifaz VIII. von Philipp dem Schönen verlangte, war nicht mehr, als was schon Innocenz III. den deutschen Königen gegenüber vertreten hatte, wie Goyau mit Recht hervorhebt; aber hier zerbrachen die Waffen, die man dort mit Erfolg gebraucht. Während der deutsche König Albrecht demüthig um die Huld des Papstes warb und gegen die Bulle Unam sanctam

1) Ce droit de déposition effraie peut-être plus les sujets que le souverain. Nicht weniger kühn ist die Bemerkung, die heutigen Verfassungen verhindern das Königtum, zur Tyrannei zu werden, en la transformant en une sinécure. Dies gilt nicht einmal für England, wo der König wenigstens manches verhindern kann, was von einschneidender Bedeutung ist.

nichts einwandte, gelang es dem französischen Könige, den Papst in seine Hand zu bekommen und ihn in seinem Sinne zu beeinflussen, man denke an die babylonische Gefangenschaft und das große Schisma. Den Kampf gegen die Kirche zu führen, verstanden die Franzosen immer viel besser als die Deutschen. Freilich stellt Goyau die Sache geradezu auf den Kopf und findet es als echter Franzose auffallend, daß man sich zu sehr über das avignonische Exil aufregte, während er die Machtgelüste der deutschen Kaiser nicht scharf genug tadelt.[1]) Darin übertrifft Goyau noch weit der zwar sehr geistreiche, aber zum Extremen geneigte Veuillot, der in seinen „Düften von Rom" 3. Buch 8. Kapitel schreibt: „Das Heil kam nicht von Deutschland, nicht von Frankreich, sondern von Avignon", und der Dante beschimpft, weil er vom Kaiser das Heil erwartete.

Die Franzosen, sagte ich, haben es immer besser verstanden als die Deutschen, die Kirche einzuengen und zu bekämpfen. Dies gilt für die Neuzeit, wie für das Mittelalter. Was Ludwig XIV. mit seinen gallikanischen Freiheiten erreichte, haben die Febronianer vergebens erstrebt. Die Staatsomnipotenz, wie sie Napoleon durchführte, haben die deutschen Staatsmänner vergebens copirt. So wenig als Metternich gelang es Bismarck.

Von dieser Abschweifung, zu der uns die Beurtheilung Philipps des Schönen führte, kehren wir zu dem Buche Goyau's über den Vatikan zurück.

Vorzüglich sind seine Ausführungen über die sociale Wirksamkeit des Papsttums, die unter dem bezeichnenden Titel „Die Bettelorden" vorgeführt wird; bezeichnend deshalb, weil das, was eigentlich aus päpstlicher Initiative hervorging, doch gegenüber der Wirksamkeit dieser Orden verschwindet und, was Goyau aus den canonischen Rechten anführt, keinen besondern Eindruck macht. Auf Grund neuerer Arbeiten über den dritten Orden[2]) weist Goyau darauf hin, wie dieser Orden seine Mitglieder vor feudalistischer und kapitalistischer

1) L'opinion les réputait esclaves des rois de France; elle s'alarmait à l'excès, sans doute, mais c'etait déjà trop qu'elle pût s'alarmer.

2) Angeführt bei Michael, Deutsche Geschichte, 2,96.

Ausbeutung schützte. Nur hätte der Gedanke weiter verfolgt werden sollen, denn der ganze genossenschaftliche Trieb, der das Mittelalter so besonders auszeichnet, geht auf religiöse Impulse zurück: alle Bruderschaften, Zünfte, Gilden und, was besonders zu beachten ist, auch die Bauerngemeinden, die sich um den Kirchenheiligen, den Patron scharten. Es war wohl nur Ausnahme, wenn Gesellenverbände mit dem dritten Orden zusammenhingen[1]), aber in der Regel bildete eine religiöse Bruderschaft die Unterlage jeder Gesellung, und, welche Rolle die Assoziation in der Befreiung des dritten Standes spielte, braucht nicht besonders ausgeführt werden, es sei hier nur auf das treffliche Werk Michaels über das 13. Jahrhundert hingewiesen.

Der Band von Michaels Werk, dem wir hier ein paar Worte widmen möchten, übertrifft den ersten durch die maßvolle sich innerhalb berechtigter Schranken haltende Darstellung und vermeidet viel weniger als der erste, auf die Schattenseiten hinzuweisen. Darum hat ihn auch die Kritik ziemlich einstimmig mit Wohlwollen aufgenommen und ihm zum Theil warmes Lob gespendet, in das wir von Herzen einstimmen. Ein Muster objektiver Darstellung bietet namentlich die ausführliche Schilderung der deutschen Inquisition und Conrads von Marburg. Daraus geht hervor, daß der päpstliche Inquisitor Conrad gegen den Willen des Papstes mit den der Häresie Verdächtigen viel zu summarisch verfuhr und sie kurzweg mit dem Tode bestrafte, wenn sie leugneten und die Unschuld beteuerten, wenn sie aber ihre Fehler bekannten und zudem noch andere anzeigten, mochte es auch nur zum Scheine geschehen, mit leichten Strafen entließ. Das erbitterte Volk erschlug Conrad und die Mörder wurden von dem Könige Heinrich VII. ziemlich gelinde behandelt, während der Papst, den man, wie Michael annimmt, unrichtig belehrt hatte, die höchste Erbitterung über diese Unthat zeigte. Trotzdem es in Deutschland auch von Ketzern wimmelte, konnte die Inquisition nicht recht Wurzel fassen und hielt sich innerhalb enger Grenzen, um in den späteren

1) Wie Michael a. a. O. 96 nach G. Schanz in einer bloßen Note bemerkt.

Hexenprozessen in um so abstoßenderer, allerdings veränderter Form aufzuleben. Auf die Anfänge des Hexenprozesses, die durch das Buch Hansens eine neue Beleuchtung erfahren, geht Michael nicht näher ein, sondern erinnert nur an die Einführung der Folter, für die er die Päpste verantwortlich macht, ähnlich wie der Referent in seinem Artikel „Tortur“ im Kirchenlexikon.[1])

Daß die Kirche sich redlich bemühte, das Volk zu bilden, geht unzweideutig aus dem Buche hervor und den Zustand des religiösen Fühlens und Denkens in weiten Kreisen erhellen einige glänzende Erscheinungen. Die Predigten Bertholds, die Geschichte der hl. Elisabeth und Hedwig bieten erfreuliche Belege, aber unverkennbar ist die Thatsache, daß noch viel Dunkel und Rohheit herrschte. Unter den Ursachen der Ketzereien führt ein unbekannter Schriftsteller eine Reihe von Mißbräuchen auf, wie man sie sich nicht stärker vorstellen kann, Mißbräuche namentlich im Bußwesen und bei der Sakramentespendung, und Michael führt sie ausführlich an, wie er auch die Mißstände beim Klerus nicht verschweigt (44, 295). Nur hätte er hier noch weiter gehen dürfen und ein zusammenfassendes Gemälde der religiös-sittlichen Bildung liefern sollen. Manche Punkte bleiben noch unaufgeklärt z. B. der Stand der Pfarrbibliotheken,[2]) der Stand des Volksunterrichtes, die kirchlichen Bemühungen gegen feudalistische Bedrückungen.[3])

1) Dagegen führte Hollweck neuerdings aus: „Die Bulle Innocenz IV. Ad extirpanda, welche im Anschluß an das römische Strafrecht allein für den Ketzerprozeß die Folter durch den weltlichen Richter zuließ, ist nicht in das gemeine Recht übergegangen und durch den liber sextus Bonifaz VIII, da diese Codifikation ausschließlichen Charakter hatte, außer Kraft gesetzt worden. Clemens V. (Clem. 5, 3, c. 1. § 1) hat am Anfang des 14. Jahrhunderts, aber nur für den Ketzerprozeß, die Folter ausnahmsweise unter besonderen Cautelen zugelassen.

2) Aus andern Ländern habe ich in meiner Kulturgeschichte 2, 210 Einzelnes beigebracht. Wenn Michael die Rouener Visitationsberichte erwähnt, hätte er auch das Visitationsprotokoll Heinrichs von Vezelai nennen sollen, das Leopold Delisle in der Bibliothèque de l'Ecole des chartes 1893 nach einer Maihinger Handschrift veröffentlichte.

3) Einen kleinen Versuch in dieser Richtung vgl. in der wissenschaftlichen Beilage der Germania 1896, S. 12.

Unter den Mißbräuchen und Irrtümern jener Zeit nennt der erwähnte Anonymus auch die Meinung, der Papst sei mehr als ein Mensch und den Engeln gleich, ja er sei ein Gott auf Erden, der römische Stuhl sei irrtumslos (297); aber weiter verbreitet als diese Meinung war ein entgegengesetztes Vorurteil, die Mißachtung des Papstes, wie dies u. a. von Walter von der Vogelweide und aus Spottversen der carmina Burana bekannt ist. In diese Abneigung mischte sich schon etwas von jener Ungebundenheit und Autoritätsscheu, die nachmals zur Reformation und Revolution führte. In dem angeführten Werke „Der Vatikan" hat der geistvolle Schriftsteller Eugen Melchior von Vogué ein Nachwort geschrieben, das Vieles in einem andern Licht erscheinen läßt als Goyau. Hier lesen wir nun: „Wie eine Mutter, die unmündige Kinder erziehen muß, verfolgte das Papsttum jeden Schritt der Völker und beschränkte sich nicht nur auf die religiöse Erziehung, sondern bekümmerte sich auch um das politische Verhalten. Manchmal ist diese mütterliche Hand hart, wie es der Zeit und den Menschen entspricht, die sie führen muß." Wie eine Weiterführung dieses Gedankens klang es, als wir jüngst von Grisar hörten, Bonifaz VIII. sei einer Zeit gegenüber gestanden, worin „die christlichen Nationen, des mittelalterlichen Zustandes müde, das Vaterhaus der Kirche zu verlassen begannen, nicht um sich dem Unglauben oder Irrglauben in die Arme zu werfen, sondern um das ehemalige vertrauliche Sohnesverhältniß zum Papsttum mit größerer staatlicher Selbständigkeit zu vertauschen." Das Bild ist viel zu schön für die Wirklichkeit und Grisar mußte gleich beifügen, daß dieses Verlassen des Vaterhauses doch nicht so glatt ablief, daß es auf der einen Seite begleitet war von Mißtrauen, Beleidigung, ja Empörung. Was auf der andern Seite geschah, konnte Grisar übergehen, da man den Ruf nach Reform an Haupt und Gliedern, den bald darauf alle erleuchteten Geister erhoben, da man die gravamina nationis Teutonicae genau kennt. Weil die Reform nicht gelingen wollte, trat der große Abfall ein, der dem Papsttum nicht blos viele Völker ganz entzog, sondern auch seine Macht bei den treuen Völkern wesentlich einengte.

Unter den Männern, die eine Reform verlangten, erscheinen

manche im schwankenden Lichte, nicht nur ein Johann von Wesel, sondern auch Wessel Gansfort, ein Gregor Heimburg, Johann von Goch, während andere, ein Pierre d'Ailly, ein Johann Gerson, Nikolaus von Cusa, ein Geiler von Kaisersberg als durchaus lautere Vertreter der Reform sich darbieten. Jene haben die Protestanten mit Vorliebe als Vorreformatoren, als Vorläufer Luthers für sich beansprucht. Nun hat man sie als Katholiken reklamirt, aber neuerdings ist man wieder geneigt, sie etwas abzustoßen, da sie als Reformkatholiken in Verdacht gerieten. In seiner Schrift „Reformkatholicismus im Mittelalter und zur Zeit der Glaubensspaltung" hat sie Joseph Müller für sich in Anspruch genommen, ebenso wie Erasmus von Rotterdam, und aus ihren Schriften alles herausgehoben, was für seine Ideen zu sprechen schien, aber auch Ehrhard hat sie ähnlich wie früher Kraus mit großem Lobe genannt!, was eben Grisar veranlaßte, die bedenklichen Seiten wieder hervorzuheben. Trotz der sorgfältig abwägenden Beurtheilung durch N. Paulus scheint man also von einer übereinstimmenden Beurtheilung weiter entfernt zu sein als zuvor, genau wie bei der Beurtheilung Savonarolas.

Bezüglich des letzteren Mannes, der in Schnitzer einen so begeisterten Anwalt fand, ist es vielleicht von Interesse zu bemerken, daß Goyau wider Erwarten ihn hoch erhebt, ähnlich wie Vogué. „Die lästigen Rufe eines katholischen Reformers wie Savonarola, sagt Goyau, erstickte man durch den Rauch des Scheiterhaufens. Der römische Hof gefiel sich am Leben, spielte mit dem wieder erwachenden Heidentum ähnlich dem hohen Adel des 18. Jahrhunderts, der mit den neuen Ideen cokettirte, bis die Revolution ein Ende bereitete."

Ueber die Beziehungen des Papsttums zur Renaissance belehrt uns Guiraud in dem Werke L'église et les origines de la Renaissance (Paris, Lecoffre). Im Einzelnen werden hier alle die Werke der Frührenaissance aufgeführt, die ihre Entstehung der Anregung der Päpste oder ihrer Unterstützung verdankten, was deutsche Leser eben so gut aus Pastor's Papstgeschichte kennen lernen können. Am interessantesten ist das Schlußkapitel über Christentum und Heidentum im 15. Jahrhundert, wo uns an überraschenden Beispielen das Nebeneinander

von entgegegesetzten Elementen gezeigt wird. Erscheinen uns auf der einen Seite die Schreiber der päpstlichen Kanzlei, die apostolischen Sekretäre, die der Kirche ihren Stil leihen, als Förderer und Träger eines Neuheidentums, so herrschte, wie Guiraud sagt, in den höheren Regionen, bei Päpsten und Cardinälen, noch der Geist des Christentums. Da Guiraud mit Nikolaus V abschließt, ist dieses Urtheil berechtigt, nicht aber für die Folgezeit, wo sich die Päpste doch tiefer mit den neuen Ideen einließen.

Daß alle Dinge ihre zwei Seiten haben, zeigt sich nicht leicht überraschender als bei der Verbindung des Papsttums mit der Renaissance. Die enge Verbindung der Kirche mit der Cultur, mit der üppigsten Blüthe der Cultur, erwies sich, so herrliche, unvergängliche Werke sie hinterließ, als schädlich und die Erfahrungen, die man damit machte, müssen immer als Warnung dienen und abschreckend wirken. Auf der einen Seite die trüben Erfahrungen mit der Renaissance, auf der andern Seite die trüben Erfahrungen mit der Inquisition und die Zurückdrängung aller Reformversuche — da kann man wohl sagen, man soll den Mittelweg einschlagen, wenn nur der Mittelweg immer so klar zu erkennen wäre!

Einen Mittelweg schlug das Papsttum bei der „Gegenreformation“ wenigstens nicht in dem Sinne ein, wie es die Reformer gewünscht hätten.[1]) Umsonst machten sich die Staaten, wie Goyau treffend ausführt, zu Vertretern der Mittelpartei, einer Versöhnungspolitik, einer Art Vermittlungstheologie. Dem Papsttum war es vor allem um die Stärkung der Autorität und um die Hebung der Disciplin zu thun, was ihm auch auf dem Trienter Concil gelang, dessen Fortsetzung nach Goyau das vatikanische Concil darstellt. Die alte Lerinische Regel, zu glauben sei das, was von Allen immer und überall geglaubt

---

1) Goyau gebraucht den Ausdruck „Reformation“ und „Gegenreformation“ ganz in dem herkömmlichen Sinne, und ich sehe auch keinen Grund ein, warum man ihn nicht gebrauchen sollte. Dann dürfte man auch nicht von orthodoxer oder evangelischer Kirche sprechen; letzteren Ausdruck verschmähen in Ländern, wo er offiziell ist, auch strenge Katholiken nicht.

wurde, reichte nach ihm für die Neuzeit mit ihren Zweifeln und Irrungen nicht mehr aus, man bedurfte eines greifbaren Kriteriums und dieses bot sich darin: zu glauben sei, was der Papst glaubt und was der Papst sagt (S. 165), ein leicht mißverständliches Wort, das man eher aus dem Munde eines Protestanten oder Altkatholiken als aus dem Goyau's erwartet hätte. Denn es verhüllt die Thatsache, daß der Papst an die Tradition, an die Glaubenshinterlage, an die Offenbarung gebunden ist und nur diese authentisch erklären kann.

Hier ist Vogué viel gemäßigter: er erinnert an das Wort Joseph de Maistre's: „Wenn man mich fragt, was wird den Papst zurückhalten? so antworte ich: Alles, die Canones, die Gesetze, die Gewohnheiten der Völker . . . . die Furcht, die Klugheit und vor allem die öffentliche Meinung, diese Königin der Welt.“ „Man sah noch keine Mutter“, sagt Vogué, „die ihren erwachsenen Kindern die Gängelbänder ihrer Kindheit anlegte.“ „Die heutigen Völker bedürfen nicht mehr der kleinlichen, fortwährenden, durch Strafen geheiligten Einmischung, die einstens dem theokratischen Regiment eigen war und die sich noch gut bei diesem oder jenem Stamme Afrikas oder Australiens anwenden läßt.“ Daher meint er, eine Rückkehr zur Theokratie sei nicht zu fürchten: Innerhalb der richtigen Schranken werde sich der Einfluß des Papsttums immer mehr ausdehnen, und gerade (?) der Wegfall der weltlichen Herrschaft habe bis jetzt diesen Einfluß wesentlich erhöht[1]) — nicht als ob damit die gewaltsame Beraubung des Papstes gerechtfertigt wäre, ein gewisses Territorium wird ihm auch der Gegner der weltlichen Herrschaft gönnen müssen, schon im Interesse der Unabhängigkeit. „Als die Päpste in der Renaissancezeit erstmals in den ruhigen, sicheren Besitz des Kirchenstaates gelangten, habe, behauptet Vogué, sogleich ihr geistlicher Einfluß nachgelassen“. Heute namentlich wachsen alle internationalen Gewalten auf Kosten der lokal beschränkten: die Presse, die großen europäischen Banken, die großen Arbeitervereinigungen. Die Börse, die Times, die Freimaurer üben eine Macht aus, die früher

1) In erster Linie aber doch wohl die großartige Persönlichkeit und Weisheit des Papstes Leo XIII. Die Red.

manches Königtum nicht erreichte. An diesem Wachstum nehme auch das Papsttum Theil, denn es ruhe wie ein Fixstern, ein fester Pol in Mitte flüchtiger Erscheinungen. Noch kreisen manche Sterne weit entfernt von diesem Lichtherde, aber das müsse in gewissem Sinne so sein; denn wenn die Sterne keine andere Anziehungskraft ablenkte, würden sie alle in den Lichtherd stürzen.

Einem nüchternen Deutschen kommen diese Bilder freilich etwas zu kühn, zu bedenklich vor; Bedenken wird vor allem der Hinweis auf die Freimaurer wecken, der darauf aufmerksam zu machen scheint, daß die Centralisirung auch Gefahren in sich birgt. Aber daß sie manches Richtige enthalte, wird, wie ich hoffe, niemand ganz verkennen.

Grupp.

LXXV.

Protestantische Rückständigkeit.

Ein gelehrter Convertit hat einmal den Ausspruch gethan, daß protestantische Gelehrte, wenn sie über chinesische Dinge schreiben wollen, eingehende Quellenstudien für selbstverständlich halten, dagegen bei Studien über die katholische Kirche das gerade Gegentheil von Quellenstudium für ebenso selbstverständlich erachten. Die Folge davon ist eine Rückständigkeit auf protestantischer Seite, die geradezu verblüffend wirkt. Nicht ganz schuldlos daran sind einzelne katholische Gelehrte, die aus lauter Noblesse bei der Beurtheilung protestantischer Werke alles Gute und die geleistete Arbeit — und das mit Recht — anerkennen, aber mit keinem Wort die geradezu schauderhaften Blößen in denselben Werken berühren, so daß protestantische Gelehrte, die über katholische Dinge greulichen Unsinn ge-

schrieben, mit allgemeiner Anerkennung selbst von katholischer Seite hausiren gehen können.

Trifft der Vorwurf der Rückständigkeit in Bezug auf Studium und Erkenntniß katholischer Dinge manche der bedeutendsten protestantischen Gelehrten, so ist der Vorwurf noch mehr berechtigt, wenn dieselben Gelehrten ihre „Studien“ über den Jesuitenorden zum Besten geben. Eingehendes und vergleichendes Studium der ersten Quellen gilt heute bei jeder wissenschaftlichen Untersuchung als ganz selbstverständlich: handelt es sich aber um Studien über die Jesuiten, so entblöden sich große Gelehrte nicht, aller Kritik zum Trotz, aus Quellen dritter und vierter Hand, aller Gerechtigkeit zum Hohn aus verstümmelten, dem Orden feindlichen Zusammenstellungen die endgiltige Wahrheit feststellen zu wollen.

Ein wahrhaft klassisches Beispiel für das hier Gesagte und zugleich einen frappanten Beleg bietet die mir vorliegende Schrift von P. Reichmann: „Der Zweck heiligt die Mittel. Ein Beitrag zur Geschichte der christlichen Sittenlehre“ (160 S., Freiburg, Herder).

Der ungeheuerliche Satz, daß man nach der Lehre der Jesuiten das größte Verbrechen begehen dürfe, wenn man nur seinen Sinn auf einen löblichen Zweck richte, findet sich zuerst in den Provinzialbriefen Pascals. Pascal, der als Satiriker einen Jesuiten diesen Satz vertheidigen läßt, hat diese Aufstellung ebensowenig ernst genommen, wie seine nächstfolgenden Vertheidiger, z. B. Nicole, so daß der Vorwurf im Ernst genommen sich in keiner der großen französischen Sammlungen gegen die Jesuitenmoral findet.

Sehr ernst nehmen aber diesen ungeheuerlichen Satz die protestantischen Gelehrten, die in dem Satz nur eine Bestätigung ihres a priori construirten jesuitischen Scheusals fanden. So erscheint denn die groteske Anklage seit Haidegger (1682) bei den bedeutendsten protestantischen Theologen, wie Mosheim, Stäudlin, de Wette, Harleß, Guerike, Baur, Martensen, Hase, Tholuck bis Harnack inklusive, bei den hervorragendsten protestantischen Historikern, wie Häusser, Ranke, Leo, Droysen,

Lamprecht, bei Philosophen, wie Theobald Ziegler und Kuno Fischer, bei Juristen, wie Dove und Wagener u. s. w. Die schändliche, durch nichts bewiesene Anklage ist zur Schande der protestantischen Wissenschaft ein protestantisches Dogma geworden. Selbst in der neuesten Auflage des bedeutendsten protestantisch-theologischen Sammelwerkes, der „Realencyklopädie" (1900) wird dieses Dogma gepredigt, und das neueste Heft der „Historischen Zeitschrift" (91 [1903] 554) schwört auf dieses Dogma: „Im Ernst steht es wohl außer Zweifel, daß der genannte Grundsatz (Der Zweck heiligt die Mittel) zwar nicht in den Constitutionen der Jesuiten, aber in den Lehren ihrer Moralisten wirklich enthalten ist."

In der Praxis hat diese protestantische fixe Idee denn tausendfältig zu literarischer Brunnenvergiftung, zur Verhetzung weiter Volkskreise, ja zur Vertheidigung barbarischer Maßregeln gegen unbescholtene Mitbürger dienen müssen. In letzterer Beziehung ist es bezeichnend, daß der Ausschuß des Bundesrathes diese infame Beschuldigung in seinen Bericht über die Jesuiten aufgenommen hat.

Ueber alles dieses belehrt in eingehender Weise die vorliegende Schrift; sie führt auch den Nachweis, daß der Satz sich bei keinem Jesuiten findet, löst alle hierüber vorgebrachten Zweifel, stellt die Uebereinstimmung der Lehre der Jesuiten mit der Lehre der alten Scholastik und Lehre der Väter fest, zeigt die Widersprüche der Ankläger, die bald gegen Werkheiligkeit, bald und im selben Athem gegen die innere Gesinnung und Willensrichtung poltern, enthüllt die Blößen Luthers, protestantischer Theologen und der modernen Ethik in Bezug auf die Erlaubtheit verwerflicher Mittel, falls ein guter oder nothwendiger Zweck im Hintergrunde steht.

Es wäre sehr zu wünschen, daß der Verfasser in ähnlicher kritischer Weise die Märchen vom Probabilismus, Restriktion, Eid, Duell u. s. w. in Behandlung nähme. Je gründlicher, um so besser. Um so eher werden dann ehrliche Protestanten zur Ueberzeugung kommen, wieviele Unwahrheiten ihnen von Kanzel und Katheder vorgetragen werden, um dann auch

ihrerseits beizutragen, dieser Rückständigkeit und dieser Schmach für protestantische Wissenschaft und protestantische Wahrheitsliebe ein Ende zu bereiten. Die Noth der Zeit sollte dazu drängen. Durch nichts wird ja ein Zusammengehen der positiv christlichen Elemente im Kampfe gegen den Atheismus und die nach Ausweis der Geschichte mit dem Atheismus stets verbundene Sittenlosigkeit mehr gehemmt, als durch das Festhalten und Wiederholen solcher einfältigen und beleidigenden Unwahrheiten.

Notiz.

Zu dem Artikel über Kloster **Wiblingen** und speciell zu dem Satze: „Im J. 1852 starb Bischof **Ziegler** als der **letzte** noch lebende Religiose aus dem Kloster Wiblingen" (Heft 8, S. 568) — erhalten wir us Kloster Admont folgende berichtigende Ergänzung:

„Album Admontense bringt in der Series confratrum ab a. 1674 pie defunctorum ag. 126 n. 387:

R. P. Coelestinus Keppler

Suev. Munderkingen

n. 1784, prof. 1805, pr. 1807. Antea prof. coenob. Wibling. in Suevia, dein Tineciis in Galizia, Admont. stabilit. 1817, prof. in instit. philos. prof. jur. can. et theol. dogmat., prof. in Lyceo Graec. dein in C. R. Univ. Vienn., prof. jub., numism. magno aureo decorat. † Viennae marasmo 11. Mart. 1858".

Demnach war Professor Cöl. Keppler der letzte Ueberlebende der ehemaligen Religiosen von Kloster Wiblingen, der erst sechs Jahre nach Bischof Ziegler sein Leben beschloß.

LXXVI.

Was uns frommt.

Ein Wort zum Frieden.

Eine sehr zeitgemäße Mahnung war es, die der bayerische Cultusminister Dr. v. Wehner in der Sitzung der bayerischen Kammer der Abgeordneten am 24. Oktober 1903 in die Worte kleidete: „Weit wichtiger und wirksamer wäre es, wenn die christlichen Confessionen, welche nun einmal nebeneinander leben müssen, auch von sich aus in Frieden und Eintracht sich vertragen, wenn sie mehr an das Viele denken würden, das sie einigt, als an das Wenige, was sie trennt. . . In einer Zeit, in welcher nicht selten das Christentum und jede Autorität negiert wird, da hätten die Angehörigen der auf positivem christlichen Boden stehenden Confessionen besondern Grund den Streit ruhen zu lassen, besondern Grund sich zusammenzuschließen und gemeinsam einzutreten für die höchsten ethischen Güter, für die Erhaltung der Segnungen des Christentums, für die Erhaltung des christlichen Geistes und christlicher Zucht, einzustehen für die Wahrung der göttlichen und weltlichen Autorität. Darin läge für keine Confession ein Verzicht, für jede aber reicher Gewinn. Darin läge die mächtigste Förderung der kirchlichen wie der staatlichen Interessen".[1])

1) Stenographischer Bericht Band XI, S. 353.

Wie die alte und die neue Geschichte lehren, sind Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit eng miteinander verbunden: sie verhalten sich zu einander wie Mutter und Tochter. Wo kein Gott, kein Herr, wo kein Herr, kein Gesetz. Wo aber kein Gesetz anerkannt wird, da gibt's für die menschliche Leidenschaft, besonders bei starken Veranlagungen nach der einen oder andern Richtung, keine Schranke mehr; die Schlammfluthen dieser Leidenschaften durchbrechen auf die Dauer alle Dämme.

Mit den gläubigen Protestanten einen uns der Glaube an den dreieinigen Gott und an die göttliche Person Christi, in dessen Name allein Heil; die Anerkennung des christlichen Sittengesetzes bringt beide Theile praktisch noch näher. Gott, Christus, christliche Sitte können somit den gemeinsamen Boden bilden, auf dem die christlichen Elemente im Kampfe gegen Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit in all' ihren Formen sich die brüderlich-christliche Hand reichen sollten. Gegen einen gemeinsamen Feind ist nicht das Trennende, sondern das Einigende hervorzuheben. Als es im deutsch-französischen Kriege gegen den Erbfeind Deutschlands ging, wäre es Verrath an der gemeinsamen deutschen Sache gewesen, durch fortgesetztes Betonen des Trennenden die so verschieden gearteten deutschen Stämme gegeneinander zu hetzen. Wir wollen keiner religiösen Verflachung Vorschub leisten. Die trennenden Unterschiede sind da und brauchen nicht verwischt zu werden: man soll Niemand etwas zumuthen, was gegen seine ehrliche religiöse Ueberzeugung verstößt. Das gilt für beide Theile. Etwas anderes aber ist es, das Trennende nicht verwischen, etwas anderes, das Trennende immer hervorheben, wo es weder der Glaube, noch die Liebe, noch die Klugheit verlangen. Noch weniger ist es am Platze, das Trennende in verletzender oder beleidigender Form vorzubringen. Damit gewinnt man nichts weder beim Freund noch beim Feind, verletzt aber in den meisten Fällen die christliche Liebe. Noch weniger gestattet sind Uebertreibungen

oder Unwahrheiten in Betreff gegnerischer Ansichten. Wozu soll es denn eigentlich dienen, einem Protestanten die unbewiesene Behauptung ins Gesicht zu schleudern: Luther habe sich erhängt u. dgl. Mit noch größerer Schärfe müssen deshalb auch Schriften wie „Luthers galante Abenteuer" zurückgewiesen werden.

Die Anforderungen, die wir in dieser Beziehung an die Katholiken stellen, gehen aber ebenso die Protestanten an. Auf protestantischer Seite wird vielfach durch Uebertreibungen oder Unwahrheiten das Trennende noch vergrößert und so die gemeinsame Arbeit verbittert, ja gänzlich verhindert. Das erkennt auch die Kreuzzeitung an, wenn sie schreibt:

„In einigen Punkten weichen wir allerdings von unseren Gegnern ab, zum Beispiel darin, daß wir Evangelischen Bund und evangelische Kirche nicht identificiren, auch die Art, wie er sie vertritt, nicht gutheißen. Aber das muß doch wohl erlaubt sein? Soll man dort allein das Recht zu protestiren haben? Es wird reichlich davon Gebrauch gemacht. Ein Blatt, wie die Wartburg, ist ein permanentes Inquisitionsgericht. Staatliche und kirchliche Behörden müssen sich die härtesten, leidenschaftlichsten, unsinnigsten Vorwürfe fort und fort machen lassen. Der Oberkirchenrath ist nicht davor sicher, daß preußische Pastoren vor Hessen und Bayern ihn verunglimpfen. Aber alles, was vorgibt, die evangelischen Interessen zu vertreten, soll sakrosankt sein. Das ist eine Anmaßung trotz allen Beifalls, den man sich in Braunschweig, Ulm oder sonstwo klatschen läßt. Das ist so unevangelisch, wie nur möglich, und wer dagegen auftritt, ist noch lange nicht katholisch oder wie man ihn sonst zu nennen beliebt. Einen anderen Differenzpunkt berühren wir mit dem nicht gerade weit hergeholten Satz, daß man mit einer protestantischen Polemik in der Hand nicht aktuelle Kirchenpolitik treiben kann. Der nüchterne Beweis ist die Ungeschwächtheit des Centrums. Nun mag sich jeder blamiren, so gut er kann — am 15. Juni oder am 12. November — aber man soll nicht verlangen, daß andere mitthun oder zu solchen öffentlichen Vorgängen, die schließlich doch der Harm-

losigkeit entbehren, schweigen. Das aber geht vollends zu weit, wenn blamirte Leute ihre Utopien zum Programm der Regierungspolitik machen möchten. Natürlich nehmen sie es uns furchtbar übel, daß wir von Blamage sprechen, und fallen über uns her, als seien wir schlimmer als die Jesuiten." [1])

Ein ähnliches Prädikat wie die Münchener „Wartburg" verdient der Berliner „Reichsbote". Es ist traurig, daß Männer, die sich rühmen, auf dem Boden des gläubigen Christentums zu stehen und die gegen Unglauben und Sittenlosigkeit so manches treffende Wort gesagt und geschrieben, sich im Kampfe gegen die katholische Kirche von den blindesten Vorurtheilen leiten lassen und ihre Angriffe nicht selten mit als falsch erwiesenen Anklagen begleiten. Einen neuen Beweis hierfür bietet der Leitartikel des Reichsboten vom 1. November 1903 „Zum Reformationsfest". Darin heißt es:

„Es ist für unsere evangelische Kirche eine sehr ernste Zeit; sie steht vor schweren Aufgaben: auf der einen Seite das Andringen des Naturalismus mit seiner Feindschaft gegen alles, was Gott und Christentum heißt, und auf der anderen der jesuitische Ultramontanismus, der die Religion zur Politik macht, hierarchische Machtinteressen verfolgt und der evangelischen Kirche noch feindlicher gegenübersteht, als dem Naturalismus, so daß es eine große Illusion ist, wenn man meint, mit ihm Hand in Hand den naturalistischen Unglauben bekämpfen zu können. In der katholischen Kirche herrscht der jesuitische Ultramontanismus, der nicht blos der alte Feind der evangelischen Kirche, sondern auch des Deutschen Reiches ist. Wie ist es da möglich, daß wir Protestanten, die wir mit ganzem Herzen an unserer evangelischen Kirche und an unserem Vaterlande hängen, Arm in Arm mit den Jesuiten, den größten Feinden unserer Kirche und unseres Vaterlandes, gehen könnten? — O ja, es wäre schön, wenn wir mit der katholischen Kirche zusammen arbeiten könnten; noch schöner wäre es, wenn die Trennung

---

1) Kreuzzeitung 1903 Nr. 515 f. Vgl. Köln. Volksztg. 1903 Nr. 926.

durch den halsstarrigen Widerspruch der römischen Hierarchie gegen jede Reform gar nicht stattgefunden hätte. Luther dachte anfangs gar nicht an eine Trennung von der katholischen Kirche; sie wurde ihm von der Hierarchie durch den Bann erst aufgezwungen. So lange die katholische Kirche von der feindseligen intoleranten Gesinnung gegen unsere evangelische Kirche erfüllt ist, so daß sie nicht einmal unsere Taufe anerkennt und der Papst sie verflucht, ist an eine Kampfesgenossenschaft mit ihr zur Bekämpfung des Unglaubens nicht zu denken, zumal wir unsere Kirche gegen den Ultramontanismus wie gegen den Naturalismus zu vertheidigen haben. Wenn wir mit dem Jesuitismus dem Unglauben Hand in Hand entgegentreten wollten, so hätten wir von vornherein in unserem evangelischen Volke eine völlig verlorene Position und würden uns selbst und unsere eigene Kirche compromittiren und den Gegnern Wasser auf ihre Mühle liefern. Die evangelische Kirche muß also auf diese Kampfgenossenschaft verzichten und den Kampf gegen den Unglauben mit eigenen Mitteln führen." [1])

In dieser Auslassung ist keiner der angeführten Gründe haltbar. Denn Religion und Politik sind auch für den „jesuitischen Ultramontanismus" noch sehr verschiedene Dinge; der Ultramontanismus steht der evangelischen Confession nicht feindlicher gegenüber als dem Naturalismus und kann dies gar nicht, weil den Ultramontanismus mit dem gläubigen Protestanten der Glaube an Gott und Christus eint, beide aber vom Naturalismus durch eine ganze Weltanschauung getrennt sind; für die Feindschaft der Jesuiten gegen Deutschland ist nirgends der Beweis erbracht, wohl aber haben die deutschen Jesuiten in den Kriegen 1866 und 1870/71 ihre Schuldigkeit und mehr als ihre Schuldigkeit gethan, und in ihren Volksmissionen für Sittenreinheit und Gehorsam des deutschen Volkes 25 Jahre Opfer bis zur Erschöpfung gebracht. Unwahr ist endlich die Behauptung,

1) Reichsbote 1903 Nr. 257.

daß die Kirche die protestantische Taufe nicht anerkennt, weil sie von einem protestantischen Prediger gespendet wird: wenn ein positiv gläubiger Pastor wie Pastor Engel die Taufe gespendet, so wird die Taufe nicht wiederholt; aber wie oft hat nicht der Reichsbote selbst schon geklagt über ungläubige Elemente unter den protestantischen Professoren und Predigern! Muß da die katholische Kirche bei der absoluten Nothwendigkeit der Taufe nicht vorsichtig sein? darf sie da nicht, wenn Zweifel über den Spender der Taufe, die Absicht, die er gehabt, die Form, die er gebraucht, obwalten, die Taufe bedingungsweise wiederholen lassen?

Feindselige intolerante Gesinnung zeigt sich in Deutschland thatsächlich mehr bei dem protestantischen Theil gegen die katholische Kirche als umgekehrt; die intolerante Gesetzgebung in Sachsen, Braunschweig und Mecklenburg bietet dafür einen unwiderleglichen Beweis. Wo und wann haben ferner deutsche Katholiken Ausnahmegesetze gegen protestantische Diakone oder Diakonissinen befürwortet, weil dieselben Propaganda für das Luthertum machen? Wo und wann haben deutsche Katholiken Ausnahmegesetze zu Gunsten katholischer Kinder aus gemischter Ehe verlangt? Wo und wann haben deutsche Katholiken nach Ausnahmegesetzen gerufen gegen öffentliche Manifestationen des protestantischen Glaubensbewußtseins? Und alles dies ist nicht etwa von einzelnen protestantischen Fanatikern geschehen, sondern von der offiziellen Vertretung des gesammten Protestantismus in Preußen am 3. und 4. November 1903, von der Generalsynode in Berlin.

In Sachen des Jesuitengesetzes nahm die Generalsynode, gegen die Stimmen mehrerer Mitglieder, die nachstehende Resolution an:

Die „Generalsynode nimmt von den 200 eingegangenen Petitionen gegen die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes mit

voller Würdigung ihrer Bedeutung Kenntniß. Sie spricht dem Evangelischen Oberkirchenrath für sein ihr bekannt gewordenes Eintreten zu Gunsten der Aufrechterhaltung des genannten § 2 ihren wärmsten Dank aus. Sie richtet an ihn die dringende Bitte, in Erwägung, daß die Thätigkeit des Jesuitenordens und seiner Mitglieder erfahrungsgemäß nach wie vor die schwersten Gefahren für die Erhaltung des confessionellen Friedens mit sich bringt und durch die Aufhebung des § 2 des Reichsgesetzes vom 4. Juli 1872, betreffend den Orden der Gesellschaft Jesu, die Wirkung des ganzen Gesetzes in Frage gestellt sein würde, an geeigneter Stelle auch ferner dafür eintreten zu wollen, daß der § 2 dieses Gesetzes aufrecht erhalten und der Aufhebung oder Abschwächung des Gesetzes vorgebeugt werde."

Die schärfere Resolution gegen die katholischen Prozessionen scheiterte unter anderm an dem Widerspruch des Regierungskommissars vom Cultusministerium. Geheimrath Schuster bemerkte:

„Nach § 9 des Vereinsgesetzes darf die polizeiliche Genehmigung zu Prozessionen nur dann versagt werden, wenn Beeinträchtigungen des Verkehres und der öffentlichen Ordnung zu befürchten sind. In dem Erlaß von 1874 war die Errichtung von Altären bei neuen Prozessionen ganz und gar verboten. Bei nochmaliger Prüfung hat man sich überzeugt, daß dieses Verbot mit den gesetzlichen Bestimmungen nicht vereinbar ist. Die Aufstellung von Altären regelt sich ebenfalls nach § 9 des Vereinsgesetzes. Wenn also eine neue Prozession genehmigt wird, darf auch die Aufstellung von Altären nicht versagt werden, sofern eine Gefahr für die öffentliche Ordnung nicht vorliegt. Redner sieht keine Möglichkeit, den Erlaß von 1874 wieder herzustellen."

Ein weiterer Antrag wandte sich gegen den § 2 des sogen. Toleranzantrages des Centrums, der verlangt — was ja auch der gesunde Menschenverstand und das natürliche Billigkeitsgefühl fordern —, daß in Bezug auf die religiöse Erziehung der Kinder aus Mischehen einzig und allein der Wille der Eltern maßgebend sein soll. Was be-

schließt aber die Generalsynode? Die Aufrechterhaltung von „durchaus bewährten gesetzlichen Bestimmungen“ der Einzelstaaten, nach denen in gewissen Fällen Kinder aus Mischehen zwangsweise durch den Polizeistock dem Protestantismus zugeführt werden, obgleich beide Eltern ausdrücklich die katholische Erziehung verlangt haben. Der folgende Antrag wurde — was geradezu erschreckend für Freunde des Friedens ist — einstimmig von der Generalsynode angenommen:

„Die Generalsynode wolle beschließen, im Hinblick auf den vom Reichstage berathenen Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Freiheit der Religionsübung, den Evangelischen Oberkirchenrath zu ersuchen, in Zukunft, wenn nöthig, aus dringenden kirchlichen Interessen und im Sinne des Beschlusses der deutschen evangelischen Kirchenconferenz von 1902 dafür einzutreten, daß reichsgesetzlich nicht so, wie es durch jenen Gesetzentwurf versucht ist, in das Kirchenstaatsrecht der Einzelstaaten eingegriffen wird, insbesondere dafür, daß die für die religiöse Erziehung der Kinder in Mischehen im Bereiche der Generalsynode bestehenden, durchaus bewährten gesetzlichen Bestimmungen nicht abgeändert werden, wie solches in den §§ 2 und folgenden jenes Gesetzentwurfes beabsichtigt wird.“

Mit Recht hat die Germania am 5 November 1903 (Nr. 255) gegen diese Beschlüsse hervorgehoben:

„Da drängt sich in erster Linie die Frage nach der Competenz der Generalsynode betreffs des § 2 des Jesuitengesetzes auf. Wir müssen diese Competenz entschieden bestreiten und wundern uns, daß niemand auf der Generalsynode davor gewarnt hat, die Grenzen ihrer Zuständigkeit durch einen solchen Beschluß zu überschreiten. Bei dem § 2 des Jesuitengesetzes handelt es sich rechtlich und politisch um eine reichsrechtliche Beschränkung der Freizügigkeit für die Mitglieder des Jesuitenordens und der ‚verwandten Congregationen‘, und daß diese Frage der Reichsgesetzgebung zu der Competenz der preußischen Generalsynode gehöre, wird wohl niemand behaupten. Der Herr Referent Syn. Gräbner hat zwar die politische Seite der Frage aus-

scheiden wollen, was einfach unmöglich ist, um sie als ‚eine eminent religiöse Frage für uns‘, d. h. für die Protestanten und die Generalsynode vor das Forum derselben ziehen zu können. ‚Für uns!‘ Ist denn etwa das Jesuitengesetz ein die evangelische Landeskirche und ihre Mitglieder betreffendes Gesetz oder ist es nicht vielmehr ein Ausnahmegesetz gegen die katholische Kirche? Für uns Katholiken ist also das Jesuitengesetz ‚eine eminent religiöse Frage‘, die evangelische Landeskirche wird davon nicht berührt, und darum geht diese Frage des Jesuitengesetzes die Generalsynode, eine korporative Vertretung der evangelischen Landeskirche, gar nichts an. Mag der einzelne Protestant über das Jesuitengesetz und über dessen Aufhebung denken, wie er will, und thun, was er will: die Generalsynode überschreitet ihre Competenz als Körperschaft, wenn sie in einer solchen politischen und rechtlichen, nur die katholische Kirche berührenden Frage Stellung nimmt und Beschlüsse faßt. Mit demselben Rechte könnte die Generalsynode ja alle Fragen der Gesetzgebung in den Bereich ihrer Beschlußfassung ziehen, indem sie einfach erklärt, sie habe ein eminent kirchlich-religiöses Interesse daran. Ferner enthält dieser Beschluß der Generalsynode ebenso wie der Beschluß über die Charfreitags-Feier wiederum einen Eingriff in die inneren Angelegenheiten der katholischen Kirche. Wie wir nachträglich einem heutigen Bericht des Berliner Tageblatt entnehmen, hat der Minister des königl. Hauses Graf v. Wedel-Piesdorf schon bei dem Beschluß über die Charfreitags-Feier vor der Generalsynode bewiesen, daß die gesetzliche Einwirkung auf die Sonderrechte der römischen Kirche der Synode nicht zustehe. Trotzdem ließ sich die Generalsynode nicht abhalten, sogar in einem förmlichen Beschlusse die kirchliche Form der Charfreitags-Feier bei den Katholiken einer abfälligen Kritik zu unterziehen. So wird auch in dem gestrigen Beschluß über das Jesuitengesetz die Thätigkeit des Jesuitenordens wiederum einer ebenso abfälligen, als ungerechten Kritik unterworfen. Diese Thätigkeit des von der katholischen Kirche approbirten Ordens bildet aber unleugbar eine innere Angelegenheit der katholischen Kirche, welche die oberste

Synodalbehörde der evangelischen Landeskirche als solche gar nichts angeht. Was würden die Herren von der Generalsynode und vom Evangelischen Oberkirchenrath wohl dazu sagen, wenn eine katholische Kirchenbehörde in gleicher amtlicher Form die Thätigkeit etwa der evangelischen Diakonissen in den Bereich der Kritik und der Beschlußfassung ziehen wollte?"

Es kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß solche Provokationen von solcher Stelle aus dem Frieden nicht dienen. Wie solche Dinge auch auf ruhige Katholiken wirken, zeigen die folgenden Bemerkungen der „Kölnischen Volksztg". Sie schreibt unter Berlin 4. November 1903:

„Bei der Berathung des Jesuitenantrages in der Generalsynode erklärte der Synodale Gräbner als Referent:

‚Wir alle haben den lebhaftesten Wunsch, mit unseren katholischen Mitchristen im Frieden zu leben. Dieser Wunsch ist in uns so lebendig, daß, wenn nur ein Friedenswort von der anderen Seite ertöne, es ein tausendfaches Echo im evangelischen Herzen findet! Um dieses Friedens willen unterdrückt der Berichterstatter auch manches Wort, das er sagen wollte. Wir wünschen dringend, daß uns die Störung dieses Friedens vom Halse gehalten werde! Aus diesem Grunde müssen wir die Aufrechterhaltung des § 2 wünschen.'

Man faßt sich an den Kopf, wenn man diese Sätze liest. Zur Antwort nur ein paar Worte: 1. Wenn die Herren sagen, daß sie den Wunsch hätten, mit den Katholiken in Frieden zu leben, so glauben die Katholiken das nicht, sondern sind einhellig vom Gegentheil überzeugt. 2. Es ist nicht wahr, daß ein Friedenswort von katholischer Seite bei den Herren ein „tausendfaches Echo" findet. Selbst auf die schönen Worte des Herrn Kardinal-Erzbischofes in der Kölner Katholikenversammlung hat man mit erneuten Hetzereien geantwortet und sich sogar nicht gescheut, die Verdächtigung auszusprechen, der Kardinal habe es wohl nicht so gemeint, wie er sagte. 3. Wenn man um des Friedens willen die Jesuiten unter ein Ausnahmegesetz stellen will, so ist das genau so, als wenn man einen Menschen

totschlägt, um die Möglichkeit jedes weitern Streites mit ihm zu vermeiden. 4. Wenn Herr Gräbner um des „Friedens willen" manches Wort unterdrückt, so hätte er ruhig reden sollen, denn es besteht ja gar kein Frieden, es herrscht eine fanatische Hetze gegen die Katholiken und die katholische Kirche, und die hervorragendsten Repräsentanten dieser Hetze sind leider protestantische Theologen. Und dieser Beschluß der Generalsynode ist nichts, als eine weitere Kriegserklärung an die Katholiken. Die Herren können versichert sein, daß das katholische Volk den Handschuh aufnehmen wird." [1])

Nicht weniger entschieden machte die „Schlesische Volkszeitung" ihrem Unwillen Luft: „Wenn von katholisch-kirchlichen Organen ein Gesetz (gegen den Evangelischen Bund) gefordert und dabei salbungsvoll versichert würde, man wolle von Herzen den Frieden mit den evangelischen Mitbürgern — welch ein Pfui würde im ganzen Protestantismus sich erheben über diese Forderung von Haß, Feigheit und Heuchelei!" [2])

Es ist im Interesse des Friedens fürwahr traurig zu sehen, wie die confessionelle Hetze die Begriffe mancher Protestanten getrübt hat: Da ist schwarz nicht mehr schwarz und weiß nicht mehr weiß. Unter dem Titel „Ultramontane Glossen zu den Beschlüssen der Generalsynode" meint die dem Evangelischen Bunde sinnesverwandte „Magdeburgische Zeitung": „Wenn ein Vorwurf (gegen die Generalsynode) ungerechtfertigt ist und jeder Begründung entbehrt, so ist es der von der Köln. Volksztg. wider sie erhobene der Intoleranz. . . . Thatsächlich hat sie sich in allen die Beziehungen zur katholischen Kirche betreffenden Fragen die äußerste Zurückhaltung auferlegt und eine Friedensliebe bekundet, die hin und wider den Eindruck der Schwäche machen mußte." Wenn der Ruf nach Ausnahmegesetzen gegen die Katholiken

1) Köln. Volksztg. 4. Nov. 1903, Nr. 928.
2) Schles. Volksztg. 7. November 1903, Nr. 515.

und zugleich zu Gunsten des Protestantismus „äußerste Zurückhaltung“ und „Friedensliebe“ bis zur Schwäche ist, so zeigt das doch eine Verranntheit in die eigenen Ideen und Interessen, die gar nicht fähig zu sein scheint, sich einmal wahrhaftig und ehrlich in den Standpunkt des katholischen Theiles hineinzudenken. Daß bei einer solchen Voreingenommenheit Gründe so wohlfeil wie Brombeeren sind, leuchtet ein. So hat nach der Magdeburgischen Zeitung die Generalsynode zu Gunsten des Protestantismus den Polizeistock gegen den Willen der Eltern nur deshalb angerufen,

„weil Luft und Licht nicht mehr gleich vertheilt wären, wenn die religiöse Erziehung der aus Mischehen geborenen Kinder einzig von dem Willen der Eltern abhängig gemacht würde. Denn von einer solchen gleichen Vertheilung kann solange nicht die Rede sein, als die römische Kirche durch ihren Beichtstuhl auf den katholischen Theil der Mischehen einen Einfluß auszuüben vermag, der ihr gegenüber der evangelischen Kirche Waffen in die Hand gibt, über welche diese nicht zu verfügen hat.“ [1])

Also weil die kirchlichen Mittel versagen, verlangt man staatliche Zwangsmittel gegen den katholischen Theil — und das aus Toleranz und Friedensliebe.

Aehnlich verfährt der „Reichsbote“ am 7. November 1903 (Nr. 292) in dem Aufsatze: „Die Generalsynode und das Jesuitengesetz“. Darin entrüstet er sich über die Entrüstung der katholischen Blätter, deren Ansicht dahin ging, daß sich die protestantische Generalsynode nicht mit der Hetze gegen Katholiken resp. gegen einen katholischen Orden zu befassen habe. Auch Protestanten sind dieser Ansicht. Auf der „IX. Schleswig-Holsteinischen Gesammtsynode“ wurde am 5. November 1903 ebenfalls ein Antrag gegen die Jesuiten eingebracht. „Gegen den Antrag sprach Pastor Beßtmann-

---

1) Magdeburgische Zeitung 8. Nov. 1903 Nr. 569.

Mölle. Der Beschluß könne so gedeutet werden, daß unsere Kirche den Kampf scheue. Die Jesuiten seien doch unerkannt unter uns; es sei nicht wohlgethan, sie durch ein Ausnahmegesetz der Heimath zu berauben. Professor Titius ist auch gegen den Antrag, weil es sich um Angehörige einer andern Confession handele."[1])

Wie beweist nun der Reichsbote das Recht der Generalsynode, sich doch mit diesen „Angehörigen einer andern Confession" zu beschäftigen? Ganz einfach: „Die Jesuiten sind die Todfeinde des Protestantismus, also

„einem Orden gegenüber, der sich notorisch in dieser Weise als Todfeind alles Nichtkatholischen zu erkennen gibt, sollen nun weder die evangelischen Bürger des Deutschen Reiches noch die Vertretungen der evangelischen Landeskirchen das Recht haben, das sie ausgeübt, nämlich die Reichsregierung zu bitten, daß dem Jesuitenorden nicht wieder erlaubt wird, sich in Deutschland wieder zu etablieren."

Den Beweis für die Todfeindschaft wollen wir hingehen lassen — die nicht vorhandene Unfehlbarkeit des Aufhebungsbreves Clemens XIV., rhetorische Ergüsse von 1642 u. s. w. spielen dabei wieder eine Rolle — wir drehen nur den Stiel um. Wie der Reichsbote zugeben muß, ist z. B. der „Evangelische Bund" ein Todfeind des Papstes und der katholischen Kirche. Nun folgern wir mit den Worten des Reichsboten: „Einem Bunde gegenüber, der sich notorisch in dieser Weise als Todfeind alles Katholischen zu erkennen gibt, sollen nun

1) Nach dem Bericht des „Hamburger Fremdenblatt" v. 7. Nov. 1903 (Nr. 262, 4. Beilage). Die „Weser Zeitung" (7. November 1903) nimmt die Minderheit der Generalsynode in Schutz mit Berufung auf die Vorgänge im Reichstag und weil es sich bei der Bewegung gegen den § 2 des Jesuitengesetzes um „Aufhebung dieser ganz einzig dastehenden ausnahmerechtlichen Befugniß" handelt, um einen Paragraphen, der „in seiner Beschränkung auf eine einzelne Kategorie von Staatsbürgern einen besonders verletzenden Charakter enthielt".

weder die katholischen Bürger des Deutschen Reiches noch die Vertreter der katholischen Kirche (Bischöfe, Synoden) das Recht haben . . . ., die Reichsregierung zu bitten, daß dem Bunde nicht erlaubt wird, sich in Deutschland zu etabliren." Die Todfeinde rufen um Ausnahmegesetze gegen die Todfeinde und damit soll der Frieden bestehen können? Das glaubt auch der Reichsbote nicht. Er will nur Ausnahmegesetze gegen die Katholiken, weil er — und das ist der letzte Grund — kein paritätisches Preußen will: ihm ist Preußen, wie er in demselben Aufsatze sagt, „der vorwiegend protestantische Staat," „der seinem schlimmsten Feind ein warmes Nest im eigenen Lager" nicht bereiten darf.

Mit dieser Auffassung zeigt sich der „Reichsbote" als der eigentliche Friedensstörer, viel schlimmer als alle angerufenen Jesuiten. Ich bin in der Jesuitenliteratur gut zu haus, kenne auch persönlich viele Jesuiten, habe aber noch in keinem Buche eines deutschen Jesuiten einen Satz gelesen und noch von keinem deutschen Jesuiten einen Satz gehört, der so sehr den confessionellen Frieden gefährdete wie der Satz des Reichsboten. Die deutschen Jesuiten verlangen in Preußen in Uebereinstimmung mit ihren katholischen Landsleuten nichts mehr und nichts weniger als Parität, gleiche Behandlung von Katholiken und Protestanten, keine Ausnahmegesetze weder zum Vortheil noch zum Nachtheil der einen oder andern Confession. Die Jesuiten und Katholiken stehen damit auf dem Boden der Verfassung, nach welcher Preußen ein paritätischer Staat ist: der Reichsbote greift diese Grundlage an, stört so grundsätzlich den confessionellen Frieden, der in Deutschland nur auf dieser Grundlage möglich ist, und ruft die Katholiken immer und immer wieder auf die Schanzen. Denn das werden und können die deutschen Katholiken sich nicht bieten lassen: Vortheile für die Protestanten, gehässige Ausnahmegesetze gegen die Katholiken: letztere zu befürworten, hat keine protestantische Synode ein Recht, mag die Todfeindschaft auf

beiden Seiten noch so groß sein: rechtlich spielt diese Todfeindschaft keine Rolle.

Die deutschen Katholiken wollen ehrlich den Frieden, sie wollen im Kampfe gegen die gemeinsamen Feinde, Gottlosigkeit, Sittenlosigkeit, Auswucherung, Nothlage einzelner Volksklassen (Handwerker, Arbeiter und Bauern) brüderlich den auf dem Boden des Christentums stehenden Protestanten die Hand reichen — zum Segen für den christlichen Volkstheil und zum Heil für das gemeinsame deutsche Vaterland. Dafür verlangen sie ihrerseits keine Vortheile vor den Protestanten, wohl aber volle Parität mit den Protestanten. Wir verlangen nicht mehr und nicht weniger als was der bayerische Cultusminister Dr. v. Wehner in der oben angeführten Rede als die Aufgabe eines Cultusministers eines paritätischen Staates bezeichnete: „Der Cultusminister eines paritätischen Staates hat unbeschadet seiner persönlichen Ueberzeugung, nicht bloß allen Confessionen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sondern er hat auch die Interessen aller Confessionen gleichmäßig im Auge zu behalten und wahrzunehmen".

Für Katholiken und Protestanten, die klaren Geistes und ehrlichen Willens sind, dürfte es doch nicht schwer fallen, sich über folgende Leitsätze zu einigen:

1) Katholiken und Protestanten genießen die gleichen Rechte: Uebergriffe auf das religiöse Gebiet sind von beiden Theilen zu vermeiden. Ausnahmegesetze für oder gegen den einen Theil dürfen nicht geduldet werden. Diese Rechtsgleichheit im Deutschen Reiche verstößt prinzipiell gegen keine katholische Lehre, noch viel weniger gegen die protestantische Auffassung.

2) Katholiken und Protestanten werden in dem Kampfe gegen Gottlosigkeit, Sittenlosigkeit, Auswucherung und dergl. je nach den Umständen gemeinsam vorgehen: es handelt sich ja um gemeinsame Interessen.

3) Confessionelle Polemik ist nach Möglichkeit auf die wissenschaftlichen Untersuchungen zu beschränken.

4) Ganz besonders müssen Beschimpfungen und Wiederholungen von unwahren Behauptungen ängstlich vermieden werden: solche Dinge nützen nie, schaden oft und verbittern jedenfalls die Gemüther noch mehr.

5) Mehr als bisher ist besonders im Umgang und in der Presse das alle christusgläubigen Elemente Einigende zu betonen: der Glaube an Christus und das erste Gebot des Christentums, die christliche Liebe.

Wir schließen diese Mahnung zum Frieden mit den Worten Pius' X. in seiner ersten Encyklika, die alle gläubigen Christen unterschreiben können und unterschreiben müssen:

„Die Sache Gottes ist Unsere Sache, für die Wir alle Kräfte und unser eigenes Leben einzusetzen entschlossen sind. Wenn man daher von uns eine Devise verlangt, die Unsern Willen kund thut, so kann es keine andere sein als: Instaurare omnia in Christo, alles erneuern in Christus . . . .

„Damit aber in allen Christus sich gestalte, ist daran festzuhalten, daß nichts wirkungsvoller ist als die Liebe. Daß man durch Härte und Strenge für Gott gewinnen könne, ist vergebliche Hoffnung; ja, wenn man auf Irrtümer allzu hart schilt und Fehler scharf tadelt, so gereicht das manchmal mehr zum Schaden als zum Nutzen."

Um Weihnachten 1903.

LXXVII.

Eine Geschichte des Vatikanischen Concils.

Zweiter (Schluß-) Artikel.

Der zweite Band, welcher den ersten um mehr denn 200 Seiten übertrifft, führt uns mitten in die Thätigkeit des Concils ein und behandelt in drei Büchern die Zeit: 1. Von der Eröffnung am 8. Dezember 1869 bis zum Erlaß der genauern Bestimmungen zur Geschäftsordnung am 20. Febr. 1870. 2. Vom Erlaß des Dekretes der genauern Geschäftsordnung bis zur dritten öffentlichen Sitzung am 24. April 1870. 3. Die Concilsbewegungen außerhalb des Concils. Auch dieser Band trägt die nämlichen Vorzüge wie der erste: gewissenhafte Benützung der Akten des Concilsarchivs, Heranziehung der gesammten deutschen und ausländischen Literatur, welch letztere der Verfasser zufolge der ihm angewiesenen Stellung im ausgedehntesten Maße zu verwenden in der Lage war, ferner scharfe kritische Beurtheilung der Vorgänge innerhalb und außerhalb des Concils, sowie der Reden der Concilsväter, um welche das Interesse vorwiegend sich bewegt. Hervorragende Persönlichkeiten unter den Vätern des Concils, deren äußere Erscheinung schon auf ihr hochentwickeltes Geistesleben machtvoll hinwies und die in unausgesetzter Thätigkeit in den Gang der Verhandlungen nachhaltig eingegriffen, weiß

P. Granderath mit kunstfertiger Feder vorzuführen. Wer solchen Männern damals oder in der Folgezeit näherzutreten Gelegenheit gehabt, sieht sich gezwungen, die Gewandtheit des Verfassers in der treuen Wiedergabe seiner Vorlagen zu bewundern.

Selbst die ersten einleitenden Kapitel, welche es lediglich mit äußeren Umständen zu thun haben, entbehren nicht eines besonderen Reizes. Da werden uns die Ankunft und die Wohnungs- und Lebensverhältnisse der Väter in Rom anschaulich geschildert. Referent erinnert sich noch des Knirschens, das sich damals in seinem innern Menschen bei der Lektüre der famosen Bezeichnung „Kostgänger des Papstes" regte, womit die Missionsbischöfe in der Döllinger-Literatur jener Tage bedacht wurden. An der Hand dieser ersten Geschichte der epochemachenden Kirchenversammlung lernt man diese vielgeschmähten Männer, ihren Lebensgang, die mit ihren Reisen nach der Hauptstadt der christlichen Welt und der Anbequemung an außerordentlich abweichende Verhältnisse verknüpften Opfer eingehend kennen, aber auch zugleich sie damit bewundern. Indeß auch Pius IX., der im Drange seines goldenen Herzens diesen Oberhirten seine hilfreiche Hand entgegenstreckte, und die römische Bevölkerung, welche in unausgesetzter Freigebigkeit mit ihm wetteiferte, erscheinen uns im vortheilhaftesten Lichte.

Auf Grund der Concilsakten wird ferner die Geschichte der Ernennung der Beamten der Kirchenversammlung, zu denen auch die Schnellschreiber gehörten, eingehend dargelegt. Durchaus im Sinne der vom Consultor v. Hefele entworfenen Gutachten wurden die mit der Leitung der Generalcongregationen betrauten fünf Cardinäle, unter denen Reisach die erste Stelle behauptete, ferner die den vier großen Deputationen für Glaubenssachen, Kirchendisciplin, Ordenswesen und morgenländische Angelegenheiten vorstehenden Cardinäle, endlich sämmtliche Mitglieder der mit der Prüfung der beim Concil einlaufenden Anträge

befaßten Congregation vom Papste ernannt. Dagegen wurde die Berufung der Mitglieder der genannten vier Deputationen durch die Väter der Kirchenversammlung vollzogen. Nicht blos für Laienkreise besitzen hohes Interesse die lesenswerthen Mittheilungen über die Thätigkeit der Stenographen und das von ihnen befolgte sinnvolle System, welches für die denkbar genaueste und schnellste Aufnahme der Reden der Concilsväter eine kaum zu steigernde Gewähr darbot. „Cardinal Mathieu von Besançon erklärte, ihre Stenogramme seien wahre Photographien der Reden, und Cardinal Bonnechose von Rouen erkannte ihnen den Vorrang zu vor den Stenogrammen des französischen Senats. Monsignore Marchese, welcher 15 Jahre dem Collegium der Stenographen des sardinischen Parlamentes angehörte, behauptete, daß die stenographischen Aufzeichnungen seiner Schüler (d. h. der vatikanischen Stenographen) die Stenogramme des sardinischen Parlaments und der französischen Kammer an Genauigkeit überträfen" (II, 11).

Zu den im Dezember 1869 und im Januar 1870 gegen die erhabenen Feierlichkeiten der Eröffnung des Concils, der Obedienzleistung und der Ablegung des Glaubensbekenntnisses in einer Mischung von Hohn und Verachtung gemachten kritischen Bemerkungen der concilsfeindlichen Presse stehen in erquickendem Gegensatze die herrlichen Darlegungen bei Granderath. Großartig ist und bleibt das von ihm gezeichnete Bild der in den St. Petersdom einziehenden Bischofsgestalten. Und mit welch hoher geistlicher Freude vernimmt man nicht wieder die Anrede Pius' IX. an die um ihn versammelten ehrwürdigen Brüder. Selbst wer diesen Papst nie persönlich öffentlich reden hörte und in sein seelenvolles Auge einen Blick werfen durfte, den werden die bei den mannigfachsten Veranlassungen des Concils gehaltenen Ansprachen mit sanfter Gewalt erfassen und nach oben ziehen. Was die mit peinlicher Genauigkeit mitgetheilten Angaben über die Zahl der in Rom anwesenden Väter, ferner ihr

Verhältniß zu den in der Heimat zurückgehaltenen Prälaten und endlich die Betheiligung des Episkopates an den Kirchenversammlungen früherer Jahrhunderte betrifft, so bedarf es keines besonderen Scharfsinnes, um zu erkennen, daß dem vatikanischen Concil der Vorzug der Allgemeinheit in einem Maße eignet, wie wenig anderen Zusammenkünften dieser Art. Die Bemerkung des Cardinals Gibbons: „Beim vatikanischen Concil dagegen (gegenüber dem tridentinischen) war ein englischer Episkopat von über einhundertzwanzig Gliedern" (II, 36), möchte ich durch eine treffende Bemerkung Mannings ergänzen: „Im vatikanischen Concil", schrieb er an den Erzbischof Mac Gettigan von Armagh, „hat kein Heiliger so viele infulirte Söhne gehabt, als St. Patrick." [1])

Einen tiefen Einblick in die Vorgänge des Concils gewährt uns das vierte Kapitel, welches den Leser zu einem sicheren Urtheil über die damals wider die vom Papst erlassene Geschäftsordnung innerhalb wie außerhalb der Versammlung gerichteten Vorstellungen befähigt. Während die Angriffe der concilsfeindlichen Tagespresse auf dieselbe jetzt in Nichts auseinanderstieben, werden diejenigen der Concilsväter, namentlich auf Grund der Aeußerungen Hefele's, auf ihr richtiges Maß zurückgeführt. All diese Verhandlungen, insbesondere aber die vom Bischof Stroßmayer in der fünften Generalcongregation am 30. Dezember 1869 gegen die Formel: Pius Episcopus . . . sacro approbante Concilio erhobenen Einwendungen und deren Auflösung durch Hefele und Feßler, führen zu dem grundlegenden Gedanken zurück: Der Träger des Concils ist und bleibt der Papst. In welcher Richtung die Verhandlung vorwiegend arbeiten werde, das bekundeten die aus dem Schooße des Concils hervorgegangenen Wahlen der Mitglieder der Glaubensdeputation.

---

1) Manning Miscellanies I, 387 bei A. Bellesheim, H. E. Manning (Mainz 1892), 79.

Man lese die II, 76 mitgetheilten Wahlzettel mit ihren von tiefem Mißbehagen zeugenden Stimmabgaben, und man begreift dann in etwas die Angriffe der Presse. Der Mehrheit des Concils Vorwürfe entgegenschleudern, weil sie Prälaten ihrer theologischen Richtung, also Infallibilisten, in die Glaubensdeputation wählte, heißt kaum etwas anderes, als ihr die Berechtigung zum Dasein bestreiten. Niemand setzt sich gerne die Pistole auf die Brust. Aber als ungerecht ist der Vorwurf zu bezeichnen: Es war doch schon alles in infallibilistischem Sinne vorbereitet und abgemacht. Im Gegentheil war nichts vorbereitet. „Die Majorität bediente sich ihres Wahlrechtes ganz frei und nach eigener Ueberzeugung. Ihr Vorgehen einer Beeinflussung oder gar einer moralischen Nöthigung von Oben zuzuschreiben, ist den geschichtlichen Thatsachen durchaus zuwider" (II, 75).

Mit lebendigem Interesse folgt man der Darstellung des Verfassers über das berühmte Schema der dogmatischen Constitution über die katholische Lehre wider den Rationalismus unserer Zeit, über die im Schooße des Concils in mehreren Generalcongregationen darüber gepflogenen Debatten und die siegreiche Rettung der Vorlage durch den scharfsinnigen Dogmatiker Franzelin, den nachmaligen Cardinal. Im siebenten Kapitel wird uns endlich verstattet, den Schleier, der über den Generalcongregationen lagerte, vollständig zu lüften. Der Vorlage ist die denkbar schärfste Kritik nicht erspart worden. Mit Rauscher anhebend, wird die Reihe der Redner mit Greith geschlossen. Was man besonders einwenden zu sollen glaubte, das war der Umstand, das Schema sei professorenmäßig gehalten, es verrathe seinen Ursprung, die Studirstube. Unter dem Beifall der Minderheit verkündete Connolly das Urtheil: Es sei mit Ehren begraben. Auf sieben vollen Seiten ist man gezwungen, die große Rede Stroßmayers zu lesen, was Granderath mit den Worten entschuldigt, er wolle

durch Wiedergabe des stenographischen Berichtes einer Reihe von Irrtümern, welche hinsichtlich derselben im Schwange gehen, entgegentreten. Das Nämliche gilt von der Rede Greiths, deren Manuskript Granderath vor sich hatte. Dasselbe enthält die beste Widerlegung der ihm von Sir John Acton (nachmals Lord Acton) angedichteten, nicht etwa blos liberalen, sondern geradezu irrgläubigen Sätze. Anderseits erstanden der Vorlage aber auch Vertheidiger ersten Ranges, von denen hierorts nur die deutschen Bischöfe Räß und Martin genannt seien. Indeß auch diese als Dogmatiker hervorragenden Männer glaubten, in einigen Beziehungen an der Vorlage Kritik üben zu sollen; nur bedingungslose Ablehnung derselben haben sie aus Rücksicht auf den hl. Stuhl, der sie eingebracht hatte, pietätsvoll beanstandet. Darob hielt ihnen Haynald eine Strafrede, die nach Form und Ton auch heute noch einen peinlichen Eindruck hervorruft.

Daß das Schema zur Umarbeitung an die Deputation für Glaubenssachen zurückverwiesen wurde, wird Jedermann erklärlich finden und billigen. Daß es in seiner Wesenheit aber gerettet wurde, hat Franzelin durch seine glänzende Vertheidigung erreicht (II, 128–133), auf Grund deren die Glaubensdeputation sofort Beibehaltung desselben, aber zugleich Umarbeitung beschloß. Franzelins Rede ward als großer Sieg bezeichnet. Die mit der Umarbeitung beauftragten Väter wählten Kleutgen zu ihrem Haupttheologen, welcher die erstmalige Vorlage in zwei Theile zerlegte, die auch endgiltig vom Concil angenommen wurden. In die Specialdebatten über die vier Kapitel der Constitution vom katholischen Glauben und die ihnen entsprechenden Canones hier näher einzugehen, kann unsere Aufgabe nicht sein. Nur sei hervorgehoben, daß diese Debatten sämmtlich nach dem 20. Februar, dem Tage des Erlasses der neuen Geschäftsordnung, stattfanden, und daß in nicht wenigen Reden der

durchaus unberechtigte Unmuth mit dieser im Interesse eines gedeihlichen Fortgangs der Verhandlungen vom Papst getroffenen Maßnahmen nachzitterte. Es genügt, an die Namen Schwarzenberg und Stroßmayer zu erinnern. Des letzteren Rede und die damit verknüpften Erörterungen bedecken die Seiten 395 bis 404. Sehr beachtenswerth sind die Anträge von Melchers und Meurin über das Vorherwissen Gottes der zukünftig freien Handlungen der Menschen und von Eberhard über den letzten Zweck der Weltschöpfung. Jenem wurde von den Vätern des Concils stattgegeben, dieser dagegen nicht in solcher Form angenommen, daß damit auch zugleich das hermesianische System getroffen wäre. Aeußerst dankenswerth ist das zwölfte Kapitel des zweiten Buches mit der Uebersicht über die sämmtlichen Arbeiten, aus denen die Constitution über den katholischen Glauben hervorgegangen, welche dann am weißen Sonntag, 24. April 1870, die Genehmigung von Papst und Concil empfing und von da an wie ein Leuchtthurm in alle Lande ihr Licht verbreitet. Referent befand sich an diesem denkwürdigen Tage in St. Peter gegenüber der Concilsaula und stimmte in den ambrosianischen Lobgesang mit ein, welchen die tausendköpfige Menge am Grabe des Apostelfürsten erschallen ließ.

In die Monate Januar und Februar 1870 fallen die Verhandlungen über die Vorlagen über die Stellung der Bischöfe, das Leben und den ehrbaren Wandel der Geistlichen und den kleinen Katechismus. Recht bemerkenswerth ist die hier zum ersten Male mitgeteilte Rede des Bischofs von Ketteler über die Einflußnahme der Regierungen bei der Berufung der Bischöfe. In den Tagen der Kölner Erzbischofswahl, deren anderthalbjährige Verhandlungen mit der Berufung des Bischofs Paulus Melchers nach Köln endeten, hatte auch Ketteler zur Vertheidigung der kirchlichen Rechte zur Feder gegriffen. Die Erinnerungen an diese Vorgänge

klingen in seiner Rede stark nach, von welcher ich nicht jeden Satz vertheidigen möchte. Daß „das christliche Volk ein göttliches Recht hat, daß ihm ein guter Hirt, der tüchtigste Hirt gegeben wird“ (II 172), liegt in der Natur der Sache Aber nicht zu übersehen ist, daß diesem Rechte des Volkes ein anderes Recht gegenübersteht, nämlich das ebenso unveräußerliche Recht des hl. Stuhles, die tüchtigsten Hirten zu bestellen. In christlichen Staaten, auf die wir um keinen Preis verzichten möchten, wird die Freiheit des Handelns dem Papste stets mehr oder weniger beengt bleiben. Diese Beschränkung wird hervorgerufen durch das Verhältnis von Kirche und Staat und die zu allen Zeiten mehr oder weniger stark sich kundgebende Einflußnahme der Regierungen auf die Bestellungen der Bischöfe. Hätte der bischöfliche Redner auch nur in die heute nach den Originalakten des vatikanischen Geheimarchivs veröffentlichten denkwürdigen Verhandluugen zwischen Pius VII. und seinem Staatssekretär Consalvi einerseits, und dem ersten Consul Bonaparte andererseits einen Blick werfen und die geradezu ungeheueren Schwierigkeiten, welche diese Verhandlungen umgaben, prüfen können, er würde seiner Rede einen andern Ton und eine andere Färbung verliehen haben. Damals gab es keinen Mittelweg zwischen dem völligen Untergang des Katholicismus in Frankreich und der Bewilligung des Vorschlagrechts zu den bischöflichen Stühlen an die Träger der Staatsgewalt. Und ähnlich sieht es aus beim Abschluß anderer Confordate. [1])

1) Ueber die beiden Werke des P. Ilario Rinieri, La diplomazia pontifica nel secolo XIX: 1. Il concordato tra Pio VII e il primo console anno 1800—1802. Volume primo. 2. Riconciliazione del Talleyrand e de' preti di second' ordine, il congresso di Lione, concordato tra la s. Sede e la repubblica Italiana anno 1802—1805. Da documenti inediti dell' archivio Vaticano. Roma 1902, vgl. meine Artikel im Katholik 1902, I 512—531; II 332—344, sowie in Vering-Heiner, Archiv für kathol. Kirchenrecht LXXXII (1902) 606—608.

Die nämliche Bemerkung gilt von der Rede Stroßmayers, worin es heißt: „Es besteht die Gefahr, daß die zu hoch hinaufstrebenden Priester nicht mit Verachtung auf die Eitelkeiten und Würden dieser Welt hinblicken, sondern gar mit Begierde darnach streben" (II 174). Das erfolgreichste Mittel wider solche Seuchen bilden gründliche Studien in der Philosophie und namentlich in der Metaphysik, sowie in der Dogmatik, die bald zur Ueberzeugung von der Wahrheit des Wortes führen, welches Hugo Lämmer aus Baronius uns kundgegeben: „Kirchliche Würden", schreibt der ehrwürdige Diener Gottes, „sind goldene Kreuze in den Augen der Menschen, lasten aber schwerer denn eiserne Ketten." [1])

In höherem Grade ansprechend erscheinen die Bemerkungen der Väter über die Abhaltung von Diözesansynoden und Provinzialconcilien. Die über die ersteren mitgetheilten Auszüge des lateinischen Originals des Erzbischofs Melchers von Köln lassen den Seeleneifer und die Geschäftskunde des Prälaten erkennen. Seine auf Vereinfachung der Formen dieser Synoden zielenden Wünsche sind vom Cardinal-Erzbischof Ferrari von Mailand 1902 vollkommen erfüllt worden. [2]) In der vom Cardinal-Erzbischof Fischer demnächst nach Cöln zu berufenden Synode soll mit päpstlicher Genehmigung desgleichen eine Vereinfachung der alten Formen zur Anwendung gelangen. Wenn aber

---

Ueber das soeben in Rom ausgegebene Werk des nämlichen Verfassers: Corrispondenza inedita dei cardinali Consalvi e Pacca nel tempo del congresso di Vienna (1814—1815) ricavata dall' archivio secreto Vaticano ist eine Berichterstattung für diese Zeitschrift in Angriff genommen.

1) Vgl. diese Zeitschrift 132, 235.

2) Ueber die Akten der Synodus dioecesana mediolanensis XXXVIII habita anno 1902 (Mediolani 1903) pag. 466 vgl. meinen Bericht in Vering-Heiner, Archiv für kath. Kirchenrecht LXXXIII (1903) 599—654.

Erzbischof Melchers gegen Ende seiner Rede über Provinzialconzilien „demüthig bittet, zu bestimmen, daß die Dekrete eines Provinzialconcils (in Rom) nicht verändert oder vermehrt werden sollen, ohne vorher über die Zusätze und Veränderungen den Metropoliten zu vernehmen“ (II 180), so wird Niemand die Billigkeit dieser Forderung bestreiten, wenngleich anderseits der heilige Stuhl hier ein für allemal bindende Zusagen seiner obersten Stellung gemäß unmöglich ertheilen kann. Auf Grund des im Concilsarchiv niedergelegten Originaltextes der vom Bischof von Dinkel von Augsburg über die Keuschheit der Priester gehaltenen Rede wird der verewigte Oberhirt wider die unbegreiflichen Anschuldigungen des Professors Friedrich glänzend gerechtfertigt (II, 194).

Der Erlaß der genauern Geschäftsordnung vom 20. Februar 1870, deren unumgängliche Nothwendigkeit und unermeßlich fruchtbare Einwirkung auf den Fortgang der Arbeiten der Väter erst jetzt durch Granderath vorgeführt wird, bildet den Uebergang zum zweiten Buch, dessen Mittelpunkt in der Frage der lehramtlichen Unfehlbarkeit liegt. Die von dem ausgebildeten geschichtlichen Sinn des Verfassers zeugenden prächtigen Kapitel „Der Ursprung der Controverse über die päpstliche Unfehlbarkeit“, ferner „Die beiden Parteien auf dem vatikanischen Conzil“, endlich „Die Fortsetzung der Controverse zwischen Dupanloup und Dechamps und die Ausläufer derselben“ sind besonders geeignet, den Leser zu fesseln. All diese Kapitel gewähren einen tiefen Blick in den damaligen Stand der Theologie, in die Stimmung nicht bloß der Geister, sondern auch der Herzen, des weitern in die Freiheit und nicht selten in die hochgradige Rücksichtslosigkeit, mit welcher Zungen und Federn in den theologischen Palästen gearbeitet. Allerdings: von der Mehrheit der deutschen Bischöfe hätte man durchgehends eine andere Haltung sich gewünscht. Indeß auch, wer Männer wie Martin, Gasser, Feßler, v. Leonrod, Senestrey bewundert, kann Bischöfen wie Hefele, Melchers,

v. Ketteler, Eberhard, Förster, Scherr, Rauscher, Schwarzenberg seine Hochachtung nicht versagen. Ja, die Parteien waren es, welche dem Concil seinen Reiz verliehen.

Dem dritten Buch ist der vielsagende Titel gegeben „Concilsbewegungen außerhalb des Concils." Hier wird gehandelt über die Ursachen derselben, über Rom während des Concils (nicht ohne schalkhaften Humor), die Gratry-Controverse, die Stimmungen des Volkes in Frankreich. Großbritannien, namentlich in Deutschland. Man möchte sein Angesicht verhüllen bei den vier Kapiteln über die römischen Briefe vom Concil in der „Allgemeinen" und die Haltung des Stiftspropstes von München, von welchem das Wort gilt: Quantum mutatus ab illo Hectore!

Förmlich athmet der Leser auf, wenn er endlich, aus diesem betäubenden Dunstkreise heraustretend, zu einem der vornehmsten und gediegensten Wochenblätter aller Culturvölker, dem Londoner „Spektator" greifen darf, dessen sachgemäße Darlegungen dem Papste durchaus gerecht werden Hinsichtlich der Mittheilungen über die letzten Tage des Grafen von Montalembert wünsche ich eine Einwendnng zu erheben. Es geht doch nicht an, sich dabei vorwiegend auf Ollivier, den französischen Ministerpräsidenten zu stützen. Hier ist der Biograph des Grafen, P. Lecanuet, maßgebend, dessen authentische Mittheilungen den Lesern dieser Zeitschrift ausführlich zur Kenntniß gebracht worden (Bd. 129, 678). Wenn Granderath-Kirch dieselben übergangen, dann ist das lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß bei dem Erscheinen des dritten Bandes der zweite Band der Concilsgeschichte der Presse bereits übergeben war.

Das abschließende Kapitel trägt die Ueberschrift „Die Staatsregierungen und das Concil." Hier finden wir eine sehr reichhaltige Literatur verarbeitet, die für England in Manning, für Frankreich in Ollivier, für Deutschland in Bismarck, Arnim und Beust ihren Mittelpunkt besitzt. Als diejenigen Diplomaten, deren Gottes Vorsehung sich bediente,

um die Freiheit des Concils zu gewährleisten, glänzen der Fürst Bismarck und der französische Ministerpräsident Emil Ollivier. Jener hat alle Bemühungen Arnim's, ihn aus seiner zuwartenden Stellung zu verdrängen, mit eiserner Faust abgelenkt. Ollivier erscheint als Schutzengel an der Seite des Kaisers Napoleon, dem der Erzbischof von Paris, Msgr. Darboy, einer der begabtesten Männer der Minderheit — als einen echt napoleonischen Bischof hatte ihn Johannes von Geissel auf Grund seines ersten Pariser Hirtenbriefes 1863 bezeichnet — wie ein Versucher sich näherte.

Im Anhange erscheint ein Verzeichniß aller bei der ersten Sitzung am 8. Dezember 1869 anwesenden Persönlichkeiten mit Angabe ihres Platzes sammt einem sehr genauen Register.

Der mit dem vatikanischen Concil befaßten papst- und kirchenfeindlichen Literatur gegenüber erhebt diese hochwichtige Leistung sich wie ein ehernes Bollwerk der Wahrheit und der Gerechtigkeit. [1])

Aachen. Alfons Bellesheim.

---

1) Einige Druckfehler habe ich dem Herausgeber persönlich mitgetheilt. Zu I 466 sei angemerkt, daß der Erzbischof Karl Pooten von Antivari nicht in Aachen selbst, sondern im Dorfe Teveren, im Regierungsbezirk Aachen, geboren ist.

LXXVIII.

Aus Italien.

Rom, Ende November.

II.

Den allgemeinen Bemerkungen des ersten Aufsatzes muß ich jetzt einige besondere Ausführungen über politische Moral, Wirthschaftsfragen und innere Zwiste hinzufügen. Dieselben dürften umsomehr Gewicht haben, als sie sich ausschließlich auf liberale Kronzeugen berufen, als sie aus dem Lager jener stammen, die an der Zerstörung der früheren, wenn auch keineswegs idealen, so doch sittlicheren und wirthschaftlich besseren Verhältnisse mit Eifer und mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln mitgearbeitet haben. Noch einmal: Si stava meglio, quando si stava peggio, ist die kurze Zusammenfassung aller dieser nur zu begründeten Klagen.

1. Die politische Moral. In Aller Gedächtniß sind noch die in Sicilien und Mailand eingerichteten Kriegsgerichte vom Jahre 1898, bei denen in der denkbar leichtfertigsten Weise vorgegangen wurde und Schuldige wie Unschuldige zu den allerschwersten Strafen verurtheilt wurden. Die Offiziere, die an diesen Gerichten als Richter Theil nahmen, hatten häufig nicht die geringsten juristischen Bedenken, Jemanden zu verurtheilen, selbst wenn der Schuldbeweis in keiner Weise erbracht wurde. Es war vielmehr

eine Verurtheilung in Bausch und Bogen, die auf dem Gefühle der Abneigung gegen die Angeklagten beruhte und auf den Besitz der Macht pochte. Im Ganzen beurtheilt, vermag man nur mit einem gewissen Abscheu an diese Ausbrüche politischer Unreife der damaligen Kriegsgerichte zu denken. Skrupel zeigte man damals keine; ob sie sich nachher eingestellt haben, entzieht sich der Beurtheilung.

Gegenüber diesem Größenwahn und Machthunger der damaligen Tribunale nehmen sich die Unfähigkeitserklärungen der in Massaua und Abessinien verwendeten italienischen Truppen doppelt merkwürdig aus. Adua, Adis Abeba und die anderen Gelegenheiten, bei denen sowohl taktische Durchbildung des Offizierscorps wie moderne Leistungsfähigkeit der Truppen hätten gezeigt werden können, ließen ein trostloses Bild erscheinen, das nur durch eine zweifelhafte politische Moral, welche Siege log, wo Niederlagen vorlagen, damals dem Volke verborgen wurde. Diese Seite des Tiefstandes der Crispi'schen Auffassung von Moral in der Politik wird auch ihren Rächer in der Geschichte finden. Zu einer wahren Räubergeschichte hatte sich damals die Thätigkeit des Majors Toselli — so hieß er wohl — ausgewachsen, so daß der deutsche Kaiser auf Grund der Crispi'schen Lügenberichte ihm den Kronenorden 2. Klasse verlieh. Toselli und seine Leute waren damals aber schon längst aufgerieben und von all dem Theaterspuk der heldenmüthigen Vertheidigung hinter den aufgeworfenen Schanzen war einfach nichts wahr.

An die Bankskandale und die damit verbundenen Enthüllungen über die Käuflichkeit der politischen Größen Italiens brauche ich nur im Vorübergehen zu erinnern. Sie sind noch in Aller Gedächtniß; diese Bestechlichkeit hat immer weiter um sich gegriffen, so daß es zahlreiche Abgeordnete gibt, auf die man mit Fingern hinweist und denen ihre Stimmen feil sind. Größer ist dagegen die Zahl der Volksvertreter, die lediglich auf Grund eines umfang-

reichen, offen betriebenen Stimmenkaufs in die Aula di Montecitorio einziehen konnten. Das Vorgehen bei diesen Dingen ist sehr einfach. Die Stimmführer erhalten die Hälfte des Preises vor der Wahl in Gestalt eines halbirten Kassenscheines, und die zweite Hälfte desselben Scheines nach der erfolgreichen Wahl. Wird der zahlende Candidat nicht gewählt, so erhalten die Stimmführer die zugehörige zweite Hälfte des Scheines nicht, wodurch die erste werthlos wird. Bei glücklichem Ausgange klebt der Zutreiber die beiden Hälften zusammen, wechselt ihn an einer staatlichen Anstalt gegen einen unversehrten Schein ein und zahlt sein Stimmvieh aus, indem er den größeren Theil der Summe für sich behält. Mit geringen Veränderungen in den Einzelheiten ist das im Großen und Ganzen das Bild der „Wahlvorgänge“ in vielen Bezirken, so daß man von einem tieferen Sinken des politischen Anstandes wohl kaum sprechen kann. Auf der anderen Seite stimmen die meist ganz ungebildeten ländlichen Wählermassen des Südens für den, der am besten zahlt. Unterschiede in der Parteistellung der einzelnen Candidaten, vorhandene oder mangelnde Ehrenhaftigkeit der Bewerber, Verständniß für die gemachten politischen Versprechungen — alles das ist völlig gleichgiltig, die Stimme erhält der beste Zahler. Die weitere Folge davon ist, daß die so Gewählten ihre gewaltigen Wahlkosten — daher auch eine so unerhörte Feindschaft gegen vorzeitige Auflösung des Parlamentes — während ihrer Amtszeit in irgend einer Weise wieder herausschlagen müssen. Sie sind darum Handsalben zugänglich, wenn dieselben nur groß genug sind, sie betheiligen sich gelegentlich an dunklen Geschäften, die mit dem Namen eines Abgeordneten verziert reichen Gewinn versprechen, sie nutzen ihre oftmals erlangte vertrauliche Kenntniß wichtiger politischer Ereignisse an der Börse aus, kurz sie treiben den Parlamentarismus als ein kaufmännisches Geschäft, bei dem Wohlanstand, Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit und politischer Anstand keine Rolle spielen.

Vermöge ihrer parlamentarischen Routine gelangen manche derselben, je nach der Lage der Geschäfte des Landes, oftmals zu großem oder größerem Einfluß, obschon man ihr Treiben kennt und obschon man weiß, daß wirklich anständige Menschen mit ihnen nichts zu thun haben wollen.

Der Ton in der italienischen Volksvertretung ist zuweilen der denkbar gemeinste. Leider steht sie auf diesem Gebiete nicht über allen anderen Parlamenten Europas, sondern theilt sich in diese Ehre mit zwei oder drei anderen. Bezeichnend ist aber der parlamentarische Gebrauch, daß eine kleinere Zahl von gemeinen Schimpfwörtern ruhig gebraucht werden kann, ohne daß sich bei aufgeregten Verhandlungen irgend Jemand darum kümmert. Die Worte ladro und assassino (Strauchdieb und Mörder) gehören mit zu den beliebtesten Kosenamen der italienischen Onorevoli.

Auf diese Fragen des politischen Anstandes braucht man für Italien nun nicht weiter viel Gewicht zu legen. Schlimmer aber ist es, daß man eine Neuheit eingeführt hat, die ganz und gar aus dem Rahmen des bisher für möglich Gehaltenen herausfällt. Schon unter dem gerade begrabenen Ministerium Zanardelli war es vorgekommen, daß einer der Minister auf Briefpapier mit dem Stempel der Kammer einen anonymen Brief von einem Abgeordneten erhielt, worin derselbe sich alle Mühe gab, zwischen dem Minister und seinem Unterstaatssekretär Zwietracht zu säen. Brachte man diesen Brief mit den Nachrichten eines parlamentarisch inspirirten Blattes, das von Zerwürfnissen zwischen diesen beiden Männern gesprochen hatte, zusammen, so ergab sich ein nettes Bildchen politischer Feigheit und sittlicher Wegelagerei. Was aber damals vereinzelt geblieben war, erneuerte sich in erschreckender Häufigkeit vor ein paar Tagen, als es sich um die Auswahl der Unterstaatssekretäre des Ministeriums Giolitti handelte. Bei der Jagd um eine solche Stelle mußte nun auch der anonyme Brief, das feigste Mittel politischen

Kampfes, herhalten; Giolitti wurde nämlich in mehreren, von verschiedenen Schreibern ausgehenden Briefen vor einer Anzahl Männer, die ernsthafte Candidaten waren, gewarnt. Sie seien als Unterstaatssekretäre unmöglich. Man braucht dieser festgestellten Thatsache eigentlich keinen weiteren Commentar mit auf den Weg zu geben. Die Jagd nach den einflußreichen, in baares Geld umzusetzenden Aemtern hat nun auch dieses verwerflichste aller Mittel in Montecitorio in Uebung gebracht. Die Voce della Verità bemerkt hierzu: „Jetzt fehlt nur noch der Messerstich von rückwärts! Aber wer weiß, ob man nicht auch noch dazu kommt?" Unterdessen wird ständig versichert, daß die Kammer ein hehres Beispiel und eine Erzieherin für das Volk sein soll!

Diese traurigen Verhältnisse werden von einem der Linken angehörigen Politiker in den düstersten Farben geschildert. Diese Geständnisse haben einen außerordentlichen Werth, weil sie widerspruchslos durch das Land gehen konnten, die Einen offen, die Anderen im Geheimen zustimmten, und Keiner den praktischen Weg zur Besserung zu zeigen im Stande war. Hören wir diese Darstellung, wobei der Leser mehrere Aussprüche eines links stehenden Liberalen in den Kauf nehmen muß, die zu widerlegen sich nicht der Mühe lohnt

„Die größte Gefahr Italiens ist heute nicht die Reaktion und nicht die Revolution, wie Viele sagen, sondern die contradiktorische Confusion, in die die Nation durch die Intriguen, die Corruptionen, die Sophismen der Parteien, die sich in der Regierung abgelöst haben, geworfen worden ist. Die Nation ist unzufrieden, unruhig, aufgeregt; aber sie zu befriedigen, sie zu beruhigen, ist keine leichte Sache, weil sie, wenn sie einerseits vernünftige Dinge will, auch gerade entgegengesetzte Dinge haben will. Sie beklatscht die antiösterreichische Politik und verlangt Verminderung der Heereslasten; sie begehrt die Erhöhung der Ausgaben für öffentliche Arbeiten und eine Herabsetzung der Steuern: sie wünscht die Vortheile des Frei=

handels und die Annehmlichkeiten der Schutzzölle; sie besteht auf der Stellung einer Großmacht und gleichzeitig auf der ruhigen Sicherheit eines Kleinstaates; sie ersehnt den Staatssocialismus und die englische Freiheit u. s. w."

Nachdem der Verfasser diesen Gegenstand des Weiteren ausgeführt hat — eine Folge der „egoistischen, frechen, verkommenen und auflösenden Politik der Parteien, die in der Vergangenheit am Ruder waren" —, fährt er fort:

„Diese krankhafte Reizbarkeit der Nation, wenn sie auch noch nicht so stark ist, daß sie eine große Besserungsbewegung erzeugen könnte, genügt doch, um den Nachfolgern in der Regierung das Leben schwer und beängstigend zu machen; sie müssen alle auf dem abschüssigen Wege wandeln, indem sie über kleinen, unsichtbaren Hindernissen straucheln und zu Fall kommen. Nur die Kraft der Verzweiflung kann eine Weile noch den status quo aufrecht erhalten. Wenn man ohne die sogenannten constitutionellen Parteien keine Regierung bilden kann und will, im Schooße dieser constitutionellen Parteien gibt es keinen Vorrath von Männern, Ideen und Interessen, um dauerhafte Ministerien zu bilden. Es fehlt an Männern, die, nicht den schöpferischen Genius, den so Viele verlangen und der in der Politik unnöthig ist, sondern die Auktorität und das genügende Ansehen haben, um Mehrheiten und Parteien zusammenzuhalten. Die großen Männer der Revolution, sowohl die wahren, wie die Talmihelden, an die man sich wandte, nachdem die wahren verschwunden waren, gibt es nicht mehr. Unter den Neueren hatte keiner die Kraft oder das Glück, Allen zu imponiren, erhaben über neidische und mißgünstige Rivalen. Auch Giolitti, der sich wider Erwarten in den letzten drei Jahren ein gewisses Ansehen verschafft hatte, hat dasselbe in drei Tagen wieder vergeudet. . . . Jeder Regierung, die sich aus den constitutionellen Parteien zusammensetzt, wird das Ansehen fehlen, das sich aus den großen und erfolgreichen Thaten zusammensetzt, die man vorher thun muß zum Nutzen des Volkes, das man regieren will."

Die Ereignisse der letzten zehn Jahre geht der Ver-

fasser dann einzeln durch, indem er fast nur Ungünstiges zu berichten weiß, und gelangt dann zu folgendem Schluß:

„Für eine Zeit lang hatten die conservativen Parteien gehofft, ihr Ansehen auf dem Antiklerikalismus und dem Staatssocialismus aufbauen zu können. Auch diese Hoffnung ist getäuscht worden. Der Kampf gegen die Kirche entspricht zu wenig den unmittelbaren und drängenden Interessen; zum Staatssocialismus mangeln dem Staate die entsprechenden Mittel, um damit auch nur eine mittelmäßig ernsthafte Politik zu machen.

„Und nun? Das unerwartete Verschwinden des Glückes eines Giolitti ist nicht die Folge eines persönlichen Irrtums — in solchem Falle wäre es ein Unfall von geringer Tragweite —, es ist die Folge einer ungeordneten, zweifelhaften, verworrenen Lage, in welcher und durch welche die verschiedenen conservativen Parteien die Sühne aller jener Fehler und aller jener Irrungen fortsetzen müssen, deren sie sich in der Vergangenheit schuldig gemacht haben."

Die Schlußfolgerung des äußerst lehrreichen Aufsatzes wird von dem Schreiber dahin zusammengefaßt, daß wir der Auflösung aller Verhältnisse entgegengehen, daß noch eine Reihe kurzlebiger Ministerien fortwursteln könne, daß aber ernsthafte Ziele bei der Verkommenheit der politischen Moral von Niemandem ins Auge gefaßt werden könnten.

2. Wirthschaftliche Fragen und innere Zwiste. Abgesehen von allen anderen Seiten des wirthschaftlichen Problems in Italien, ist allein der Umstand schon das größte Hinderniß einer gesunden Entwicklung der Verhältnisse, daß die Ministerien sich so schnell aufeinander folgen, jeder neue Minister bringt neue Anschauungen mit, er läßt die vom Vorgänger begonnenen Arbeiten oft liegen, um neue anzufangen, die ihm aus irgend einem Grunde mehr am Herzen liegen; er muß bald wieder abtreten, bevor er — wenn er eines hatte — sein engeres Programm hat ausführen können, und sein Nachfolger macht es ihm, wie er es seinem Vorgänger gemacht hatte. Dieses

Schwanken, dieser völlige Mangel einer zielbewußten Wirthschaftspolitik, verbunden mit der Verschwendung der Gelder, um Arbeiten zu unternehmen, auf denen einflußreiche parlamentarische Führer bestehen, haben Verhältnisse gezeitigt, die jetzt zu einer wahren Krisis sich zuzuspitzen drohen.

Der Kampf zwischen Nord und Süd ist jetzt mit einer Heftigkeit entbrannt, wie man ihn früher nicht kannte. Der Süden Italiens ist der Versprechungen, die nie gehalten wurden, müde und verlangt Thaten zu sehen, die dem Elende der südlichen Provinzen abhelfen sollen. Die Art, wie die Leute ihr Recht verlangen, läßt erkennen, daß sie auf die ganze Einheit Italiens verzichten, wenn sie dabei Hungers sterben.

Richtig ist, daß die südlichen Provinzen in der allgemeinen Bildung sehr rückständig sind, daß das sittliche Maß, das an den Einzelnen wie an Körperschaften angelegt wird, durch die Bank ein erschreckend niedriges ist, daß die Neapolitaner und Sizilianer von allen übrigen Provinzen Italiens verachtet und über die Schulter angesehen werden. Richtig ist, daß diese Einschätzung auf Grund derselben Minderwerthigkeiten auch vor 1860 bestand, daß man aber seit 1860 nicht müde wurde, den Leuten dort das goldene Zeitalter vorzugaukeln, während man in Wahrheit den Süden nur als steuerzahlenden Begriff in die Wirklichkeitspolitik einstellte und nichts, aber auch gar nichts für ihn that.

Seit einiger Zeit ist nun ein Kampf entbrannt, der trotz aller Beschwichtigungshofräthe nicht zur Ruhe kommen will, vielmehr immer schärfere Formen annimmt. Der Rufer und Führer im Streite ist Scarfoglio, der Direktor des Mattino in Neapel, der Mann von Matilda Serrao. Wie fast jeder ehrenwerthe Neapolitaner des öffentlichen Lebens, hätte er sowohl wie auch seine Frau allen Anlaß, sich ruhig zu verhalten; das hindert aber nicht, daß sie gemeinschaftlich laut über Corruption schreien. Was Scarfoglio aber über die „Frage des Südens“ sagt, ist bis aufs Wort richtig.

Hören wir seinen gerade erschienenen, heftigsten aller bisherigen Angriffe:

„Es sind jetzt dreiundvierzig Jahre her, daß man, auf unsere Blödigkeit, unsere Zwistigkeiten und auf unseren patriotischen Idealismus, der den Grund unserer Kollektivseele ausmacht (!), spekulirend, uns beim Klange des Einheitsgewimmers ausraubt. Jetzt bewegt uns diese Musik nicht mehr, oder, wenn wir das Kind beim rechten Namen nennen wollen, es erfüllt uns mit Abscheu. Wir haben diesen übelkeiterregenden Jesuitismus(!) satt, der mit der einen Hand uns die Trikolore vorhält und uns mit der anderen Hand zu erwürgen droht. Unsere Illusionen sind entschwunden, unsere Leichtgläubigkeit ist todt und endlich empören wir uns.

„Wir ziehen die Bilanz des nationalen Lebens dieser letzten fünfzig Jahre und stellen fest, daß wir außer dem, was der ganze Süden werth ist, 20—30 Milliarden in die Staatskassen gezahlt haben. Was haben wir dafür als Entgelt bekommen?

„Wir haben keine Straßen, wir haben keine Häfen, unsere unbefestigten Städte sind der Gnade des Feindes preisgegeben, unser Ackerbau, ist von tausend Verfolgungen unterdrückt, da gelassen worden, wo er ein Jahrhundert früher stand, unsere Industrien sind erwürgt worden, unsere Rechtssprechung wird uns in Bologna verabreicht, unsere Banken dienen den Mailändern. Mit den Handelsverträgen, mit den Transporttarifen, mit Entziehung des Kredits, mit Verleumdung hat man das Leben in unseren Adern getödtet. Das hat uns Italien als Entgelt für unsere Milliarden gegeben."

In diesem, leider nur zu wahren Tone geht es noch eine Weile weiter, und dann heißt es:

„Was wollt ihr jetzt noch? Die Zeiten sind reif und der Kelch ist übergelaufen. Um uns eine andere Krone von todbringenden Handelsverträgen auf den Kopf pressen zu können, um den Eisenbahndienst so zu reorganisiren, daß derselbe unseren Todeskampf beschleunigt, darum habt Ihr einen der Unseren, und zwar einen der Besten, umgebracht, und jetzt kommt Ihr als Troubadoure und Gaukler der Einheit."

„Kommt aber nur ja nicht uns Sentimentalitäten vorzumachen, wenn Ihr nicht wollt, daß wir Euch ins Gesicht lachen. Wir werden dann wieder aufrichtig und tief für die Einheit zu haben sein, wenn Ihr uns wenigstens einen Theil des zu unserem Schaden Fortgenommenen ersetzt haben werdet, wenn Ihr an Stelle der Milliarden, die Ihr aus unseren armen Taschen herausgegaunert habt, uns an Kredit, Bildung, Zoll- und Eisenbahnerleichterungen, Schiffahrtsbegünstigungen, Ackerbauunterstützungen und Industriehebungen so viel gegeben haben werdet, daß wir in wenigen Jahren den Weg eines halben Jahrhunderts machen können, um uns den Anderen gleichzustellen, — wo wir schon angekommen wären, wenn wir unser Geld für unsere Civilisation und unser Wohlergehen hätten, statt für das Eurige."

Das sind Worte, die in ihrer brutalen Deutlichkeit klar erkennen lassen, daß, wenn der Süden jetzt nicht mit den geforderten Dingen bedacht wird, eine auf Lostrennung hinstrebende Bewegung einsetzen wird. Da die Italiener keinen Cardinal Ruffo zur Verfügung haben, wie Ende des 18. Jahrhunderts die Bourbonen, so möchte eine aufständische Bewegung in dem äußerst schwierigen Gelände des Südens ihnen viel zu schaffen machen. Man darf es wohl als eine Folge dieser Kriegserklärung ansehen, daß Giolitti eifrig Umschau hält, um einen Finanzminister und drei Unterstaatssekretäre aus dem Süden sich zu verschreiben. Ob dieses Beruhigungspulver Erfolg haben wird, wenn weitere Thaten ausbleiben, lasse ich dahingestellt.

Italien erntet, was es gesät hat.

Diesen Thatsachen gegenüber ist die Frage berechtigt: Wo sind die Segnungen des geeinigten Italiens? Wie großsprecherisch steht der König da, der durch die Freimaurerei durch die Porta Pia geschoben wurde, und stolz sagte: L'Italia farà da se! Wer nicht an die Fähigkeit Italiens glaubte zu einem organisch zusammenhängenden Staate werden zu können, wurde als krächzender Rabe verlacht. Wenn Jemand

die hohlen Phrasen der Minister und Abgeordneten über die Herrlichkeit des geeinigten Königreiches nicht für bare Münze nahm, lief er Gefahr, als pathologischer Fall betrachtet zu werden. Nimmt sich endlich Jemand die Freiheit, an dem kulturellen und wirthschaftlichen Aufschwung zu zweifeln, obschon er die Zahlen der Statistik für sich hat, so ist er ein rückständiger Geselle, der von den Dingen nichts versteht.

Allen begeisterten Lobrednern der Einheit Italiens empfehle ich auf das Nachdrücklichste die erbaulichen Aufsätze der führenden liberalen und radikalen Blätter aus den letzten vier Wochen zu lesen, dann werden sie eine merkwürdige Anschauung von der von ihnen in den Himmel erhobenen Einheit erhalten. Die Dinge drängen eben zu einer Krisis, wie lange sie sich zurückhalten läßt, ist ungewiß; aber kommen wird sie.

LXXIX.

Herders Bedeutung für unsere Zeit.

Zur hundertsten Wiederkehr von Herders Todestag (18. Dezember 1803).

Die Zeit hat ein chemisches Verfahren, sagt Emerson; sie weist Jedem den Platz an, den er in der Geschichte verdient. Sicher ist Vieles an diesem Ausspruch wahr, und an unseren Klassikern und Nachklassikern läßt es sich mehr als einmal beobachten. Wenn Schiller in den Tagen der Reaktion vor 1848 halb verfehmt war, weil man hinter dem Dichter der „Räuber“, des „Fiesko“ und „Wilhelm Tell“ burschenschaftlich revolutionäre Tendenzen witterte, — heute hat er seinen alten Siegerplatz im Herzen seines

Volkes sich wieder errungen. Uhland wendet sich ästhetische und quellenkritische Forschung wieder mehr zu, nachdem Jahrzehnte hindurch fast einzig Holland eine starke Theilnahme an ihm zeigte; für Gilm und Grillparzer, die lebendig Verkannten, sind die Tage ernster, gründlicher Werthung gekommen.

Anders liegt die Sache bei Herder. Schon seine Zeitgenossen behandelten theilweise den Dichter zu seinen Lebzeiten als einen, der seinen Ruhm und seine Bedeutung überlebt hatte. Weder Schiller fand ein Verhältniß zu ihm, noch die untergeordneten Geister jener Epoche, wie etwa ein Nicolai. Schreyvogel wandte sich direkt wider ihn, freilich kein allzu starker und allzu hoch einzuschätzender Gegner; denn Schreyvogel, der in den vom „verruchten Sansculotten“ Görres herausgegebenen Volksbüchern nichts sah als eine „Lektüre für Hausknechte, Pferdewärter und Nähmamsellen“,[1] setzte Wieland über Herder und hatte überhaupt kein allzu stark entwickeltes Verständniß für Herders tiefstes Streben, seine Bemühungen um eine starke Volkspoesie. Die bis zur Zersetzung analytische Epoche Börne's und Heine's hatte für Herder, den ernsten Synthetiker, auch nichts übrig, und noch weniger unsere Zeit, wo Eugen Kühnemann in seiner Herder-Biographie (1895) alles beobachtete, nur nicht den Satz Grillparzers: „Biographie soll keine Recension sein“, d. h. sie soll, mit Liebe geschrieben, sich nicht in fast durchweg negativen Werthungen des Temperaments und Schaffens des Behandelten verlieren.

Und doch: Anton Schönbach hat Recht, wenn er in seiner Grazer Akademierede zu Ehren Schillers vom 10. November 1884 (erschienen in der „Deutschen Wochenschrift“ vom 23. Nov. 1884) sagt, daß Herder uns mit Unrecht entfremdet sei, und daß wir an der halben Vergessenheit

---

1) cf. Anton Schönbach, „Gesammelte Aufsätze“, Graz 1900, S. 124.

in die er verfiel, wohl seine, aber auch unsere Schwächen abzusehen vermögen. Wohl mag das obsolete Costüm Herders, seine oft eckige, veraltete Sprache, dazu beigetragen haben, das didaktische Moment, das in dem Sohn des blutarmen preußischen Dorfschullehrers zeitlebens lebendig war und auch aus seinen Dichtungen uns oft steif und griesgrämig anschaut, ist gewiß nicht zu vertheidigen. Seine philosophischen Schriften sind, soweit sie mit naturwissenschaftlichem Rüstzeug arbeiteten, überholt, aber nur in der Weise, wie etwa J. v. Liebigs „Chemische Briefe" heute antiquirt sind. Herders wie Liebigs Schriften bilden den Grundstein, ohne den das Haus nicht oder nur brüchig zu Stande gekommen wäre. Seine kritische Art ist auch nicht mehr die unserer Zeit; wir haben uns mehr an den in der Tiefe schürfenden, zu den Wurzeln grabenden analytischen Geist Lessings mit all seiner Schärfe und Logik angeschlossen als an die impressionistische, oft in Dithyramben aufgehende Art Herders

Aber trotz allem hat Herder eine Bedeutung für unsere Zeit, die z. B. jene Wielands, des heute wohl völlig Veralteten, weit überragt. Er war nicht blos ein Bahnbrecher für seine Zeit, und insofern hat nicht blos Goethe in Worten, die der besonnenen Natur des alternden Autors von „Dichtung und Wahrheit" sonst nicht eigen sind, begeistert und fast überschwänglich über ihn geurtheilt, als er mit dem nur 5 Jahre älteren Mann 1770 als Straßburger Student zusammentraf; — auch für uns bietet Herder noch manchen werthvollen Fingerzeig in dem Ringen unserer Zeit nach harmonischer Weltanschauung.

Am 25. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen geboren, verlebte Herder eine harte, freudlose Jugend. Vom kalten, unter der Noth des preußischen Lehrerlebens jener Zeit vergrämt und finster gewordenen Vater fast jedem Verkehr mit Gleichalterigen entzogen, lebte er in harter Schuldressur auf, die unter der Erziehung des

Predigers Trescho noch drückender wurde. Wahllos verschlang der Geist des von jedem jugendlichen Verkehr Abgeschlossenen die Bücher, die ihm unter die Hände kamen. Unter heftigen Entbehrungen kam er auf die Universität Königsberg, wo er Kants Schüler wurde; später wurde er Lehrer in Riga, nahm dann die Stelle als Reisebegleiter eines schleswig-holsteinischen Prinzen an, wobei er auch nach Straßburg kam und jenes Zusammentreffen mit Goethe hatte, über das er an seine Braut schrieb: „Goethe ist wirklich ein guter Mensch, nur etwas leicht und spatzenmäßig." Von 1776 an war er Superintendent in Weimar, bald Generalsuperintendent; 1788 machte er eine längst ersehnte italienische Reise, 1801 wurde er vom Kurfürsten von Bayern in den Adelsstand erhoben. Die letzten Jahre seines Lebens waren sehr verbittert durch materielle Sorgen, die ihn zeitlebens gedrückt hatten, und aus denen ihn Goethe mehr als einmal befreit hatte. Am 18. Dezember 1803 starb er; seine Gattin schrieb die erste Biographie über ihn in ihren „Erinnerungen aus dem Leben Herders".

I.

Die Bedeutung Herders für unsere Tage liegt auf zwei Gebieten klar: auf dichterischem und auf philosophischem.

Die Tage Herders waren eine harte Zeit für die deutsche Literatur. Wohl hatte Lessing schon Bresche in die sinnlose Verwirrung gelegt, die damals in der Dichtung herrschte, nachdem schon Klopstock in mancher Hinsicht reine Bahn gemacht hatte. Aber es war noch immer die Alamodezeit der Dichtung; die deutsche Muse, längst nicht mehr die Muse déreglée, von der Boileau gesprochen hatte, ging im französischen Reifrock einher; während Walther von der Vogelweide und seine Brüder in Apollo einst an den Höfen der Fürsten ihre ewigen Lieder sangen, war der Hofnarr längst an Stelle des Dichters gerückt, und wo

noch ein Hofdichter vorhanden war oder im Institut des poëta laureatus eitle, aufgeblasene Selbstgefälligkeit reichen Nährboden fand, stand der Hofdichter noch hinter dem Hofnarren. Der lebendige Quell des Volkstümlichen war der Dichtung versiegt und verschüttet; lehrhafte, nüchterne, gequälte Produkte überschwemmten weithin das Land. In einer solchen Epoche — das ist Herder nie hoch genug anzuschätzen — hat er es zuerst mit aller Energie gewagt, wieder aufs Volkstümliche in der Kunst hinzuweisen, Ossian, „den gälischen Barden“, als Muster hinzustellen, Homer und Shakespeare als urwüchsigste Gestalten zu feiern, die am innigsten am Herzen des Volkes gelauscht hätten. Was Herder in den „Kritischen Wäldern“ (1769) oder in den „Blättern von deutscher Art und Kunst“ sagte, wo er der Kunstpoesie seiner Zeit einen Spiegel vorhielt, welcher sie Selbstverdemüthigung und Einkehr hätte lehren müssen, das dürften auch wir Menschen von heute wieder beherzigen; — „das Volk ist der große Ocean, aus dem der Dichter schöpft“; — „an die Brust des Volkes müßt ihr euch legen wie das Kind an die Brust der Mutter“; — „das Volk ist das heilige Kind Gottes“. Freilich ist Herder in jener Zeit ebenso Wüstenrufer gewesen, wie er es heute wäre, hundert Jahre nach seinem Tod; heute dominirt die dem Volk entfremdete, in den morbiden Phantasien Gabriele d'Annunzio's, wie in den trostlosen, quietistischen Träumen Paul Verlaine's oder Bourgets schwelgende Dichtung ebenso wieder, wie zu jener Zeit, wo Nicolai aus gewissen Krämer-Instinkten heraus gegen Herder loszog und das Pamphlet: „Feyner kleyner Almanach vol schönerr echterr liblicherr Volckslieder“ wider ihn schrieb. Herder hat sich freilich vornehmer gerächt, indem er jene Sammlung herausgab (1778 und 1779), der er den Namen „Volkslieder“ gab, und die J. v. Müller nach Herders Tod als „Stimmen der Völker in Liedern“ neu erscheinen ließ.

Kämpft die Kunst von heute um etwas Anderes als

Herder? „Die Kunst steckt wahrhaftig in der Natur; wer sie heraus kann reißen, der hat sie", sagt Dürer, der neben Rembrandt vielleicht volkstümlichste und größte Maler germanischen Blutes. „In der Wetterkunde hat sich gezeigt, daß die letzten Ergebnisse der Wissenschaft oft wieder zu den ‚Bauernregeln' zurückführen", meint Dr. Langbehn, der Autor von „Rembrandt als Erzieher", und vielleicht will das Moseswort „Das Blut ist die Seele" auch nichts anderes sagen, als daß der Menschengeist, vor allem in seinen leuchtendsten Aeußerungen, in der Kunst wieder zum „ewigen Ocean, den keiner ausschöpft und den man Volk heißt" (Herder), zurückkehren müsse. Keiner als Herder hat in jener Zeit der Archaisirung und Ausländerei nachdrücklicher betont, daß nur in einer specifisch deutschen Kunst für Deutsche das Heil zu erwarten sei. Er hat viele Verwandtschaft mit Görres, mit dem er auch die Idee theilt, daß die Sage oft tiefer und wahrer sei als die Geschichte, ein Grundsatz, der ihn zur Legende und Sagenforschung hinleitete und der auch heute noch das führende Element im Schaffen tiefangelegter moderner Künstler, wie etwa bei Richard von Kralik, bildet. Seine Vorliebe für spanische Literatur beweist nichts gegen seine Ueberzeugung, daß nur die deutsche Kunst für uns Deutsche geeignet sei; denn nicht nur hat einst Rolands und seiner Nachhut Blut spanische Erde getränkt, und die Sonne ist unter Karl V. in Spanien wie in Deutschland unter einem Herrscher untergegangen, sondern in der That leben im Cid und den von Herder übertragenen Volksliedern die nämlichen Gedanken, die auch die Deutschen als ihre Ideale rühmen: selbstsichere Kraft, Achtung vor dem Weibe, Opferfähigkeit für ein hohes Ziel — —

„Volkstümlichkeit" hieß die eine Grundforderung Herders, „Monumentalität" die zweite. Es ist der gleiche bange Kampfruf, zu dem jeder bewogen wird, der von höherer Warte aus in's kleinliche Getriebe um sich schaut — der die Zerrissenheit seiner Epoche als die größte Sünde derselben be-

trachtet — der mit „Rembrandt als Erzieher" den von Häckel, Vogt, Büchner auch in die Masse schon getragenen Specialismusspürsinn bedauert, welcher den Körper des Volkes so ausmergelt, daß man zwar alle Rippen an ihm zählen kann, aber keine reife Form und nur ein Röcheln von Leben mehr an ihm wahrnimmt. Ihering erzählt einmal, daß man einem Privatdocenten auftrug, ein Privatum über Geschichte des 16. Jahrhunderts zu lesen, und daß dieser in flammender Entrüstung entgegnete: „Wie können Sie mich für so dilettantisch halten, meine Herren? Meine Lebensaufgabe ist die Erforschung der Geschichte von 1525—1530!" Die Achillesferse, die der greise Verfasser vom „Geist des römischen Rechts" mit seinem steten altväterlich gütigen Lächeln hier in der deutschen Wissenschaft trifft, existirt auch in der Kunst von heute. Da hat jeder sein Departementchen; der eine ist geaicht für Buchenlandschaftsmalerei im Rembrandtstil, der andere malt Zeitlebens Kühe und Ziegenböcke in Morgen-, Mittags- und Sturmnachtbeleuchtung, und unter den Autoren grast der oder der den Parnaß seines Heimathwalds und seiner Heimathwiesen in 50 und mehr dicken Romanen leer. Wir sind die letzten, die diesen „Kantönligeist", für den Conrad Ferdinand Meyer so tapfer theoretisch eintritt, verdammen; aber schließlich hat alles seine Grenzen, auch der Begriff von der Kunst als einer Kuh, die ihren Treiber mit Butter versorgt, bei der die Wiesen des Böhmerwalds, des Schwarzwalds, der Alpen, der Haide ewig auf's Neue zum Stoff für Milieuromane dienen.

Was soll das Ende von all' dem sein? Wenn wir zurückschauen auf die Renaissancezeit, wo ein Michelangelo Bildhauer, Architekt, Maler, Dichter in einer Person war, müssen wir nicht erröthen, wenn wir dieser Universalität gegenüber an unsere Zeit denken, wo jeder Schaffende einen Kreis hat, den er immer enger um sich zieht wie die Spinne ihr Gewebe: wo ein Sacher-Masoch Zeitlebens sich kein anderes Sujet für seine Dichtung wählte, als die Darstellung des

Sadismus und Masochismus, also zweier abnormer Seelenzustände; wo ein Maeterlinck ein Jahrzehnt hindurch nichts anderes schrieb als Einakter zur Verherrlichung des Todes; wo jeder Künstler — nur die größten wie Böcklin, Klinger, Tolstoi ausgenommen — nichts anderes gibt als winzige Ausschnitte aus der Natur und Psyche, allerdings gesehen mit einem Feinblick, vor dessen wissenschaftlicher Akribie einem Lessing grauen würde? „Es sind Nummern, bald von höherem, bald von geringerem Betrage; aber es sind Nummern", sagt der Autor von „Rembrandt als Erzieher" beißend; aber alle diese Specialitäten geben noch lange keine Universalität, lehren uns Alle zusammen noch keine richtige, allseits reife und reine Lebensanschauung, so wenig, als nach dem Goethewort hundert graue Pferde einen Schimmel geben. Prometheus setzte den Göttern Knochen statt Fleisch vor; das deutsche Volk wird sich nicht von seinen Dichtern so abspeisen lassen; es verlangt ein Ganzes, verlangt Universalität.

Und eben hier ist Herder ein Führer für unsere Zeit. Wir würden staunen, hätten wir auf einem Regal die Bücher sauber neben einander geschichtet vor uns, aus denen Herder seine Bildung schöpfte. Vielleicht wären es nicht so viele als unser Zeitalter, das mehr noch als Liscows Zeit zum „tintenklecksenden" wurde, erwartet; aber die Verschiedenartigkeit dieser Bücher würde uns betroffen machen. Herder hat tief geschürft, er war ein Sammelgeist von der Art Jean Pauls, nur hat er nicht so wahllos sein Wissen verstreut wie jener. Er hat in der „Aeltesten Urkunde des Menschengeschlechtes" (1774—1776) den Hebel angesetzt an die ersten Bücher des alten Testaments, ist im „Geist der ebräischen Poesie" (1782—1783) in die Psalmen eingedrungen, die er analysirte, wie noch keiner vor ihm. Seine „Ideen zur Philosophie der Menschheit" (1784—1791) zeigen, so veraltet ihre „Humanitätstendenz" ist, daß er mit einem Geist, dessen stärkste Seite Uebersichtlichkeit, Kompositionskraft war, das

Widerstrebendste einer großen Idee dienstbar zu machen wußte, ohne den Ideen Zwang anzuthun. In einer Zeit, wo das ganze Wissen wie einst bei Pythagoras auf Zahlen und algebraischen Formeln aufgebaut war, ist Herder gleich Winckelmann, Schiller und dem jungen Goethe wie der Sehnsuchtslaut einer neuen, nach ihrem Erlöser klagenden Cultur, die alles Mechanische ausschalten und das Organische hochheben will. Wie auch wir heute noch in dem wilden, rauschenden, wie Erz dröhnenden Klang der Lieder Ossians, des nordischen Skalden, uns Erhebung und Kraft holen, so war auch Herder berauscht vom mystischen Glühen der Fingalshöhle, sah er in den urwüchsigen, gewaltig wogenden Rhythmen dieses „gälischen Barden", durch dessen Sagen Königsadler mit dunklen Flügeln kreischend brausten und Wildwasser dumpf donnerten, den Punkt, an dem eine starke deutsche Kunst einsetzen müsse: und deutsch sein, hieß immer das Leben ernst und von großen Gesichtspunkten betrachten. Der wohl universellste Dichter germanischer Rasse, Shakespeare, war sein Vorbild; „shakespearefest" zu werden, war sein Wunsch, wie er der des jungen Goethe war.

Freilich erreichte Herder in seinem eigenen Schaffen das Ziel nicht, das er sich gesteckt hatte. Seine Gedichte, Parabeln, Paramythieen sind meist hart, trocken, lehrhaft. „Den Sohn des Dorfschulmeisters konnte er nie verleugnen", sagt Grillparzer über ihn. Und seine poetischen Eigenschöpfungen werden wohl auch keine späteren Generationen mehr lieb gewinnen können; der Geist einer vergangenen Zeit sieht zu sehr aus ihnen. Seine Anregungen und ästhetischen Anschauungen hingegen werden noch lange wegezeigend wirken können, wie sie uns ernste Mahnungen geben.

II.

Die philosophischen Ideen Herders sind für unsere Zeit so wenig veraltet, wie seine ästhetischen. Seine philosophischen Studien bewegen sich vor Allem auf religions-

wissenschaftlichem Gebiete und finden in seinem großen Werke „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (1784 bis 1791) ihren bedeutendsten Ausdruck. Dort werden wir besonders auch über Herders Stellung zum Christentum aufgeklärt. Was ist ihm das Christentum? „Gleichsam anbetend setzt er in diesem Werke Christus ab, indem er klagt, derselbe sei nicht im Stande gewesen, seine Lehre auch nur ein Jahrhundert unversehrt zu erhalten“, sagt Baumgartner.

Die Auffassung Herders vom Christentum war nicht stets dieselbe. In seiner Jugend hielt er fest am dogmatischen Kerne seiner Confession, und Lessing war ihm unsympathisch wegen der „spatzenhaften Leichtfertigkeit“ in seinem „Nathan dem Weisen“, über dessen Fabel von den drei Ringen er sich entrüstete. Aber mit der Zeit eignete er sich, vor allem unter Voltaires, Denis Diderot's Einfluß, eine Weltanschauung an, die nur das sittliche Moment im Christentum noch achtete und es nur als Voltaires „Sturmglocke der Könige“ wider äußere und innere Reichsfeinde betrachtete, d. h. als Mittel, die Masse im Gehorsam gegen die Fürsten zu erhalten. Wohl verlor er sich eigentlich nie völlig im Rationalismus, der zu seinen Tagen mächtig aufschoß; im „Geist der ebräischen Poesie“ stellt er die Propheten als Dichter weit über die Klassiker; aber Christus war ihm trotz allem nur der „Menschensohn“, d. i. der reine Mensch, der Idealmensch mit dem müden Licht Harnack'scher Aureole um die Stirn. „Gewissenhaftigkeit in allen Pflichten, reine Menschengüte und Menschenliebe“ waren ihm der Inhalt des Christentums, und den Ausdruck „Menschenreligion“ dafür finden wir bei ihm mehr als einmal. Er faßte das Christentum nur ästhetisch, darin der großen Masse heutiger Künstler gleich, die Christus in legendärer, glänzender Verbrämung bald triumphirend bald leidgebückt durch ihre Werke schreiten lassen; aber in Dehmel's Christusvisionen steht Christus eben doch auf keiner anderen Stufe als das glänzende Gewimmel der Götter und Ganymeden, die mit

blendenden Gliedern und glühenden Lippen uns entgegenträumen, und Sudermann, Uhde, Klinger, Thoma fehlt der tiefe, innige Glaube an ihn noch mehr.

Es ist die Tragik aller Dichter und Philosophen, die im Christentum nur eine Lehre von Sittlichkeit und Askese sehen, daß sie sich zum hellenischen Olymp zurückwenden. Die Märe vom Tannhäuser, dem der Papst Urban keine Entsühnung schenkte, und der deshalb, vergebens um Licht ringend, zur „schimmernden Venusinne" zurückkehrte, zeigt sich darin zur Wahrheit geworden. Wie Nietzsche in unsern Tagen das bedeutsamste Beispiel dafür abgibt, so auch Herder. Ihn, den im Grunde so wenig genußfreudigen Menschen, der von frühester Kindheit an die herbste Entbehrung hatte erdulden müssen, führte es schon in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" dahin, daß er dem Griechentum und der paganistischen Antike überhaupt in stürmischer Begeisterung zujauchzt. Ein Zug dionysischen Jubels geht durch jene in glänzendem Stil geschriebenen Kapitel; von der apollinischen Klarheit, die Nietzsche fordert, ist an mancher Stelle vor Gefühlsüberschwang wenig zu merken. Vor der berückenden Schönheit des Hellenentums vermögen eben nur wenige Stand zu halten; edle Gebeine sind es, die bleichen, wo diese Sirene lockt. Selbst Lessing, der Kalte, Ewiglogische, erlag ihr. Herder sieht im Hellenentum die Religion der Schönheit, im Christentum die der Askese. Das Hellenentum ist ihm ein Bacchuszug, der durch leuchtende Gegenden jubelt, Aehren und Trauben nach allen Gegenden verstreuend; Christus hingegen ist ihm nichts als der Mann der Schmerzen: vom Dialektiker in ihm, der die Geisteskämpfe Jerusalems schlug, vom Sozialethiker, der eine Weltordnung reformirte, vom Pathetiker in ihm, der mit einem Wort, einem Gleichniß Tausende hinriß, so „daß sie ihn zum Könige machen wollten", hat er keine Ahnung, natürlich noch weniger vom Gott in ihm. Ihm ist das Christentum im letzten Grunde dumpf, herzbeklemmend, geisterein-

schnürend, das Hellenentum schrankenlos, „adlergleich die Seele emportragend". Diese Formulirung ist grundfalsch. Das Hellenentum ist die Religion der Sinnlichkeit, das Christentum das Princip der im Ethos wurzelnden Freiheit. Das ist die einzig richtige Formulirung. Das johanneische Element im Christentum, d. h. die visionäre Glut der Seele, mit der Johannes, der Seher auf dem meerumbrausten Patmos, Christus sah, ist ihm etwas Unfaßliches; die Tiefe des wunderbaren Christusworts (Joh. 8, 32): „Die Wahrheit wird euch frei machen", ist ihm nie aufgegangen.

Ein ewiger Zwiespalt lag in Folge dessen in Herders Seele. Ich sage „in Folge dessen"; aber es ist mir unklar, ob ich damit das Rechte treffe. Jedenfalls erscheint es mir als die Quelle heftigster seelischer Conflikte, anders zu denken und anders reden zu müssen, wie es Herder mit seiner Auffassung von Christus als Generalsuperintendent doch mußte; denn der Hof von Weimar war im Grunde stark orthodox; die rationalistische Schule stand dort in geringem Ansehen. Schon in Riga hatte Herder gesungen:

„Mein Leben hat die Nacht umhüllt,
Und meine Seel' ein Schmerz erfüllt,
Der ewig in mir glüht."

Und als er alt wurde, klagte er einmal: „O über mein verfehltes Leben!"

Gewiß ist die Unsicherheit, in die er mit seiner eklektischen Weltanschauung gerieth, der Grund gewesen, warum er sich stark an den Mysticismus anschloß. Der „Magus des Nordens", Johann Georg Hamann (1730—1788), war sein intimster Freund; wie jenem, so waren auch ihm Geschichte und Offenbarung anfänglich die Leitsterne der Vernunft, später nur mehr Geschichte und eigenes Erkennen. In seiner Wandlung zum Mystischen bietet Herder auch ein Beispiel, das wir in jüngster Vergangenheit wieder mehr als einmal sahen: aus dem Skeptiker wird ein Mystiker. Haupt-

mann, der zersetzende Detailist des Dramas „Vor Sonnenaufgang“, ist in die blaue, schwermütige Traumwelt des Märchenspiels von der versunkenen Glocke und von Hanneles Himmelfahrt eingeschwenkt; der französische Akademiker Joris Karl Huysmans, der unter Zola's Auspizien die ersten Erfolge errang und in die psychologischen Abgründe der Satanistensekte mit dem Forscherstahl des Anatomen hinunter stieg, trat vor wenigen Jahren in's Kloster und schreibt Bücher voll traumhafter Mystik, über die alle man das Wort des großen Mystikers Magister Eckhard setzen könnte: „Die Wollust der Creatur ist gemenget mit Bitternis.“

Es wiederholt sich alles unter der Sonne und auch in der Seele. Wir haben es an Herder deutlich gesehen. Es ist uns klar geworden, wie unsere Zeit immer noch auf seinen Wegen schreitet; sie geht seine philosophischen und vor allem religionswissenschaftlichen Irrgänge wieder — Harnack ist hier nur der Herder des 19. und 20. Jahrhunderts —; sie hat es aber auch nötig, ihn als Führer aus manchem Seitenweg zu betrachten, so vor allem auf ästhetischem Gebiete, wo er unsere Kunst lehrt, volkstümlich, monumental und deutsch zu sein. Vieles ist seitdem veraltet, was er uns gab, aber deswegen ihn völlig vergessen, wäre herb und kindisch; wie viel wird von unserm Schaffen und vom Schaffen unserer ganzen Epoche sich durch das Stürzen und Neuerbauen eines Jahrhunderts hindurch retten? Begraben bei uns doch die Todten ihre eigenen Todten, und den Lebenden stehen die Todtengräber ewig vor der Pforte und stoßen schon mit dem Fuß an die Schwelle.

Was an Herder's Schaffen unvergänglich ist, ist sein Eintreten für die Volkspoesie, für das Verständnis der Literaturen anderer Länder, für das Deutschtum in Dichten und Denken unseres Volkes in einer Epoche, da Deutschland in Voltaire's Cynismen dachte, in Diderots schwülem Tone dichtete, in d'Alembert's verschwommenem Glauben betete. Diese Verdienste werden ihn auch weiterhin unter die Zahl

unserer Größten und Besten reihen, auch dann noch, wenn kein Jahrhundert, sondern ein Jahrtausend schon über ihn hinweggegangen sein wird, an dem er, um mit ihm zu reden, „mit baute gleich dem Stein, den man in die Mauer fügt, gleich dem Kalk, der wohl gering gewerthet wird, ohne den das Haus aber nichts ist als ein Trümmerhaufen“.

Lorenz Krapp.

LXXX.

Aenderung der bayerischen Ministerialformation.

Bayern erhält mit dem 1. Januar 1904 als sechstes Civilministerium ein Verkehrsministerium, das einem dringenden Zeitbedürfniß entspricht. Seither wurde das Verkehrswesen vom Ministerium des k. Hauses und des Aeußern geleitet.

Der Etat des neuen Ministeriums erfordert pro Jahr eine ordentliche Ausgabe von 231,080 Mark, eine außerordentliche von 2000 Mk., somit im Ganzen 233,080 Mk. Dafür wird das Ministerium des Königl. Hauses und des Aeußeren um 166,550 Mk. entlastet, so daß der Mehraufwand 66 530 Mk. beträgt. Durch die gleichzeitig geplante Reorganisation der Staatsbahnverwaltung wird 1 Million jährlich eingespart. Die Kammer stimmte am 30. Okt. 1903 mit 118 gegen 9 (bauernbündlerische) Stimmen zu, die Reichsrathskammer einstimmig am 10. Dezember.

Die Behandlung der Frage war in der Abgeordnetenkammer nicht ohne Schwierigkeit. Die liberale

Fraktion lehnte im Finanzausschuß die Forderung für das neue Ministerium ab. Wenn nicht die Centrumsfraktion zähe an der Durchführung des Regierungspostulats festgehalten hätte, wäre es im Finanzausschuß abgelehnt und dann überhaupt begraben worden. Das Motiv der Liberalen war ein rein politisches.

Die Nothwendigkeit eines Verkehrsministeriums an sich erkannten sie an. Das bayerische Bahnnetz umfaßt 6000 Kilometer. Die Eisenbahnen, die Post, Bodenseeschiffahrt, Kettenschleppschiffahrt, der Ludwigs-Donau-Mainkanal und der Frankenthaler Kanal sind im gegenwärtigen Budget mit einer Einnahme von 230 ²/₃ Millionen eingesetzt = 79 % aller Einnahmen. Von den Ausgaben für Erhebung und Verwaltung fallen volle 79 % auf die Einrichtungen des neuen Verkehrsministeriums.

Ein solcher Riesenbetrieb kann auf weitere Dauer nicht mehr im Nebenamt von dem Minister des kgl. Hauses und des Aeußern, dem der Vorsitz im Ministerrath obliegt, verwaltet werden. Der vorige Minister Graf Crailsheim hat es allerdings gethan.

Für die Zukunft ist ein Verkehrsministerium in Bayern ein absolut dringliches Bedürfniß der Verkehrspoltik wie der Staatspolitik überhaupt.

Auch die liberale Partei erkannte die Nothwendigkeit an, suchte aber die Erfüllung auf indirektem Wege zu vereiteln. Die Bewilligung der Mittel wollte sie abhängig machen von der Vorlage eines detaillirten Planes zur Alimentirung des Ministeriums des Aeußeren, wie von der Klarstellung eines bereiten Planes der Organisation des Verkehrswesens.[1] Das war eine Unmöglichkeit. Ein Umriß der Verkehrs-Reorganisation

1) Die näheren Ausführungen darüber finden sich in dem Schlußbericht des Abg. Dr. Pichler, Kammersitzung vom 29. Okt. 1903. Stenogr. Ber. Bd. XI, S. 451 ff

wurde gegeben, die Einzelheiten kann natürlich erst der neue Verkehrsminister ausarbeiten. Für die weitere Aenderung der Ministerialformation dagegen fehlen vorerst Erfahrungen, die erst nach Abtrennung des Verkehrsministeriums gesammelt werden können.

Die liberale Forderung widerspricht aber auch einem wichtigen Kronrecht, dem Recht der Organisation der Behörden durch die Krone. Titel II § 1 der Verfassung sagt: „Der König ist das Oberhaupt des Staates, vereinigt in sich alle Rechte der Staatsgewalt und übt sie unter den von ihm gegebenen, in der gegenwärtigen Verfassungsurkunde festgesetzten Bestimmungen aus." Darin ist das Organisationsrecht der Krone begründet.[1]) Mit vollem Nachdruck hob einmal Finanzminister Dr. Frhr. v. Riedel dieses Kronrecht hervor bei Berathung der Forstorganisation vom 19. Febr. 1885 im Finanzausschuß: „Die Vornahme der Organisation sei unbestritten ein Recht der Krone und es ließe sich sogar der Satz aufstellen, daß die Regierung die Organisation innerhalb der nach dem Etat zur Verfügung stehenden Mittel hätte durchführen können".[2]) Das ist anzuerkennen. In diesem Sinne ist hinzuweisen auf eine Aeußerung, die der verstorbene Oberstlandesgerichtsrath v. Walter als Referent für das Gesetz über den Vollzug des Titel II § 18 der Verfassungsurkunde, welches die dauernde Anstellung der Beamten auch während der Regentschaft ermöglicht, in der Abgeordnetenkammer gemacht: „Der König hat nach unserer bayerischen Verfassung das

1) Seydel sagt: „Diesem Satze zufolge ist auch das Recht der Staatsbehördeneinrichtung ein Recht der Krone, und es kann sich nur fragen, ob es verfassungsmäßige Bestimmungen gibt, welche die Ausübung dieses Rechts an die Zustimmung oder Mitwirkung des Landtages binden". Bayer. Staatsrecht Bd. I, S. 491.

2) Bericht des Abg. Dr. v. Clemm, Kammerverhandlungen 1883/84, Beilagen Band II, S. 583.

Organisationsrecht, er hat das Recht, die Aemter neu einzuführen, sie aufzuheben, umzugestalten, durch andere zu ersetzen u. s. w. Das ist unbestrittenes und unbestreitbares Recht der Krone nach unserer Verfassung."[1])

Die Krone ist indeß nicht absolut in ihrem Organisationsrecht. Die erste Einschränkung ist folgende: „Nennt das Gesetz Behörden einer bestimmten Art, und verleiht es denselben gewisse Zuständigkeiten, so wird das Organisationsrecht der Krone dahin gebunden, daß Behörden solcher Art und mit solcher Zuständigkeit bestehen müssen." [2])

Die zweite Einschränkung geschieht durch's Budget. Der Abg. v. Walter hat das strikte hervorgehoben. Er fährt an der vorhin citirten Stelle fort: „Nun aber hat der König von jeher dieses Organisationsrecht nach der Natur der Verhältnisse wenigstens nicht insofern allein auszuüben vermocht, als dann, wenn er die Mittel des Landes für seine Organisation in Anspruch nehmen wollte, immer und jedesmal eine Mitwirkung des Landtags erforderlich war. Darin liegt eine Einschränkung des Organisationsrechtes der Krone, welche wohl auch von keiner Seite wird bestritten werden können und wollen."

Ein anderer wichtiger Vorgang ist als Auslegungsbehelf noch zu nennen. Cultusminister Dr. Frhr. v. Lutz hatte im Jahre 1874 eine 9. Gymnasialklasse angefügt, organisatorisch diese als erste Klasse sofort eingeführt und dann der Kammer das betreffende Postulat nachträglich gestellt. Allein es wurde constant abgelehnt. Erst 1888 bewilligte die Abgeordnetenkammer die 27 873 Mark für 29 Studienlehrer. Der Minister ersuchte ausdrücklich um Indemnität und Referent Dr. v. Daller machte namens des Finanzausschusses folgende Constatirung: „Es sei nunmehr zu constatiren, daß der k. Staatsminister anerkenne

1) Kammersitzung vom 1. Okt. 1887. Stenogr. Ber. Bd. I, S. 72.
2) Seydel, Bayer. Staatsrecht Bd. I S. 493.

daß das Organisationsrecht der Krone, wenn zur Ausübun desselben staatliche Mittel erforderlich seien, nicht unabhängig sei von der Bewilligung des Landtags.“ [1])

„Das Organisationsrecht der Krone ist also durch das Budgetrecht des Landtags gebunden. Man darf z. B. nicht sagen, daß, weil die Krone das Recht hat, im Wege der Verordnung Ministerien zu schaffen, der Landtag verpflichtet sei, nun auch die Mittel für so viele Ministerien zu bewilligen, als die Krone zu errichten für gut findet.“ [2])

An diese staatsrechtliche Lage kehrten sich die liberalen Führer Oberlandesgerichtsrath Wagner und rechtskundiger Bürgermeister Dr. Casselmann nicht. Der letztere sagte vielmehr noch im Plenum: [3]) Sie hätten sich im Finanzausschuß auf den Standpunkt gestellt, die Forderung für die Schaffung eines Verkehrsministeriums hätte nicht erfolgen sollen, „ohne daß zugleich dem Landtag ein fertiger Plan darüber vorgelegt worden wäre, wie sich denn nun das Staatsministerium nach Abtrennung des Verkehrswesens vom Ministerium des Aeußern im Uebrigen die Organisation der übrigen Civilminister denkt“. Abg. Wagner machte hier den Zwischenruf: „Sehr richtig.“ Allein es ist sehr unrichtig, ist die Escamotage eines Kronrechts. Abg. Dr. Casselmann berief sich dabei auf die von uns oben zuletzt citirte Stelle aus Seydels „Staatsrecht“. Allein diese Berufung ist deshalb falsch, weil die Forderung für die Errichtung eines Verkehrsministeriums etatsmäßig specialisirt und durch eine Denkschrift begleitet ist. Diese Position kann gewiß ablehnen, wer die Nothwendigkeit bestreitet. Allein die liberalen Führer erklärten diese Nothwendigkeit für gegeben, sie hatten sich dann auch an die eingehende Begründung der Forderung für das Verkehrs-

---

1) Kammersitzung vom 6. Febr. 1888. Stenogr. Ber. Bd. II S. 264.

2) Seydel, Bayer. Staatsrecht Bd. 1 S. 465.

3) Kammersitzung vom 28. Okt. 1903. Stenogr. Ber. Bd. XI S. 419.

ministerium zu halten. Sie lehnten aber das Postulat ab, weil sie keinen „fertigen Plan“ über die Geschäftsvertheilung der übrigen Ministerien erhalten hatten. Und das ist verfassungswidrig, hier hat der Landtag nichts dreinzureden, weil für die Errichtung dieser Ministerien längst die Mittel durch den Landtag bewilligt worden sind. Seydel spricht von der Errichtung neuer Ministerien, nicht aber von der Formation alter, schon errichteter Ministerien.

Die liberale Fraktion hat denn auch durch ein bejahendes Votum im Plenum aus dieser unhaltbaren Position sich selbst befreit.

Diese interessanten Vorgänge werden erst verständlich durch die tieferen politischen Motive des Liberalismus. Eine einheitliche zielbewußte Politik in Bayern ist wie im Innern Bayerns, so im Reiche nicht fruktificirlich für den Liberalismus. Darum soll alles verhindert werden, was dem neuen Vorsitzenden des Ministerraths, Frhrn. v. Podewils, dem trotz seines „O ja“ der Liberalismus nicht über den Weg traut, ermöglicht, Leiter der Staatspolitik zu sein. Darum soll er in Ressortgeschäfte verstrickt bleiben, darum will man ihm nach liberaler Absicht möglichst viel neue Ressortgeschäfte aufbürden.

Die politischen Gründe zur Aenderung der derzeitigen Ministerialformation wird man voranstellen müssen. Sie sind in dem Bedürfniß nach einer einheitlichen Leitung der Politik aller Ministerien durch einen mit den erforderlichen Befugnissen ausgerüsteten Ministerpräsidenten gelegen.

Im Reiche ist bekanntlich der Reichskanzler der alleinige verantwortliche Minister, er ist der „Oberminister“; die Staatssekretäre sind ihm unterstellt, sie sind Hilfsorgane, unverantwortliche „Unterminister“. Dort ist die Competenz der dirigirenden Stellung des Reichskanzlers gegeben. In Preußen ist das Verhältniß nicht formell in dieser Weise ausgeprägt, wohl aber doch sachlich in ähnlicher Weise geregelt. Es wird für die

uns beschäftigende Frage von Nutzen sein, auf die Cabinetsordre des Königs Friedrich Wilhelm IV. vom 8. Sept 1852[1]) über die Stellung des leitenden Ministerpräsidenten in Preußen zu verweisen. Darin ist gesagt:

„Ich finde es für nöthig, daß dem Ministerpräsidenten mehr als bisher eine allgemeine Uebersicht über die verschiedenen Zweige der inneren Verwaltung und dadurch die Möglichkeit gewährt werde, die nothwendige Einheit darin, seiner Stellung gemäß, aufrecht zu erhalten und Mir über alle wichtigen Verwaltungsmaßregeln auf Mein Erfordern Auskunft zu geben. Zu dem Ende bestimmte Ich Folgendes: 1) Ueber alle Verwaltungsmaßregeln von Wichtigkeit hat sich der betreffende Departementschef mit dem Ministerpräsidenten vorher schriftlich oder mündlich zu verständigen. ... 2) Bedürfen diese Verwaltungsmaßregeln Meiner Genehmigung, so ist der erforderliche Bericht vorher dem Ministerpräsidenten mitzutheilen, welcher denselben mit seinen etwaigen Bemerkungen Mir vorzulegen hat. 3) Findet sich ein Verwaltungschef bewogen, Mir in Angelegenheiten seines Ressorts unmittelbar Vortrag zu halten, so hat er den Ministerpräsidenten davon vorzeitig in Kenntniß zu setzen, damit derselbe, wenn er es für nöthig findet, solchen Vorträgen beiwohnen kann.“

Also in Preußen ist das Ministerpräsidium die oberste Stelle im Ministerium, die anderen Minister sind an die Zustimmung des Ministerpräsidenten gebunden, ohne dessen Einwilligung sie nicht einmal beim Träger der Krone Vortrag halten dürfen. Diese Competenzen hat Fürst Bismarck so streng durchgeführt, daß man zu seinen Lebzeiten seine Ministerkollegen nicht gut anders als Bismarck'sche Commis nennen konnte. Das hat bekanntlich auch zum Bruch mit Kaiser Wilhelm II. geführt; Fürst Bismarck wollte nicht einmal den Verkehr der Reichsstaatssekretäre und preußischen Minister mit dem Kaiser und König von Preußen dulden.

---

1) Dr. H. Blum, Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks, S. 667.

Fraktion lehnte im Finanzausschuß die Forderung für das neue Ministerium ab. Wenn nicht die Centrumsfraktion zähe an der Durchführung des Regierungspostulats festgehalten hätte, wäre es im Finanzausschuß abgelehnt und dann überhaupt begraben worden. Das Motiv der Liberalen war ein rein politisches.

Die Nothwendigkeit eines Verkehrsministeriums an sich erkannten sie an. Das bayerische Bahnnetz umfaßt 6000 Kilometer. Die Eisenbahnen, die Post, Bodenseeschiffahrt, Kettenschleppschiffahrt, der Ludwigs-Donau-Mainkanal und der Frankenthaler Kanal sind im gegenwärtigen Budget mit einer Einnahme von 230²/₃ Millionen eingesetzt = 79 % aller Einnahmen. Von den Ausgaben für Erhebung und Verwaltung fallen volle 79 % auf die Einrichtungen des neuen Verkehrsministeriums.

Ein solcher Riesenbetrieb kann auf weitere Dauer nicht mehr im Nebenamt von dem Minister des kgl. Hauses und des Aeußern, dem der Vorsitz im Ministerrath obliegt, verwaltet werden. Der vorige Minister Graf Crailsheim hat es allerdings gethan.

Für die Zukunft ist ein Verkehrsministerium in Bayern ein absolut dringliches Bedürfniß der Verkehrspoltik wie der Staatspolitik überhaupt.

Auch die liberale Partei erkannte die Nothwendigkeit an, suchte aber die Erfüllung auf indirektem Wege zu vereiteln. Die Bewilligung der Mittel wollte sie abhängig machen von der Vorlage eines detaillirten Planes zur Alimentirung des Ministeriums des Aeußeren, wie von der Klarstellung eines bereiten Planes der Organisation des Verkehrswesens.[1] Das war eine Unmöglichkeit. Ein Umriß der Verkehrs-Reorganisation

---

1) Die näheren Ausführungen darüber finden sich in dem Schlußbericht des Abg. Dr. Pichler, Kammersitzung vom 29. Okt. 1903. Stenogr. Ber. Bd. XI, S. 451 ff

wurde gegeben, die Einzelheiten kann natürlich erst der neue Verkehrsminister ausarbeiten. Für die weitere Aenderung der Ministerialformation dagegen fehlen vorerst Erfahrungen, die erst nach Abtrennung des Verkehrsministeriums gesammelt werden können.

Die liberale Forderung widerspricht aber auch einem wichtigen Kronrecht, dem Recht der Organisation der Behörden durch die Krone. Titel II § 1 der Verfassung sagt: „Der König ist das Oberhaupt des Staates, vereinigt in sich alle Rechte der Staatsgewalt und übt sie unter den von ihm gegebenen, in der gegenwärtigen Verfassungsurkunde festgesetzten Bestimmungen aus." Darin ist das Organisationsrecht der Krone begründet.[1]) Mit vollem Nachdruck hob einmal Finanzminister Dr. Frhr. v. Riedel dieses Kronrecht hervor bei Berathung der Forstorganisation vom 19. Febr. 1885 im Finanzausschuß: „Die Vornahme der Organisation sei unbestritten ein Recht der Krone und es ließe sich sogar der Satz aufstellen, daß die Regierung die Organisation innerhalb der nach dem Etat zur Verfügung stehenden Mittel hätte durchführen können".[2]) Das ist anzuerkennen. In diesem Sinne ist hinzuweisen auf eine Aeußerung, die der verstorbene Oberstlandesgerichtsrath v. Walter als Referent für das Gesetz über den Vollzug des Titel II § 18 der Verfassungsurkunde, welches die dauernde Anstellung der Beamten auch während der Regentschaft ermöglicht, in der Abgeordnetenkammer gemacht: „Der König hat nach unserer bayerischen Verfassung das

1) Seydel sagt: „Diesem Satze zufolge ist auch das Recht der Staatsbehördeneinrichtung ein Recht der Krone, und es kann sich nur fragen, ob es verfassungsmäßige Bestimmungen gibt, welche die Ausübung dieses Rechts an die Zustimmung oder Mitwirkung des Landtages binden". Bayer. Staatsrecht Bd. I, S. 491.

2) Bericht des Abg. Dr. v. Clemm, Kammerverhandlungen 1883/86 Beilagen Band II, S. 583.

Organisationsrecht, er hat das Recht, die Aemter neu einzuführen, sie aufzuheben, umzugestalten, durch andere zu ersetzen u. s. w. Das ist unbestrittenes und unbestreitbares Recht der Krone nach unserer Verfassung."[1])

Die Krone ist indeß nicht absolut in ihrem Organisationsrecht. Die erste Einschränkung ist folgende: „Nennt das Gesetz Behörden einer bestimmten Art, und verleiht es denselben gewisse Zuständigkeiten, so wird das Organisationsrecht der Krone dahin gebunden, daß Behörden solcher Art und mit solcher Zuständigkeit bestehen müssen." [2])

Die zweite Einschränkung geschieht durch's Budget. Der Abg. v. Walter hat das strikte hervorgehoben. Er fährt an der vorhin citirten Stelle fort: „Nun aber hat der König von jeher dieses Organisationsrecht nach der Natur der Verhältnisse wenigstens nicht insofern allein auszuüben vermocht, als dann, wenn er die Mittel des Landes für seine Organisation in Anspruch nehmen wollte, immer und jedesmal eine Mitwirkung des Landtags erforderlich war. Darin liegt eine Einschränkung des Organisationsrechtes der Krone, welche wohl auch von keiner Seite wird bestritten werden können und wollen."

Ein anderer wichtiger Vorgang ist als Auslegungsbehelf noch zu nennen. Cultusminister Dr. Frhr. v. Lutz hatte im Jahre 1874 eine 9. Gymnasialklasse angefügt, organisatorisch diese als erste Klasse sofort eingeführt und dann der Kammer das betreffende Postulat nachträglich gestellt. Allein es wurde constant abgelehnt. Erst 1888 bewilligte die Abgeordnetenkammer die 27 873 Mark für 29 Studienlehrer. Der Minister ersuchte ausdrücklich um Indemnität und Referent Dr. v. Daller machte namens des Finanzausschusses folgende Constatirung: „Es sei nunmehr zu constatiren, daß der k. Staatsminister anerkenne

---

1) Kammersitzung vom 1. Okt. 1887. Stenogr. Ber. Bd. I, S. 72.
2) Seydel, Bayer. Staatsrecht Bd. I S. 493.

leisten, für den Vorsitzenden im Ministerrath die Nothwendigkeit, allen wichtigen Vorgängen in den übrigen Ressorts sein Augenmerk zuzuwenden."[1]) Diese Verfolgung der Vorgänge in allen anderen Ressorts ergibt sich für jeden Minister, dessen Geist nicht in die Schranken seines Ressorts gebannt ist, für den Vorsitz im Ministerrath braucht sie nicht als Specialaufgabe betrachtet zu werden, denn er leitet ja nur formell den Ministerrath und ist an den Berathungen des Ministerraths nicht mehr betheiligt wie jeder andere Staatsminister. Darin kann also an sich eine „nicht unbeträchtliche Erweiterung" der Geschäftsaufgabe des Ministers des kgl. Hauses und des Aeußeren keineswegs erblickt werden, obwohl es in der Denkschrift so hingestellt wird.

Die Sache liegt vielmehr so, daß die nunmehrige Einrichtung der fortlaufenden Berathungen des Ministerraths den Vorsitzenden desselben als Kron-Minister zum hauptsächlichen Berather der Krone in allen staatspolitischen Fragen ganz von selbst macht und daß hinter ihm die anderen Minister mehr oder minder zurücktreten, ein Verhältniß, das merkbarer hervortreten wird, wenn einmal die gegenwärtigen leitenden Ministerien der Finanzen und des Innern Nachfolgern werden Platz gemacht haben. Auch das persönliche Verhältniß, welches zwischen dem Regenten und dem derzeitigen Vorsitzenden des Ministerraths besteht, weist darauf hin. Erst durch diese Verhältnisse ist die genauere Kenntniß der Ressortpolitik nöthig, von der die Denkschrift spricht.

Aus derselben ist noch eine andere Stelle heranzuziehen (§ 8, Seite 19): „Auch die Aufgaben des Staatsministeriums des k. Hauses und des Aeußern auf staatsrechtlichem und allgemeinen politischen Gebiet haben insbesondere infolge der umfangreichen gesetzgeberischen und verwaltenden Thätigkeit des Reiches, der wachsenden Bedeutung des Reichshaushalts

1) Etat 23a des Verkehrsministeriums im Budget 1904/5, Denkschrift § 9 S. 19.

und seiner immer fühlbarer werdenden Rückwirkungen auf die finanziellen Verhältnisse der Einzelstaaten eine erhebliche Zunahme erfahren". Was vom Reich gesagt wird, ist zutreffend, allein die hieraus resultirende Vermehrung der Geschäftsaufgaben trifft doch in der Hauptsache die Ministerien des Innern und der Finanzen, dann auch noch die der Justiz und des Krieges. Das Ministerium des k. Hauses und des Aeußern hat mit diesen Dingen als Behörde nur wenig Berührung; es ist blos der Briefträger der anderen Ministerien. Auch auf den formellen Vorsitz im Ministerrath treffen jene Motive nicht zu.

Aus dieser Darstellung der Denkschrift würde die Nothwendigkeit der Entlastung des Vorsitzenden im Ministerrath vom Verkehrswesen durch ein eigenes Verkehrsministerium durchaus nicht zu folgern sein. Diese Motive erhalten ihre Schwere erst durch Nothwendigkeit der Schaffung eines dirigirenden Ministerpräsidiums, auf welche die Landesverhältnisse und die Dispositionen der Krone durch die Anordnung continuirlicher Ministerraths-Berathung in allen wichtigeren Angelegenheiten hinweisen, aber ebenso drängt auch das unausgesetzt sich mehrende Interesse Bayerns an der Reichspolitik zu einheitlicher Disponirung von langer Hand her.

Darum sind in den Ausführungen der Denkschrift sehr wohl die Motive zu erblicken für die Ausgestaltung des formalen Vorsitzes im Ministerrath zu einem führenden, leitenden Ministerpräsidium.

Durch die Errichtung eines Verkehrsministeriums wird auch sonst noch der Anstoß zu einer weitgehenden Umgestaltung der Geschäftsvertheilung der Ministerien gegeben werden

Hier möchte ein Gedanke Platz haben, der bei der Behandlung der Frage der Aenderung der Ministerialformation berücksichtigt werden sollte. Sie betrifft die Referatsvertheilung in den einzelnen Ministerien. Die

Ministerien des Cultus und des Innern kommen hier vorerst in Betracht. Wer in diese Ministerien eingerufen wird, ist nicht zu beneiden. Die Referenten und Hilfskräfte sind über die Maßen angestrengt und werden naturgemäß so von schöpferischer Initiative abgehalten. Das geht auf Kosten des Staatsbetriebs selbst. Man sollte durch Vermehrung der Kräfte in überlasteten Ministerien Einrichtungen treffen, die dem Personal die Fortbildung auf den sie interessirenden Gebieten auch noch durch Anderes als durch Aktenerledigung ermöglicht, damit es auch receptiv thätig sein kann, um produktiv zu wirken. Dann würde vielleicht doch die Ueberlastung einzelner Ministerien, zumal wenn Fach-Referenten auch zur Vertretung ihrer Sparten im Landtag herangezogen würden, nicht so empfindlich hervortreten.

Im Einzelnen über die Geschäftsvertheilung der Ministerien Betrachtungen anzustellen, ist nicht Sache der Publicistik. Hier sind die einzigen competenten Beurtheiler die Minister. Es wird sich darum handeln, das Ministerium des Innern sachgemäß zu entlasten durch Zutheilung gewisser Aufgaben an das Cultusministerium wie an das Ministerium des k. Hauses und des Aeußern. Es kann sich dabei indeß bloß um Geschäfte handeln, welche dem Cultusministerium verwandt sind, sowie um andere, die das Ministerium des Aeußern aufnehmen kann, ohne in dem ihm zugedachten Berufe gestört zu werden.

LXXXI.

Am Jahresschluß.

Während der letzten Monate des Jahres hatten wir noch verschiedene Monarchenbesuche. Eduard VII. wurde in Wien sehr begeistert empfangen und gefeiert, wobei verschiedentlich betont wurde, er sei der erste König von England, der dem Kaiserhof in seiner Hauptstadt einen Besuch abstatte. Nun, dies kann besonderen Umständen zugeschrieben werden, hat aber nicht verhindert, daß zwischen Wien und London Jahrhunderte lang gute, oft recht freundschaftliche Beziehungen bestanden haben. Wohl nur unter Elisabeth hat England — dank Richelieu, welcher die Königin zum Einstehen für die Protestanten zu gewinnen wußte — seine Truppen gegen den Kaiser kämpfen lassen, hauptsächlich am Rhein. Oesterreich hat seither ja lange Zeit hindurch als die Landmacht Englands gegolten, namentlich in Betreff der Türkei.

Nach Eduard VII. kam der Czar nach Wien und bald darauf wurde wegen Macedoniens die österreichisch-russische Note nach Konstantinopel gerichtet. Bei seinem Aufenthalt in Darmstadt hatte Nikolaus II. eine Zusammenkunft mit Wilhelm II. in Wiesbaden. Von Darmstadt sandte der Czar seinen Auswärtigen Minister, Graf Lamsdorff, mit einem eigenhändigen Schreiben an Herrn Loubet nach Paris. Lamsdorff versicherte einem französischen Anfrager nach seiner Rückkehr in Darmstadt, Frankreich sei mit Rußland und Oesterreich einverstanden und trete für deren Forderungen in Kon-

stantinopel ein. Die Zustimmung Deutschlands sei selbstverständlich angesichts der zwischen Berlin und St. Petersburg herrschenden alten Freundschaft. Einige Tage darauf begleitete Lamsdorff den Czaren nach Wiesbaden und hatte längere Unterredungen mit dem Reichskanzler von Bülow. Hienach hat der Zweibund hauptsächlich die Wirkung, Frankreich zur Unterstützung der Politik Rußlands zu bewegen, obwohl dieselbe gleichzeitig auch von den zwei Hauptmächten des Dreibundes gestützt wird. Da wird nun auch England nicht fehlen, so daß die fünf alten Großmächte der Türkei einig gegenüberstehen. Wenn jemals, so werden sie diesmal wohl etwas erreichen, namentlich daß die Türkei in Macedonien eine menschlichere Politik einschlägt und wenigstens versucht, die von den Mächten geforderten Reformen einzuführen.

Lamsdorff versicherte ebenfalls, daß auch wegen Hinterasien keine Schwierigkeiten oder Verwickelungen zu besorgen seien, der Frieden nicht gefährdet werde. Hinsichtlich Koreas werde sich ein modus vivendi mit Japan und dem mit demselben verbundenen England finden lassen. Also auch dort sei nichts für den Frieden zu befürchten, wenigstens nicht für Rußland, welches sich unterdessen in der Mandschurei festgesetzt hat. Europa deckt also Rußland den Rücken und unterstützt dasselbe, um die Türkei zur Ruhe zu verweisen. Das Czarenreich kann daher ungehinderter als je seinen asiatischen Unternehmungen nachgehen, d. h. seine Eroberungen fortsetzen. Denn hierin und in nichts anderem besteht seine ganze asiatische Politik. Das Riesenwerk der 7000 Kilometer langen quer-sibirischen Bahn wird wohl auch dem Verkehr dienen, aber ihr Hauptzweck bleibt doch die Machtausdehnung Rußlands; die Bahn umklammert Asien von Persien bis zum Stillen Meer. Europa, hauptsächlich Frankreich, gibt das für diese Bahn erforderliche Geld, wie überhaupt für die meisten russischen Unternehmungen, welche alle im Grunde gegen das Abendland

gerichtet sind. Jedes Land, welches der russischen Macht verfällt, verschließt sich nicht blos für die abendländische Gesittung, sondern auch für den europäischen Handel. Ein solches Verhältniß ist kaum jemals gesehen worden. Frankreich, das sich stets als Vorkämpfer der „modernen Civilisation" aufspielt, ist seit zehn Jahren Hauptstütze Rußlands und all seiner meist gegen uns gerichteten Strebungen geworden.

Frankreich ist durch seinen Culturkampf für die auswärtige Politik so ziemlich brachgelegt und in eine besondere Richtung gedrängt worden. Seine Tagesherrscher fühlen sich zu Italien hingezogen, hauptsächlich weil dasselbe ebenfalls in scharfem Gegensatz zum Papst steht Der Besuch des italienischen Königspaares zu Paris wurde in beiden Ländern als das Werk, als Erfolg des Radikalismus und Socialismus gefeiert. Ueber die Köpfe der Staatshäupter hinaus reichen wir den italienischen Revolutionären die Bruderhand, schrieben die Pariser Blätter. Es war wirklich die Verbrüderung der beiden Völker, die gefeiert, sogar eifrig und glänzend gefeiert wurde. Der Gegenbesuch Loubets in Rom soll erst recht zur Besiegelung des Bundes, zu einer Kundgebung gegen den Papst werden. Man hatte verbreitet, Pius X. werde von der bisherigen päpstlichen Politik abgehen und Loubet empfangen, wenn derselbe Gast des Königs sein würde. Entgegen den republikanischen Grundsätzen, wonach die Frau des Präsidenten nichts im Staate zu bedeuten haben kann, trat Frau Loubet diesmal hervor, empfing die Königin von Italien, war mit ihr bei allen Festlichkeiten, holte sie ab, fuhr mit ihr aus, stand als ihr Gleichgestellte da. Es wurde auch gleich erkannt, es handle sich darum, Frau Loubet ebenfalls nach Rom einzuladen. Bei dem Gegenbesuch könne dieselbe, als eifrige Katholikin, nicht anders denn vom Papste empfangen werden. Dadurch wäre dem Nicht-Empfang Loubets die Spitze abgebrochen, der offensichtliche Bruch vermieden.

stantinopel ein. Die Zustimmung Deutschlands sei selbstverständlich angesichts der zwischen Berlin und St. Petersburg herrschenden alten Freundschaft. Einige Tage darauf begleitete Lamsdorff den Czaren nach Wiesbaden und hatte längere Unterredungen mit dem Reichskanzler von Bülow. Hienach hat der Zweibund hauptsächlich die Wirkung, Frankreich zur Unterstützung der Politik Rußlands zu bewegen, obwohl dieselbe gleichzeitig auch von den zwei Hauptmächten des Dreibundes gestützt wird. Da wird nun auch England nicht fehlen, so daß die fünf alten Großmächte der Türkei einig gegenüberstehen. Wenn jemals, so werden sie diesmal wohl etwas erreichen, namentlich daß die Türkei in Macedonien eine menschlichere Politik einschlägt und wenigstens versucht, die von den Mächten geforderten Reformen einzuführen.

Lamsdorff versicherte ebenfalls, daß auch wegen Hinterasien keine Schwierigkeiten oder Verwickelungen zu besorgen seien, der Frieden nicht gefährdet werde. Hinsichtlich Koreas werde sich ein modus vivendi mit Japan und dem mit demselben verbundenen England finden lassen. Also auch dort sei nichts für den Frieden zu befürchten, wenigstens nicht für Rußland, welches sich unterdessen in der Mandschurei festgesetzt hat. Europa deckt also Rußland den Rücken und unterstützt dasselbe, um die Türkei zur Ruhe zu verweisen. Das Czarenreich kann daher ungehinderter als je seinen asiatischen Unternehmungen nachgehen, d. h. seine Eroberungen fortsetzen. Denn hierin und in nichts anderem besteht seine ganze asiatische Politik. Das Riesenwerk der 7000 Kilometer langen quer-sibirischen Bahn wird wohl auch dem Verkehr dienen, aber ihr Hauptzweck bleibt doch die Machtausdehnung Rußlands; die Bahn umklammert Asien von Persien bis zum Stillen Meer. Europa, hauptsächlich Frankreich, gibt das für diese Bahn erforderliche Geld, wie überhaupt für die meisten russischen Unternehmungen, welche alle im Grunde gegen das Abendland

deutsch-französisches sein. Aber die Nationalisten, deren ganze Politik einem Kriege gegen Deutschland zustrebt, arbeiten gewaltig dagegen, schüchtern Regierung und Unternehmer mit ihren Drohungen ein, klagen sie des Verraths an, stellen die Bagdadbahn als eine Uebertölpelung Frankreichs hin, malen den Verlust der russischen Freundschaft an die Wand. Durch die Bagdadbahn, mit einem Hafen am persischen Meerbusen wäre ein Weg nach Indien und Ostasien geschaffen, würden die verwahrlosten Einwohner ungeheurer Länder in das Wirthschaftsgebiet Europas einbezogen. Ihre wirthschaftliche Hebung, ihre vermehrten Beziehungen zu Europäern und europäische Einwanderer würden diese Völker uns näher bringen, ihren muhamedanischen Haß abstumpfen und besseren Regungen Raum schaffen.

Wenn es Rußland um das Wohl der christlichen Bevölkerungen zu thun wäre, hätte es schon längst ganz Armenien vom Türkenjoch befreit und zu einem selbständigen, unter seinem und europäischem Schutze stehenden Staate gemacht. Es hat aber die Niedermetzelung zahlreicher Armenier während der letzten Jahre ruhig geschehen lassen. Und doch wäre es ihm leicht gewesen, dieselben zu beschützen, zu retten. bevor weitere türkische Truppen zur Stelle gewesen wären Keine Großmacht hätte etwas dagegen eingewandt. Aber Rußland hat es nicht einmal verstanden, die unter seiner Herrschaft stehenden Armenier zu gewinnen, zu befriedigen, obwohl sie ebenfalls Orthodoxe sind. Soeben hat es deren Kirchengüter weggenommen, durch welche auch das ziemlich blühende armenische Schulwesen getroffen wurde. Dies hat die dort seit langer Zeit herrschende Unzufriedenheit ungemein gesteigert. Und nun hört man auch von Verschwörungen und politischen Morden, worunter derjenige des Statthalters der kaukasischen Länder zu Tiflis. Es gährt überhaupt in all diesen und in noch vielen anderen russischen Ländern, nur erfahren wir wenig davon, wie überhaupt in Rußland und besonders in seinem Heer. Wurde nicht dieser Tage in

Uebrigens echt französisch, neuzeitlich. Der Mann ist radikal, selbst socialistisch, Freimaurer, weil es der Tageslauf also gebietet, er dadurch vorwärts kommt, Stellung und Vermögen erwirbt. Die Frau ist kirchlich, oft wirklich fromm (auch Frau Loubet). Der Mann gestattet ihr dies, gibt selbst Geld für gute Zwecke, um seinen Radikalismus, seine Abstimmungen für kirchliche Maßnahmen zu bemänteln, das Vertrauen der Wähler zu behaupten. Diese Zweiseitigkeit, diese weibliche Seite der französischen Verhältnisse und Politik übersieht man gewöhnlich, und weiß sich daher nicht recht zu erklären, warum selbst in gutgesinnten Bezirken Frankreichs oft Kirchenfeinde gewählt werden. Uebrigens wird von beiden Seiten dahin gewirkt, daß durch den Besuch Loubets in Rom kein Bruch zwischen Papst und Frankreich entstehe.

Anläßlich der Zusammenkunft in Wiesbaden wurde wiederum Wilhelm II. vorgeworfen, unverbrüchlicher Beschützer, Bundesgenosse der Türkei zu sein. Kann aber Deutschland, kann Europa wünschen, daß die Türkei in die Hände Rußlands gerathe, dieses dadurch die Hälfte des Mittelmeeres einnehme, von Konstantinopel und Beirut bis zum persischen Meerbusen herrsche? Es würde dadurch die uns zunächst liegenden, durch ihre natürlichen Hilfsquellen werthvollsten asiatischen Länder dem europäischen Einfluß und Handel verschließen. Ist es nicht viel ersprießlicher, vernünftiger, ja geradezu geboten, diese Länder Europa offen zu halten, sie wirthschaftlich und auch in anderer Hinsicht zu heben, wie dies namentlich durch die Bagdadbahn erreicht würde. Daß Rußland den Bau dieser Bahn zu hintertreiben sucht, ist sehr begreiflich. Weniger aber, daß auch England das Unternehmen scheel ansieht, zu hindern bestrebt ist. In Frankreich hat sich etwas mehr Verständniß für die Sache Europas gezeigt, da man suchte, sich an der Bagdadbahn zu betheiligen. Die französische Regierung hatte sich der Sache angenommen. Das Unternehmen sollte ein

deutsch-französisches sein. Aber die Nationalisten, deren ganze Politik einem Kriege gegen Deutschland zustrebt, arbeiten gewaltig dagegen, schüchtern Regierung und Unternehmer mit ihren Drohungen ein, klagen sie des Verraths an, stellen die Bagdadbahn als eine Uebertölpelung Frankreichs hin, malen den Verlust der russischen Freundschaft an die Wand. Durch die Bagdadbahn, mit einem Hafen am persischen Meerbusen wäre ein Weg nach Indien und Ostasien geschaffen, würden die verwahrlosten Einwohner ungeheurer Länder in das Wirthschaftsgebiet Europas einbezogen. Ihre wirthschaftliche Hebung, ihre vermehrten Beziehungen zu Europäern und europäische Einwanderer würden diese Völker uns näher bringen, ihren muhamedanischen Haß abstumpfen und besseren Regungen Raum schaffen.

Wenn es Rußland um das Wohl der christlichen Bevölkerungen zu thun wäre, hätte es schon längst ganz Armenien vom Türkenjoch befreit und zu einem selbständigen, unter seinem und europäischem Schutze stehenden Staate gemacht. Es hat aber die Niedermetzelung zahlreicher Armenier während der letzten Jahre ruhig geschehen lassen. Und doch wäre es ihm leicht gewesen, dieselben zu beschützen, zu retten. bevor weitere türkische Truppen zur Stelle gewesen wären Keine Großmacht hätte etwas dagegen eingewandt. Aber Rußland hat es nicht einmal verstanden, die unter seiner Herrschaft stehenden Armenier zu gewinnen, zu befriedigen, obwohl sie ebenfalls Orthodoxe sind. Soeben hat es deren Kirchengüter weggenommen, durch welche auch das ziemlich blühende armenische Schulwesen getroffen wurde. Dies hat die dort seit langer Zeit herrschende Unzufriedenheit ungemein gesteigert. Und nun hört man auch von Verschwörungen und politischen Morden, worunter derjenige des Statthalters der kaukasischen Länder zu Tiflis. Es gährt überhaupt in all diesen und in noch vielen anderen russischen Ländern, nur erfahren wir wenig davon, wie überhaupt in Rußland und besonders in seinem Heer. Wurde nicht dieser Tage in

Wilna ein Oberst von einem aus den Reihen tretenden Soldaten erschossen! Das ganze Regiment sah zu und hatte nur Beifall für den Mörder, der nicht einmal ergriffen wurde.

In der auswärtigen Politik hat also Rußland nur Erfolge, freie Hand in Asien, während die festländischen Großmächte es aller sonstigen Sorgen überheben. So zwar, daß von einem Besuch Eduard VII. zu Berlin die Rede war, natürlich behufs Verständigung über die allgemeine Politik und Annäherung als Versuch, ein Gegengewicht für Rußland zu schaffen. Dieses hat fortwährend den größten Vortheil der Lage Europas, wie sich dieselbe seit dem Frankfurter Frieden entwickelt hat. Diese Gestaltung der abendländischen Verhältnisse verdanken wir dem nunmehr über 30 Jahre dauernden Frieden — wie wir ihn seit Jahrhunderten nicht mehr gekannt — und der auch gerade für Deutschland so fruchtbar geworden. Die Einigung Deutschlands hat sich in der That für Europa als Friedensbürgschaft bewährt. Frankreich hat ebenfalls großen Vortheil durch denselben. Es konnte sich (durch Tunis und Biserta) eine starke Stellung im Mittelmeer, überdies ein großes Siedelreich erwerben. Wenn es nicht noch größeren Nutzen aus der Lage gezogen, so ist es deshalb, weil seine auswärtige wie die innere Politik nicht durch Staatsmänner geleitet, sondern von Parteileidenschaften und Parteigetriebe beherrscht wird. Dadurch ist die durch alle Verhältnisse gebotene, von allen Einsichtigen gewünschte Annäherung und Verständigung mit Deutschland bis jetzt verhindert worden.

Zur Fortsetzung der eigenartigen russischen Friedenspolitik, mit etwas Zwischenspiel hinten in Asien, hat Lamsdorff auch, wie von guter Seite versichert wird, in Paris den Boden für ein neues Anlehen zu bearbeiten gehabt. Dasselbe dürfte zugesagt worden sein. Hat doch der Czar Herrn Loubet einen eigenhändig auf Pergament geschriebenen Brief durch Lamsdorff überreichen lassen, worin er die gegenseitige Freundschaft betont, an seine Besuche in Frankreich, an den

Besuch des Präsidenten in St. Petersburg erinnert, und deshalb auf weitere Unterstützung und Mitwirkung bei der gemeinsamen Friedenspolitik hoffen zu dürfen glaubt. Frieden ist der beste Bürge für Staatsschulden, die Vorbedingung weiterer Anleihen. Es soll auch die Andeutung gefallen sein, daß Deutschland ebenfalls bereit sei, seine Börse dem östlichen Nachbarn zu öffnen Wie soll da Frankreich widerstehen!

Hinsichtlich der auswärtigen Lage und Politik steht kein Land günstiger und vortheilhafter da als Rußland. Es hat, was es nur wünschen kann. Und doch geht es einem Zusammenbruch, einem Umsturz, Zerfall entgegen. Seine inneren Zustände sind die denkbar schlimmsten und traurigsten, die es in einem christlichen Staate gibt.

Im Jahre 1902 betrug die Staatsschuld in Rußland 17¼ Milliarden Franken, wovon 8677 Mill. im Lande selbst, 8275 Mill. im Ausland entliehen waren. Obligationen der Eisenbahnen waren 4333 Mill. ausgegeben, zum größten Theil im Ausland. Allein von 1891 ab hat Rußland 3½ Milliarden im Ausland geliehen, wobei Anleihen für Eisenbahnen nicht inbegriffen sind. Gleichzeitig wurden immer höhere Steuern eingetrieben. Mit dem Geld wurde den Gefahren vorgebeugt, welche diese Steuer-Erpressungen mit sich bringen. Jetzt geht dies nicht mehr. Es können keine höheren Steuern mehr erpreßt, deshalb die Einnahmen nicht weiter gesteigert werden. Dies hat der Finanzminister Witte selbst in seinem Bericht an den Staatsrath eingestanden. Und ein Theil der Bahnen deckt nicht einmal die Betriebskosten!

Von den im Ausland aufgenommenen Anleihen weiß man nicht genau, zu was dieselben gedient haben. Sie sollten die Goldwährung einführen helfen, während die Papierwährung noch fortbesteht. Der Krieg gegen China und in der Mandschurei, der Bau der sibirischen Bahn dürften damit bestritten worden sein. Sicher aber sind die Polizeimacht und die Flotte bedeutend verstärkt worden. Das

meiste ausländische Gold hat Frankreich, das Land der Freiheit und Gleichheit, geliefert, um das russische Selbstherrschertum, die Politik der Gewalt und der Eroberung aufrecht zu halten.

In Europa, wie in Amerika ist oft genug gesagt worden, ohne das französische Gold wäre die russische Selbstherrlichkeit schon lange in die Brüche gegangen. Keine noch so tüchtige Regierung ist fähig, auf die Dauer so viele und verschiedene Völker zusammenzuhalten, zu beherrschen. Selbst die stärkste Hand, das umfassendste, größte Genie, vermag nicht, ein so ungeheures Gebiet zu übersehen, so viele durch Klima, Abstammung und Religion geschiedene, sich gegenseitig abstoßende Völkerschaften zu einigen. Was die geschickteste Regierung, die mächtigste Persönlichkeit nicht vermag, wird zum Chaos und Elend unter einem schwachen Herrscher, wenn eine rohe, käufliche, verlogene Bureaukratie alles verseucht, verwüstet, aussaugt und unterdrückt. Das Natürlichste, Gerathenste wäre die Eingestaltung dieser ungeheuerlichen, formlosen Massen zur föderativen Selbstverwaltung unter schützender Obhut. Wird Rußland nicht durch einen Krieg auf seine Nachbarn gestürzt, so wird es selbst in Brand gerathen, werden die Ausbrüche und Donnerschläge sich Jahre lang folgen. Hierüber sind Russen und Ausländer einig. Jedoch der Krieg wird ausbrechen. Die allmächtige russische Bureaukratie, welche bisher kein Mittel verschmäht hat, ihre Herrschaft aufrecht zu halten, wird auch vor diesem letzten Mittel nicht zurückschrecken. Was auch der Ausgang des Krieges sein mag, eines ist gewiß: die Zahlung der Zinsen hört auf. Rußland wird für die ihm geleistete Hilfe mit einem Staatsbankrott danken.

Diese Aeußerungen sind hauptsächlich dem Pariser Wochenblatt l'Européen entnommen, das über russische Dinge sich gut unterrichtet zeigt. Seit Jahren haben übrigens alle Kenner russischer Zustände sich in Blättern aller Farben ganz ähnlich geäußert, Belege, haarsträubende Thatsachen

reden lassen Mehr als einmal ist schon der Vergleich mit den Zuständen Frankreichs vor seiner großen Revolution gezogen worden. Der Vorboten sind schon übergenug erschienen. Die politischen Morde und Mordversuche, vom Czaren und den höchsten Würdenträgern des Reiches bis zu gewöhnlichen Beamten, sind gar nicht zu zählen. Ganz besonders sind höhere Polizeibeamte getroffen worden, ebenso Personen, Vertraute aus der Umgebung des Czaren. Unaufhörlich werden die Umgebung des Kaisers, die wichtigeren Posten und Verwaltungen gesichtet, und trotzdem werden immer wieder Verschwörer, Verdächtige und Verräther entdeckt, selbst unter bevorzugten Offizieren und Beamten des Hofes und Generalstabes. Die geheime Hängekommission, welche, vor 1870, die ganze russische Welt sammt dem Hof, den Generalen und Ministern viele Jahre lang in beständigem Schrecken hielt, ist entdeckt worden, ihrem Schicksal verfallen. Aber gerade seither sind die schlimmsten Morde an Czaren wie an sonst wichtigen Personen begangen worden.

Die Vorkehrungen, welche gegen Verschwörer und Mörder getroffen werden, gehen in's Fabelhafte, überbieten weit alles, was in dieser Beziehung je in irgend einem Lande geschehen ist. Wachen in jedem Zimmer, jedem Winkel, in allen Ecken der Gärten und Parke, wiederholte Prüfung und Durchmusterung all' dieser Wachen und Posten; Prüfung und Kosten aller Speisen und Getränke, bevor sie auf den kaiserlichen Tisch gelangen, ist etwas Altgewohntes. Bei Reisen werden große Heerabtheilungen aufgeboten, um die Bahn in ihrer ganzen Länge zu bewachen, die Bahnhöfe zu besetzen. Die Bahn wird wiederholt, tagelang von zahlreichen Fachleuten in all' ihren Theilen untersucht, durch Züge erprobt, welche dem kaiserlichen Zug voran fahren. Und trotzdem zwei furchtbare Anschläge, Mordversuche auf den kaiserlichen Zug! Die Ermordung eines Czaren bei einem öffentlichen Fest, inmitten seiner Generale, Höflinge und Wächter! Ebenso

wie das Oberhaupt der Polizei inmitten seiner Getreuen, seiner Werkzeuge, erschossen wurde, sogar von einer Frau!

Es darf geglaubt werden, wenn von bester Seite versichert wird, der Czar befinde sich am wohlsten und zufriedensten, wenn er außerhalb Rußlands sich aufhält. In seinem Reich führt der allmächtige Kaiser ein Leben beständiger Angst und Besorgniß, darf keinen Schritt thun, ohne vorher sich über seine persönliche Sicherheit zu vergewissern, Maßnahmen der Vorsicht treffen zu lassen. Der Palast ist ein Gefängniß für ihn und das Gefängniß verläßt ihn nie, umgibt ihn immer, ob er sich inmitten seiner Minister, an der Spitze seiner Truppen, von seinem Volke umgeben befindet, ob er im Wagen fährt oder auf die Jagd geht. Auf letzteres Vergnügen hat schon sein Vater verzichten zu müssen geglaubt. Fröhliche, von Besorgnissen nicht getrübte Tage genießt er meist nur, wenn er in Kopenhagen oder Darmstadt bei seinen Verwandten weilt. Man erzählt sich, wie er im Park bei Darmstadt mit seiner Gemahlin Pilze suchte, Feuer anzündete, um darin vom Feld geholte Erdäpfel zu braten und zu kosten. Dabei sei das hohe jugendliche Paar so herzlich froh und vergnügt gewesen, wie die Kinder an einem schulfreien Tag!

Daß bei solchen Zuständen und Verhältnissen die Polizei zum wichtigsten Glied des Staates wird, alle Fäden und Tasten in die Hand bekommt, sieht Jeder ein. Die Polizei ist in Rußland allmächtig, ein Staat im Staat, oder vielmehr der Staat selbst. Hat sie doch alle Behörden, selbst die militärischen, in der Hand, da sie dieselben überwacht, ausforscht und ausspitzelt. Sie allein kann nicht überwacht, nachgeprüft, zur Verantwortung gezogen, auf die Probe gestellt, bestraft werden. Sie hat den Kaiser, alle Behörden, das ganze Volk in der Gewalt, ist sich ihrer Allmacht und Unentbehrlichkeit voll bewußt, kann es doch nicht anders sein. Sie muß alles auskundschaften, herausbringen. Ihre desfallsige tägliche Ernte darf nicht zu mager ausfallen. Allenfalls würde man an ihrer Wachsamkeit, ihrem Diensteifer und

reden lassen. Mehr als einmal ist schon der Vergleich mit den Zuständen Frankreichs vor seiner großen Revolution gezogen worden. Der Vorboten sind schon übergenug erschienen. Die politischen Morde und Mordversuche, vom Czaren und den höchsten Würdenträgern des Reiches bis zu gewöhnlichen Beamten, sind gar nicht zu zählen. Ganz besonders sind höhere Polizeibeamte getroffen worden, ebenso Personen, Vertraute aus der Umgebung des Czaren. Unaufhörlich werden die Umgebung des Kaisers, die wichtigeren Posten und Verwaltungen gesichtet, und trotzdem werden immer wieder Verschwörer, Verdächtige und Verräther entdeckt, selbst unter bevorzugten Offizieren und Beamten des Hofes und Generalstabes. Die geheime Hängekommission, welche, vor 1870, die ganze russische Welt sammt dem Hof, den Generalen und Ministern viele Jahre lang in beständigem Schrecken hielt, ist entdeckt worden, ihrem Schicksal verfallen. Aber gerade seither sind die schlimmsten Morde an Czaren wie an [illegible] wichtigen Personen begangen worden.

Die Vorkehrungen, welche gegen Verschwörer [illegible] getroffen werden, gehen in's Fabelhafte, überbieten [illegible] was in dieser Beziehung je in irgend einem Lande [illegible] ist. Wachen in jedem Zimmer, jedem Winkel, [illegible] der Gärten und Parke, wiederholte Prüfung [illegible] musterung all' dieser Wachen und Posten. [illegible] Kosten aller Speisen und Getränke, bevor sie [illegible] lichen Tisch gelangen, ist etwas Altgewohntes. [illegible] werden große Heerabtheilungen aufgeboten, [illegible] ihrer ganzen Länge zu bewachen, die [illegible] Die Bahn wird wiederholt, tagelang [illegible] leuten in all' ihren Theilen untersucht, [illegible] welche dem kaiserlichen Zug voran [illegible] zwei furchtbare Anschläge, Mordversuche [illegible] Zug! Die Ermordung eines Czaren [illegible] inmitten seiner Generale, Höflinge [illegible]

bis in die höchsten Kreise reichten, selbst Glieder der kaiserlichen Familie in Mitleidenschaft zu ziehen drohten. Die Unterschleife gingen in die Hundertmillionen, erstreckten sich auf viele Jahre. Dabei war das Heer so schlecht geführt, daß es, ohne Hilfe des kleinen Rumänien, von den Türken besiegt worden wäre. Freilich hatte Rußland, von der nationalistischen Tarantel gestochen, die Generale deutscher Abstammung bei Seite geschoben und durch russisches Vollblut ersetzt.

Die vielgerühmte sibirische Bahn ist die Klammer, um Rußland zusammen zu halten, Indien, China und die sonstigen asiatischen Länder zu umfassen. Rußland, welches innerlich zu zerfaulen droht, erbärmlich verwaltet ist, fährt fort, immer weitere Länder zu erobern, um der Bureaukratie neue Gebiete zur Aussaugung und Ausbeutung zu verschaffen. In dem vielgenannten Wladiwostock sagen die Eingeborenen: die Russen haben uns nur ihren kalten Winter gebracht. In der That haben die Russen dort durch massenhaftes Niederschlagen der Wälder das Land weithin verödet, des Schutzes gegen Wind und Kälte beraubt. Seitdem gefriert der früher eisfreie Hafen, den Rußland gerade wegen dieser Eigenschaft erworben hatte. Natürlich hat es sich deshalb anderer Häfen (Port Arthur) des äußersten Ostens „bemächtigen müssen".

Uebrigens sind auch schon in Norddeutschland Befürchtungen geäußert worden, das dortige Klima werde durch die russischen Waldverwüstungen in Polen und Westrußland sich verschlechtern, kälter, die Winde rauher, verheerender werden.

Kürzlich ist in St. Petersburg unter dem Vorsitz des Kaisers ein besonderer, selbständiger Ausschuß für die Angelegenheiten des äußersten Ostens gebildet worden. Daneben ist aber, schon früher, aus dem Amur- und dem Kantung-Gebiet eine besondere Statthalterschaft mit außerordentlichen Befugnissen geschaffen worden, unter welcher mehrere Provinz-Gouverneure stehen. Die Behörden im fernen Osten haben

daher jetzt drei Oberbehörden über sich: Minister, Statthalterschaft und Comitee, vom Kaiser ganz abgesehen, der über alle hinaus befehlen kann. Es ist das Eigene der Herrscher-Allgewalt, daß sie stets weiterer Werkzeuge, Handhaben bedarf. Dadurch entsteht ein Räderwerk, welches wohl viel Geräusch macht, aber nicht entsprechend arbeitet. Dies sind die gewiß nicht sehr berechtigten Eigentümlichkeiten des Selbstherrschertums, die uns als Warnung dienen können.

Daß der russische Staat tief verschuldet ist, gestehen selbst bezahlte Federn ein. Aber sie weisen immer nur auf die unerschöpflichen Hilfsquellen Rußlands hin, welche durch ausländisches Geld zum Fließen gebracht werden müssen. Rußland hat nacheinander Deutschland, Holland, England an-, aber auch ausgepumpt, immer ob dieser Flüssigmachung der Hilfsquellen. Zuletzt ist es an Frankreich gerathen, das ihm — nach Angaben Sachkundiger — im Ganzen neun Milliarden geliehen hat, worunter ein Theil für Eisenbahnen. Diese werden vielfach in absehbarer Zeit keinen, oder nur ungenügenden Ertrag liefern. Rußland ist viel zu dünn bevölkert, die Einwohner sind viel zu arm, auch meist bedürfnißlos, um den Eisenbahnen eine gute Kundschaft zu sein. Manche Waaren, besonders Rohstoffe, Erzeugnisse des Berg- und Ackerbaues, sind zu geringwerthig, um hohe Frachten vertragen zu können. Hohe, theuere Frachten können bei den großen Entfernungen nicht vermieden werden. Die sibirische Bahn aber braucht 14 Tage, um einen Zug von einem Ende zum andern rollen zu lassen. Und in unserem dichtbevölkerten Westeuropa ist die Bahnfracht oft zu theuer für ähnliche Waaren.

Die Zollmauer, mit welcher Rußland umgürtet ist, verbietet jeden Aufschwung des Verkehrs und Wohlstandes in den besser bevölkerten Grenzstrichen. Ausländische Unternehmungen werden nicht begünstigt, da sie die Ansiedelung von Ausländern nach sich ziehen. Bestehen doch selbst für die Einheimischen genug Hindernisse. Es fehlt überhaupt

an Anregung, Antrieb, besonders auch an Kenntnissen. Das Volk begreift überall fast nur dasjenige, was es sieht oder selbst prüfen kann. Der russische Bauer ist seit unvordenklichen Zeiten gewohnt, sich sein Haus- und Ackergeräth selbst anzufertigen, besitzt Uebung und Geschick dazu, vermag sich aber aus eigener Kraft nicht über das Altgewohnte, aus Urzeiten Ueberkommene zu erheben. Mit seinem hölzernen Pflug ist keine fruchtbare Ackerarbeit möglich. Wegen seiner Armuth kann er kein besseres, eisernes Geräth kaufen, selbst wenn er dasselbe kennen und schätzen gelernt hätte.

Ein volkswirthschaftlicher russischer Schriftsteller, Bechtejew, lange Jahre Landschaftsbeamter, Friedensrichter und schließlich Adelsmarschall, entwirft in seinem 1902 erschienenen Buch ein trostloses Bild der ländlichen Zustände:

„Ein heutiger Bauernhof in den centralen Gouvernements Rußlands sieht folgendermaßen aus: Eine kleine, meist verkommene Hütte, in der die infolge schlechter und ungenügender Nahrung degenerirte Bauernfamilie nicht lebt, sondern vegetirt, gehüllt in schlechte Leinwandkleider, die aus der Fabrik stammen; ein Halbpelz und ein Paar Filzstiefel müssen der ganzen Familie genügen. Als Bettstelle dient eine nackte Bank, das Kopfkissen ersetzt ein zusammengerollter Rock oder eine Zitzjacke; eine Decke, die man sich unterlegen oder mit der man sich bedecken könnte, fehlt. Ein Absud von Wasser mit einer geringen Beigabe von Sauerkohl, Kartoffeln, Hirsebrei und Schwarzbrod bilden die gewöhnliche Nahrung der Bauern in den centralen Gouvernements. Zum Trinken dient eine weißliche unappetitliche Einsäuerung von Roggenmehl in Wasser, ein Präservativ gegen Skorbut. An Fleisch, Fett und Hanföl kann der Bauer nur drei- bis viermal im Jahre an großen Feiertagen denken. Das Hausgeräth ist äußerst dürftig, das Inventar des Hauses bis auf einen verschwindenden Bruchtheil zusammengeschmolzen. Kein Wunder, wenn die Bevölkerung unter solchen Umständen degenerirt und wenn die statistischen Daten des Kriegsministeriums über die Ergebnisse der Rekrutenaushebungen immer unerfreulicher werden. Die Bauern haben, um ihre Steuern bezahlen zu können, ihr

Eigentum hingegeben und alles verkauft, was sie nur irgend verkaufen konnten. Eine weitere Verringerung des bäuerlichen Eigentums in den centralen Gouvernements ist heute kaum denkbar, da nichts mehr übrig geblieben ist, was auf den Markt gebracht werden kann.

Der Bauer, auf dessen Hofe Steuerrückstände lasten, hütet sich wohl, irgend etwas zu erwerben, was zur Deckung der Rückstände beschlagnahmt werden könnte, auch wenn er über kleine Ersparnisse verfügt. Uebrigens nimmt seine trostlose Armuth dem Bauern auch jede Lust, etwas bei Seite zu legen und seine Lebensverhältnisse zu bessern, auch wenn er dazu die Möglichkeit hätte; in diesem Falle denkt er in seinem praktischen Sinn höchstens an eine Ausbesserung seiner Hütte, da diese nicht beschlagnahmt werden kann. Hat er einmal baares Geld, so zieht er es vor, dieses zu verthun und zu vertrinken, als es dem Steuereinnehmer zu überlassen. Ich glaube, daß eine Verschlimmerung der Vermögensverhältnisse der Bauern in den centralen Gouvernements nicht mehr zu befürchten ist; die Bauern selbst sehen das ein und sprechen es bei jeder Gelegenheit aus, daß selbst Mißernten und Hagelschlag keinen Einfluß mehr auf ihre Lage haben können; vor dem Hunger bewahrt sie die Regierungsunterstützung, die ihnen nicht verweigert werden kann, da sie keine anderen Existenzmittel haben."

In seinem Manifest vom März d. Js. betonte Kaiser Nikolaus ganz besonders die Hebung, Eingestaltung des Kleinkredites für die russischen Bauern und den Kleinadel. Im Juli wurde eine Kommission zu diesem Zweck eingesetzt und der Finanzminister ermächtigt, derselben zwei Millionen Rubel zur Verfügung zu stellen. Was soll damit für vierzig, fünfzig Millionen Bauern ausgerichtet werden, welche sich in solch' erbärmlichem, trostlosem Zustand befinden, daß ihnen Muth und Einsicht abgehen müssen? Versteht es die Beamtenschaft überhaupt, den Bauern zu rathen und zu helfen? Geht nicht ein guter Theil des Geldes in Unkosten und Versuchen auf, bleibt an den vielen Händen kleben, durch die es fließt? Es fehlt dem Bauer die Stütze einer gebildeten,

hingebenden Geistlichkeit, das Beispiel eines wirthschaftlich fortschreitenden Landadels und Grundbesitzes.

Als lehrreiches Beispiel kann in dieser Hinsicht die seit 16 Jahren bestehende Agrarbank des Adels dienen, über deren Wirksamkeit selbst russische Blätter vernichtende Urtheile fällen. Die Taxationen dieser Adelsbank gehen immer mehr in die Höhe, der Grundbesitz wird daher weit über seinen Werth beliehen und die Eigenthümer machen in Folge dessen, so lange es eben geht, immer größere Schulden, um davon Zinsen und Tilgung zu decken. Viele von ihnen leben, da die Erträge ihrer Güter nur gering sind, geradezu von den Darlehen und bestreiten aus ihnen ihre kostspieligen Auslandreisen. In den Jahren 1896 bis 1901 sind die Schätzungen der Adelsagrarbank in folgender Weise gestiegen: im Gouvernement Poltawa von 117 auf 172 Rubel die Dessjatine, in Charkow von 78 auf 148 Rubel, in Podolien von 118 auf 158, in Cherson von 80 auf 127, in Saratow von 54 auf 117. Es sind also die Schätzungen in einzelnen Gouvernements um über 50 v. H. gestiegen, so daß die Gutsbesitzer nur zuzugreifen brauchen, um sich noch mehr zu verschulden und sich mit Betriebsmitteln zu versehen. Dabei denkt Niemand daran, das Geld der Bank zur Verbesserung des Gutes zu verwenden, und wenn, was nicht ausbleiben kann, der durch die Adelsagrarbank fiktiv gehobene Werth des Landes auf seinen wirklichen Werth fällt, werden wohl die wenigsten Besitzer so thöricht sein, die Schulden zu tilgen, so daß heute schon von der russischen Presse die Befürchtung ausgesprochen wird, daß die Agrarbank in absehbarer Zeit der größte Grundbesitzer in Rußland werden wird. Die Bank, die den Landadel auf seiner Scholle erhalten soll, steuert also gerade dem entgegengesetzten Ziele zu. Kein Wunder, daß, als im Sommer 1902 als Ergänzung dieser Bank Adelskassen zu gegenseitiger Unterstützung unter staatlicher Beihilfe in's Leben gerufen wurden, auch diese von der russischen Presse mit dem größten Mißtrauen auf-

genommen wurden. Die Aufgabe dieser Kassen besteht gleichsam in einer Versicherung gegenüber der Adelsagrarbank. Güter von Edelleuten, die ihren Verpflichtungen gegenüber der Adelsagrarbank nicht nachkommen können, sollen von den gegenseitigen Adelskassen behufs Deckung der Rückstände in Verwaltung genommen werden. In der Hauptsache sind auch diese Kassen nichts anderes als Förderer leichtsinniger Verschuldungen. Sehr richtig schrieb daher unmittelbar nach Errichtung der gegenseitigen Adelskassen der „Rußki Wjestnik“: „Dem ganzen Stande kann die Unterstützungskasse nur dann wesentliche Hilfe bringen, wenn Faktoren mitwirken, deren Abwesenheit die Verarmung des Adels verursacht hat: das sind landwirthschaftliche Bildung, Ordnungssinn und praktische Veranlagung, Eigenschaften, über die sowohl die Schuldner, als auch die Beamten der Kasse verfügen müssen.“ Wie soll da der Bauer wirtschaften lernen, um emporzukommen?

Rußland ist dabei ein Ackerbauland. Statt den Ackerbau zu heben, ist seit einem Jahrhundert Alles eingesetzt worden, um eine umfassende Gewerbthätigkeit hervorzurufen. Dieselbe ist aber kaum mehr als eine Treibhauspflanze. Sie fußt auf keiner wohlhabenden Landbevölkerung, kann daher nicht erstarken. Grundbesitzer, Bauern und Gewerbestand sind gleichmäßig nothleidend, im Elend. Die Bevölkerung ist ebenso überschuldet, ebenso ohne die nothwendigsten Hilfsmittel wie der Staat selbst. Dabei sind die Erwerbstände durch die in Rußland herrschenden Einrichtungen so sehr mit dem Staat verkettet, daß sie dessen Schicksal weit mehr theilen müssen als in anderen Ländern. Der politische, der Staatskrach muß daher unmittelbar den socialen, wirthschaftlichen Krach der Bevölkerung nach sich ziehen. Die Dinge liegen in Rußland meist viel schlimmer als in anderen Staaten. Frankreich, Spanien und Portugal sind z. B. viel von Parteikämpfen zerrissen und geschädigt, die Regierungen verfehlen oft und viel. Aber die Bevölkerung arbeitet, wirthschaftet, bleibt wohlhabend und schreitet geistig, sittlich und

wirthschaftlich voran, freilich nicht so viel, als es sein könnte. In Rußland ist aber fast nur Rückgang zu verzeichnen, die Bevölkerung verkommt trotz der vielen natürlichen Reichtümer und Hilfsquellen. Rußland droht dem übrigen Europa über kurz oder lang mit unangenehmen Ueberraschungen. Es ist ein ungesunder Leib, ein brodelnder Kessel.

Die westlichen Reisenden bewundern oft die Fortschritte, welche die russische Herrschaft in den vor kurz oder lang eroberten, angegliederten Ländern hervorgerufen. Sie mögen in gutem Glauben sein, wenn sie sehen, daß dort einige Aenderungen in den äußeren Verhältnissen der Bewohner durch die Russen bewirkt werden. Im Juli dieses Jahres aber wurden in Georgien Truppen gegen die ausständigen Arbeiter der Transkaukasischen Bahn aufgeboten, wobei allein 31 derselben im ersten Zusammenstoß getödtet wurden. Die einzige Ursache des Ausstandes waren Hungerlöhne bei 18 Stunden Tagesarbeit! Die Bahn hatte (1902) 28$^{1}/_{3}$ Millionen Einnahmen, gab 15,166,310 Rubel aus, so daß dem Staat 13,187,955 Rubel verblieben, wovon freilich die Anlagekosten verzinst und getilgt werden müssen. Kaukasien zählt 9'491,000 Einwohner, wovon auf Georgien 2'600,000 kommen. Dies Gebiet ist reich, die Bevölkerung altgesittet. Nach amtlichsweisen Auen wurden im Jahre 1902 dort 12 708 Mill. Kilo Erdöl, 150,000 Tonnen Mangan, 126,000 Tonnen Kupfer, 54 000 Tonnen Salz, 54 000 Tonnen Kohlen u. s. w. gewonnen. Von den Einkünften des Landes gehen 67 % in Kosten der Verwaltung auf. Nach den Berichten des von der georgischen Nationalpartei gegründeten Wochenblattes Georgie in Paris greift unter allen kaukasischen Völkerschaften, namentlich Georgiern und Armeniern, die revolutionäre Bewegung fortwährend um sich. Socialismus, Anarchismus, sowie der russische Nihilismus dringen überhaupt in allen Theilen Rußlands vor. Die Regierung bekämpft dieselben nur mit rohen Polizeimitteln. Jetzt steigert sie in anderen Gebieten die

Unzufriedenheit durch gewaltsame Wegnahme des armenischen Kirchengutes in schlimmster Weise. Die Stadt Tiflis muß 400,000 Rubel für Unterhaltung der Kasernen und Polizei ausgeben, während ihr für die eigenen Erfordernisse nur 157,455 Rubel bleiben. Ein kleines Beispiel der Wohlthat staatlicher Fürsorge in Rußland! Das Kennzeichen der Autokratie ist ja eben, daß der Staat alles aufsaugt und daß selbst eine bescheidene Selbständigkeit öffentlicher Körperschaften, der Städte, Gemeinden und Provinzen nicht aufkommen kann. Es muß eben alles und alles in die allgewaltige Staatsmaschine hinein, um verrieben, wenigstens über denselben Kamm geschoren zu werden.

LXXXII.

Dubois über Friedrich den Großen.[1])

Ueber den Charakter, die sittlichen Eigenschaften, die Anschauungen und Bestrebungen, die inneren Leiden und Kämpfe Friedrichs des Großen sind wir, dank seinen Schriften und den zahlreichen Zeugnissen von Zeitgenossen, wohl unterrichtet und zu einem weit gerechteren Urtheil, als es seiner nächsten Umgebung möglich war, befähigt. In seinem Charakter finden sich neben hellem Licht dunkle Schatten, weil der Vater durch seine Rohheit die sanfteren Regungen im Gemüthe des Sohnes zurückdrängte. Die Entwicklung der Pietät war infolge des Zwiespaltes zwischen Vater und Mutter nicht möglich; durch Mißhandlungen seitens des Vaters wurde der Sinn des Sohnes

---

1) L. Paul-Dubois, Frédéric le Grand d'après sa Correspondance politique. Paris, Perrin, 1903. 330 p. (3½ Frs.)

verhärtet und ein Trotz großgezogen, der in Weltverachtung und Cynismus ausartete. Dies ist trefflich nachgewiesen bei Lavisse, „Jeunesse du Grand Frédéric“: „le Grand Frédéric avant l'Avènement“. Daß der Prinz über die Versuchungen siegte und, einige Thorheiten seiner Jugend abgerechnet, seine Ausbildung nicht vernachlässigte, gereichte ihm zum besonderen Verdienst. Dubois hat sich zum Zweck gesetzt, aus den zahlreichen Schriften, besonders der Correspondenz des Königs, den echten Kern herauszuschälen und die Stellen zusammenzutragen, in denen ihm die Wahrheit entschlüpft ist. Er schildert in drei Kapiteln den Politiker, den Literaten, den Menschen, und weist mit Vorliebe das rein Menschliche in diesem Uebermenschen nach, der, um seine wahren Gefühle zu verheimlichen, vielfach die Maske des Stoicismus und der Apathie vorhielt. Ohne religiösen Glauben, nimmt er seine Zuflucht zum Determinismus, den er zum kruden Fatalismus umbildet. „Die Ordnung des Weltalls, die allgemeinen Gesetze heischen“, so sagt er, „wie in der magischen Laterne, eine beständige Veränderung; die einen Gegenstände verschwinden und machen den andern Platz, bis wir an die Reihe kommen; alles ist das Spiel des Zufalls, der immer neue Scenen darbietet.“ Das Interesse des Staates ist der Beweggrund von Friedrichs Handlungen; wir wissen, wie genau er es mit dieser Pflicht nahm, wie schwer er seinen Bruder bestrafte, der nach Friedrichs Urtheil dieser Pflicht nicht genügt hatte. Friedrich ist ein weit größerer Feldherr als Politiker und ein besserer Politiker als Stilist, wie Dubois darthut. Seine Darstellung ist konkret, aber weder schön noch geschmackvoll, weil Friedrich kein Ideal hat, weil die Realität bei ihm vorherrscht; deswegen sagt Carlyle: „Frederick is by no means one of the perfect demigods; to the last, a questionable hero.“ Friedrich hat, so urtheilt Dubois, über sein egoistisches Zeitalter und seine realistische Rasse sich nicht erhoben. — Dubois hat sich in der einschlägigen deutschen Literatur gut umgesehen. Sein Buch ist sehr lesbar und fesselnd.

A. Zimmermann.